WATERLOO.

Ein Gedicht, mit Anmerkungen.

Dem General

BOURMONT

von

MÉRY und BARTHÉLEMY.

Metrisch nachgebildet

von

Karl Grib.

Zweibrücken, 1829.

Druck und Verlag von C. Ritter.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Vorbericht des Uebersetzers.

Die berühmten Verfasser des **Napoléon en Égypte**, des **Fils de l'homme**, und anderer trefflichen Werke, beweisen auch hier, wie sehr ihnen, bei tiefem Gefühl und edler Vaterlandsliebe, eine reiche Phantasie, ein scharfsinniger Geist und eine lebhafte und glänzende Darstellungsweise zu Gebot steht. Der Zweck dieses Gedichts, worin die Thatsachen mit historischen Anmerkungen bewahrheitet sind, ist in ihrer Vorrede ausgesprochen.

Daß man sich bei der Nachbildung eines poetischen Werks noch weniger genau an das Wörtliche halten kann, als bei der eines prosaischen, versteht sich von selbst; doch habe ich auch hierin die möglichste Treue zu beobachten gesucht. Ob dies geschehen, und besonders, ob der

Sinn des Originals getroffen ſey, darüber entſcheide das unterrichtete Publikum.

Die Ueberſetzung des angekündigten Werks: **Douze Journées de la Révolution**, zu welchem die gegenwärtige Dichtung gehört, wird, ſobald daſſelbe erſchienen iſt, nachfolgen.

Am 7. November, 1829.

Karl Geib.

Vorrede des Originals.

Während der Beschäftigung mit unsern zwölf Tagen der Revolution kam in unsern Plan der Gedanke, ein Stück davon der Schlacht bei Waterloo zu weihen. Wir thun jetzt, was wir erst in einem Jahre hätten thun sollen; es ist eine Gallerie von Gemälden, die bei dem Ende ihren Anfang nimmt. Wir bezahlen durch diese Anderstellung der Arbeit unsere Dichterschuld dem unglaublichen Umstande, der den Mann des Verraths in das Ministerium warf. Der Plan dieses Gedichts sollte sich an den Ursachen, die seine Herausgabe beschleunigt, rächen. Dies wäre nicht zur Zeit der Ruhe geschehen. Ein Werk reiner Poesie, ein trauriges, der Erde entgrabenes Andenken, ein Schlachtgemälde ohne

politiſchen Rahmen, iſt jetzt ein Rachegeſang, mit Satyre vermiſcht, geworden, ein nothwendiges Produkt der Gefühle des augenblicklichen Haſſes. Wir geben es daher dem Publikum als ein Gelegenheitsgedicht, und laden auf uns alle Mißgunſt, welche man Werken dieſer Art angedeihen läßt, obſchon die Gelegenheit immer die beſten Hervorbringungen der ältern und der gleichzeitigen Literatur eingegeben hat, von dem Rheinübergang und dem Pulte *) bis auf die Satyren von Gilbert und auf die hiſtoriſchen oder politiſchen Oden von Lebrun und Victor Hugo. Und zudem, iſt ein Dichter nicht vor allen Dingen Staatsbürger? Er wiege ſich zur Friedenszeit in ſanften Träumereien und ſchwärmenden Gefühlen! Aber wenn der Krieg ausbricht, muß er den Wald oder die Gebirge für den Staub der Kampfesbahn, den Spiritualismus für den Realismus, verlaſſen.

*) Von Boileau.

Waterloo.

Geöffnet ſey denn, langverſchloſſ'nes Grab,
Des großen Heeres blut'ge Joſaphat!
Erhebet Euch, der Unglücksebenen
Bewohner! Hört auf unſ're Klagen jetzt!
So muß, nach fünfzehn Jahren, Eure Aſche,
Die dort zerfiel, mit neuem Gram erſteh'n! —

Man ſchwieg bisher: die derben Inſulaner, [1])
Sie traten Eure Raſenhügel dort
Mit Füßen; ha! Was liegt daran? Die Luſt
Vergnüget' ihren Stolz; ſie kamen her,
Und kauften im Bazar [2]) der Gräber ſich
Die Trümmer jener Bomben und Haubitzen
Vom Hirten, welcher von dem Sarge lebt.

Dann trugen als leichtgläub'ge Antiquare
Sie dieſe Schätze weg, die hier begrub
Ein froſtiges Behältniß, den verworr'nen
Verein von Eiſen, Blei und ſchwerem Erz:
Die ungelebrte Meng' am Themſeſtrand
Griff gierig nach dem neuerlangten Raub
Aus dieſem unterirdiſchen Muſeum.

Ach! ſolche Kinderklappern foderte
Des Landes arme Chronik, das verbrauchte

Regiſter brittiſcher Annalen, jetzt,
Um dorten in dem goth'ſchen Aufenthalt
Die Abende zu kürzen: immer noch
Blieb ihnen nur, als hoher That Gedächtniß,
Womit ein Volk ſich ehrt, die Wiederholung
Der Sagen von des ſchwarzen Prinzen Ruhm. [1]

Auch, wenn das leichtbeſchwingte Waffenglück
Mit zweifelhaftem Blatt der heimiſchen
Geſchichte Buch verſeh'n, dann ward es laut
Vom Britten auf dem Schaugeſtell verkündet.
Sie zeigten ihre Siegesfahnen dort
Als Wunder, ſo wie ein Emporkömmling,
Der Bettler noch am vor'gen Tag geweſen,
Zur erſten Schau den Rittermantel trägt. [2]

War ihnen doch ein Held! Des Schottenlands
Homer entwarf im Hyde-Park den Plan

Zu ſeinem Machtkoloß; [1]) des Bildners Maßel
Lag, während er ihn ſchuf; in griechiſches
Profil verwandelt' er ſein engliſch Bild,
Und waffnete die ſtolzerhöhte Bruſt
Mit Stahl: ſo ward zum Rieſen der Pygmäe!

Und jene Pilger-Lords verließen ſchnell
Die Inſel, wandernd nach dem belgiſchen
Gefild, wo ihr Achill den Sieg errang.
Sie riefen: »Waterloo und Wellington!«
Und dieſe Worte, die noch härter ſchellen
In dem britann'ſchen Mund, erneuten ſich
Stets, wie eintön'ger Glocken Wiederklang,
Ausrufend: »Waterloo und Wellington!«

Man duldet' es! Europa, noch betäubt,
Ließ ihnen gern die Luſt der Parodie;
Warum die Helden für ſo Kleines rächen?

Für ſolchen leeren Schimpf, o heilige
Und theure Schatten, wagt der edle Gram
Und unſer Trauern, er waget nicht
Zu ſtören Euer moderndes Gebein!

Doch unerhörte Schmach, die Frankreich trifft!
Ein Mann, der Simon jener großen Schlacht, [6])
Hat die Gewalt des Kriegerthrons erlangt;
So wollt' es England, das dem Heere nun
Mit ſchnöder Hand den feigen Schlag verſetzet:
Das Heer zu rächen, dies ſey unſ're Pflicht!

Wir rächen es, und Alles ſey geſprochen!
Verkette ſich dem alten Haß, dem längſt
Vergang'nen Schimpf die neu erfahr'ne Schmach!
Wohlan! Gewürdigt ſey ein jeglicher
In dieſer Todeshymne! Stehen wir
Als bill'ge Zeugen dort in hohen Schranken,

Dann ſoll, wo Wellington gerichtet wird,
Dem Helfer ſeiner Thaten der Verachtung
Unſterblichkeit von uns gelobet ſeyn!

Erneuet unſerer Gefall'nen Ruhm!
Stellt die Geſchicht' in ihrer Wahrheit her!
Das neue Crécy *) hat noch nicht die Zeit
Gerichtet: jenes prächt'ge Waterloo,
Von dem ihr Mund ſo viel zu reden weiß,
Iſt unſer Mont-Saint-Jean: *) wir ſchämen uns
Nicht ſeiner, und die Schlacht — ſie folge hier! *)

*) Obſchon das Gedicht bis hieher in Strophen abgetheilt iſt, ſo glaubte ich doch, dieſe, gleich der nachfolgenden epiſchen Darſtellung, in reimloſen Jamben übertragen zu müſſen, weil ſie mehr im didactiſchen, als im lyriſchen Tone geſchrieben ſind. Nur mit dem eingeflochtenen Geſang habe ich eine Ausnahme gemacht und ihn in den vierfüßigen Trochäen des Originals nachgebildet.

D. Ueberſ.

Oft, im gewalt'gen Stoße, der ein Reich
Zerſchellt, in jener höchſten Stunde, wo
Ein ganzes Volk erſtirbt, wenn dann zwei Fürſten,
Die Nebenbuhler ſind, auf Einen Punkt,
Wie Wirbelwinde, Roſſ' und Männer treiben,
Und wenn die Erd' in dumpfer Stille harrt
Auf eine mächtige Begebenheit,
Die neu der Welt Geſtaltung ändern ſoll, —
Dann ſprechen Zeichen, die vorhergeſandt
Und an dem Firmament geſchrieben ſteh'n,
Gemeinen Seelen von der Folgezeit;
Der Himmel läßt im Donner wiederhallen
Des Erdendrama's ſchrecklichen Prolog;
Den Menſchen kündet er mit lauter Stimme,
Daß er auch Theil am Zwiſt der Kön'ge nahm,
Und meldet durch ſein trauriges Gewand,
Daß bald ein großer Mann verſchwinden ſoll,
Wie jener Cäſar, Roms Napoleon.

Sie täuſchen nicht, die redneriſchen Zeichen!
Eröffnet hat das dunkele Gewölk
Die tiefe Werkſtatt, und in Fleurus Auen
Erhellt des Ungewitters Fackelſchein
Der Franken Siegesbahn; ſie zogen fort,
Und das Geräuſch der fernen Donner glich
Dem Wiederhall jetzt rubender Geſchütze.
Mitbürger iſt hier Jeder, und die Maſſ'
In ungeheuerem Vereine denkt
Nur wie ein einz'ger Mann. Ach! jene Zeit,
Sie iſt nicht mehr, wo unſ're alten Schaaren
Den Feind bekämpft in ſeiner eig'nen Flur.
Hat auch ihr Glück gewankt, ihr Muth beſteht
Noch wie zuvor, und morgen, wiſſen alle,
Soll bei den Adlern, die ein Trauerflor
Umſchleiert, im Entſcheidungskampf ihr Arm
Vertheidigen die Schwell' an Frankreichs Pforten.
Meineidig am gemeinſamen Vertrag

Wird hier ein einz'ger Mann; von dem Panier,
Das ebenbürtig schuf der Heldenruhm,
Entweicht er, ein verhaßter Apoſtat
Der Kriegestreu', geräuſchlos in der Nacht
Vor dem Gefecht, wie mit verſtohl'nem Schritt
Des Gatten Lager im geheimen Dunkel
Ein ehebrecheriſches Weib verläßt,
Sobald die Nacht den Horizont umdüſtert.
Der Würd' entſetzt durch ſeine eig'ne Hand,
Und ſinnend auf Verrath, iſt er entflob'n.
Wann in der Morgenröthe Glanz den Führern
Das kaiſerliche Zelt eröffnet wird,
Dann fehlt in dieſem edlen Kreiſe, der
Zum hohen Rath berufen iſt, dann fehlt
Ein Einziger — und Er iſt bei dem Feinde!")

Ha! er hat ſich ſelbſt gerichtet,
Der Verräther! Aus den Reih'n

Jagt er ſich: bei alten Kriegern
Soll verflucht ſein Name ſeyn!
Hat, abſchwörend unſern Aaren,
Wellington's und Hollands Schaaren
Er den ſchnöden Arm geliehn?
Dank, o Dank der Flucht des Feigen!
Unſer Heer iſt rein und edel;
Beſſer kämpft Ihr ohne ihn!

Seht im flammenden Gewölke
Dort die leichten Streiter geh'n,
Die in Schwärmen vor dem Heere
Sich im raſchen Wirbel dreh'n;
Und die Tapfern, hohen Wuchſes,
Die drei ehr'ne Schlachtreih'n bilden;
Dann die Kämpfer, nie beſiegt,
Jene Garde, die nur ſtürmet

Zum Gefecht, ſobald ein jedes
Schwert in ernſter Wage liegt!

Von dem Siege noch erſchöpfet,
Den ihr Lauf errungen hat,
Ordnen für die Weltgeſchichte
Sie auf morgen ſchon das Blatt.
Manchmal in dem feuchten Winde,
Bei der Schlangenblitze Feuer,
Glänzt der Adler Gold heran,
Und ihr Flügel ſcheint zu nehmen
Im durchdonnerten Gefilde
Seinen Aufſchwung himmelan.

Regen in erſtarrten Tropfen
Rieſelt von dem Kriegsgewand,
Von der Mähn' erhitzter Roſſe,
Von geſenkter Fahnen Rand.

Streiter, die zu Fuß, umreihen
Ihr Panier; auf engem Pfade
Wallt der müde Schritt einher,
Und noch düſt'rer, gleich den Schatten,
Heben dort empor die Reiter
Ihre Mäntel, naß und ſchwer.

Seht die Ebnen und die Berge,
Die ihr Feldherr ja verſpricht!
Sie vergeſſen die Beſchwerden
In des Feindes Angeſicht.
Waffenſtillſtand, Ruh' und Feſte
Will nunmehr kein Kriegesmann:
Laßt den Regen, laßt ihn rieſeln!
In der fernen Beiwacht Feuer
Glänzt der Berg von Sanct Johann. *)

*) Le Mont Saint-Jean

Schon Britannia's Bewehrte
Zeigen ſich auf jenen Höh'n,
Wie auf unſern Opernbühnen
Feuerroth Dämonen geh'n.
Man erkennt an ihren Trachten,
Halbentblößt, in dieſer Menge
Schotten aus dem Rebelland;
Mitten ſteh'n Batavia's Krieger,
Trauernd, daß ſie brav und muthig,
Und daß ſie uns je gekannt.

Bald verſcheuchen Zauberläfte,
Als die Morgenröthe lacht,
Von der Belgier Gefilden
Schnell die Wolken dunkler Nacht;
Seinen ſchwarzen Mantel ſenket
Jetzt der Sturm in weiten Falten
Zu der fernen Höhle Sitz:

Gott beſchütze Frankreich immer!
Heil dir, unſ'rer Hoffnung Schimmer,
Sonnenſtrahl von Auſterlitz! [*])

Noch ſtört kein Laut die feierliche Stille,
Kein rauſchendes Getön im grünen Wald,
Kein Dörfner, der mit frölichem Geſang
Den ſchönen Sommermorgen neu begrüßt.
Doch bald, ach! bald zum Tod und zum Verderben
Erſchallen and're Tön' und Symphonie'n
Auf dieſem Raſen, den ſo vieles Blut
Ringsum betriefen ſoll, zum letztenmal.
O prächtiges Gemälde menſchlicher
Gewalt! In dieſer Fläch' erſcheint das ganze
Europa. Hört Ihr kriegeriſchen Klang?
Ha! Seht Ihr ihn, durchſprengend jenen Raum,
Den Adjutant, der die Befehle bringt
Und ſchnell dann weiter fliegt? Ein einz'ger Geiſt,

Bewegt den großen Körper; Alles iſt
Im Glanz, des Lebens und der Kühnheit voll!
O Wand'rer, die Ihr geht auf dieſem Wege,
Wie ſchön iſt er! — Doch ſeht ihn morgen an!

Mit einmal regt ſich Alles freudig dort:
Der kriegeriſche Loſungsruf entflammet
Die Herzen all' im unbewußten Drang;
Dies iſt der erſte Donner der Geſchütze,
So deutlich und ſo hell; die reine Luft
Trübt kein Gewölke noch: das Feuer ſprüht
Aus unſern Reih'n; Gewehre krachen jetzt
Auf ſcharlachrother Linie, Flammen ſchlängelnd:
In jedem Lager öffnen ſich zugleich
Die tobenden Behälter, und die Glut
Beweglicher Vulkane blitzt heran;
Der eherne Komet, die Feuerkugel,
Ziſcht, trennt die Luft, zerſtört und höhlt ein Grab;

Die zündende Haubitz', unregelmäßig
Herſpringend, fährt vom Roß zum Reiter auf:
Mit ſolchem furchtbaren Getöſe reißt
Des Schiffes Segel bei der Stürme Wuth.
Jedoch die Stimme, die Befehl ertheilt,
Das mächtige Organ, weiß zu beherrſchen
Des Erzes dreimal hundert Stimmen dort;
So oft die blutbegier'ge Kugel ſauſt
Und leeren Raum in manche Schaaren furchet,
Hört man von Feldherrn, die noch aufrecht ſteh'n,
Von Führern, die ſchon mit dem Tode ringen,
Den ſchnellen Ruf: »Soldaten, ſchließt die Reih'n!«

Als jetzt der Morgenwind, der unſer Heer
Anweht, des Dampfes Wolkenthurm zertheilt,
Da wendet ſich mit einem Forſcherblick
Der wohlerfahrene Soldat zum Hügel,
Wo hoch der Kaiſer wie ein Adler ſchwebt. *)

Dort ist Er: kaum begonnen hat die Schlacht,
Als Er mit der Gedanken weitem Fluge
Den Horizont umkreist; im Schweifdunst
Entdeckt er Flächen, Thäler, so durchschnitten
Von hohlen Gängen, auch den fernen Wald
Mit Föhren und mit Lerchenbäumen, auch
Die Höhen, reich von Englands beiden Schaaren.
Vor seinem Blick ist Alles: mit der Kunst
Und seinem Genius entrafft Er Schritt
Vor Schritt des Glückes Würfel, und vereint
Den Sieg; auf großem Schachbrett scheint zu weilen
Sein Auge, dort, wo man um Reiche spielt. ")
Bisweilen doch mit sorgenvollem Blick
Und hingeneigtem Ohr fragt Er den Himmel.
Was machst Du so entfernt, o Grouchy? Was
Hält, Excelmans, Dich auf, der immer sonst
Im Vortrab war? Und Gerard, niemals laut,
Wenn die Kartaune ruft? Du, Vandamme, auch,

Und Alle von so hohem Ruhm? *) Gewiß,
Wenn Ihr im Anmarsch Euch betrogen findet,
Zerbrechet Ihr mit eigner Hand das Schwert,
Das jetzt untauglich ward, und sehnet Euch
Mit heil'gem Zorn nach dem durchblitzten Felde,
Wo ohn' Euch jeder Kampf bestanden wird.

Wohl ist es nicht mehr Zeit! Den Linien
Der Britten zu bewegt sich rasch das Heer,
Zehn Säulen stark; nach ihrer Rechten dringt
Vor Allen Hieronymus; er will,
Daß Königsblut zuerst vergossen sey.
Sein Flügel, den er lenkt aus tiefem Thale,
Nimmt Hougoumont's umzackte Schutzwehr ein; **)
Vergebens suchen die Vertheidiger
Des Waldes Schirm: verfolgt und noch einmal
Gedrängt, weicht Engellands erles'ne Schaar
Dem Donnerstreich des Königs von Westphalen

Nach dem Gebirg; des Heeres Mitte ſchon
Iſt hergeeilt; dort in des Thales Schlucht
Ergießet Erlon ſeiner Kugeln Saat,
Und auf die feſte Burg, die eben noch
So furchtbar ſchien, wirft Reille der Haubitzen
Gewalt, die Alles durchbricht und verzehrt.

Die Höh' erſteigt, des Feindes Mittelpunkt!
Auf, Ney's Soldaten, Valmy's Küraſſiere,
Und Milhaud's Reiter, auf! die Tuba ſchallt.

Seht Ihr die ſchwere Säule wandeln dort?
Centauren, feſt und ſtark, mit Rieſenleibern,
Das Haupt in Eiſen, ſchimmerreich der Fuß,
Ein ſchreckenvoller Sturm von Roß und Mann!
In Maſſ' erhebt er ſich, und fällt zurück
In Maſſ', und wiederhallt in Feldern, wo
Sein Gang die Spuren in das Land geprägt,

Gleich einem langgedehnten Wirbelſchlag
Von unterird'ſchen Trommeln: ausgeſtreckt
Den Hals, den Säbel vor das Haupt gerichtet,
Sprengt Alles vom gehöhlten Weg hinauf
Zum hohen Sitz: ſchon iſt er faſt bedeckt
Vom ungeheuern Flug, und rings erbebt
Das Erdreich unter der Britannier Füßen. [14])

Die Todesſtunde ſchlägt! Ihr mächtigen
Kriegsmannen, jetzt vollendet Englands Trauer! [15])
Wie oftmals werden Frauen Albion's
An Euch noch denken, ihre Söhn' und Gatten
Beweinend; ha! ſie wollten ſo; es wird
Zum mindſten ihre Luſt vollkommen ſeyn.
Hier findet man nicht jenes Fontenoi,
Die Etikettenſchlacht, wo Eure Ahnen,
Halb grauſam und halb Höflinge, dem Feind,
Bevor ſie ihn erwürgt, den Gruß geboten: [16])

Es ist kein künstlich abgemeßner Streit,
Ein wilder Zweikampf ist's, ein heftiges
Gemeng; man schaut sich Antlitz gegen Antlitz,
Man faßt sich Leib an Leib, und Durst nach Blut
Hat jedes Schwert, Gefall'ne will das Land.
Dringt auf den Feind! Kein Säbel, der nur streift!
Zielt nach der Brust, wo schärfer ist die Wunde!
Entscheidet hier, und denkt nicht and're That,
Entscheidet, wer von beiden Völkern, die
Stets Nebenbuhler sind, erliegen soll!

Auf jene dichten Massen schon erklang
Der Angriff: von dem Panzer glitschen ab
Die Flintenkugeln, wie zur Sommerzeit
Auf Artois Eb'nen von dem Schieferdach
Der Hagel springt zurück: [18]) ha! Englands Massen!
Lebend'ger Wall, den nichts durchbrechen kann,
Nicht hoher Kürassiere Flammenschwert,

Nicht muth'ger Rosse Sturm auf diese Reih'n!
Sie widersteh'n aufrecht und fest geschlossen:
In diesem ehr'nen Viereck, das die Kunst
Des Kriegs verkettet, wird kein Britteusohn
Von Schrecken oder auch von Haß bewegt;
Allein, was unsern Kriegern in das Herz
Die edle Hoffnung flößt, was Heldensinn
Zu wagen strebt, das leistet er aus Pflicht.
Sein Handwerk ist der Krieg; am Tag der Schlacht
Kämpft er für seinen Lohn — arbeitet nur;
Ihn spornt der Ruhm nicht viel, und er besteht
Gefahren in unedler Sorg' um Speis'
Und Trank; von jenem fetten Mahle heischend,
Was ihm davon zu Theil wird, tränket er
Im Blut der Schlachtbank sich mit Tapferkeit,
Dem Tagelöhner gleich, dem Automaten,
Den auf das Fußgestell ein Bildner setzt,
Behauptet er, wenn seine Führer wollen,

Den ganzen Tag im stoisch ernsten Zwang
Die heldenmüth'ge Stellung, und sein Auge
Verkündet nur den dunkeln, starren Sinn.
So steht als unbeweglicher Soldat
Er dorten ohne Muth und ohne Furcht. *)

Schon lange bricht sich uns'rer Reiterschaaren
Gewalt an diesen schweren Reih'n zu Fuß,
Den Märtyrern des Heerbefehls; heran
Schon zwanzigmal auf jene scharfen Eisen,
Furchtbaren Scheins, dringt muth'ger Rosse Brust:
Doch wie des Meers erneuter Wogendrang
In starker Fluth den mächt'gen Damm durchhöhlt,
So reißt der Franken letzter Angriff dort,
Wie Strom anbrausend, beide Reih'n darnieder,
Und tausendmal empfangen und ertheilt
Bricht Tod die Bahn in ihre Mitt'; umsonst,
Mit Kält' und unbeweglich, ordnet weiter

Die Brittenſchaar in eng'res Viereck ſich,
Umſonſt gewinnt ſie and'rer Berge Höh'n:
Die ehr'ne Hand verfolgt ſie überall,
Und mindert ſie; der ſtolze Wellington,
Bleich um ſein Leben, mit Gewaffneten
Umſtellt und von der Hülfe ſelbſt erdrückt,
Sieht ſchon des Heeres letzte Stunde nah'n,
Gebeut das Nicht'ge, kreuzt die Arm', und weint. *)

O ſchaut nun dieſes Feld von Waterloo!
Steigt auf die Höh'n! O welch erhabenes
Gemäld'! Welch Schauſpiel! Seht, wie ſchön der Kampf!
Es wankt am Schutzort Englands Mittelheer;
Die Bataver, vom Schloſſe Hougoumont
Gejagt, umſchilden ſich mit Bergeskuppen,
Und Zwanzigtauſend, der gewalt'ge Stolz
Von Engellands erleſ'ner Schaar, ſie decken
Im Tod den vorgeſchriebnen Raum, und Blut

Betrieft die Höh'n, wo sie das Grab empfängt.
Vor Lobau weicht der Adler Friederich's;
Furcht drängt zusammen die besiegten Schaaren;
Die Wege Brüssels und Antwerpens sind
Schon überschwemmt; Engländer, Hannov'raner,
Fußvölker, Reiter überlaufen dort
Die Hügel, überspringen Heck' und Zaun.
Hört, was im lauten Felde wiederhallt!
An rollt der ehernen Kanonen Zug;
Dort ist ein Heer in Flucht, ein großes Werk
In Trümmern; unser Adler schwebet rings:
Hört ihr den Ruf, der um den Kaiser hoch
Begeisterung erweckt? Es ist der Ruf
Der Krieger, wenn das Reich ihr Muth gerettet,
Ein herrliches Te Deum, welches schon
Zehn Jahre lang im Ohr der Könige
Durch ihre Donnerstimme wiederklang! ")

Doch jetzo ſchlug die feierliche Stunde,
Die auf der ew'gen Uhr von Gottes Hand
Bezeichnet war; es offenbarte ſich
Das ſchreckliche Geſetz, worin der Menſch
Das unauflösbare Warum vergebens
Zu ſuchen ſtrebt, das, ohne Stundenfriſt,
Gebeut, wann ein Monarch verſchwinden und
Ein Reich erſterben ſoll. — Der Abend kam,
Und es erſchien am fernen Horizont
Ein Blücher, ſchon ein Greis, der ſeinen Namen
Von dem Geſchick erborgt; der Himmel ließ
Ein Stäubchen Sand auf den Giganten fallen,
Den Jedermann für unvertilgbar hielt;
Der Adler ohne Gott, verlierend jetzt
Den langgewohnten Donnerſtrahl, er ſank
In Wolkennacht — und Alles war vollendet! *) —

Und Ihr, die unter dem Dreifarben-Schirm
Den großen Tag geschaut, und die noch leben,
Antwortet! Haben wir in dem Gesang
Nichts unterlassen, haben wir den Namen
Von jedem Eurer Feinde hier genannt?
Er, der allein vom Heere sich verwies,
Und den kein Dampf geschwärzt in Euern Reih'n,
Der mit des Franken Ton der Britten Lied
Anstimmt', und der am Abend jener Schlacht
Den Wellington umarmt, was macht Er nun?
Ist seine Schmach ihm auf die Stirn geschrieben?
Sah Er durch unsere Gesetze wohl
Sein Haus geächtet, seinen Schild zerbrochen,
Sein Feld mit Salz besä't? [2]) Ist Er verbannt
Vom Frankenreich? —

Er ist im Hofbezirk!
Der Ehre Zeichen schmückt noch seine Brust,

Des Schloſſes Wache grüßt, wenn Er ſich naht;
Um Waterloo zu lohnen, gaben ihm
Die unentſchied'nen Britten endlich noch
Den Sitz auf unſern kriegeriſchen Fascen:
Die Britten! Als, die ihm entfall'ne Kron'
Abtretend, ihnen einſt ſein Schwert gereicht
Der Ueberwund'nen Größter, ach! da ward
Ihm der Verbannung Brod mit Gift gemengt.
Doch Dir, als in der Nacht des Hochverrathes
Du zu dem Heerd des Brittenvolkes kamſt,
Als dunkler Anſchlagſtifter, zu verkaufen
Die pun'ſche Treu', bot als verdientes Recht
Dort England die ſo bald verwelkte Ehre
Der Gaſtfreundſchaft, und ſeine Dankbarkeit,
Ungern verſchoben, ſprach Dir einen Theil
Von Frankreich zu, das Du verkauft: wohlan!
Es hat den niederen Vertrag erfüllt,
Es hat des Blutfelds Lohn Dir zugeworfen.

Seitdem Dich an die Spitze der Gewalt,
Wo auch der Reinste bebt, ein Hofbeschluß
Gefesselt, will Dein leidensfreier Muth,
An Schimpf gewöhnt, mit Stolz den Pranger dulden.
Taub ist Dein Herz dem öffentlichen Ruf;
Allein es naht, es naht der Augenblick,
Wo Frankreich, unmuthsvoll, dich niederbeugt
Mit seinem unermeßlichen Gewichte.
Wann endlich in ehrwürd'ger Halle dort,
Wo unser Landgesetz besprochen wird,
Dein Mund, den lange Zeit die Scham verschlossen,
Das Gold zum Solde Deines Heers begehrt,
Dann wird ein Ruf, verkündend Deinen Sturz,
Erschallen bis zur Brücke des Triumphes,
Wo Bertrand Duguesclin den Kampf erhebt; [*])
Dann siehst Du auf dem zirkelförm'gen Sitz
Empört von Abscheu unsrer Volkstribunen
Bei Deiner Stimme Klang; Dein freches Aug'

Umdunkelt sich vor Schrecken, wenn es nun
Auf Gérard blickt, der Bürge war für Dich.[25])

Geh'! Nichts, ja nichts hebt diesen Bannfluch auf;
Er bleibet unabänderlich, und wenn
Das Volk verwünscht, dann ist sein Spruch der höchste;
Denn sein Gefühl von unbezwinglicher
Gerechtigkeit weis't jegliche Verzeihung
Zurück; Du kannst zur Schau auf Deine Brust
Ein Ordenszeichen heften, ja, Du kannst
Des Königs väterliche Huld bewegen;
Doch ewig in den Augen Aller bleibt
Dein Flecken; vierzehn Jahre haben nicht
Die Unthat in Vergessenheit gebracht:
Der Gram verjährt sich wohl, doch nie die Schande!

Anmerkungen.

*) Unser Freund, Herr Saintine, der im letzten Sommer das Schlachtfeld von Waterloo besucht und es als Beobachter und als Dichter studirt hat, schrieb uns von Waterloo selbst einen Brief, den wir hier einrücken zu müssen glauben. Er wird einige unserer Behauptungen rechtfertigen und zugleich dem Leser eine Kenntniß von dem gegenwärtigen Zustande dieses Orts verschaffen.

Waterloo, den 18. Juni, 1829.

„Euch, meine Freunde, seyen die Bewegungen meines Herzens, die der heutige Tag hervorbrachte, mitgetheilt! Sie waren häufig und stark, und da Waterloo der Stoff eines Eurer zwölf Tage der Revolution *) seyn soll, so habt ihr dann selbst diese traurige Pilgerfahrt mit mir vollendet.

„Ich reis'te am frühen Morgen von Brüssel ab. Nachdem ich einen Theil des schönen Waldes von Soignes und die Dörfer Waterloo und Mont-Saint-Jean durchzogen, befand

*) Dies hatten wir für jenes Werk, das unverzüglich heftweise erscheinen soll, beabsichtigt.

ich mich endlich vor jener Bühne, wo das große Revolutions-Drama anzufangen und zu endigen schien; denn bereits im Jahr 1794 verherrlichten die Franzosen, unter Befehl des Generals Lefèvre, durch zwei Gefechte, durch zwei Siege, den Meierhof von Mont-Saint-Jean und die Mauern von Waterloo.

„Die Ebene, welche ich vor Augen hatte, ist leicht beherrscht durch zwei parallel laufende Ketten kleiner Berge, deren vornehmste, die sich von dem Dorfe Merk-Braine bis zum Dorfe La Haie erstreckt, von den Engländern besetzt war. Die französische Armee dehnte sich auf den gegenüber liegenden Höhen in einer krummen und hohlen Linie aus, indem ihr linker Flügel vorwärts Braine-la-Leude, und ihr rechter dem Walde von Frischemont angelehnt war.

„Vor vierzehn Jahren, und am nämlichen Tage, bewegten sich und starben 150,000 Menschen auf diesem Erdreich; auch sieht man jetzo daselbst nur Gräber und Trophäen. Die ersten Denkmäler, welche sich mir darboten, waren das des Generals Gordon, Bruder des Grafen von Aberdeen, und das der Hannoveraner. Sie stehen einander gegenüber, an beiden Seiten der Landstraße. Die Preußen haben das ihrige in der Form eines eisernen gothischen-Glockenthurms errichtet. Ein gewaltiger Erdhaufe, 225 Fuß hoch, eine Pyramide mit breiter Grundlage darstellend, zu oberst ein ungeheurer belgischer Löwe, der Frankreich anblickt und es zu bedrohen scheint, ist das Triumph-Denkmal der Belgier. Es ist auf jenem berühmten Plateau errichtet, wo die französische Cavallerie angriff und die englischen Vierecke durchbrach; als Material wurden 100,000 Karren voll Erde und 10,000 Leichname verwendet. Wellington allein ver-

schmähte, daß ihm zur Verewigung seines Ruhms eine Säule oder ein Obelisk gesetzt wurde; denn Marmor und Eisen geben der Zeit nach; doch hat er sich bescheiden den Sieg zugeschrieben.

„Was ich Euch nicht zu beschreiben vermag, meine Freunde, ist der schneidende Eindruck, den ich empfand, als ich von der belgischen Pyramide herab mit einem Blick die ganze Lage dieses Landstrichs umfassen, und, gestützt auf den trefflichen Bericht des Herrn Mortenval, nach Muße den Bewegungen der beiden Heere folgen konnte. Wohl kannte ich nur zu gut die unselige Entwicklung der Schlacht bei Waterloo; aber indem ich jetzt alle Glückswürfe, welche das Genie Napoleon's und die Tapferkeit der Soldaten in diesem langen Kampfe gethan, an mir vorüber gehen ließ, indem ich auf dem Schlachtfelde den vorschreitenden Bewegungen der Franzosen folgte, mir ein Bild ihres glühenden Eifers, ihres ungestümen Andrangs schuf, die englische Linie erschüttert, der Weg nach Brüssel schon mit Flüchtlingen bedeckt, Wellington selbst sich nur noch mit dem Muthe der Resignation waffnen sah, da vergaß ich Blüchern, und glaubte von neuem, der Sieg würde Frankreich bleiben.

„Noch war ich in der Betäubung des Erwachens, als diese durch die Ankunft mehrerer Fremden, welche mit ihren Führern auf der Plateforme neben mir Platz nahmen, zerstreut wurde. Es befanden sich unter ihnen Franzosen, Einwohner von Brüssel, und besonders Engländer. Einer der letztern, welcher eben so gut, als die andern, den Führer bezahlt hatte, damit er ihm den Sieg seiner Landsleute erzähle, war anfänglich sehr aufmerksam, als ihm der ge-

lehrte Cicerone die Anhöhen, die Senkungen und die Hohlwege, so die beiden Heere besetzt gehalten, nannte und mit dem Finger bezeichnete. Aber sobald der Erzähler die Schlacht zu melden und zu erklären begann, wie der linke Flügel der Franzosen zuerst angriff und die Alliirten aus dem Walde von Hougoumont vertrieb, da machte der ehrbare Gentleman, der nicht nach Waterloo gekommen war, um Uebels von Engländern zu hören, eine halbe Schwenkung rechts, ging hinter das breite Fußgestell des belgischen Löwen, und spazierte ein wenig umher, um den Geschichtskundigen seinen Bericht von Hougoumont's Wald enden zu lassen. Bald jedoch kam er von der andern Seite zurück, und mischte sich wieder unter die Gruppe der Zuhörer. Jetzt vernahm er mit sichtlicher Zufriedenheit die Darstellung des glänzenden Angriffs der Reiterei Posonby's auf die französische Infanterie des Zentrums; aber als er das Resultat, nämlich die englischen Reiter umzingelt, niedergeschmettert, die Generale Posonby und Picton getödtet, und die Franzosen Meister von La Haie-Sainte sah, machte er eine halbe Schwenkung links, und kehrte hinter seinen Löwen zurück, um den übeln Humor auszuhauchen. Doch wagte er sich von neuem herbei; aber jetzt verließen die englischen Artilleristen ihre Feldstücke, die Carrés waren durchbrochen, und mehrere Regimenter wirbelten in völliger Zerstreuung umher. Der gravitätische Britte hielt nicht mehr Stand; diesmal suchte er keine Zuflucht hinter dem Fußgestell, und ohne Blüchern abzuwarten, stieg er die 250 Stufen des Berges hinab, ohne Zweifel aus Unwillen, daß sogar in den Augen eines armseligen Führers die geschichtliche Wahrheit noch achtungswerther sey, als die Engländer.

„Wir besuchten von da das berühmte Schloß von Hougoumont, das der Krieg in eine Ruine verwandelt hatte. Die Bäume, welche es umgeben, sind durch die Kugeln und Mitraillen verstümmelt. Es hat wieder neue Thore; aber man versichert, daß die alten durch Flintenkugeln so zerrissen und durchlöchert waren, daß sie einem Siebe glichen. Die Franzosen verloren viele Mannschaft, ehe sie sich Hougoumont's bemeistern konnten; ein starker Hag, der auf der Seite ihres Angriffs eine Mauer maskirte, deren Existenz ihnen unbekannt war, erschöpfte lange ihr fruchtloses Musketenfeuer. Zweimal drangen sie in die Höfe, und zweimal wurden sie zurückgeschlagen. Endlich wurden sie Meister derselben; allein schon verzehrte der Brand diesen alten Bau, und eine große Zahl Verwundeter waren unter dem Schutte zerschmettert und verbrannt. Nur die Kapelle wurde bewahrt. Die Bauern, wie Ihr wohl denken könnt, schrieen von Wunder, und auch jetzt erzählte uns der Führer, wie hohe Flammensäulen, nachdem sie die Hauptgebäude zerstört, ihre Richtung nach der Kapelle genommen, aber dort gehemmt worden und plötzlich vor einem großen hölzernen Christusbilde, welches sich über der innern Pforte befindet, erloschen seyen. Ich untersuchte selbst dieses Wunder; die Kapelle war unbeschädigt: aber dem Christus waren die Füße verbrannt.

„Auf dem Rückwege von Hougoumont begegneten uns Frauen, welche uns Stücke zerbrochener Waffen, Trümmer von Haubitzen und Flintenkugeln verkaufen wollten. Man hatte mir gesagt, daß die Bewohner des Landes Fabrikhandel damit trieben. Ich dachte an die Mystification der 30,000 Ottonen von Bronze, welche den Engländern

durch Italiener der neueren Zeit, die Falschmünzer des Alterthums, verkauft wurden. Ich befragte meinen Führer; er rieth mir ab. „In den ersten Jahren, sagte er, fanden wir bei Umarbeitung des Feldes eine solche Menge von Flintenkugeln und Trümmern, daß wir sie nur sammelten, um sie pfundweise zu verkaufen. Noch jetzt entdeckt man mit weniger Aufmerksamkeit sehr viele. Aber darauf können wir nicht mehr speculiren; die Sache ist zu alltäglich geworden. Haben Sie jedoch Lust, Köpfe zu kaufen, so besitze ich einige, die wohl gereinigt sind und die ich Ihnen abtreten will." — „Wie? Köpfe? rief ich; Ihr verkauft Köpfe?" — „Die Engländer nehmen uns viele ab," antwortete er kalt.

„Darauf erklärte er mir, durch welches Mittel er sich dieselben verschaffe. Wir kamen vor **La Haie-Sainte** an. „Sie sehen wohl, sagte der Mann, indem er auf ein großes Kornfeld zur Rechten zeigte, daß diese Ähren nicht alle von der nämlichen Farbe sind. Es gibt ganze Stellen von einem dunkleren, schwärzlicheren Grün, als das der andern. Hier sind die Gräber. Fast in der ganzen Ebne ist es so. Wollen wir einige Gebeine oder Köpfe, so bemerken wir uns den Ort, erwarten den Abend, und graben dann nach." —

„Ich verließ diesen Plünderer der Heldengruft, und ging nach dem Meierhofe, wo ich zu Mittag speisen sollte. Alles athmete hier Lust und Vergnügen; denn es war heute Kirchmeßfest. Im Hofe sah man sehr belebte junge Dörfernerinnen, welche lachten und sangen. Ein gutes Mittagmahl erwartete mich in einem sehr reinlichen Speisesaale; denn die Reinlichkeit ist der Luxus des Landes. Ich hatte

eben ein sehr angenehmes Gärtchen besucht, wo Alles Duft und Blumen war. Also, meine Freunde! dieser Meierhof ist der von La Haie-Sainte, der Hauptpunkt des englischen Centrums, wo der Kampf am lebhaftesten und mörderischsten war. Diese Höfe bedeckten Leichname; dieser Speisesaal war der Ort, wo man einander während des Gefechtes niederstieß, und wo man nach demselben den Verwundeten die Glieder ablöste, und in diesem Garten, den der Rasen schmückt und der in so lieblicher Blüthe steht, hatten die Franzosen, von Blut und Pulverdampf berauscht, 400 Hannoveraner, die um Gnade riefen, erwürgt. Die Künste beleben sich nur durch Kontraste; aber die Gastronomie ist davon auszunehmen. Man speis't sehr übel bei solchen Erinnerungen.

„Ich schlafe zu Waterloo, wo Wellington sein Hauptquartier hatte. Er wohnte neben dem Gasthofe von Jean-de-Nivelles. Die Mauern der kleinen Kirche von Waterloo sind ganz mit Cenotaphien bedeckt, welche die verschiedenen Corps der englischen Armee ihren in diesem Kampfe gefallenen Offizieren geweiht haben. Der Kirchhof umschließt mehrere Gräber, die man den Tag nach jenem großen Ereignisse grub, und ich las in einem Garten der Stadt die Inschrift des Hügels, welcher das Bein des Grafen von Urbridge umhüllt ꝛc. ꝛc. ꝛc.

1) Bazar: ein arabisches Wort, bedeutet im Orient, und besonders in Persien, eine große Straße, wo die Gewölbe der Kaufleute sind. A. d. Ü.

2) Eduard, Prinz von Wales, unter dem Namen: der schwarze Prinz bekannt, Sohn des Königs Eduard III. von England, gewann 1356 die Schlacht bei Poitiers

gegen die Franzosen, wobei sogar ihr König Johann in Gefangenschaft kam. — A. d. U.

*) Sollte man glauben, daß die Aufwallung, welche der glückliche Würfel bei Waterloo hervorgebracht, zu London noch in ihrer ganzen Wirksamkeit bestehe? Während die Franzosen treffliche Fortschritte in der Philosophie machen, damit sie einander beweisen, daß die zwei rivalisirenden Völker sich die Hände gereicht haben, und daß der Nationalhaß von Volk zu Volk lächerlich und dem ernsten Geist der Zeit zuwider ist, beharren die, auch sehr philosophischen, Engländer in dem Statu quo ihres alten Grolls, und betrachten uns mit dem nämlichen Auge, wie zur Zeit der Johanna d'Arc und des Johann Chandos. *) So geht es uns immer mit unserer zuvorkommenden Höflichkeit; sie kommt uns in der Folge theuer zu stehen. Zudem halten die Engländer dieses zuvorkommende Wesen für die Unterwürfigkeit eines besiegten Volkes, und wenn sie ihrer Seits manchmal Worte der Vereinigung, des philosophischen Friedens unter den Völkern, stammeln, so geschieht es mit jener Miene schützender Vernunft, welche der Starke gegen den Schwachen annimmt. Ihre Regierung, die gar nicht philosophisch ist, glaubt, es gehöre zu ihrer Politik, den Nationalhaß des John Bull zu nähren, der auf wunderbare Art dahin gebracht wird, die Absichten seiner Regierung zu unterstützen. Man erlaube uns eine Parallele

*) Erstere bekanntlich die Jungfrau von Orleans, letzterer ein französischer Ritter und tapferer Mitkämpfer des berühmten Bertrand Duguesclin. — A. d. U.

zwischen beiden Völkern, welche mit dem Stoffe unsers Werks in Verbindung steht. —

Waren wir, nachdem man, wie es durch uns geschah, die Engländer bei Waterloo geschlagen hatte, Meister des Schlachtfeldes geblieben, dann wäre eine plötzliche Begeisterung in Paris entstanden. Unsere dramatischen Dichter des Circus hätten ein Mimodram verfertigt, welches nach zwanzig Vorstellungen in das Nichts zurückgekehrt wäre. Man hätte in diesem Stücke gesehen, was man überall sieht, Soldaten, die auf einander feuern, und ein unter das Ganze geworfenes Liebesabentheuer; jedoch weder Wellington, noch Blücher, noch Picton, noch irgend einen namentlich darin angebrachten Feind. Das Volk der Boulevards hätte den Franzosen Beifall gerufen und die Engländer beklagt, und zwar mit jener gesunden Vernunft und jenem Takte, welche es charakterisiren. —

Was geschah in London? Erstlich nahm man allgemein an, daß Wellington ohne die Hülfe Blüchers Napoleon geschlagen habe, und Walter Scott hat den hundertsten Roman verfertigt, um es zu beweisen. Sodann haben zwei dramatischen Dichter, wovon der beste nicht den Hrn. Desperaud aufwiegt, zwölfe Stücke verfaßt, in welchen man jene Kürassiere von der Garde, die, seit zwei Tagen nüchtern, durch Säbelhiebe 15,000 mit Wein und Ochsenfleisch wohl genährte Engländer getödtet haben, als Feige behandelt. *) Man hat diese elenden Hervorbringungen der

*) Doch muß man gestehen, daß W. Scott in seinem eben gewonnenen Werke: Paul's Briefe in die Heimath, das bei aller treflichen und angenehmen Darstellung, wilde

englischen Barbarei auf dem Theater von Astley dargestellt. Dies geschah bereits vor fünfzehn Jahren, und — es ist unglaublich — noch immer haben sie nicht die brittische Neugierde ermüdet. Man findet in dem Journal: der Räuber (le Voleur) nachfolgende Schilderung, die so wahr, und dem, was wir sahen, so gleichförmig ist, daß wir sie, ohne weitere Betrachtung, unsern Lesern vor Augen stellen.

„Es war am 10. dieses Monats. Man gab die berühmte Schlacht von Waterloo, welche seit vierzehn Jahren für sich allein das Vergnügen einer Schaubühne ausmacht, von dem unsere Seiltänzer nur einen schwachen Begriff geben würden. Hier war, so zu sagen, der zerlumpte John Bull mit der höchsten Aristokratie und mit den ersten fashionables Dandys *) von London vermischt. Man bewunderte, ohne der Bewunderung müde zu werden, jene große Waffenthat, wo England so tapfer gefochten, und wo uns Seine Gnaden der Marschall von Frankreich Wellington geschlagen hat, Dank der Gnade des preußischen Armee-Corps von Bülow. **)

„Und auch Er war da, der schöne Marschall von Frank-

---

diesem Schriftsteller eigen ist, die Mängel der Parteilichkeit und manches Fehlerhaften und Grundlosen an sich trägt, jenem heldenmüthigen Kürassier-Corps viele, wenn auch nicht alle demselben im höchsten Maße gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. A. d. U.

*) So viel als Elegans de la dernière mode (Stutzer von der neuesten Mode.) A. d. U.

**) Das im Original befindliche Wortspiel mit Grâce, welches unter andern Gnade und Dank bedeutet, mußte hier durch eine kleine Umschreibung gegeben werden. A. d. U.

reich. Er hatte die junge Prinzessin Donna Maria hingeführt; denn es kommt nach London keine vornehme Dame, ohne daß ihr der Held von Waterloo sagt, was er immer zu der hübschen Wilson sagte, die sich darüber beschwerte: „Sie müssen sehen, wie schön ich auf einem Schlachtfelde bin! Ich bin herrlich auf einem Schlachtfelde! Ich werde Sie nach Asien führen und Ihnen meinen Sieg zeigen.“ — Er zieht seine Zuschauer nach sich; er tritt in seine Loge. Sogleich erhebt sich ein Brudoha in dem Saale; die rohe Matrosenmasse stößt ein Gebrüll aus, das dem Hurra der Ulanen gleicht; der Held grüßt; ein zweites Gebrüll; er grüßt noch einmal; ein drittes Gebrüll, und seine Lippen murmelten ein Wort der Zufriedenheit. Darauf zerstreut ein God save the king die Bewunderungswuth.

„Der Vorhang hebt sich, und Napoleon erscheint. Eine heftige Neugier folgt seinen geringsten Bewegungen nach; denn Er ist es einigermaßen; es ist wenigstens sein kleiner Hut, sein altes Soldatenkleid, und alles das bewundert man noch in London. — Während er wie eine alte Thorwärterin spricht, und wie Hr. Cousin über Verhängniß und Schicksal räsonnirt, Gewohnheiten, die trefflich für Napoleon passen, der, wie Ihr wißt, ein Phrasenmacher und ein großer Schwätzer war; während er in jeder Sekunde Tabak nimmt, eine Gewohnheit, die ihm mehr eigen war, brüstet sich unser Marschall von Frankreich Wellington, Herzog von Brumoi, in seiner Loge. Er scheint dem Volke zu sagen: „Seht da einen großen Mann! Aber ich bin größer, als Er. Ich habe ihn geschlagen — mit Bülow und Blücher ꝛc. ꝛc. ꝛc. Endlich kommt eine Marketenterin, eine Art von weiblichem Roland, welche die alten Grena-

nadiere unserer Ex-Garde zerhaut und zerspaltet; denn mit Ausnahme Napoleon's, welchen sie noch ziemlich gut behandeln, lassen sie alles Übrige wie Mücken durch den Arm eines Weibes tödten.

„Unser prächtiger Marschall von Frankreich, der ohne Zweifel die Darstellung seines Sieges auf der Bühne geleitet hat, und dem eben so gut die Geschichte, als die Kriegskunst, bekannt ist, dachte an Johanna d'Arc; er wollte ein Gegenstück dazu liefern.

„Während dieser köstlichen Vorstellung, wo die glänzenden Berühmtheiten Londons sich haufenweise herbeidrängen, ersäuft sich die rohe Matrosenmasse in Strömen starken Biers." —

*) Um zu begreifen, bis zu welchem Grade von Thorheit die englische Gravität herabsteigen kann, muß man jene Karikatur von Erz, welche auf einem Fußgestell im Hyde-Park errichtet ist, gesehen haben: den Besiegten bei Waterloo in einen Achill verkleidet! Man hat uns in London erzählt, daß junge Franzosen, die mehr patriotisch als klug waren, in der Nacht den lügenhaften Koloß umgestürzt hätten. Die Spuren dieser Entheiligung wurden schnell ausgelöscht; die Bildsäule stieg wieder auf ihr Gestell; aber sie hatte sechs Stunden im Staube zugebracht, wie das Original bei Waterloo.

*) Diese Vergleichung ist nur passend, wenn man Sinon, der sich bei dem griechischen Heere vor Troja befand, als wirklichen, und nicht, wie gewöhnlich, als Scheinverräther annimmt, der durch diese List seinen Landsleuten den Weg in die belagerte Stadt bahnte. A. d. Ü.

*) In der blutigen Schlacht bei Crécy (1346) erlitten

die Franzosen durch die Engländer eine Niederlage, deren Folge die Eroberung von Calais war. A. d. Ü.

*) Dieses Urtheil über Wellington und die Schlacht geht nicht von uns aus, von uns armen Dichtern, die in der Kriegskunst sehr unbewandert sind. Zwanzig Andere vor uns haben siegreich dargethan, daß Sir Arthur Wellington seine Linie auf dem Plateau von la Haye-Sainte durchbrochen sah, daß um sechs Uhr des Abends die Schlacht verloren und die Landstraße von Brüssel mit Bagage und Flüchtlingen überschwemmt war. Nach solchem verlohnte es sich wohl der Mühe, sich in Bronze gießen zu lassen. Auch ist es jetzt erwiesen und so wahr, wie ein unbestreitbarer Lehrsatz, daß ohne die unerwartete und nicht calculirte Ankunft Blücher's die kleine Schaar von Engländern, welche dem Säbel der Kürassiere entgangen war, auf La Haye-Sainte geblieben wäre. Es ist zu bemerken, daß in allen großen Schlachten, welche das Loos einer Nation änderten, der Sieg bei'm Sinken der Sonne sich durch einen Zufall entschied, den man nicht vorher gesehen hatte.

*) Bei Waterloo hat die Verrätherei noch mehr gegen Frankreich gethan, als die Ankunft Blücher's, einer siebzigjährigen Maschine ohne Idee und ohne Willen. Wir wollen einen Augenblick wohl zugeben, daß der General Bourmont, als er zum Feind überging, diesem weder Zeichnungen, noch Plane, noch Geheimnisse, überbracht habe, und daß er nur allein dem Antriebe seines chouanischen Herzens gefolgt sey, obschon der Moment, seinem Herzen zu gehorchen, schlecht gewählt war; aber man wird ohne Mühe die schreckliche moralische Wirkung ermessen, welche diese Desertion auf ein Heer, das sich an Leipzig erinnerte,

hervorgebracht hat. Darum ist der Fehler des Herrn von Bourmont so gehässig. Es war genug, daß der Soldat amtlich von einem einzigen Verrath unterrichtet war, um deren zwanzig, ja hundert, zu vermuthen. Daher jene unselige Muthlosigkeit, welche sich bei'm Anbruche der Nacht noch schneller fortpflanzte. Wir geben hier eine Bemerkung über Hrn. v. Bourmont, welche uns von dem Hrn. General Gourgaud mitgetheilt wurde.

„Herr von Bourmont ward durch den Fürsten von Neufchatel bei der Armee angestellt. Im Jahr 1813, als eben das Corps des Generals Grénier aus Italien bei der Armee in Deutschland ankam, erhielt er den Posten eines kommandirenden Adjutanten bei'm Stabe des Marschalls Macdonald, der das 11. Corps befehligte. Als im August die Feindseligkeiten wieder anfingen, und das 3., 5. und 11. Corps unter den Befehl dieses Marschalls kamen, kommandirte der General Gérard das 11., und Hr. von Bourmont war also bei ihm angestellt. Im September desselben Jahrs musterte der Kaiser das 5. Corps bei Bischofswerda. Sehr zufrieden mit jenem, bewilligte er dem General Gérard eine Menge Belohnungen für die Offiziere und Soldaten. Dieser General ergriff den Augenblick, wo der Kaiser ihm öffentlich seine Zufriedenheit bezeigte und verlangte den Grad eines Generals für Hrn. v. Bourmont, welchen eine Wunde in Dresden zurückhielt. Der Ruf, den Hr. v. Bourmont sich in der Partei der Chouans erworben, war nicht geeignet, dem Kaiser eine günstige Meinung von ihm zu geben; aber der General Gérard machte mit so vieler Wärme die Ergebenheit und das gute Betragen dieses Offiziers geltend, daß der Kaiser ihm

endlich den Generalsgrad bewilligte, den bisher Macdonald und Berthier umsonst für ihn begehrt hatten. Als der Kaiser nach den Unglücksfällen, womit dieser Feldzug endigte, dem Grafen Gérard den Befehl über das Corps der Reserven in Paris anvertraut hatte, erlangte dieser, der mit den Diensten des Hrn. v. Bourmont zufrieden war, für denselben noch das Kommando einer seiner Brigaden.

„Im Februar 1814, als die Corps des Marschalls Victor und des Generals Gérard auf das rechte Ufer der Seine zurückgehen mußten, und letzterer, der den Nachtrab führte, den Übergang des Feindes bei Nogent möglichst aufhalten wollte, entschloß er sich, diese offene Stadt zu vertheidigen, indem er Querbalken in die Straßen legen, die Häuser mit Schießlöchern versehen ließ ꝛc. Man hatte nur einige Stunden Zeit. Der General Bourmont wurde mit zwei Bataillons sie zu vertheidigen beauftragt, und erfüllte seinen Befehl auf die glänzendste Weise. Die Feinde verloren bei diesem Angriff über 2000 Mann. Hr. v. Bourmont ward schwer verwundet. Wie oft mußte er seit 1815 beklagen, daß er hier nicht einen Tod fand, der rühmlich gewesen wäre.

„Sobald der Kaiser von dem hartnäckigen Widerstande bei Nogent unterrichtet war, sandte er dem General Gérard das Divisionsgeneral-Patent für Hrn. v. Bourmont. Noch vor einigen Monaten war er kommandirender Adjutant. Indem der Kaiser ihm diese schnelle Beförderung verlieh, schien er damit beweisen zu wollen, daß er schöne Thaten zu belohnen und seine eigne vorgefaßte Meinung zu überwinden wisse.

„Nach der Restauration wurde Hr. v. Bourmont zum

Befehlshaber der Militär-Divisien von Besançon ernannt. Der Marschall Ney kommandirte in diesem Theile Frankreichs; Herr von Bourmont stand unter seinem Befehl; ein Umstand, der später die unglücklichsten Folgen für beide hatte. Man erinnert sich an den Prozeß des Braven der Braven.

„Während der hundert Tage bewarb sich Hr. v. Bourmont eifrig bei dem Kriegsminister um einen thätigen Posten im Heere. Da ihn der Marschall Davoust auf eine rauhe Art zurückwies, nahm er seine Zuflucht zu seinem ehemaligen Chef Gérard; aber dieser konnte Davoust's Widerwillen nicht besiegen. Darauf wandte sich Gérard gerade an den Kaiser, und es gelang ihm, durch Unterstützung des Marschalls Ney und der Generale Flahaut und Labédoyère, von diesem Monarchen den Befehl über eine der Divisionen des 4. Corps für den General Bourmont zu erhalten. Der Kaiser war gegen Hrn. v. Bourmont übel gestimmt, weil er in den Salons der Faubourg Saint-Germain unziemliche Reden geführt hatte; aber die dringenden Bitten seines Beschützers triumphirten. Der Kaiser schätzte an dem General Gérard eben so sehr den Charakter, als das Talent, die glänzende Tapferkeit und die Kaltblütigkeit in Gefahren. Er hatte von ihm eine hohe Ansicht.

„Vergebens legte Davoust dem Kaiser neue Bemerkungen vor; Bourmont ward mit dem Befehl über die 3. Division des 4. Corps, die sich in Metz bildete, beauftragt, und ging sogleich nach seinem Posten ab; dies geschah im Anfange des April.

„Das 4. Corps unter Gérard's Befehl setzte sich den

11. Juni nach der Sambre in Marsch. Den 14. hatte es seine Stellung bei Philippeville. Hier erhielt es den Befehl vom Kaiser, nach Catelet zu marschiren und dort über die Sambre zu gehen. Die Division Bourmont bildete die Spitze der Colonne; ihr Hauptquartier war zu Florenne, einem zwei Stunden vorwärts Philippeville liegenden Dorfe. Am Abend des 14. recognoscirte dieser General die Gegend auf das umständlichste, und gab alle Befehle, die für die Sicherheit seiner Truppen und den morgenden Marsch nöthig waren.

„Den 15., um vier Uhr des Morgens, nahmen die Truppen das Gewehr; um halb sechs Uhr stieg Hr. v. Bourmont zu Pferd in Begleitung des Obersten Clouet, der Chef seines Generalstabs war, eines Offiziers von diesem Stabe Namens Villeutrays, und dreier Flügeladjutanten (Aide-de-camp); ein Brigadier und sechs Jäger zu Pferd dienten zur Escorte. Diese Gruppe ging vorwärts, um den Weg zu erkunden. Nach einer halben Stunde sandte der General Bourmont unter verschiedenem Vorwand zwei seiner Jäger zu dem Kommandanten seiner ersten Brigade, und bald darauf entließ er auch die andern Jäger, indem er dem Brigadier zwei Briefe für den Grafen Gérard zustellte und diesem Unteroffizier den Auftrag gab, dem General der ersten Brigade zu sagen, daß er sich Ludwig XVIII. anschließen werde. Der Brigadier sah, wie er sich mit den preußischen Vorposten unterredete und mit seinen Offizieren zum Feinde überging.

„Sobald der rechtschaffne Gérard von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt worden, begab er sich im Galopp auf die Fronte der dritten Division. Die Soldaten waren

voller Wuth. Der Obergeneral vertraute die Führung der Division dem General Hulot, der die erste Brigade kommandirte. In diesem Augenblick kamen vom Maifelde die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten an, welche zum Empfang der neuen Adler dorthin gesandt waren. Nachdem der Obergeneral diese seinen Truppen zugestellt, und nachdem er ihnen auf das kräftigste allen Unwillen, von dem er gegen Hrn. v. Bourmont durchdrungen war, ausgedrückt, sagte er zu ihnen:

„Soldaten der dritten Division! Hier sind die neuen Adler, welche der Kaiser Eurer Tapferkeit anvertraut. Die von Austerlitz waren durch fünfzehn Siegsjahre abgenutzt. Der Augenblick ist da, wo Ihr neue Proben Eures glänzenden Muthes geben sollt. Vor Euch ist der Feind; Frankreich schaut auf Euch!"

„Diese Rede ward mit dem tausendmal wiederholten Ruf: Es lebe der Kaiser! beantwortet. Am folgenden Tage waren die nämlichen Soldaten Sieger bei Fleurus."

*) Ein schreckliches Ungewitter dauerte die ganze Nacht hindurch, welche der Schlacht vorherging. Die Engländer, welche schon am Mittage des 17. an Ort und Stelle bivouacquirten, litten davon viel weniger, als die Soldaten des Kaisers, die, noch auf dem Marsche, gar nicht daran gedacht hatten, sich gegen das Wetter zu schirmen. Während dieser langen Dunkelheit, die nur durch schnelles Leuchten der Blize unterbrochen ward, manövrirten die Franzosen unter Regengüssen, in kothigen, vom Gewicht der Artillerie eingedrückten, Wegen, und ordneten sich erst am Morgen des 18. auf den Höhen von Belle-Alliance. Mit dem Anbruche des Tages begab sich der Marschall Ney, nach-

dem er an der Fronte des Heeres hingeeilt war, zu dem Kaiſer, welcher, trotz der geringen Zahl ſeiner Streitkräfte, ſchon auf den Sieg rechnete, und meldete ihm, daß Wellington nicht geneigt ſcheine, das Glück der Schlacht zu wagen. Um neun Uhr hörte der Regen auf und der Himmel ward heiter; unſere freudigen Soldaten glaubten die Sonne von Auſterlitz zu grüßen, und Napoleon, welcher gefürchtet, der Feind möchte ihm entgehen, rief mit gegen ihn ausgeſtreckten Armen voll Begeiſterung: „Ha! So halte ich ſie denn! dieſe Engländer!“ Der alte Blücher ſollte ſie ihm wieder aus den Händen reißen, und die Berechnungen des Genies, ſo wie die Eingebungen des Ruhmes, Lügen ſtrafen.

*) Dieſer Hügel iſt links an der großen Straße, und in gleicher Höhe mit Belle-Alliance gelegen. Von hier aus gab der Kaiſer ſeine Befehle zur Schlacht. So befand er ſich im Mittelpunkte ſeines Heeres, während Wellington, der noch in ſeinem Hauptquartier in dem zwei Meilen von ſeinem Armee-Corps entlegenen Städtchen Waterloo war, den Beweis gab, daß, wenn er unklug gehandelt, ſeine Truppen in einem Gehölz anzuhäufen, das im Fall eines unglücklichen Schlags Aller Heil in Gefahr ſetzte, er wenigſtens ſehr weiſe Maßregeln genommen hatte, um den Rückzug in Perſon zu kommandiren, und zuerſt in Brüſſel anzulangen.

*) Dies iſt ein Ausdruck Napoleon's. In der Schlacht an der Moskwa ſagte er; „Ich hoffe auf meinem Schachbrette beſſer zu ſehen.“

*) Den Tag nach der Schlacht bei Fleurus ſetzte ſich die franzöſiſche Armee in zwei Colonnen in Marſch. Die

linke, vom Kaiser geführt, nahm ihre Richtung auf Quatre-Bras, um, vereint mit Ney's Corps, nach dem Walde von Soignes vorzurücken. Ihre Stärke betrug ohngefähr 70,000 Streiter. Die rechte, unter Befehl des Marschalls Grouchy, war beauftragt, die Preußen rasch zu verfolgen, ihren Nachzug über den Haufen zu werfen, und sie dergestalt in die Enge zu treiben, daß man sie nicht mehr aus den Augen verliere. Die dem gedachten Marschall ertheilte Weisung schrieb ihm vor, sich besonders über den rechten Flügel der Preußen auszudehnen, so daß er immer mit dem übrigen Theil des Heeres in Verbindung bleibe. Diese Colonne, welche aus dem Corps von Vandamme und Gérard, der Division Teste (vom 6. Corps), den Cavallerie-Corps von Pajol und Excelmans, und der leichten Cavallerie-Division des Generals Valin bestand, war beinahe 40,000 Mann stark. Der Kaiser zählte darauf, daß diese rechte Colonne sich des Abends vor Wavre, und zwar in gleicher Höhe mit der alsdann von Soignes ankommenden linken, befinde. Wenn also Wellington die Schlacht vorwärts des Waldes annahm, so war der Kaiser gewiß, seine rechte Seite und seinen Rücken wohl angelehnt zu haben; Grouchy hielt nicht allein die Preußen im Schach, sondern er war noch mehr im Stande, sich dem Kaiser, als die Preußen Wellington, anzuschließen. Wenn dagegen Wellington Soignes und Brüssel räumte, und wenn Blücher sich entweder gegen diese Stadt, oder gegen Luttich, zurückzog, dann hatte Grouchy's Corps noch alle Vortheile.

Am Abend des 17., als die linke Colonne vor dem Walde von Soignes angekommen war, und der Kaiser die ganze englische Armee recognoscirt hatte, nahm man Besitz

von der Stellung. Unglücklicher Weise hielt sich die Colonne von Grouchy, anstatt auf der Höhe von Wavre anzulangen, bei Gembloux auf, welches von dem Haupttheile des preußischen Heers um Mittag verlassen worden, und setzte sich erst am Morgen spät in Marsch. Gegen eilf Uhr war sie bei Sart-à-Valhain. Hier hörte man die ersten Kanonenschüsse der linken Colonne. Bald ward es eine schreckliche Kanonnade; man konnte sich nicht täuschen: es war die Kanonnade einer großen Schlacht. Der Marschall Grouchy, der General Gérard, und mehrere Offiziere, unter andern der Ober-Musterungsinspector Dennié, der Obrist Simon Lorrière, und der Obristlieutenant Rumigny, waren gerade in einem Garten des Dorfes. Man ließ den Eigenthümer kommen, und fragte ihn, wo er dieses Kanoniren vermuthe. Er antwortete, es müsse vor dem Walde von Soignes, viertehalb Stunden von hier, seyn. Der General schlug sogleich dem Marschall vor, nach diesem Punkte zu marschiren, damit man sich dem Kaiser anschließe; er erbot sich sogar, diese Bewegung allein mit seinem Corps und mit der Reiterei von Valin auszuführen, insofern der Herr Marschall nicht für gut halte, den sämmtlichen Truppen ihre Richtung nach dieser Seite zu geben. Dabei bemerkte er, daß, weil das Thielmann'sche Corps allein den Rückzug der Preußen unterstütze, hier nichts zu befürchten sey. Der Marschall zögerte, untersuchte seine Weisung, und sagte, es wäre möglich, daß Blücher jetzt gegen Fleurus ziehe und so unsern ganzen rechten Flügel tournire; er könne eine solche Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen. Aber Gérard antwortete sogleich: „Gestern, Herr Marschall, schrieb Ihre Weisung Ihnen vor, auf Wavre zu

marschiren. Sie waren der Meinung, es nicht thun zu können, weil Sie über Blücher's Bewegungen in Ungewißheit seyen. Jetzt ist es klar, daß die preußische Armee einen halben Marsch Ihnen abgewonnen hat, und daß, während wir unsere Richtung auf Wavre nehmen, sie anderswohin eilen wird; wenn wir jedoch auf ein so schreckliches Feuer losmarschiren, finden wir gewiß, mit wem man zu sprechen hat." Der Marschall, der selbst von Verlangen glühte, an der großen Schlacht Theil zu nehmen, gab diesen Gründen nach. Er befahl der Infanterie, Halt zu machen, und bereitete sich zum Marsche gegen Saint-Lambert, als seine Avant-Garde sich auf der Seite von Wavre in das Gefecht einließ. Im nämlichen Augenblicke erhielt er Meldung, daß die ganze preußische Armee sich vorwärts dieser Stadt befinde (es war jedoch nur das 3. Corps derselben). Der General Gérard bestand dennoch auf seiner Bitte, daß man die Richtung auf Saint-Lambert nehmen möchte, und sagte dem Marschall, jenes wäre vermuthlich nur ein preußischer Nachtrab, der sich vor ihm zurückziehe, während die entscheidenden Streiche auf dem linken Flügel statt hätten; aber der Marschall, aus Furcht vor der unter solchen Umständen auf ihm lastenden Verantwortlichkeit, dachte unglücklicher Weise am besten zu thun, wenn er sich wieder gegen Wavre bewegte. Erst vier Stunden darauf erhielt er den bestimmten Befehl, auf Saint-Lambert zu marschiren. Die weitern Befehle, welche ihm für den nämlichen Gegenstand zugefertigt waren, sind nicht mehr bei ihm angelangt.

[1]) Zwischen den zwei parallel laufenden Hügelketten, wo die beiden Heere aufgestellt waren, findet man in dem Thale das Schloß oder den Meierhof von Hougoumont, einen

schönen, ganz mit Wald umkränzten, Landsitz, der an diesem großen Tage gänzlich verwüstet wurde. Der englische General hatte seine besten Truppen in Hougoumont geworfen. Sie wurden von Hieronymus, welcher den linken Flügel der französischen Armee kommandirte, daraus vertrieben. Dieser Fürst bedeckte sich bei Waterloo mit Ruhm. In der Nacht, als Unordnung in seine Reihen kam, rief er mit heroischem Tone: „Hier soll alles umkommen, was den Namen Bonaparte führt!“

[15]) Schilderung des berühmten und tapfern Angriffs der französischen Kürassiere auf die englischen Infanterie-Carrés, welche lange einen so beharrlichen Widerstand leisteten.

A. d. U.

[16]) Hier stehe der amtliche Überschlag des von den Anglo-Batavern und den Preußen während des 16., 17. und 18. Juni erlittenen Verlustes:

Engländer	10,981	Bericht von Wellington, vom 20. Juni 1815.
Hannoveraner . . .	2,757	
Deutsche Legion . .	1,900	Regiments-Register.
Braunschweiger . .	2,000	. . . . .
Nassau	3,190	Bericht des Prinzen Bernhard.
Holländer und Belgier	4,136	Bericht des Prinzen von Oranien.
Preußen	33,132	Bericht der preußischen Generale.

(Wovon 25,000 bei Ligny.)

58,006 Mann.

[17]) In der Schlacht bei Fontenoi, welche der Marschall von Sachsen 1745 gegen die Engländer gewann, stieß die französische Garde auf eine englische Infanterie-Colonne. Die Offiziere grüßten einander mit Abnehmung

der Hüte. Darauf sagten die englischen: „Meine Herren von der französischen Garde, schießen Sie!“ Die Antwort war: „Meine Herren, wir schießen niemals zuerst.“ Jetzt erfolgte ein heftiges Musketenfeuer von Seiten der Engländer, und der Kampf ward sehr blutig. A. d. Ü.

[12]) In der ehemaligen nordfranzösischen Provinz Artois, einem Theile Flanderns, sind die Häuser meist mit Schiefern gedeckt. A. d. Ü.

[13]) Wir haben nichts in dieser Zeichnung übertrieben. Weder die Poesie, noch der Nationalhaß, hat uns über die Gränzen der Wirklichkeit hinausgeführt. Denjenigen, welche nur eine Ausnahms-Wahrheit darin finden möchten, stellen wir die Meinungen eines mit Recht berühmten Mannes entgegen, dessen billiges und gemäßigtes Urtheil Freund und Feind anerkannt haben. Der General Foy sagt in seiner Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel, Theil I, S. 288: „Der englische Soldat ist stumpfsinnig und unmäßig. Eine eiserne Disciplin zieht aus einigen seiner Fehler Nutzen, und tilgt die andern. Sein Körper ist stark durch die angestrengten Leibesübungen, an welche er von Jugend auf gewöhnt ist. Seine Seele ist kräftig, weil sein Vater ihm gesagt hat und seine Befehlshaber ihm unaufhörlich wiederholen, daß jeder von den Söhnen Alt-Englands, mit Porter berauscht und mit Rostbeef gesättigt, wenigstens drei Individuen jener Pygmäengeschlechter aufwiegt, die auf dem Continente Europa's vegetiren. Obschon von sanguinischem Temperamente, hat er doch keinen besondern Aufschwung; aber er steht fest, und zur rechten Zeit angetrieben, geht er vorwärts. Im Gefechte sieht er weder rechts noch links. Der Muth seiner

Gehülfen verstärkt den seinigen wenig. Ihr Kleinmuth könnte sein Feuer mindern, aber nicht auslöschen. Wenn Menschen von solcher Sinnesart zurückweichen, so gelingt es nur, sie mit Stockschlägen, und nicht mit guten Worten in den Kampf zurückzuführen. Zu unsern Franzosen muß man immer sprechen, zu den Engländern niemals.... Man kann nicht von den Engländern sagen, daß sie bei dem oder jenem Vorfall tapfer wären. Sie sind es jedesmal, so oft sie geschlafen, gegessen und getrunken haben. Ihr Muth, der mehr physisch als moralisch ist, muß durch ein nahrhaftes Mahl unterstützt werden. Der Ruhm würde ihnen nicht in Vergessenheit bringen, daß sie Hunger haben oder daß ihre Schuhe verbraucht sind.... Der englische Soldat ißt viel, besonders Fleisch; er trinkt noch mehr, als er ißt. Auf seiner Insel ist das Bier sein gewöhnlicher Trank. Auswärts wird ihm Wein zugetheilt, wenn das Land ihn liefert. Er kann sich im Felde nicht ohne hitzige Getränke behelfen, und der Rum ist ein sehr gelegenes Mittel, seinen Geist im Augenblick der Gefahr wieder neu zu beleben."

*) Alle Geschichtschreiber sagen einstimmig, daß Wellington, als er seine Soldaten um sich fallen sah, häufige Thränen vergoß. Sein Patron Achill vergoß deren auch, aber aus Zorn in seinem Zelte; im Schlachtgewühl brachte er nur die Trojaner zu Thränen. Wenn der englische General aus Gefühl der Menschlichkeit weinte, wie man es uns glauben machen will, so gleicht dieses Gefühl sehr den Gemüthsbewegungen eines Weibes.

*) Hier endet unsere Schlacht bei *Mont-Saint-Jean*. Es ist sechs Uhr des Abends; die Engländer sind geschlagen,

unser Nachelied ist vollendet. Alles, was sich nach der Ankunft Blücher's zugetragen, gehört eben so wenig in unsern Plan, als in den von Wellington.

Die englischen Dichter, welche die Niederlage ihres Achilles verherrlicht, haben sich in gleichmäßigen Werken von schrecklicher Länge der Aufgabe, die ihnen zugetheilt ward, entledigt. Wir haben nicht gewagt, ihnen in ihren unendbaren Beschreibungen von Strategie und Örtlichkeit zu folgen; aber wir können versichern, daß unsere lakonische Beschreibung die strengste Genauigkeit hat.

Robert Southey hat auf Waterloo eine Ode von 363 Strophen verfertigt, in Zeilen, welche man in England Verse nennt. Es ist ein kindischer Ameisenhaufe von kleinen Umständlichkeiten: kein Gedanke hoher Begeisterung, kein poetischer Antrieb, kein treffender Ausdruck! Im übrigen viel des gewohnten Schimpfens gegen die Franzosen, und am Schluß des Ganzen eine Diatribe gegen Napoleon im Styl der *Gazette de France*. Wir geben daraus einige Strophen für diejenigen, welche vielleicht den scharfen Ton, der in diesen Anmerkungen herrscht, tadeln möchten.

He who had bridged the Danube's affluent stream
With all the unbroken austrian power in sight
(So had his empire vanished like a dream),
Was by this brook impeded in his flight;
And then what passions did he witness there?
Rage, terror, execrations, and despair!

Ere through the wreck his passage could be made,
Thro' miserable hours, which seemed like years,
Was he in that ignoble strait delayed;
The dreadful Prussian's cry was in his ears,

Fear in his heart, and in his soul that hell
Whose dire rewards he merited so well.

Foremost again as he was wont to be
In flight, though not the foremost in the strife,
The tyrant hurried on, of infamy
Regardless, now regarding aught but life.
Oh wretch! without the courage or the faith
To die with those whom he had led to death!

Meantime his guilty followers in disgrace,
Whose pride for ever now was beaten down,
Some in the houses sought a hiding-place;
While at the entrance of that fatal town,
Others, who yet some show of heart displayed,
A short vain effort of resistance made.

Feeble and ill-sustained! the foe burst through;
With unabating heat they searched around;
The wretches from their lurking-holes they drew,
Such mercy as the French had given they found.

Ueberſetzung. *)

Der, welcher Brücken über die reißende Donau, im Angeſicht der noch nicht überwundenen Oeſtreicher, warf, ward in ſeiner Flucht durch dieſen Bach gehemmt.... Sein Reich war verſchwunden wie ein Traum. Von welchem Ausbruch der Verzweiflung, der Wuth, des Schreckens und der Verwünſchungen war er da nicht Zeuge!

Bevor er ſich den Weg durch dieſe Trümmer bahnen

*) Dieſe iſt im Original den engliſchen Verſen in Proſa beigefügt, weshalb ich ſie auch ſo übertrage. A. d. U.

konnte, ward er gehemmt in jenem ſchimpflichen engen Paß drei klägliche Stunden lang, die ihm ſo viele Jahre ſchienen. Der Preußen Todesruf erſcholl in ſeinen Ohren; in ſeinem Herzen war die Furcht, und in ſeiner Seele die Hölle, deren Qualen er ſo ſehr verdiente.

Weiter jetzt, der erſte auf der Flucht, wie immer, jedoch der erſte nie im Kampfgewühl, zog der Tyrann, unbekümmert um Schande, nur für ſein Leben beſorgt. Elender! der nicht Muth beſaß, zu ſterben mit jenen, die er zum Tode geführt!

Die ſtrafbaren Genoſſen ſeines Unglücks, deren Stolz auf immer niedergeworfen war, ſuchten theils in den Häuſern Schutz, theils wagten ſie bei'm Einzug in die unſelige Stadt noch einen Schatten von Muth im kurzen und fruchtloſen Widerſtande.

O ihr Schwachen und übel Unterſtützten! Der engliſche Soldat drang in die Stadt; er ſuchte ſeine Beute mit unauslöſchlichem Feuer. Er riß die Elenden aus dem Zufluchtsorte, wo ſie ſich verborgen, und die Franzoſen fanden jetzt den Lohn, den immer ſie ſelber geſpendet.

*) „Es war zwiſchen halb acht und acht Uhr: ein Alarmruf erſcholl auf dem rechten Flügel. Blücher, mit dem ganzen Armee-Corps von Ziethen, griff das Dorf La Haye an, welches auch ſogleich genommen war. Dies erregte eine allgemeine Beſtürzung auf unſerer Rechten; wir fanden uns dadurch von dem Corps des Grafen von Lobau abgeſchnitten. Die Verräther und die Uebelgeſinnten, welche ſich im Heere befanden, und die, welche es verlaſſen, benutzten ſehr geſchickt dieſe Gelegenheit, um die Unordnung zu vermehren, welche ſich mit der größten Schnelligkeit auf

der ganzen Linie fortpflanzte. Die acht Bataillone von der Garde, worunter die der alten Garde, mußten jetzt, anſtatt zur Unterſtützung der im Kampfe begriffenen vier Bataillone vorwärts zu gehen, eine Bewegung nach dem rechten Flügel machen, um als Reſerve zu dienen und die aus La Haye vertriebenen Truppen wieder zu ſammeln. Sie verrannten das ganze Schlachtfeld durch ihre bataillonsweiſe gebildeten Vierecke; der äußerſte Theil unſers rechten Flügels konnte ſich hinter ihnen noch ſämmtlich vereinen. Die Sonne war geſunken; noch keine Hoffnung war verloren, als die zwei Brigaden feindlicher Cavallerie, welche noch keinen Angriff gethan, zwiſchen La Haye-Sainte und dem Corps des Generals Reille durchdrangen. Die acht Carrés der Garde konnten ſie aufhalten; aber als dieſe Brigaden die große Unordnung ſahen, welche auf der Rechten herrſchte, turnirten ſie jene. Dieſe 3,000 friſchen Pferde hinderten jede Vereinigung. Der Kaiſer befahl ſeinen vier Schwadronen, ſie anzugreifen; aber dieſe waren von zu geringer Zahl. Man hätte hier die ganze Diviſion der Reſerve-Cavallerie von der Garde nöthig gehabt; aber vermöge eines Unglücks, welches zu den Verhängniſſen dieſes Tages gehörte, hatte ſich jene Diviſion von 2000 Grenadieren zu Pferd und Dragonern, lauter erleſene Mannſchaft, auf dem Plateau, ohne Befehl des Kaiſers, in den Kampf eingelaſſen. Jetzt gab es kein weiteres Mittel, die Truppen zu ſammeln; die vier Escadrons wurden geworfen, und die Verwirrung mehrte ſich.

Die Cavallerie-Corps und die vier Bataillone der Garde, welche auf dem Plateau ſchon mehrere Stunden faſt der ganzen engliſchen Armee die Spitze boten, hatten alle ihre

Kräfte erschöpft; ihre Artillerie hatte die sämmtliche Munition verschossen; sie sahen von diesem Plateau das Feuer unserer Carrés hinter sich; da traten sie auch den Rückzug an, und der Sieg entrann unsern Händen. Als das Plateau verlassen war, machte die ganze anglo-holländische Armee eine Linien-Bewegung vorwärts, und hielt auf der Stellung, welche wir so lange besetzt hatten.

Bei der Unordnung, in welcher das französische Heer sich befand, geschah, was oft unter solchen Umständen geschieht: unsere Infanterie- und Cavallerie-Truppen schlugen sich unter einander selbst, ohne sich zu kennen. Die acht Bataillone der Garde im Mittelpunkte wurden, nachdem sie lange gegen alle Angriffe der feindlichen Infanterie und Cavallerie gerungen und das Land nur Schritt vor Schritt eingeräumt hatten, durch die Masse der Flüchtlinge gänzlich auseinander gedrängt, und durch die Zahl der Feinde, welche sie umgaben, erdrückt. Diese braven Grenadiere kämpften bis zuletzt, und verkauften ihr Leben theuer. Damals gab Cambronne, als man ihn aufforderte, sich zu ergeben, die ächtfranzösische Antwort: „Die Garde stirbt, und ergibt sich nicht!“

„Der Kaiser eilte nach der linken Seite von Planchenoit auf eine andere Stellung, wo sich ein Regiment von der Garde mit zwei Batterien als Reserve befand. Hier machte er neue Anstrengungen, um die Flüchtlinge aufzuhalten und sie zu sammeln. Aber theils wehrte die Finsterniß der Nacht, daß der Kaiser von den Soldaten gesehen ward, theils herrschte die Verwirrung überall im höchsten Grade, so daß dieses Sammeln sehr schwierig war, und jetzt brachte die gesammte preußische Reiterei, unterstützt von einigen Ba-

taillonen leichter Infanterie und dem ganzen Bülow'ſchen Corps, indem ſie wieder die Offenſive ergriff und auf der rechten Seite von Planchenoit einbrach, die Unordnung auf einen ſolchen Punkt, daß jede Vereinigung unmöglich ward. Als der Kaiſer ſah, daß alle ſeine Anſtrengungen vergeblich waren, daß der Feind ſich ſchon auf der Landſtraße befand, und daß ihm überhaupt keine Hoffnung mehr blieb, gab er der Nothwendigkeit nach. Er ſchlug die Straße nach Charleroi ein, nachdem er mehrere Offiziere an den Marſchall Grouchy geſandt, um ihm den Verluſt der Schlacht zu melden, und ihm den Befehl zu überbringen, daß er bei Namur über die Sambre gehen und ſeine Richtung durch Charlemont auf Laon nehmen ſolle, um ſich dort mit der Armee wieder zu vereinigen." (Auszug aus dem Feldzuge von 1815, beſchrieben auf Sanct-Helena von dem General Gourgaud, London, 1818.)

Hören wir weiter den Herrn General Gourgaud in ſeiner Darſtellung dieſes großen Kampfes:

„Wenn man das Ganze wieder aufnimmt und die auf beiden Seiten getroffenen Verfügungen wohl beachtet, ſo kann man ſagen, daß 1) ohne Bülow's Bewegung die Schlacht gegen drei Uhr des Nachmittags durch 67,000 Franzoſen gegen 90,000 Anglo-Holländer gewonnen war; denn das Corps des Grafen von Lobau ſollte, nebſt der jungen Garde und von der ganzen Garde unterſtützt, um zwei Uhr das feindliche Centrum angreifen. Der Angriff der Preußen, durch welchen man die Beſtimmung des Lobau'ſchen Corps und der jungen Garde zu ändern genöthigt war, hat auch den der Garde verhindert, indem der Kaiſer dieſe Reſerve nicht eher in das Gefecht bringen wollte, als bis

er auf seiner Rechten durch die Ankunft Grouchy's gedeckt wäre; 2) daß 67,000 Franzosen über 120,000 Feinde (90,000 Anglo-Holländer und 30,000 Preußen) triumphirt hätten, wenn Blücher nicht mit dem 1. preußischen Corps angekommen wäre. Die Wahl des Schlachtfeldes von Waterloo, nachdem Blücher geschlagen war, verwies [illegible] Waldes und einer großen Stadt war ein Irrthum [illegible] das englische Heer und für die ganze Coalition [illegible] Blücher, besonders in der übeln Witterung, welche [illegible] einigen Tagen war, ziehen mußte, und der große Vortheil, den die preußische Armee bei Ligny erlitt, hätten den Herzog von Wellington bestimmen sollen, sein Heer mit dem Blücherschen hinter Waterloo zu vereinigen, woraus keine schlimme Folge entstand. Die beiden Heere konnten dann leicht weit über sechzig Stunden Vorsprung gewinnen und sich auf einem zur Vertheidigung Schlachtfelde vereint sehen, wo sie dann eine Macht von mehr als 200,000 Streitern aufstellten. Man hat [illegible] geglaubt, was mir schon meldeten, daß es nämlich nicht damals, als sie vereint waren, in dem allgemeinen Vorsatz befohlen lag, Zeit zu gewinnen und die Schlacht zu vermeiden, bis die Armeen Oestreichs und Rußlands an den Main angelangt wären. Die Vereinigung der preußischen und anglo-holländischen Heere in einer Kantonirung gab den Beweis für das Uebergewicht der Macht, die die Franzosen für diesen Zeitpunkt angenommen hatten; alle Vortheile, die man von dem ruhigen Gelingen desselben erwarten, schienen nicht mehr zweifelhaft, als die unglückliche Schlacht bei Waterloo, trotz so vieler Wahrscheinlichkeit, alle Berech-

rungen zerſtörte. Den großen Einfluß hat der Zufall auf die menſchlichen Handlungen.

„Niemals haben die franzöſiſchen Truppen ihre über alle andere Europa's hervorragende Trefflichkeit beſſer gezeigt, als in dieſem Feldzuge, wo ſie ſo erweislich geringer an Zahl waren. Auch kann man ſagen, daß, wenn die franzöſiſche Armee bei jenem großen Unfall Alles verlieren, ſie doch wenigſtens ihre Ehre bewahrt hat.“

*) Es iſt Niemandem unbekannt, daß, nach den Geſetzen des alten Ritterthums, der des Hochverraths überwieſene Verbrecher, ehe er die Todesſtrafe litt, ſehen mußte, wie der Henker ſeinen Schild und ſein Wappen mit Beilhieben zerſchlug. Prieſter ſprachen den Fluch über ihn und ſtimmten den Todtengeſang an; eine entehrende Hand gab ihm eine ſchmerzliche Taufe, um auf ſeiner Stirne und auf ſeiner Zunge die Salbung des braven Ritters und den Bruderkuß zu vernichten. Seine Wohnung wurde geſchleift, ſein Feld mit Salz beſäet, ſein Name verflucht. Wir haben noch Ritter; aber wenn Felonie und Treuloſigkeit erfolgt, iſt es, in Ermanglung des Henkers, nur noch die öffentliche Meinung, welche ihnen das Siegel der Verworfenheit auf die Stirne prägt.

*) Die Bildſäule des berühmten Conſtable Bertrand Du-Guesclin, der die Engländer ſchlug, iſt ehedem auf die dem Palaſte der Deputirten-Kammer gegenüber liegende Brücke Ludwigs XVI. gebracht worden.

*) „Am 16. des Morgens, ſobald wir uns auf gleicher Höhe mit Fleurus befanden, eilte der Kaiſer im Galopp auf die Linie der Tirailleurs, und um beſſer die Stellung des Feindes zu erkunden, erſtieg er eine Mühle, welche

ſich, vorwärts dieſer Linie, auf unſerer Rechten befand. In dieſem Augenblick gewahrte ich den General Gérard, deſſen von Metz kommendes Armee-Corps bei Catelet über die Sambre gegangen war. Ich benachrichtigte hievon den Kaiſer, der ihn ſogleich rufen ließ. „Wohlan Gérard! ſagte er zu ihm, Ihr berühmter Bourmont iſt alſo wieder Chouan geworden. Davoust hatte wohl Recht, als er mir ſagte, daß dieſer Mann uns im Augenblick der Gefahr verlaſſen würde.“ Gérard erwiederte Seiner Majeſtät, daß er unendlich bedaure, der Beſchützer dieſes Offiziers geweſen zu ſeyn; „aber, fügte er hinzu, er hatte ſich bis dahin gut betragen, und ſchien mir Eurer Majeſtät ſo aufrichtig ergeben, daß jeder Andere an meinem Platze getäuſcht worden wäre.“ Der Kaiſer wiederholte ſodann, was er ſchon zu Ney über den nämlichen Gegenſtand geſagt hatte: „Die Weißen ſind weiß, und die Blauen ſind blau;“ und indem er lächelnd den General Gérard an einem ſeiner Backenbärte nahm, zog er ihn an das Dachfenſter, von wo man die ganze preußiſche Armee entdeckte, und ſagte zu ihm: „Mein Herr Oberzeneral des 4. Corps, Sie ſehen wohl über dem Hohlwege das Dorf, an welches ſich das Centrum der Feinde lehnt. Nehmen Sie ſeinen Glockenthurm zum Richtpunkte. Dies iſt der Schlüſſel ihrer Stellung; Sie müſſen ihn wegnehmen.“

„Jenes Dorf (Ligny) gab ſeinen Namen der Schlacht.“ (Auszug aus dem Tagebuch des Generals Gourgaud.)

Neue Bücher,

welche bei **G. Ritter** in Zweibrücken im Jahr 1829 erſchienen ſind.

Napoléon en Égypte, poëme en huit chants, par Barthélemy et Méry. Nouvelle édition. Papier velin satiné. cart. 1 fl.

Émile, ou de l'éducation, par J. J. Rousseau. 3 vol. Nouvelle édition. Papier velin satiné. cartonné 2 fl. 41 kr.

Broché 2 fl. 20 kr.

Athalie, Tragédie tirée de l'écriture sainte, par Racine. gr. 16. 20 kr.

Platonis Crito. Ed. stereotypa. Chart. script. 8. 8 kr.

„ *Menexenus.* Ed. stereotypa. Chart. script. 8. 14 kr.

Aeschyli Prometheus. Ed. stereotypa. 8. 13 kr.

Euripidis Hecuba. Ed. stereotypa. Chart. script. 8. 14 kr.

„ *Medea.* Ed. stereotypa. Chart. script. 8. 15 kr.

„ *Laches*, seu de fortitudine. Ed. ster. Chart. script. 8. 11 kr.

Gedichte eines Zweibrückers, nebſt Anhang, die metriſche Ueberſetzung ausgewählter Stücke aus Ovid's Triſtien enthaltend, herausgegeben von Prof. Krieger; gr. 8. Velinp. Elegant cartonnirt. 1 fl. 12 kr.

Rußland und Peter der Große. Eine hiſtoriſche Schilderung vom General Grafen von Ségur. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. P. Krieger, Prof. am Gymnaſium zu Zweibrücken. Elegant cartonnirt. 2 fl.

Geſetzbücher, die fünf franzöſiſchen, in deutſcher Sprache. Mit Stereotypen gedruckt. Dritter Abdruck auf Velinp. gr. 8. broſch. 3 fl. 30 kr.

Supplementheft, erstes, zu den fünf französischen Gesetzbüchern. (Tax-Regulativ der Gerichte.) gr. 8. Mit Stereotypen gedruckt. brosch. 24 kr.

Supplementheft, zweites, zu den fünf französischen Gesetzbüchern. (Aeltere Naturgesetze, Rechtsprinzipien und Institute der Churpfalz, des Fürstenthums Nassau-Weilburg, des Bisthums Speier, des Fürstenthums Zweibrücken u. a. m.) gr. 8.

Gedichte von Chr. Scharpff. kl. 8. Druckvelinpapier. Elegant gebunden. 36 kr.

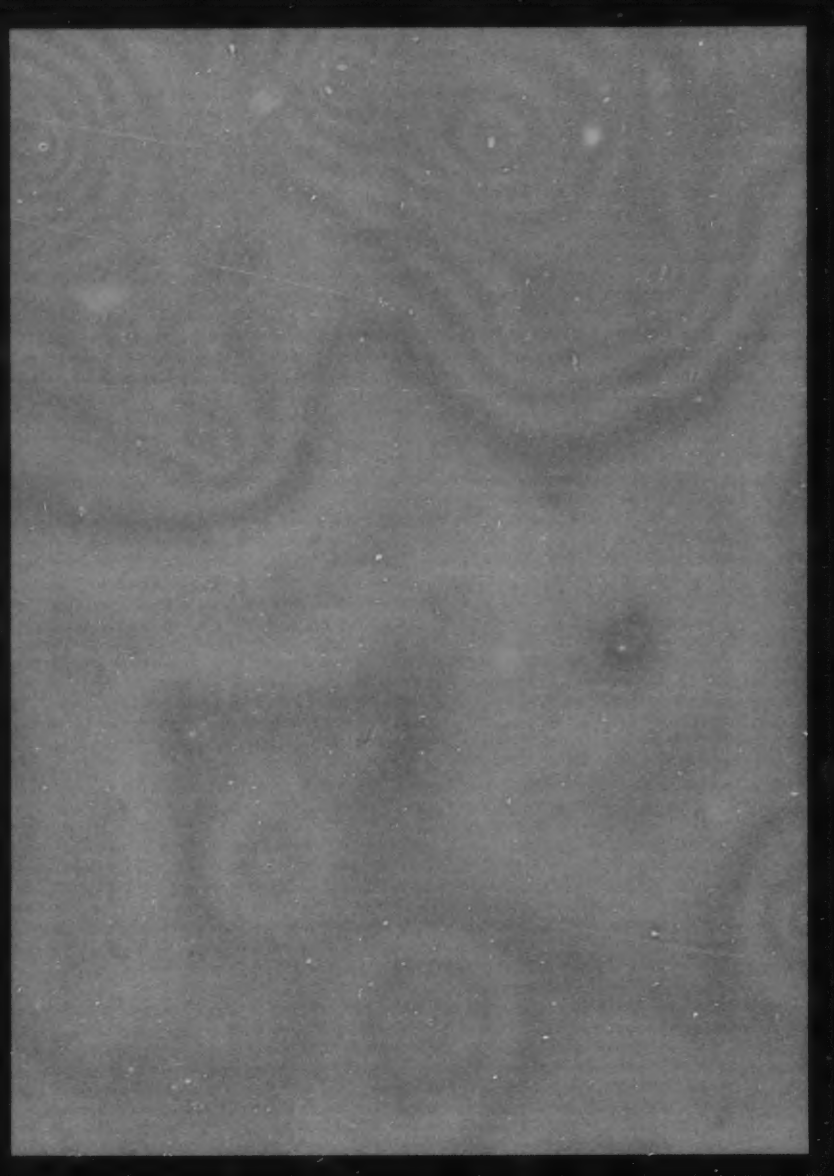
Bericht der Reise Ihrer Majestäten des Königs und der Königin von Bayern im Rheinkreise, vom 7. bis zum 14. Juni 1829, nebst den hochherzigen Aeußerungen Ihrer Majestäten. brosch. 48 kr.

Ur-Geschichte des Herzogthums Zweibrücken, treu wiedergegeben nach G. Chr. Johannis und J. P. Crollius Kalenderarbeiten. gr. 8. geh. 2 fl. 20 kr.

Handbuch der bürgerlichen Kochkunst. Nach langjähriger Erfahrung bearbeitet und herausgegeben von A. M. Graddelin. gr. Med. 12. geheftet. 24 kr.

Abc- und Lesebuch, französisches, nach einer neuen Methode von F. Bettinger, französischem Sprachlehrer am königl. Gymnasium zu Zweibrücken. Gebunden. 15 kr.

Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestantisch-evangelische Christen. Vierte Auflage. Zweiter Stereotypen-Abdruck. gr. 8. netto. 24 kr.



Die
Sagen und Geſchichten
des
Rheinlandes.

In umfaſſender Auswahl geſammelt und bearbeitet

von

Karl Geib.

Mannheim.
Druck und Verlag von Heinrich Hoff.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Wenn die Geſchichte Begebenheiten, Thatſachen und Charaktere aufſtellt, die hiſtoriſch beurkundet und mit dem Griffel der Wahrheit gezeichnet ſind, und wenn ſie die wechſelnden Schickſale der Länder und Völker ſchildert, ſo tritt zugleich die Sage neben ſie, holt aus den ehrwürdigen Tiefen der Vorzeit manches wunderſame Gebild herauf, befruchtet mit dichteriſcher Phantaſie durch Mährchen und Lieder den Boden der Wirklichkeit, und ergänzt, wenn auch ihre Ueberlieferungen großentheils nur Geſchöpfe der Einbildungskraft ſind, dadurch, daß ſie uns ein treues Bild vom Geiſte des Volkes gibt, unter dem ſolche entſtanden und fortleben,

in gewiſſem Betracht die Geſchichte ſelbſt, auf deren Grund ſie mehr oder weniger gebaut iſt. Gleich dem der früheren und ſpäteren Heroenzeit des Alterthums, erſcheint, auch unter manchen abweichenden Verhältniſſen, dieſer Geiſt in den Tagen germaniſcher Vorzeit und des Mittelalters. Die Kämpfe der rohen Gewalt und Unwiſſenheit mit emporſtrebender Bildung und edler Sitte, des dunkeln Vorurtheils und Aberglaubens mit dem göttlichen Lichte der Vernunft, Wahrheit und Menſchlichkeit, und das ſo glänzend hervortretende Ritterthum, welches, wie ich ſchon anderswo bemerkt habe, da, wo es im ächten und reinen Sinne geübt ward, nicht allein den kriegeriſchen Muth in Abenteuern und Gefahren, ſondern auch den daraus entſpringenden Schutz der Unterdrückten, die zarte Huldigung gegen die Frauen, unverbrüchliche Treue in Wort und That, mit wahrer Andacht und Gottesfurcht im Bunde, als unabänderliche Grundſätze angenommen und den Sinn dafür geſteigert hat, ſo daß manche herrliche Tugenden und Gefühle, welche auch die jetzige Welt anerkennt, von ihm herſtammen — alles das führt uns in den Begebenheiten jener thatkräftigen Zeit ein ſo lebensreiches, mannichfaches und wunderbares Gemälde vor, daß die Wirklichkeit oft ſelbſt der Dichtung, oder die Ge-

ſchichte der Sage, ähnlich und gleichſam eine durch die andere erklärt wird. Denn auch die Letztere gründet ſich unſtreitig immer auf irgend eine geſchehene Thatſache, und ward, nachdem ſie in den roheren Begriffen und im herrſchenden Glauben des Volkes ihre erſte Geſtaltung empfangen, durch die Naturpoeſie kunſtreicher Meiſter ausgebildet und verſchönt.

Aber in keinem Theile von Deutſchland erſcheint jenes Gemälde ſo groß, ſo herrlich und bedeutſam, als an den Ufern des majeſtätiſchen Rheins, wo der Geiſt ehrwürdiger Vorzeit aus Urwäldern und trauten Thälern, von erhabenen Kunſtdenkmalen, und von Burgtrümmern auf grauen Felſen erhöht, wie aus blühenden und fruchtbaren Gefilden, zu uns ſpricht, und woher ſeit der Römer Zeit bis auf die unſerige das geſammte Vaterland immer den ſtärkſten und wirkſamſten Einfluß erfahren hat. Denn mit Recht behauptet ein rühmlich bekannter hiſtoriſcher Schriftſteller, daß nach der großen Völkerwanderung, die ein koloſſales Schauſpiel mächtiger Heerzüge und ungeheurer Thaten zeigt, aber auch alles in Wildheit und Barbarei zurückwarf, vom Rhein her wieder das erſte Licht und die Geſetzlichkeit über Europa ausgingen, daß in ſeinen Fel

dern und Städten die deutschen Kirchen gegründet, die deutschen Gesetze gegeben, und die deutschen Könige gewählt wurden, ja, daß sein merkwürdiges Land dem Reiche die größten Kaiser, die berühmtesten Gelehrten und Künstler, auch die vorzüglichsten Prälaten, und der Welt einen allgemeinen Handelsverkehr, geschaffen hat.

Der Zweck der vorliegenden Sammlung besteht darin, dem Leser einen Kreis von theils rein-historischen, theils romantischen, Darstellungen zu geben, worin ihm einerseits die Geschichte in mehreren Hauptcharakteren und Hauptereignissen, anderseits die dichterisch behandelte, Volkssage, ein interessantes und anschauliches Bild vom Leben und Treiben des früheren und späteren Mittelalters in diesen Gegenden verleiht. Wenn manche der mehr oder minder fabelhaften Kunden, die hier mitgetheilt sind, fast ganz einer mythischen Ritterzeit oder dem phantastischen Reiche der Feenwelt, auch Einiges dem mysteriösen Boden der Legende, angehört, und in den Chroniken der verschiedenen Jahrhunderte nur einen geringen Anlehnungspunkt findet, so gibt es dagegen andere Stücke dieser Art, die sich auf ein historisch erwiesenes Factum be-

ziehen, und also mit denselben dargestellt oder ihm angereiht werden mußten. Das Ganze ist auf Belehrung und Unterhaltung berechnet. Der wißbegierige Reisende, der die jetzt so häufig besuchte Rheingegend durchstreift oder auf den Wellen des herrlichen Stromes hinabfährt, wünscht das Nähere von dem Ursprung und den Schicksalen jener alten Denkmäler zu kennen, womit die reizenden Ufer geschmückt sind. Darum habe ich, wo es möglich war, auch den der bloßen Sage gewidmeten Artikeln kurze historische Notizen beigefügt, und eben so die Oertlichkeiten, entweder aus eigener Lokalkenntniß oder aus treuen Schilderungen sachkundiger Autoren, genauer bezeichnet.

Was nun die Quellen betrifft, aus welchen ich bei meiner Arbeit geschöpft, so haben für das Geschichtliche die Wormser, Speierer und Elsasser Chroniken, **Origines palatinae** von ***Marquardus Freherus*** etc., so wie die trefflichen Werke von Vogt, Schmidt, Widder, Münch, und Mehreren, welche zum Theil an Ort und Stelle angezeigt sind, reichhaltige Stoffe geliefert. Die Sagen des Rheinlandes, deren ich selbst Mehrere in einer Sammlung von Balladen und Romanzen dem gebildeten Publikum

gab, sind zwar vielfach bearbeitet; doch ist ihr Feld so reich, und selbst manche einzelne Kunde nicht allein nach Form und Inhalt, sondern auch in Bezug auf das Veränderliche von Ort und Zeit, einer so verschiedenartigen Behandlung fähig, daß Jeder, der wahre Liebe und einigen Beruf zur Sache in sich fühlt, diese durch blühende Haine und zauberische Fluren, so wie durch schauerliche Wildnisse, der romantischen Welt führende Bahn nicht ohne Vertrauen auf lohnenden Erfolg betreten kann. Darum sind, außer den auf epische und lyrische Heldendichtungen der Vorzeit und des Mittelalters selbst gegründeten Sagen, auch mehrere, die Schreiber, Adelheid von Stolterfoth, Grimm, und einige andere dem Geist altdeutscher Poesie vertraute Dichter, gespendet, nicht nacherzählt, sondern in eigenthümlicher Darstellung gegeben, ungerechnet verschiedene, die in neuerer Zeit noch wenig mitgetheilt oder bekannt worden. Stoff und Grund der überlieferten Sage sind immer treu beobachtet, jedoch mit derjenigen poetischen Freiheit, die jedem Dichter, der einen mährchenhaften Gegenstand wählt, dessen Bestandtheile schon so manche Abänderung erfahren, wohl erlaubt seyn muß. Nur habe ich — was hier für die Kunstrichter von der stricten

Observanz zu bemerken iſt — in den Erzählungen vom hörnernen Siegfried und von der Genovefa, welche kürzlich ein geſchätzter Literat treu nach den Volksbüchern mitgetheilt hat, aus den dramatiſchen Dichtungen einiger Neueren, wie Fouqué, Maler Müller und Tieck, verſchiedene Umſtände entlehnt, die, mögen ſie nun aus eigener Phantaſie hervorgegangen oder irgend einer Urkunde entſchöpft ſeyn, das ächte Gepräge jener altgermaniſchen Zeit tragen, deren Sinn und Geiſt ein wahres Erbtheil der genannten Sänger zu ſeyn ſcheint. Für das Lokale wurden die gründlichen und anſprechenden Darſtellungen in Widder's geographiſch-hiſtoriſcher Beſchreibung der Pfalz, Kolb's ſtatiſtiſch-topographiſcher Schilderung von Rheinbayern, Schreiber's Handbuch für Reiſende am Rhein, Grimm's Vorzeit und Gegenwart ꝛc., da, wo es nöthig war, benutzt.

Möge alſo dieſes Werk, worin man verſucht hat, eine von Andern ſchon rühmlich beſchrittene Bahn zu erweitern und viele ihrer merkwürdigen Erſcheinungen in ein noch helleres und umfaſſenderes Licht zu ſtellen, ſowohl für unſere rheiniſchen Mitgenoſſen, als für den Fremden, der dieſes Land beſucht, ein freundlicher

und unterrichtender Geleiter, und namentlich der Hauptzweck, das warme Interesse für vaterländische Geschichte, Poesie und Naturschönheiten immer mehr zu erhalten und zu beleben, nicht unerreicht seyn! —

Inhalt.

	Seite
Richard Löwenherz auf dem Trifels	1
Der Jungfernsprung	10
Burg Lichtenstein	13
Das Fräulein von Flörsheim	15
Die Kaiserburg zu Lautern	23
Hildegard von Hoheneck	25
Der Ritter von Hunenberg	29
Die Sage vom Pfeil	34
Der Drachenfels, oder Siegfried's Kampf mit dem Lindwurm	37
Kloster Limburg	45
Der Teufelsstein und die Heidenmauer	52
Aus der Geschichte von Speier	54
Die Dame von Geroldseck	59
Der Kellermeister auf Arnsburg	62
Straßburg's Kampf um seine Unabhängigkeit	65
Der Köhler im Breisgau	71
Ritter von Staufenberg und die Wasserfeie	76
Die Geisterburg	85
Die Hunen	89
Der Lindenschmidt	92
Der Recke	96
Aus der Geschichte Friedrich's I. von der Pfalz	98
Der Bauernkrieg am Rhein	104
Das Fräulein auf Stolzeneck	108
Georg von Frankenstein	113
Herzog Thassilo in Lorsch	115
Burg Windeck	118
Der Burggeist Rodenstein	120
Hildegunde zu Schönau	124
Der Einaug	128
Der seltsame Kampf	131
Aus der Geschichte von Worms	134
Das Turnier in Darmstadt	139
Das Frankensteiner Eselsleben	142
Die Nibelungen	148
Heilig-Blut bei Alzei	180
Franz von Sickingen	182
Adolph von Nassau	208
Einige Charakterzüge Kaiser Rudolph's von Habsburg	232
Das Heidelberger Schloß	239
Die Ritter von Hirschhorn und von Handschuhsheim	245
Die Spanier vor Oggersheim und Frankenthal	250
Michael Mort, der Kreuznacher	257
Fust von Stromberg	263
Die Gräfin von Starkenburg	267

Genovefa . . . . Seite
Heinrich Frauenlob 271
Der Palast in Ingelheim, und die Geschichte von Eginhard und Emma 284
Die Königin Hildegard 287
Die Schwedensäule, oder Gustav Adolph am Rhein 297
König Pharamund und das Ritterfräulein 306
König Dagobert 318
Die Riesensäule 323
Herzog Rupert von Bingen 327
Der Mäusethurm 330
Kaiser Heinrich IV. in Bingen 340
Die Seherin Hildegard 348
Burg Rüdesheim 357
Sagen von dem Bergschlosse Lorch 365
Die Braut vom Rheinstein 373
Rheingraf Sifrid 386
Pfalzgraf Herrmann von Stahleck 397
Bacchus Altar 401
Der Ritter und der Abt 409
Die Feste Pfalzgrafenstein 415
Burg Gutenfels bei Caub 424
Die Schwesterfelsen 427
Die Jungfrau vom Lurlei 435
Sage von St. Goar 438
Graf Philipp von Katzenellenbogen 442
Sternberg und Liebenstein 446
Die Zauberin Lore Lay 453
Ritter Konrad Bayer von Boppard 458
Die Templer auf Lahneck 462
Kaiser Heinrich IV. auf Hammerstein 469
Das Schloß im See 475
Rolandseck und Nonnenwerth 483
Der Bürgermeister von Köln 487
Petrarca in Köln 499
Die Schwanenburg 510
. . . . 514

Berichtigungen.

Seite 25 Zeile 1 von unten: Nach Vermittlung fehlt das Wort: Frankreichs.
" 60 " 13 " " Nach begonnen folgt noch die Zeile: deren zahlreiches und glänzendes Waffengefolge der Hierarchie mehr schreckend als huldigend erscheinen mußte.
" 96 " 1 " " Statt: in der Krone Steine glänzt, lies: in der Krone der Ritterschaft als einer der ersten Steine glänzt.
" 366 " 17 " oben: Nach Versicherung fehlen die Worte: ihre Schriften.
" 396 " 9 " " Nach Eigenthümers folgt ein Punkt und auf diesen das Wort: Merkwürdig u.
" 410 " 19 " " Statt: Romanciero lies: Romancero.
" 512 " 16 " unten Statt: Pufus lies: Rufus.
" 522 " 1 " oben: Statt: schimmernde lies: schwirrende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

An den Grenzen des Unter-Elsasses, wo das Vogesen-Gebirg nicht mehr wie in zusammenhängender Kette, sondern in einzelnen, seltsam geformten, Massen sich erhebt, zeigen die grauen Burgtrümmer, welche von vielen dieser Höhen in die Ebene und in die Thäler herabschau'n, daß hier wohl mehr, als in so manchen andern Gegenden, das wahre Leben und Treiben der alten Ritterzeit war. Besonders aber zieht die Ruine von Trifels den Blick der Reisenden auf sich. Sie liegt ohnweit des Fleckens Annweiler, und war vordem ein Schloß der deutschen Kaiser, von ihren Burgvögten bewacht. Seinen Namen erhielt dasselbe von den drei Bergspitzen, wo es, wie noch die Trümmer beweisen, auf Felsen erbaut war. Die Hauptburg aber stand auf dem nördlichen Gipfel. Hier besteht noch fast ganz der hohe, viereckige, aus Quadersteinen aufgeführte Thurm. Auch sieht man noch einen tiefen, in den Fels gehauenen, durch einen andern Thurm beschirmten Brunnen, so wie die Ueberreste der Kapelle, worin im 13. Jahrhundert die Reichsinsignien, oder der kaiserliche Krönungsschmuck, aufbewahrt wurden. Herrlich ist die Aussicht von dieser Ruine auf das rebenreiche, mit Felsen und Wald umkränzte, Thal von Annweiler, das die Queich durchfließt, und zwischen zwei Bergen hindurch, über Landau hin, auf die reizende Flur des Rheines. Die Schicksale, welche die Burg Trifels seit dem Mittelalter bis auf unsere Tage erfuhr, seien hier übergangen. Aber eine sehr merkwürdige Geschichte wird von ihr erzählt. Hören wir, was die Kunde der Vorzeit hierüber meldet.

Richard I., König von England, verband sich im Jahr 1189 mit dem Könige Philipp August von Frankreich zu

einem Kreuzzuge nach Palästina, und führte schon auf dem Wege dorthin manche große und rühmliche That aus. Ueberhaupt war Richard einer der tapfersten und unternehmendsten Männer, die jemals gelebt. Sein persönlicher Muth, die ungeheure Kraft seines Arms, die Galanterie und der Schutz, welche er den Damen erwies, und sein schwärmerischer Hang zu Abentheuern, erhoben ihn allenthalben zum wahren Vorbild und zur Blume der Ritterschaft. Noch kennt man die Balladen und wundersamen Erzählungen der Dichter, wozu dieser König den reichsten Stoff lieferte. Jenem Kreuzzuge schloß sich auch der edle deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa mit einigen Fürsten seines Reiches an. Der heldenmüthige Sultan Saladin hatte Jerusalem wieder erobert. Friedrich war schon mit seinem Heere vorausgeeilt, und kämpfte siegreich wider den Sultan, fand aber so bald seinen Tod in den Fluten eines Stromes, in den sein Roß mit ihm gestürzt war. Neuen Muthes erhoben sich die Saracenen; aber jetzt erschienen Richard und Philipp, und hemmten ihre Fortschritte. Die Feste Ptolemais oder Acre ward von den Kreuzfahrern im blutigen Kampf erstürmt. Doch Uneinigkeit trat nun zwischen beide Fürsten, und Philipp kehrte mit seinen Schaaren nach Frankreich zurück. Richard jedoch setzte muthig den Streit fort, siegte in zwei großen Schlachten, und bedrohte Jerusalem. Der Glanz seiner Thaten hatte Saladin's Ruhm in Schatten gestellt. Man gab ihm den Beinamen Löwenherz, sei es wegen seiner hohen Tapferkeit überhaupt, oder weil er, wie die Sage meldet, mit eigener Hand einen Löwen bezwang und das Herz ihm ausriß. Ebenso hieß im alten Griechenland, das jetzt wieder neu aufblüht, der große und vergötterte Held Herkules, der ein gräßliches Unthier dieser Art besiegt hatte. Aber der rastlose Saladin zog wieder neue zahlreiche Schaaren an sich, und widerstand mit aller Kraft dem Andrange seines Gegners, so daß endlich ein Vertrag geschlossen ward, wonach man das syrische Uferland den Christen, und den übrigen Theil von Palästina dem Sultan, einräumte. Richard begab sich unter Segel nach England. Er hatte nicht allein Großes mit seinem Heere verrichtet, sondern auch dabei viele einzelne herrliche Ritterthaten vollbracht. Aber in die edle und wohlwollende Gemüthsart des Königs mischte sich nicht selten ein heftiges, hochfahrendes und gebieterisches Wesen, und sein übermäßiger Ehrgeiz kränkte oft den Stolz seiner Mitgenossen. So hatte er nach der Eroberung von Ptolemais, einer seiner glänzendsten Unternehmungen, den Herzog

Leopold von Oestreich schwer beleidigt, indem er dessen Heerbann von den Zinnen der Feste, wo derselbe zuerst die Fahne aufgepflanzt, hinwegzog und diesen Posten mit englischen Truppen besetzen ließ. Leopold mußte es geschehen lassen: aber glühender Haß kochte in seinem Herzen. Das Schiff, welches Richard zur Heimkehr bestiegen, ward auf der See von einem fürchterlichen Sturme gefaßt, und er, nebst seinen zwei treuen Gefährten, den Rittern Sir Fulk Doyley und Lord Thomas von Multon, an die Küste von Dalmatien verschlagen. Leopold war schon zurückgekehrt. Der König wußte wohl, daß er sein gehässigster Feind sei, und mußte jetzt sein Gebiet durchwandern. Er und die zwei Edelleute legten darum Pilgertracht an, gaben sich andere Namen, und wandelten ganz lustig und harmlos fort. Ohnehin war Richard ein Herr von aufgeweckтem und wunderlichem Sinne, der gern als irrender Ritter, und manchmal auch als Hirt oder Pilger verkleidet, das Land durchzog. Als sie in die Gegend von Wien kamen, gesellte sich ein Mann zu ihnen, der sich für einen Harfner ausgab, aber ein verkappter Landsmann der Reisenden, und von dem Herzoge, dem Richard's Unfall schon kund geworden, als Spion erkauft war. Die drei nahmen ihr Nachtlager in einer Dorfherberge obnweit der Stadt; der Schlechte trat mit ihnen ein, schlich aber bald wieder hinweg. Als sie vergnügt ihr Mahl genossen und sich zur Ruhe gelegt, wurden sie plötzlich von einer Menge Bewaffneter, die in das Haus gestürmt, überfallen. Richard streckte mit kräftigen Faustschlägen Einige zu Boden; auch seine Begleiter wehrten sich brav; aber die Uebermacht war zu groß; die Waffenlosen wurden am Ende bewältigt und gefesselt. Leopold, der den Schwarm angeführt, und Richard sahen einander jetzt bei'm Glanze der Fackeln. „Ja! (rief der Herzog) ja! es ist Richard von England, ein Freund der Machträuber und der Ungläubigen.“ — „Leopold von Oestreich! (war die Antwort) Deine Beschuldigung ist Lüge. Behalte Dein Stahlgewand an, und entfeßle nur eine dieser Hände, und dann wiederhole das, was Du so eben gesprochen hast, wofern Du es wagest!“ — „Fort mit diesem König! (sagte Leopold.) Wenn der König heißen kann, dessen Bruder seine Krone trägt und der ein Gefangener ist. Der Ritter und der Baron sollen ihm Gesellschaft leisten!“ — Alle drei wurden sofort nach dem festen Schlosse Thierstein an der Donau, und dort in einen Kerker gebracht.

In Deutschland herrschte nun Kaiser Heinrich VI. Auch dieser war gegen Richard aufgebracht, weil er ihn für den

Begünſtiger der Unruhen hielt, die ſich gegen ſeine Herrſchaft in Sicilien erhoben. Kaum hatte er gehört, daß Leopold jenen verhaftet, ſo erklärte er, kein Herzog habe das Recht, einen König gefangen zu halten, und nur dem Kaiſer ſtehe dies zu. Richard und ſeine Gefährten mußten ihm daher ſogleich ausgeliefert werden, und ſie wurden unter kaiſerlicher Bedeckung in die Gegend des Rheins, nach dem durch Natur und Kunſt wohlbefeſtigten Schloſſe Trifels, abgeführt. Hier wies man ihnen Gemächer in dem hohen Thurm an, den wir beſchrieben, und der in den Urkunden jener Zeit der ſchwarze Thurm heißt. Auch fehlte es ihnen nicht an reichlichem Unterhalt, und beſonders ehrte man den König ſeinem Range gemäß; doch wurden ſie ſtrenge bewacht. Nun meldet freilich eine Chronik, daß Richard, der am 24. März 1193 hier eingethürmt worden, ſchon am 19. April deſſelben Jahrs in das Hoflager des Kaiſers nach Hagenau beſchieden ward, wo dieſer ihm ſein Wort verpfändet, er wolle ihn für 70,000 Mark Silber freigeben; daß der König alsdann ſeine Mutter Eleonore durch ein Schreiben hiervon in Kenntniß ſetzte, worauf ſie ſogleich Anſtalten traf, und die ganze Nation, von der jener ausnehmend geliebt war, zum Aufbringen des Löſegeldes beitrug, ſo daß er wieder frei in ſein Reich zurückkehren konnte. Aber es ſtehe hier zugleich eine Sage, die uns Folgendes erzählt.

Es war in England kund, daß Richard aus Paläſtina abgeſegelt ſei; da er aber nicht zur Heimath kam und man auch weiter nichts von ihm erfuhr, ſo entſtand große Beſorgniß, ob ihn nicht vielleicht einer ſeiner Gegner gefangen halte, und ſeine Mutter, die verwittwete Königin Eleonore, ſchickte ſogleich Geſandte an verſchiedene Herrſcherhöfe Europa's, um ſeinen Aufenthalt zu erforſchen. Aber entweder wußte man hier nichts von dem Schickſale des Königs, oder man gab ausweichende Antwort. Nun befand ſich auf ſeiner Hofburg ein ſehr ehrenwerther Mann, Namens Blondel, der die Kunſt der Minneſänger übte, welche damals im ſüdlichen und nördlichen Frankreich, in England und in dem unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern blühenden Deutſchland, verbreitet war. Mai und Liebe, hohe ritterliche Thaten und Wundergeſchichten, auch fromme Gefühle der Andacht, waren die Gegenſtände ihrer Lieder. Viele brave Ritter, ſogar einige Kaiſer und Könige, weihten ſich dieſer edlen Kunſt. Auch Richard dichtete manchen ſchönen Geſang, und ließ ihn zum Harfenſpiel ertönen, das Blondel ihn gelehrt hatte. Der König hielt ihn zugleich für ſeinen erſten Freund, und wenn je einer

diesen Namen verdiente, so war es der biedere Sänger. Als nun Eleonorens Abgesandte sich fruchtlos bemüht, und nach England, wo schon Johann, Richard's unwürdiger Bruder, sich den Thron angemaßt hatte, zurückkamen, so entschloß sich Blondel, den Verlornen aufzusuchen, es koste auch, was es wolle. Er begab sich auf den Weg; einige treue Ritter und 50 Reisige begleiteten ihn. Alle von der Mutter und den Anhängern des Königs reichlich mit Gold versehen, um diesen, wenn er gefangen sei, damit auszulösen. Blondel war nicht der Meinung, sich wieder an die Höfe zu wenden, sondern vorerst an allen festen Schlössern der Gebirge Frankreichs und Deutschlands umher zu spähen, ob sich Richard in einem derselben eingekerkert finde: „denn, sagte er, wenn man uns auch dort seinen Aufenthalt anzeigt, so haben wir vielleicht des Goldes nicht genug, um ihn zu lösen, und am Ende wird ganz England erschöpft sein. Auf einem andern Wege müssen wir ihn retten.“ — „Und was hilft uns dann?“ fragte der Anführer des Geschwaders. „Dein Arm,“ war die Antwort, „meiner, und die fünfzig braven Engländer, die uns folgen.“ — „So sei es mit Gott!“ versetzte, an sein Schwert schlagend, der wackere Rittersmann.

Sie durchstreiften manches Lande Gauen; jedoch umsonst. Endlich gelangte man in das wilde Thal, auf dessen Höhen die Burg Trifels steht. Die Reisigen vertheilten sich in das nahe Gebirg, und Blondel schlich heran, und forschte nach den Umgebungen des Schlosses. Der mächtige Bau, das starke Festungswerk, und der weite und tiefe Graben umher, ließen einen sehr wichtigen Ort vermuthen. „Sollte der edle Herr vielleicht hier sein? Sollte endlich der Himmel unsere Müh' und Beschwerde lohnen? — Doch gib noch keiner Hoffnung, keiner Ahnung Raum!“ So sprach bei sich der treue Minnesänger, und wandelte sinnend und langsam in's Thal hinab nach der Hütte, die er sich zum Nachtlager gewählt; denn schon wich das Abendroth der Dämmerung. — Am folgenden Morgen saß er im Eichenwald, und sang ein Lied zu seiner Zither. Der schöne Gesang und die lieblichen Töne der Saiten lockten bald einige Schäfer und Ziegenhirten herbei, die am Hange des Berges ihre Heerden weideten. Sie horchten ihm entzückt, und als er, auf ihre Frage, sich für einen wandernden Harfner ausgab, und ihnen viel Schönes und Wundersames von fremden Landen erzählte, baten ihn alle, noch länger in dieser Gegend zu weilen, und jeder wollte ihn mit dem bewirthen, was seine Heerde und seine Bäume gaben. Auch einige Hirtenmädchen hatten sich ge-

nähert. Unter ihnen bemerkte Blondel eine sehr reizende Jungfrau, auf deren sittsam lächelndem Antlitz ein Zug von Schwermuth nicht zu verkennen war. Im Gespräche fragte er, von wem denn die stattliche Burg da oben bewohnt sei, und ob er wohl dort mit seiner Kunst ein hübsches Reisegeld gewinnen könne. „O, Herr!“ sagte einer der Hirten; „da darf Niemand hinein, als wer darin hauset. Ein alter finsterer Burgvogt und eine große Schaar rüstiger Waffenknechte bewachen sie so scharf, wie die bösen Geister das Höllenreich. Man sagt sogar, der Burgvogt verstehe etwas von der Zauberkunst, oder wäre am ganzen Leibe gefeit, wie von dem riesenhaften Mohrenritter Ferragu erzählt wird. Er soll auf hundert Zügen, wo er mit dem Reichsbanner war, wie ein Löwe gekämpft und nie eine Wunde empfangen haben. Doch der strenge Befehl, Niemand einzulassen, ist noch nicht lang ertheilt. Ein Köhler, der bei seinem Feuer im obern Walde war, hat mir erzählt, daß man in der Nacht Gefangene, von einer Menge Bewaffneter umringt, hereinführte. Müssen wohl vornehm gewesen sein, und — aber nichts weiter davon! Dort reiten einige Knechte den Thalgrund herauf; vor denen hütet man sich.“ — „So, meine Freunde? Dann will auch ich nicht von ihnen gewahrt sein!“ sagte Blondel, und schlug einen Waldpfad nach der Gegend ein, wo seine Begleiter sich aufhielten. Kaum war er einige hundert Schritte gegangen, so traf er Rodrik, den Ritter, der sie anführte, und auf die Frage, ob diesen und seine Mannschaft des Burgvogts Leute bemerkt, und auf seine verneinende Antwort, erzählte er ihm, was er von dem Hirten vernommen hatte. Es ward beschlossen, daß Blondel nähere Kunde einziehe, und er ging schnell in das Thal zurück. Am Wege stand Mathilde (so hieß das schöne Hirtenmädchen) auf einem Rasenplatze bei ihren Schäfchen. „Haben Dir meine Lieder gefallen, liebes Kind?“ fragte er sie mit freundlicher Miene. „O, recht sehr!“ antwortete sie; „aber die traurigen noch mehr, als die frohen, wie schön auch diese sind. Es liegt eine so süße Wehmuth darin, wie in denen des —“ (Sie erschrack über sich selbst, und hielt erröthend ein.) — „Nun!“ sprach er in trautem Tone, sanft sie bei der Hand nehmend, „wie in denen eines Minnesängers oder Hirten, der Dir werth ist?“ — „Ja!“ fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort; „ich will Euch gestehen, was noch Niemand hier im Thale weiß. Ihr scheint mir ein edler, guter Mann zu sein. Aber schwört mir, das Geheimniß zu bewahren!“ — „Ich schwör' es bei Gott und Ehre!“ war die Antwort. — „So hört denn!“ sagte Ma-

thilde. „Ich diene hier um Lohn einem [illegible] Schäfer. Es sind nun acht Tage, da brachte ich seinen [illegible] die Abendkost in die Hütte dort eben am [illegible]. Der Weg führt an dem Felsen der Burg vorbei, wo der [illegible] schaurige Thurm steht. Es war schon Nacht, als ich [illegible] ging. Da hörte ich einen lieblichen Klang vom Thurm [illegible] tönen, gerade so wie Euer Spiel, und eine schöne männliche Stimme sang ein trauriges Lied. Ich konnte der [illegible] nicht widerstehen, und schlich näher heran. Der Mond [illegible] sehr hell, und sieh! eine edle Heldengestalt [illegible] auf der hohen Mauer. So muß der gewaltige [illegible] aussehen, dessen Thaten Ihr uns heute sangt." — „Ich sang die Thaten des edlen Königs Richard Löwenherz," erwiederte Blondel; „doch weiter, weiter!" — „Ach, Herr!" sagte das Mädchen seufzend: „der Mann sah mich bald. Er sprach so [illegible], so ernst und [illegible] zu mir — ich antwortete ihm auch — was, weiß ich selbst nicht mehr recht — er hat mich, wieder zu kommen, und gestern — ja, ich bekenn' es — gestern Abend war ich wieder auf der Stelle, und [illegible] seinem [illegible] und seinem Gespräche, zitternd und doch mit so seligem Herzen! — Ach, der Arme! Er ist gewiß kein Verbrecher — wohl im Kriege gefangen — wäre er doch wieder in Freiheit!" Und sie weinte bittere Thränen. „Sei ruhig, mein Kind!" sprach Blondel, der, in [illegible] Hoffnung [illegible], sich wieder sammelte; „vielleicht wird er bald gerettet. Willst Du mich heute auf diesen Platz führen?" — „O, recht gern!" erwiederte sie. „Aber wer ist der Ritter von so wildem Ansehn, der vorhin mit Euch im Walde sprach? Wer sind die gewaffneten Reiter, die man seit einigen Tagen in unserm Gebirge sieht?" — „Männer," sagte Blondel, „die es so gut meinen, wie ich; Helden, die alles wagen, wo es das Edle und Heilige gilt!" —

Als der Abend kam, folgte der Sänger seiner Führerin den steilen Berg hinauf an den beschriebenen Ort. Man war dem Thurme hier am nächsten; die Wache stand auf der andern Seite; denn schon das [illegible] machte auf dieser alles Entkommen unmöglich. Mathilde ging wieder zurück, und Blondel verbarg sich im wilden Gebüsche, bis die Nacht, jetzt [illegible] und ohne Mondlicht, erschien. „Das Lied, das er mit mir so gern [illegible], wird zeigen, ob König Richard hier ist." So sprach er bei sich, trat an den Graben der Burg, rührte die Saiten, und sang:

[illegible]
[illegible]

Die Klinschen mußt' ich hassen,
Und sah nur schwarzes Bild! —

Er lauschte, und — vernahm bald darauf den Klang einer Zither im Innern des Thurms, und eine Stimme, die mit der zweiten Strophe des Liedes fortfuhr:

Du lächelte mir wieder
Ein rosenrother Mund;
Verschönung stieg hernieder,
Mein Herz war neu gesund! —

„Das ist Richard's Stimme!“ rief er freudig, und schon zeigte sich eine Gestalt im Dunkeln auf der Mauer, und rief leise herab: „Blondel!“ — „Ich bin es, mein König!“ — „Freund, wie kommst Du hieher?“ — „Ich suchte Euch in allen Landen. Heil uns! Ihr seid gefunden, und wir retten Euch!“ — „Wie ist das möglich? Wer ist mit Dir?“ — „Die Ritter Rodrik und Eitilwulf mit 50 tapfern Reisigen. Morgen Nacht wagen wir den Sturm.“ — „So versucht's mit Gott, und liefert bald ein Schwert in meine Hand!“ — Blondel eilte nach seinem Hüttchen, dankte dem Himmel in brünstigem Gebet, und flehte um Kraft und Segen bei der Ausführung seines Entschlusses. Mit grauendem Morgen ging er in den Wald, wo schon Mathilde seiner harrte. Er vertraute ihr, daß der Gefangene sein König Richard sei, und wie er befreit werden sollte. Staunend und bebend hörte ihn die Jungfrau an. „Wie? — Es ist Richard, Euer edler Heldenfürst? — O, ich flehe zu dem Höchsten, daß er Euch beistehe!“ — So sprach sie, und setzte sich, ihr Antlitz in das Gewand verbergend, unter einen Baum. Wie der Wind flog Blondel durch den Hain, und meldete seinen Gefährten, was er entdeckt habe. Mit freudigem Getümmel vernahmen sie die Kunde, und schwuren auf das Schwert, daß sie den König befreien oder alle sterben wollten. So beschloß man die That.

Als die Son[illegible] unter das schwarze Gebirg hinabgesunken war, und die [illegible]gel der Nacht mit schauerlichem Ruf in der Dämmerung [illegible]ten, trat Blondel vorausspähend den Weg nach der Burg an. Langsam, in geordnetem Zuge folgten Rodrik und Eitilwulf mit den Reisigen nach. Als es dunkler ward, rückten sie dem Schlosse näher, und banden ihre Rosse an Bäume des Waldes. Die Brücke des Grabens war aufgezogen; aber mit Eichstämmen, im Thale gehauen, bahnte man sich den Weg. Das eherne Burgthor ward von mächtigen Aethieben gesprengt; Blondel, der sich auch mit Lanze und Schwert gewaffnet, und die Ritter dran-

gen, nebst ihrer Schaar, in das Schloß: ein Theil der Wachen ward überfallen, der andere gerieth in Aufruhr. Wie ein Wetter stürmte der Burgvogt herbei, und ein furchtbares Gefecht entstand. Da rannten einige Engländer nach dem Thurme: Richard, Multon und Doyley wurden befreit. Kaum blitzte das Schwert in Richard's Hand, so war auch der Sieg entschieden. Unter seinem Streiche sank der Burgvogt; die Knechte fielen oder flohen in's Weite. Von des Königs Getreuen waren nur Wenige verwundet. Als er nun den edlen Blondel an's Herz drückte, als er den braven Streitern für seine Rettung so innigen Dank aussprach, ohne zu gedenken, daß hierbei sein eigner Arm die Kraft von sechsen bewiesen hatte, da standen die Augen der rauhen Krieger voll Thränen. Sie rasteten nun von dem harten Strauß, und erquickten sich mit Speise und Trank, bis die Morgensonne Wald und Flur beglänzte. Da zogen sie in das Thal hinab, wo die Hirten versammelt waren. Mit unaussprechlicher Verwunderung hörten diese, wie die Burg erstürmt worden und wer der hohe Gefangene sei, und umstanden ihn mit Ehrfurcht. Richard sprach nun: „Der Burgvogt war ein tapferer Rittersmann, und tüchtig haben seine Sassen gefochten. Pfleget die Verwundeten, und gebt den Gefallenen ein ehrliches Grab! — Aber wo ist die gute, liebliche Maid, die mir in einigen Nächten durch ihre theilnehmenden Worte ein Trostlicht war?" Und Blondel führte die schüchterne Mathilde herbei, und sprach: „Sie war es auch, mein edler Fürst, die mir den Weg zu Eurer Rettung zeigte." — „O, so komm' mit mir nach dem schönen England!" sagte Richard; „Du sollst meine Geliebte sein." Aber mit sanfter Würde schlug Mathilde die blauen Augen empor, und versetzte: „Eure Gattin kann ich nicht werden, hoher König! Denn Euch gebühret ein Weib vom Fürstenstamm; und Eure Geliebte darf ich dann nicht sein, weil dies die Tugend kränken würde. Laßt mich weinen, für Euch beten, und zieht mit Gott!" — Richard stand tief gerührt. Jetzt wandte sich Blondel an die Hirtin: „Welche Blumen auf dieser Flur liebst Du am meisten, holdes Mädchen?" — „Die blauen," sagte Mathilde, „weil sie ein Bild der Treue sind." — „Und das soll gelten!" rief der König. „Nimm hier die goldene Kette zum Gedächtniß! Ich werde weiter für Dich sorgen. Aber zu Deinem Gedächtniß trag' ich künftig in Kampf und Gefahr die himmelblaue Schärpe, mit Perlen gestickt, als Zeichen Deiner Blumen und Deiner Thränen." — „Dann, o dann bin ich glücklich!" erwiederte die Jungfrau

mit hocherglühten Wangen: „Heil und Wonne geleit' Euch stets, mein König und Held!“ —

Richard bestieg ein herrliches Roß; zog ungehemmt vor seinen Tapfern bis zum Meerstrand, und fuhr mit ihnen nach England hinüber, wo alles Volk ihn jauchzend empfing. Großmüthig verzieh er dem räuberischen Johann, und nahm wieder den Thron seiner Väter ein.

Der Jungfernsprung.

Bei Dahn, im wilden Thale der Vogesen, wo sich die Natur in mannichfachen Wechsel schauerlicher Felsgruppen, die zum Theil wie Burgtrümmer gestaltet sind, mit düsterer Waldung, grünen Wiesen und rauschenden Bächen darstellt, ist auf dem Gipfel eines vorragenden Berges die Stelle bezeichnet, welche man den Jungfernsprung nennt. Hiervon erzählt sich das Volk eine wundersame Begebenheit. Vernehmt denn, werthe Landesgenossen, jene Sage, wie sie der Geist urdeutscher Vorzeit, der noch über diesen Felsen und Hainen schwebt, uns zuflüsterte! —

Heerdenpflege und Jagd waren ehedem hier das alleinige Treiben der umher angesiedelten Bewohner. Die grasigen Matten des Thals gewährten treffliche Weide, und in den hohen Bergwäldern fand sich zahlreiches Edelwild. Damals lebte unter den Hirten dieser Gegend eine Jungfrau, die an Schönheit alle andern überstrahlte; aber auch keine war frömmer und tugendhafter, keine erschien so sittsam, bescheiden und klug. Mancher Schäfer schmachtete nach ihr, und klagte sein Leid auf einsamen Fluren; doch keiner fand Gehör; denn unberührt war noch ihr Herz von den Pfeilen der Liebe. Selten auch erblickte man sie in der Gesellschaft anderer Mädchen. Sie trieb oft die Heerde nach einer entlegenen Trift, wo ihre Schafe, die singenden Vögel des Waldes, Bäume, Blumen und Quellen ihre einzige Freude waren. Hier weihte sich die stille Maid tiefsinnigen und frommen Betrachtungen; auch erforschte sie Pflanzen und Kräuter des Feldes und ihre verschiedene Wirksamkeit, und gab gern denen, die sie darum fragten, einen freundlichen und weisen Rath.

Unter den Jägern, welche ringsum das Gebirg durchstreiften, war einer vor allen als ein schöner, rüstiger Weid-

mann, aber auch als ein gar lustiger und wilder Gesell bekannt. Seine Stärke übertraf die des wütenden Ebers, dem er den scharfen Jagdstahl entgegen hielt; er sprang mit der Sehnenkraft des Hirsches über Klippen und Gehäge, und sein sicherer Bogen fehlte kein Wild. Doch nicht allein auf Hirsch und Reh, auch auf liebliche Mädchen der Flur, ging oft sein beißer Drang, und manche schüchterne Hirtin, die ihn von fern im Haine sah, floh und verbarg sich im dichten Gesträuche.

An einem schönen, der feierlichen Andacht geweihten, Frühlingstag, als eben . . : Morgensonne hinter der fern ziehenden Reihe dunkler Höhen emporgestiegen war und die Wipfel der Tannen vergoldete, ging die zarte Jungfrau den Berg herauf, und suchte einen einsamen Ort zum stillen Gebet. Auf dem Rasenplatze, den duftendes Gebüsch umschloß, kniete sie unter Blumen hin, und ergoß sich in frommen Gefühlen. Dann wandelte sie leisen Ganges zurück; ihr dem höchsten Wesen huldigendes Lied scholl sanft durch den bethauten Wald, und die leichten silbernen Morgennebel umgaukelten sie wie Luftgeister, und zerflossen im sonnigen Strahl. Plötzlich aber hörte sie nicht weit den Gesang eines Mannes ertönen:

Rasch bin im Weidmannsgang
Durch Wald und Flur!
Früh', wenn die Senn' erwacht,
Eil' ich zur kühnen Jagd —
Auch nicht, wo Schönes lacht,
Fehl' ich die Spur. —

Die Jungfrau erschrack, und noch mehr, als nun zwei scharfzahnige Doggen mit Gebell aus dem Eichendickicht sprangen. Doch bald stand der wilde Jäger vor ihr, und rief die Hunde zu sich. „Zittere nicht, schönes Mädchen!" so sprach er mit glühenden Blicken. „Du bist die Reizendste auf diesen Auen, und schon lange steht meine Sehnsucht nach Dir. Gewiß! Die holdselige Elfin, welche, wie man sagt, dort drüben im Thal, unter den Weidengebüschen des Teichs, mit luftigem Tritt im Mondschein wallt, und vor langer Zeit einem Hirten mit ihrer Liebe, mit Perlen und Edelsteinen lohnte, kann Dir den Preis der Schönheit nicht bestreiten. Aber kennst Du auch unser Jägerrecht, wenn Mädchen sich zu weit im Forste wagen?" — „Mann!" sagte die Jungfrau, mit hohem Ernste zurücktretend; „ich kam hieher, um den Schöpfer zu loben. Aber Du stürmst in der Frühe des heiligen Tages mit Geräusch heran. Falle nieder und bete! Dann wird Er auch den Werken Deines Berufes günstig sein, und Du wirst den Schlingen des bösen Feindes ent-

gehen, in die der Leichtsinnige und Gewissenlose, oft spät, doch sicher, fällt.“ — Aber zu heftig war die Leidenschaft des Jägers. Er wollte die Jungfrau in seine Arme schließen; und entsetzt eilte sie von dannen. Mit donnerndem Ruf hetzte er die gehorsamen Hunde in den Wald, damit ihr kein Leid von ihnen geschehe, und rannte ihr bittend und drohend nach. Aber wie auf Flügeln des Westes floh sie weit vor ihm her, und stand jetzt an der hohen und steilen Felsenwand. Schaudernd blickte sie in die ungeheure Tiefe. Kein Ausweg mehr — und nahe schon tönten die stammelnden Schritte des Verfolgers. „Ihr himmlischen Mächte!“ rief jetzt die Unglückliche mit emporgerichtetem Antlitz, „ich vertraue mich Euerm Schutze; rettet, o rettet die Unschuld!“ — Von göttlichem Muthe beseelt sprang sie von der Zinne des Berges hinab, und — stand unversehrt auf der Wiese des Thals. Kaum aus der Betäubung erwacht, dankte sie weinend und betend dem rettenden Himmel, und — o Wunder! aus dem Fuße des bemoosten Felsen sprudelte, zum Gedächtniß der seltsamen Geschichte, ein Quell, so rein und klar, wie die Seele der Jungfrau.

Staunend hatte der Jäger ihr von der Höhe nachgeblickt, und erschüttert ging er zurück in die Tiefe des Hains. Aber seit diesem Tage ward er düster und traurig, sein lustiger Sinn und seine Wildheit verschwanden immer mehr, und oft dachte er in einsamen Schatten mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit an die Jungfrau. Einst saß die Gerettete bei ihren Schafen am Rand eines buschreichen Hügels. Da vernahm sie die sanften Töne eines Waldhorns, und darauf des Jägers Gesang:

Ich bin nicht ihrer Liebe werth!
So folg' ich meinem Sterne;
Leb' wohl, der Heimat froher Heerd!
Ich scheid', ich scheid' in's Ferne. —

Mitleidsvoll, aber mit tröstendem Gefühl, daß sein Herz reiner geworden, hörte ihn die Jungfrau — und die Töne des Jagdhorns entfernten sich, und verhallten im weiten Gehölze.

Burg Lichtenstein.

Wer den Speierbach entlang, wo er bei Frankenstein in das waldreiche Thal strömt, die Straße gen Neustadt zieht, erschaut auf den Höhen zur rechten und linken Seite des Weges zwei einander gegenüberstehende Ruinen alter Schlösser. Hier prangten vordem zwei Burgen, der Lichtenstein und der Neidenfels genannt. Letztere scheint erst im 14. Jahrhundert erbaut zu seyn; Lichtenstein aber ist in weit früheren Urkunden berühmt. Auf ihr hauste ein uraltes Geschlecht dieses Namens: kernfeste Ritter, die kühn und brav mit ihrem Heerbanne für die Kaiser fochten, aber auch wild und rauh wie die Gegend umher. Als im Mittelalter die Städte durch Handel und Gewerbfleiß nach und nach emporblühten, und nun mächtiger, zu ihrem Schutze viel wahrhafte Mannen in Sold nahmen, begann auch zwischen ihnen und dem Landadel oftmalige Fehde. Doch das Wesen des Faustrechts, nach welchem manche Ritter von dem Stegreife (Steigbügel), das heißt vom Raube, lebten, indem sie mit ihren Reisigen auf die an ihren Schlössern vorbeiziehenden Kaufleute herabfielen, ward von dem kräftigen Arme der hohenstaufischen Kaiser, unter welchen ein schöneres und gebildeteres Ritterleben herrschte, gezügelt. Nun besaßen mehrere wohlhabende Bürger der Stadt Speier ansehnliches Wald- und Wiesengut in diesen Gebirgsthälern, so an das Eigenthum der Burgherrn von Lichtenstein grenzte. Dies gab Anlaß zu manchen Irrungen und Neckereien, die gewöhnlich zum Nachtheile der Stadt ausfielen, und als der letzte und glorreichste Kaiser jenes Stammes, Friedrich II., verschieden war, und in Deutschland das von Verwirrung und Gesetzlosigkeit begleitete Zwischenreich entstand, da verfinsterte sich das milde Sonnenlicht der edlern Sitte und Menschlichkeit, und das Faustrecht brach mit neuer, furchtbarer Gewalt wieder los. Adel und Städte befehdeten sich gegenseitig und untereinander selbst auf die ungemessenste Art, und den Königen ward nicht gehorcht. Viele Drangsale und harten Schaden an ihrem Besitzthum erfuhr nun auch die Speierer Bürgerschaft von den trotzigen Lichtensteinern; ja, sie ward dergestalt von ihnen geängstigt, daß sie endlich nach einem Vertrage sich umsah und gern ein Opfer bringen wollte.

Damals (1280) besaßen einige Glieder dieses Hauses die Feste gemeinschaftlich. Einer derselben, Johann von Lich-

tenstein, ein kluger, tapferer und ehrgeiziger Ritter, hatte sich, sei es nun wegen Vertheilung der Beute, die von den Fehden einging, oder wegen irgend eines streitigen Vorranges, mit den Uebrigen entzweit. Heftig und rasch in seinen Entschlüssen, begab er sich sogleich nach Speier, und that der Stadt den Antrag, daß er, wenn sie ihn um guten Sold zum Feldhauptmann annehme, den Unbilden, die ihr von den Burgherren widerführen, bald ein Ende machen wolle. Nichts konnte der Bürgerschaft in ihren Nöthen erwünschter sein. Sie bewog also den Magistrat, mit ihm zu unterhandeln, und es ward demnach beschlossen, daß Johann von Lichtenstein um jährliche hundert Pfund Heller zum Hauptmann der Stadt ernannt werde, mit dem Beding, die Burg anzugreifen und wo möglich zu zerstören. Er versprach nicht allein dieses, sondern auch, daß er in Zeit von einem Jahr alle ihre Feinde gefangen nehmen und ausliefern wolle; nur müsse man der Söhne seines mütterlichen Oheims, Albrecht und Konrad, schonen. Sodann verkaufte er noch der Stadt den ihm zuständigen Theil an der Burg um hundert Pfund Heller, und die Kämpfe begannen mit abwechselndem Glück. Endlich rückte Johann im folgenden Jahre mit seinen Reisigen, der ihm untergebenen Mannschaft von Speier, und einer Schaar bewaffneter Landleute, wozu auch ein Trupp Bischöflicher stieß, vor das Bergschloß Lichtenstein. Nach einem hartnäckigen und wüthenden Gefecht erstiegen es die Belagerer im Sturm, worauf alles in Brand gesteckt, das Mauerwerk niedergerissen und zertrümmert ward. Was von den Besitzern entkam, führte nun Beschwerde bei dem Kaiser. Aber jetzt herrschte auf dem deutschen Throne der große Rudolph von Habsburg, der mit mächtigem Scepter den wilden, ausgetretenen Strom des Reichs wieder in seine Ufer lenkte. Das Unwesen der Raubschlösser zu vernichten, war eines seiner ersten Geschäfte, und auf seinen eigenen Befehl wurden mehr als siebenzig derselben zerstört. Doch in allem gerecht, ließ er jene Klage durch den kaiserlichen Landvogt in Neustadt, Heinrich Bannacker, einen weisen und getreuen Dienstmann, untersuchen. Da kam denn ein Vergleich zu Stande, mit dem beide Theile sich begnügen mußten und konnten; aber zugleich erfolgte des Kaisers Beschluß, daß weder auf dieser Stelle, noch auf irgend einer der ganzen Gegend, jemals wieder ein festes Schloß errichtet werden sollte.

Wenn wir aber die Trümmer der auf ungeheuern Felsen gethürmten Burg Lichtenstein betrachten, so muß es uns, gleich dem ehrlichen Widder, der vor langen Jahren

eine so lobenswerthe Beschreibung unserer Rheinpfalz geliefert, wundern, wie das dichte Mauerwerk damals, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, gesprengt werden konnte. Was half dazu? Die Stärke der angewandten Werkzeuge und die Nervenkraft der Männer, wovon einer so viel erhob, trug und niederriß, als wohl drei oder vier rüstige Kumpane, wie sie die gegenwärtige Zeit hervorbringt.

Das Fräulein von Flörsheim.

Im Waldgebirge des Westrichs, ohnweit Trippstadt, erblickt man noch die Trümmer einer alten Bergfeste, der Wilenstein genannt. Dies war in der Vorzeit eine stattliche Burg, welche die Herren von Flörsheim besaßen. Einer dieses Geschlechts, der sich rühmlich in Fehden und Schlachten hervorgethan, bezog nun das friedliche Schloß seiner Väter, und lebte der rüstigen Jagd im Gebirge, dem Feldbau und der Pflanzung seines Gartens. Er nahm sich ein schönes, frommes und häusliches Weib. Aber schon früh entriß sie ihm der Tod, und nur der Anblick eines Töchterleins, das sie ihm geboren, das eben so lieblich, als sittsam und verständig, heranwuchs, konnte die Seele des trostlosen Gatten wieder aufrichten.

Als Adeline von Flörsheim in der Jungfrauenblüthe stand, ward ihre Schönheit und Anmuth zum Sprüchwort der ganzen Gegend; die Minnesänger weihten ihr die besten Lieder, und mancher Ritter, der von den Kreuzfahrten nach dem Morgenlande zurückkam und auf der Burg ihres Vaters einsprach, verglich sie mit den reizenden Wesen, die unter dem Namen der Feen bekannt sind, von deren Zaubergewalt in schimmerreichen Pallästen und in amarantenen Gärten die Sage jener Länder so viel Wunderbares erzählt. Aber Adelinens Herz achtete keiner Huldigung; ja sie kannte ihren eigenen Werth nicht, und nur selten erschien sie vor den Fremden. Ihr liebster Gefährte war die Einsamkeit, und gern wandelte sie, wenn ihr Hausgeschäft verrichtet war, mit einer treuen Zofe oder ganz allein in den verschlungenen Pfaden der Gesträuche, die das Schloß umgaben, oder noch weiter hinaus in die schattige Flur, und freute sich harmlos der stillen Natur und ihres gütigen Schöpfers. Aber wenn an

einem heitern Frühlingsmorgen oder bei'm Schimmer des Abendsterns die sanfte Melodie der Nachtigall aus den Buchenwipfeln erklang, dann erhob süße Wehmuth den Busen der Jungfrau, die sie nur fühlen und sich selbst nicht erklären konnte.

Eines Tages kam ein Mann, der ein grünes schlichtes Gewand, aber von besserem Schnitt, als man unter den ländlichen Bewohnern der Gegend sah, auf dem Leibe, und in seiner Hand einen schön geschnitzten Hirtenstab von wildem Oelbaumholze trug, in dieses Thal. Er fragte nach dem Oberhirten des nicht weit von der Burg gelegenen Klosters, und als man ihn dorthin gewiesen, legte er seinen Wunsch dar, zum Gefährten bei der Hütung und Wartung der schönen und zahlreichen Schafheerde, die das Stift besaß, angenommen zu sein. Der Hirt führte ihn zu dem Prior. Die edle Gestalt des Fremden, die Feinheit seiner Sitten und seiner Sprache überzeugten bald jenen, wie die übrigen Ordensbrüder, daß er von vornehmer Geburt seyn müsse. Aber sein ganzes Wesen, in dem ein schwermüthiger Ernst lag, gebot solche Ehrfurcht, daß man nicht ihn auszuforschen wagte, und gern ward ihm die Mitaufsicht über die untergeordneten Schäfer anvertraut. Auch erfuhr man nie genau, von wo — ob nah' oder ferne her — der Unbekannte gekommen war. Nur eine halb dunkle Kunde ließ verlauten, daß er von angesehenem Stamme sey, und aus Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, und dabei aus Hang zu einem patriarchalischen Hirtenleben, diesen Entschluß gefaßt habe.

Der neue Schäfer zeigte sich so erfahren in der Heerdenpflege und in Kenntniß der heilsamen und schädlichen Kräuter, und war, obschon meist trübe und selten heiter gestimmt, so liebreich und gut, daß er sich bald das Vertrauen der Eigenthümer, die Freundschaft seines Mitgenossen und die Anhänglichkeit seiner Untergebenen erwarb. Auch wußte er manches schöne, auf dieser Flur noch nie gehörte Lied, und oft umstanden sie ihn horchend, wenn er mit harmonischer Stimme sang, oder wenn bei'm sanften Abendroth der liebliche Klang seiner Flöte durch das Gebüsch ertönte. Man konnte sich dann in die Auen und Haine des alten griechischen Arkadiens träumen, wo der Hirtenstand so sehr geachtet war, wie die Gesänge der Dichter uns lehren. Aber nicht minder erwies sich die Kraft seines Arms und der ihm angeborne ritterliche Muth. Eines Morgens erscholl ein furchtbares Getümmel im wilden Thal. Philidor (so nannte sich der fremde Hirt), der auf dem Hügel stand, flog wie ein

Sturmwind hinab. Vier ungeheure Wölfe waren voll Grimm in die dort grasende Heerde gefallen. Der sie leitende Hirt und sein tüchtiger Hund waren zu schwach. Drei rüstige Jäger eilten herbei, und ordneten sich, um die wilden Thiere zu bekämpfen. Da entriß Philidor dem einen schnell seinen blitzenden Speer, durchstieß den nächsten Wolf, daß er todt zur Erde sank, verwundete den zweiten scharf, und die andern flohen in's Dickicht, von seinem starken Hunde verfolgt. Jubelnd begrüßten ihn die herbeikommenden Hirten und die Jäger, umkränzten seinen Speer mit Eichenlaub, und sangen ihm ein Triumphlied.

Der holde Mai schmückte Fluren und Wälder; die Vögel hüpften und sangen froh in den grünen Gebüschen. So oft der rosige Morgen erschien, trieb Philidor eine kleine Schaar auserlesener Schafe in das hochgrasige Wiesenthal, das ein duftender Hain umschloß. Ein silberner Quell sprudelte aus dem Felsen, auf den ein hoher Eichbaum seine Schatten warf. Einst, als schon die Mittagssonne zu glühen begann, saß dort der Schäfer, sinnend und einsam, auf dem mosigen Stein, an die Eiche gelehnt, und die Schafe ruhten um ihn her. Die Schwüle des Tags und das Rauschen der Quelle wiegten ihn endlich in sanften Schlummer ein. Adeline war schon am Morgen in den Wald herabgegangen, um schöne Feldblumen zu sammeln. Sie hatte sich im Suchen zu weit von der Burg entfernt, trat jetzt auf den Wiesenplan, und sah den schlummernden Hirten. Das Fräulein stutzte, und warf einen scheuen Blick auf die schöne männliche Gestalt. Sie hatte schon Manches zum Lobe des neuen Ankömmlings gehört. „Das muß er seyn!“ So dachte sie — sah noch einmal hin, und Röthe stieg in ihre Wangen. Doch aus Furcht, daß er erwachen möchte, wandte sie plötzlich den Schritt, und eilte nach dem Schlosse zurück. Da schlug Philidor die Augen auf, er sah ein weißes Gewand und fliegende blonde Locken im Gesträuche verschwinden. Ein Traum wehmüthiger Erinnerungen, dem er entfuhr, schien noch seine Sinne zu umgaukeln; er seufzte und trieb seine Heerde tiefer in das Thal, wo der Bach unter falben Weiden floß.

Dachte das Fräulein auch mit Wohlgefallen an des Hirten Bild, der hold wie ein Endymion an der Eiche schlief, so war doch die Ruhe ihres Herzens noch nicht gestört. Aber in den Frühestunden des folgenden Tags wandelte sie wieder, von ihrem muntern Windspiel umhüpft, am Fuße des Berges, und hörte jetzt im nahen Haine das bezaubernde Lied eines

Mannes schallen, der den blumenreichen Frühling und zugleich Liebe und Sehnsucht, Hoffnung und Wahn, Lust und Schmerzen besang. Die süßen Töne, mehr traurig als froh, zogen sie mit einer ihr selbst unbewußten Gewalt fort, und — sie stand nun vor dem Schäfer, den sie bei der Quelle gesehen, und der hier auf der Haide unter den Lämmern saß. Ehrfurchtsvoll erhob er sich, und grüßte die Jungfrau mit feinem Anstande, jedoch betroffenen Blicks. Halb verwirrt dankte ihm Adeline, und unterbrach endlich das Schweigen mit der Anrede, daß der Herr des Klosters ihrem Vater, dem Ritter von Flörsheim, viel Gutes von ihm gesagt, und daß er nicht vom Stamme geringer Dörfer zu sein scheine. Bescheiden erwiederte er nur, diese Gegend sei ihm vorher unbekannt gewesen, und sein Stand wäre seine eigne Wahl. Sie sprach noch einige freundliche Worte und schied. Aber ihre Ruhe war dahin, ach! und sie wußte nicht, welche tiefe Wunde ihr Anblick auch seinem Herzen geschlagen hatte. Denn kaum war die liebliche Maid verschwunden, so hörte ein anderer Schäfer, der zufällig durch das Gebüsch herankam und das Fräulein nicht bemerkte, ihn ausrufen: „Ich habe verloren! — Ich habe wiedergefunden! — Ach! diese himmlische Aehnlichkeit in Antlitz und Gestalt! — Doch Unglückseliger, darfst du hoffen, daß dir noch Trost und Lohn auf einem schönen Zweige blüht?“ —

Im nächsten Morgenlichte stand Adeline auf dem Söller der Burg, und dachte des Geliebten. Aber ein wonniger Seufzer hob ihre Brust, als nun Philidor seine Schafe den nahen Hohlweg herabführte. Zuvor hatte er einen andern Gang gewählt. Schüchtern blickte er nach dem Söller, und neigte sich tief. Die Jungfrau erwiederte seinen Gruß freundlich und erröthend. So zog er jeden Tag vorbei; sie wechselten Grüße und seelenvolle Blicke, und wußten, daß sie einander liebten, obschon es der Mund noch nicht gestanden hatte. Aber das Fräulein wagte sich nicht mehr aus dem Garten des Schlosses in den Hain, aus Scheu, man möchte ihre Schritte belauschen. Der Hirt verstand seine Holde, und Beide schwebten im seligsten Traume, und fühlten sich, noch vor Jedermann ihr Geheimniß bergend und ohne an die Zukunft zu denken, nur durch ihre gegenseitige Liebe beglückt.

Der Lenz schied von den Fluren; heißer brannten des Sommers Strahlen auf das Laub der Wälder, und das weiße Aehrenfeld harrte schon der Sichel. Da sah man öfter einen Rittersmann auf hohem muthigen Streitbengste das Mühlenthal herauf nach der Burg Wilenstein reiten. Er trug eine

blaue Rüstung mit Gold, und ihm folgte ein stolzer Zug von Knappen. Eines Abends, als die Hirten auf der Flur ihre Heerden vereint, und die schwarzen und weißen Helmbüsche jener Reiter aus der Ferne wieder heranwehten, sprach einer von ihnen: „Auf dem Schlosse wird es bald lustig zugehen. Der stattliche Ritter wirbt um das schöne Fräulein.“ „Wenn er wirbt, ist er ja noch nicht vermählt,“ versetzte ein Anderer, „und man weiß nicht, ob ihn das Fräulein will.“ „Da ist kein Zweifel,“ war die Antwort. „Ich hörte gestern, als ich einige Schafe zum Verkauf nach der Burg gebracht, von einem Reisigen, daß der Vater dem Ritter Siegebert sehr wohl will und die Tochter ein gar gehorsames Kind sei. Auch ist er ja ein schöner herrlicher Mann, der in Palästina und auf dem Zuge des Kaisers nach Welschland große Thaten verrichtet. Sein Schloß liegt keine Tagreise von hier. Ich war einmal da, als ich in einer Schäferei am Bliesufer diente. Welche Pracht in den Sälen! Gold und Silber, Jaspis und Porphyr. Ist er doch für den Reichsten im ganzen Gau bekannt!“ — Philidor stand erblaßt bei diesen Reden. Er schlich in das nahe Gesträuch, um seinen Gram und seine Verwirrung zu bergen. „O Himmel!“ sprach er leise bei sich, „auch diese Hoffnung zerstört! Und — Thor! Wie konntest du ein glückliches Ende hoffen? Sie liebt dich vielleicht; aber — nein! Ich will nicht die Schuld auf mich laden, daß Ungehorsam die Tage eines zärtlichen Vaters trübt.“ Und er sank auf den Boden, und seine Thränen flossen in das Gras.

Wohl hatte Ritter Siegebert um Flörsheim's Tochter geworben, und der Vater wünschte den Bund. Als er Adelinen davon sprach, lehnte sie zitternd und weinend sich an's Fenster. War es jungfräuliche Schüchternheit? War es Abneigung gegen den Ritter? Dies wußte er nicht. Zwang wollte er seinem geliebten Töchterlein nicht anthun, und verschob seine Fragen auf einen Tag, wo vielleicht eher Siegebert's heißer Wunsch erfüllt werden könne. Als am nächsten Morgen Adeline mit schmerzlichen Gefühlen auf den Söller trat, und nach den Hohlweg blickte, erschien der geliebte Schäfer nicht. Auch am zweiten und dritten Tage blieb er aus. Da trieb sie die Angst hinab in den Hain, und von dort an den Wiesenquell. Doch nirgends eine Spur von ihm! Ein unwiderstehlicher Drang zog sie weiter fort in die Wildniß, und — horch! ganz nah' erscholl ein trauriger Gesang:

Aus ferner Heimath kam ich her —
Wie ist, wie ist mein Herz so schwer!

Ihr Wiesen grün, ihr Blumchen weiß,
Mir iſt ſo trub' und doch ſo heiß;
Ihr Wolkchen in des Himmels Blau,
Kuhlt mich mit euerm Thau! —

Es war ſeine Stimme; Adeline drang durch das Gebüſch und ſah ihn düſter an eine hohe Felſenwand gelehnt, wo er mit ſeinem Hirtenſtabe ihren Namen in den Sand ſchrieb. „Philidor!“ ſagte ſie leiſe und bang, „ihr habt wohl tiefen Kummer. Kann ich —“ Sie ſtockte. Erſchüttert von ihrem Anblick, aber doch bald wieder gefaßt, entgegnete er. „Habt Dank, hochedle Jungfrau, für Eure Huld und Euer Mitleid! Bald — mir ahnet es! — wird Sturm und Leid ſiegen. Vielleicht ſehen wir uns nicht mehr!“ — „Und könnt Ihr denn nicht glücklich werden?“ fragte ſie mit bebender Stimme. — „Nicht ohne Euch!“ erwiederte er halblaut. — „Und ich nicht ohne Euch!“ rief Adeline; „mein Vater —“ „Ich weiß alles,“ verſetzte er, „viel ſeid Ihr dieſem gütigen Vater ſchuldig, und Gehorſam gegen die Eltern iſt eine hohe Pflicht. Lebt wohl!“ Und er verſchwand in dem Wald. Aber mit thränenmaſſen Augen und doch ein Fünklein der Hoffnung in ihrem Buſen nährend, ging ſie wieder langſamen Schrittes nach der Burg, auf dem Wege noch Blumen und Kräuter ſammelnd, damit ihr langes Bleiben nicht Argwohn errege. Doch kaum hatte ſie die Halle betreten, als ihr gemeldet ward, daß ihr Vater in einigen Tagen ein prächtiges Turnier gebe, und ſie zum Austheilen des Dankes erwählt ſey. Hierzu wurden auch zwei tapfere Ritter, einer von dem Ufer des Rheins, der andere aus den nahen Vogeſen, erwartet, die, wie man wußte, dem Fräulein hold waren. „Ja — ſo dachte ſie — ich will bei'm Turniere ſeyn; ich will auch den Preis übergeben. Aber Siegebert und jeder Andere ſoll ſehen, daß mein Herz ihn wohl achten, aber nicht lieben kann. Und dann will ich auch meinem Vater entdecken, daß ich ohne Philidor nie glücklich werde. Er war immer ſo zärtlich für mein Wohl beſorgt; er weiß, mit welchem Lobe die ganze Gegend von der adeligen Sitte, dem redlichen Gemüth und den herrlichen Geiſtesgaben meines Geliebten ſpricht. Nein, der gute Vater kann meinem höchſten Glück nicht widerſtreben.“ —

Der Tag des Turniers erſchien. Im großen Hofraume der Burg Flörsheim waren die Schranken geordnet, und rings erhoben ſich ſchön verzierte Balkone. In reichem Schmuck ſah man hier die Blüthe der Frauen; aber des Burgherrn Tochter ſtrahlte unter allen hervor, obſchon mit etwas blei-

chem Antlitz, auf dem ein geheimer Kummer zu lesen war — wie die Lilie unter den geringeren Blumen des Gartens. Bald kamen die Ritter in glänzender Rüstung, auf stolzen Rossen, heran, und ihre Knappen reihten sich umher. Kühn tummelten sich jene auf der weiten Bahn; vom Donner des Hufschlags und vom Krachen zersplitterter Speere wiederhallten ringsum die Thäler und die Klüften des Gebirges. Alle thaten brav; der Ritter vom Rhein und der Ritter aus den Vogesen strahlten hervor; doch Siegebert warf jeden, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und erhielt den höchsten Preis — einen goldenen Lorbeerkranz, mit silbernem Myrtenlaub durchwunden. Adeline stieg vom Balkon, und hing den Schmuck an seine Lanze. Knieend empfing er den Dank; wie warm schlug sein Herz! Aber ihr Blick war ernst und kalt. — Am folgenden Tage trat der Vater in ihr Gemach, und fragte, ob sie nicht einem jener muthigen Ritter, ob sie nicht vor allen Siegebert ihre Hand als Gattin reichen wolle. Doch traurig sank sie an seine Brust, und rief: „O Vater, laß mich noch bei Dir bleiben!“ Flörsheim drang nicht weiter in sie, und entfernte sich. Als er aber sah, wie täglich ihr Reiz verblich, wie ein geheimer Kummer in ihr zu nagen schien, da wollte er sie um die Ursache fragen, wollte sehen, ob er diesen Gram vielleicht lindern könne. Adeline hatte noch mit der Furcht gekämpft, daß ihr Vater sich, erstaunt über die Wahl eines schlichten, wenn auch edlen, Hirten, statt des Glanzes, den man bot, unwillig von ihr wenden möchte. Jetzt war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte ihm, als die Morgensonne wieder schien, ihre Liebe entdecken. Da befiel sie plötzlich eine unnennbare Angst um den Geliebten. Sie schlich nach dem Anger, und — sah einen andern Hirten bei dem ihr wohlbekannten Trupp erlesener Schafe stehen. Mit bebender Abndung fragte sie: „Warum weidet Ihr Philidor's Heerde?“ — „Ach, edles Fräulein!“ sagte der Hirt, sich die Thränen trocknend; „der kommt nicht mehr auf diese Wiesen, an diesen Bach; er hat sie mit schöneren Fluren vertauscht. Seit dem Turniere, das man auf Euerer Burg hielt, versank er in die tiefste Schwermuth, ward krank, und es brach sein Herz. Gestern trugen wir ihn auf den Friedhof des Klosters. Sein letztes Wort war Adeline!“ — Fast schwanden die betäubten Sinne der Jungfrau. „Dir ist wohl!“ so rief sie jetzt; „bald sinkt die trübe Last, und ich werde bei Dir sein.“ Sie wankte nach dem Friedhof, betete still auf dem Grabe des Entrissenen, und ein lächelnder Engel sandte ihr Trost und Ruhe. Da gedachte sie eines frommen

Einsiedlers, dessen Zelle tief im Walde lag, und den ihr Vater manchmal gern auf seiner Burg sah. Sie eilte fort, ging unerschrocken über den schmalen Steg eines Wildbaches, der schäumend aus dunkelm Gehäg' über Klippen rauschte, und fand den Greis in seiner Wohnung. Ihm erzählte sie ihre Leidgeschichte, und eröffnete ihm den Entschluß, daß sie künftig in klösterlicher Stille, bei den Schwestern, die Milde und Barmherzigkeit an den Armen und Kranken üben, ihre Tage verleben wolle. Zugleich bat sie ihn um seine Fürsprache bei ihrem Vater, damit dieser der frommen Wahl nicht entgegen sei. Der Siedler willigte ein, und begab sich mit ihr auf den Weg nach dem Schlosse. Als aber Beide an das wilde Wasser kamen und das Fräulein auf dem Stege voranging, da überfiel sie mit einmal ein heftiger Schwindel; ihr Fuß glitt aus, und sie stürzte in den Strom hinab. Der Alte, keiner Hülfe mächtig, eilte mit matten Schritten nach der Burg, und rief um Rettung. Welcher Schrecken für den Vater, der schon die Tochter seit dem Morgen vermißt und umsonst nach ihr ausgesandt hatte. Eilig stürmte er mit Rittern und Reisigen nach dem Bache hin. Da lag Adeline, von den Wellen herabgetrieben, an dem beblümten Ufer todt, und wie lächelnd im Abendschein, der ihr blasses Angesicht röthete. Jetzt erzählte der Eremit, was sie ihm vertraut. „Ach!" rief der Vater im größten Schmerz; „ach! hätte sie mir doch ihre Liebe bekannt! Ihr Glück ging mir über Glanz und Ruhm. Alles zeugt, daß jener Mann ein Edler war, und daß ihm ein edles Weib gebührte. Aber — hier im Thale, wo meine Tochter das Ziel ihrer Leiden fand, hier sei auch ihre Schlummerstätte!" —

Alle Ritter trauerten mit ihm, und bald trugen sie schwarz umflort die Holde zum Grab an dem Weidenstrande, und die Hirten und weinende Jungfrau'n folgten nach. Sie streuten lichtgrünes Buchengezweig und weiße und rothe Blümchen auf die erhobene Gruft, und das Lied eines Minnesängers, so dieser unglücklichen Liebe galt, ward über ihr gesungen. Darauf ließen Flörsheim und die Ritter zum Gedächtniß der Liebenden am Eingange des Waldes eine Kirche bauen. Im Steine des Giebels ward das Fräulein, und daneben der Schäfer mit seiner Flöte und seinem treuen Hund ausgehauen. Aber die Züge der Schrift im Felsen an dem Wiesenbach, die das Fräulein selbst eingegraben, und die einst Kunde gab, daß sie hier den Geliebten zum erstenmale gesehen, hat die Zeit verwischt.

Die Kaisersburg zu Lautern.

Die gute Stadt Lautern, welche auf einer mit waldigen Bergen umschlossenen Fläche so anmuthig erscheint, und seit uralter Zeit einen so rühmlichen Platz in der Geschichte unserer Pfalz am Rheine behauptet, hat unstreitig ihren Namen von dem durchfließenden Bache, der aus vielen Quellen dem nahen Forst entrauscht, und dieser Bach heißt die Lauter von den klaren durchsichtigen Wellen, womit er sich in seinen Ufern ergießt. Doch warum führt die Stadt ausdrücklich den Namen Kaiserslautern? Weil ehemals Kaiser aus dem Hohenstaufer Geschlechte hier gewohnt, und weil sie namentlich unter diesen emporblühte; denn wahrscheinlich gehörte sie zu dem Erbe, das ihnen von den rheinfränkischen Herzogen zugefallen war. Besonders lieb aber scheint dieser Ort dem edlen Kaiser Friedrich I., oder Friedrich Barbarossa (Rothbart) [den wir in der Sage von Richard Löwenherz nannten] gewesen zu sein. Die rüstige Wildjagd in den Eichen- und Tannenwäldern, so damals noch häufiger dieses Land bedeckten, als jetzt, gewährte den Fürsten, wenn sie sich hier von den Sorgen um das Reich erholten, ritterliche Lust und treffliche Ausbeute; ja, schon der Aufenthalt in einer Gegend, die mit frischgrünenden Wiesen, klarem Gewässer und duftreichen Hainen geschmückt war, mußte das Herz stärken und das Aug' erfreuen. Wohl geschah es auch nicht selten, daß Friedrich, der ein Freund der Kunst und selbst Dichter war, hier auf einsamen Pfaden des Gesträuchs seine Laute zu lieblichem Minnegesang rührte. Wie werth er die Stadt Lautern hielt, beweiset vor allem die schöne kaiserliche Burg, welche er daselbst erbauen ließ. Sie war aus rothen Sandsteinen aufgeführt, und an einer Seite mit einer hohen und starken Mauer umgeben; auf der andern befand sich ein angenehmer Thiergarten, mit allen Arten von auserlesenem Wilde versehen, und diesen beschloß ein weiter, von dem Lauterbache durchströmter Teich, worin die größten und schmackhaftesten Fische genährt wurden, und der den Namen Kaiserswog erhielt. Auch hat dieser Monarch hier ein Hospital gestiftet und es bald darauf in ein Kloster verwandelt. Unter seinen Nachfolgern ward das Besitzthum desselben mit beträchtlichen Gütern an Höfen, Mühlen und Waldungen der umliegenden Gegend vermehrt. Besondern Schutz verlieh ihm sein Enkel, Kaiser Friedrich II., ein Beweis,

daß es eine wahrhaft fromme und wohlthätige Stiftung war; denn eine kirchliche Anstalt, die nicht diesem Sinn entsprach, würde jener aufgeklärte Fürst, der so mächtig dem Ansehen des Papstes widerstrebte, nicht begünstigt haben. Vor Friedrich II. finden sich noch keine Richter, die in dem ganzen Gebiete von Lautern im Namen der Kaiser das Recht verwalteten. Er zuerst setzte Schultheise, Burggrafen und Amtleute, so wie einen Verweser des königlichen Hofes, hier ein, und in einer Urkunde vom Jahr **1220** wird die Stadt und ihr Umkreis sein Patrimonium (väterliches Erbe) genannt. Auch Er weilte gern auf jener hohen Burg, die sein Ahnherr gegründet, wo seine Zeit zwischen Geschäften des Reichs, wissenschaftlichen Arbeiten, Jagd und Fischerei getheilt war. Wir geben hier noch ein Geschichtlein, das vielen unserer Leser, wie uns selbst, kaum glaublich erscheinen mag, das aber in verschiedenen Chroniken gemeldet, und auch von dem berühmten pfälzischen Rath Marquardus Freherus in seinem reichhaltigen, **1613** erschienenen Werke: Origines palatinae (Nachrichten von dem Ursprunge der Pfalz) angeführt ist. Friedrich II. setzte nämlich einen Hecht mit eigener Hand in den genannten Kaiserswog, und legte ihm vorher einen, nach dem zunehmenden Wuchse des Fisches ausdehnbaren, goldenen Ring an, mit einer Inschrift, die er selbst in griechischer Sprache verfertigt hatte; denn Friedrich war nicht allein ein ritterlicher, unternehmender und staatskluger, sondern ein sehr belldenkender und gelehrter Herr, der sich gern mit Dichtkunst, Weltweisheit und Sternkunde beschäftigte; auch dabei sechs Sprachen, die deutsche, lateinische, griechische, französische, italienische und saracenische, verstand. Diese Inschrift lautet in der Uebersetzung folgendermaßen: „Ich bin jener Fisch, der unter allen zuerst durch die Hände Kaiser Friedrichs II. in diesen Teich gesetzt worden, am Tage des 5. Octobers **1230**." — Als Lautern, das nach dem Erlöschen der hohenstaufischen Linie eine unmittelbare Reichsstadt geworden, späterhin durch Verpfändung dem Kurhause Pfalz, jedoch mit Bewahrung gewisser Privilegien, zufiel, bezogen auch die Kurfürsten gern die dortige Burg in der schönen Jahreszeit, oder wenn hier ein großes Jagen oder ein Fischfang angestellt ward. Im Jahre **1497** ließ Kurfürst Philipp in dem Kaiserswog fischen, und — man fing den gedachten Hecht, der noch den goldenen Ring mit der Inschrift des Kaisers trug. Er soll **19** Schuh lang und **350** Pfund schwer gewesen sein. Als Zeugniß seines Fangs und seiner Größe nennt der erwähnte Geschichtschreiber ein altes Gemälde,

diesen Fisch vorstellend, das man auf dem Schlosse zu Lautern bewahrte, und über welchem folgende Worte standen: „Dies ist die Größe des Hechts, so Kaiser Friedrich, dieses Namens der ander, mit seiner Hand zuerst in den Wog zu Lautern gesetzt, und mit solchem Ring bezeichnet hat, Anno **1230**. Wurd gen Heidelberg gebracht den **6**. Novembris **1497**, als er darin gewesen war **267** Jahr." Auch fügt er hinzu, daß jener, eherne und vergoldete, Halsring sich in der pfälzischen Schatzkammer befinde.

Wie weit nun diese Begebenheit mit dem Hecht, den man wohl ein Naturwunder nennen könnte, in das Gebiet der Geschichte, oder in das der ihr verwandten Sage (obschon sie in eine ganz historische Zeit fällt) gehört, lassen wir dahingestellt sein. Der Kaiserswog ist längst ausgetrocknet. Die Burg, so Friedrich Barbarossa schuf, ward im spanischen Successionskriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf Befehl des französischen Generals Grafen von Horn, gesprengt und verbrannt, und von diesem ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit stehen nur noch wenige Trümmer da.

Hildegard von Hoheneck.

Ueber eine Stunde von Kaiserslautern entfernt, in den schönen Wäldern, die, wie ein Dichter sagt, „das Gefühl romantischer Freiheit und die Erinnerung an das altdeutsche Leben, das nun untergegangen ist, erregen," prangt noch auf einem Berggipfel die Ruine der einst so berühmten und stattlichen Burg Hoheneck. Sie war unter den hohenstaufischen Kaisern, und noch später, ein Reichslehen, das von dem Pallast in Lautern abhing. Dieses Recht ging auf Kurpfalz über, nachdem es die Stadt durch Verpfändung erhalten hatte. In weit späterer Zeit (**1667**) bemächtigte sich Herzog Karl III. von Lothringen, der die Grafschaft Falkenstein am Donnersberg erkauft, mancher pfälzischen Orte im Wasgau, und auch der Burg Hoheneck. Kurfürst Karl Ludwig erklärte ihm den Krieg, und lieferte den Lothringern eine Schlacht, wo zugleich dieses Schloß von den Pfälzern neu erobert ward. Endlich erfolgte durch die ernstliche Vermittlung ein Waffenstillstand und diesem ein Vertrag, wo-

nach dem Kurfürsten nicht allein das Schloß verblieb, sondern ihm auch die übrigen Ortschaften seines Gebiets wieder eingeräumt wurden. Auf dem steinernen, noch ziemlich erhaltenen, Thorbogen der verfallenen Burg erblickt man die Jahrzahl **1505**. Das ritterliche Geschlecht der **Hohenecker**, dessen Stamm noch in einem seiner Zweige blüht, hat manche brave und tüchtige Männer geliefert, die in der Geschichte des Landes bekannt sind. Möge hier auch eine Volkssage stehen, welche dieser Burg angehört.

Ein Ritter von **Hohneck**, der unter Kaiser **Friedrich II.** lebte, war mit rüstigen Söhnen, die sich, wie er, durch kühne Thaten unter dem Banner des Reichs bewährten, und mit einer Tochter beglückt, welche man, ihrer Reize wegen, nur die **schöne Hildegard** nannte. Sie war lebhaften Sinns, und besonders eine Freundin der Jagd. Gern begleitete sie daher ihren Vater und ihre Brüder, wenn sie in dem weitgedehnten Forst, der die Burg umgab, die Rehe und die wilden Eber jagten. Auch oft durchzog sie im schmucken Jagdgewand, mit Bogen und Pfeilen, wie die leichtgeschürzte Göttin Diana vor den Schaaren ihrer Nymphen und Waldgötter, auf einem schneeweißen Zelter, mit einigen muntern Zofen und dem Gefolge wackerer Jäger die gebüschigen Thäler und steilen Höhen, des Wildes Spur verfolgend. Aber man denke nicht, daß sie darum von ausgelassener und flüchtiger Gemüthsart war. Sie hatte ein mildes, gutes Herz, war mit jeder weiblichen Tugend geschmückt, und als Wohlthäterin von den Armen der Gegend verehrt. Kein Wunder, daß alle diese Eigenschaften, bei ihrer Schönheit und dem hohen Adel und Reichthum ihrer Familie, der Jungfrau eine Menge Freier unter den ausgezeichnetsten Rittern nah' und fern erwarben. Doch **Nibling von Flörsheim**, der jetzt die Burg **Wilenstein**, von der wir erst eine so traurige Geschichte erzählten, besaß, und wegen seiner Redlichkeit, anmuthigen Sitte und ritterlichen Tapferkeit im In- und Auslande geschätzt war, konnte ihr allein gefallen. Seine zärtliche Liebe fand Gehör, der Vater willigte freudig ein, und der Tag ihrer Vermählung ward auf den nächsten Mond bestimmt. Als dieß die andern Freier gehört, wurden Alle sehr niedergeschlagen und unmuthig, und Einer von ihnen, **Meno**, der nächste Nachbar von **Hohneck's** Burg, ein bösartiger und aufgeblasener Fant, der in eitlem Hochmuth sicher auf die Erfüllung seiner Wünsche gerechnet hatte, war im höchsten Grad erbittert.

Eines Morgens, da eben die Frühſonne den Wald und die Zinnen des Schloſſes röthete, ſtieg Hildegard allein, mit ihrem Jagdgeſchoß bewehrt, von der Burg hinab, und durchſtreifte die einſame Gegend, um einen Edelhirſch zu erſpähen, den man am vorigen Abend in der Näh' erblickt hatte. Doch nachdem ſie lange vergebens den Forſt ringsbin durchwandelt und vergebens ihre zwei gelben Bracken in das Geſträuch umher gehetzt, kam ſie ermüdet und durſtig an eine beblümte Raſenſtelle, wo ein lieblicher Quell aus dem mooſigen Felſen ſprang. Sie ſetzte ſich auf den nahen Stein, und ſchöpfte mit ihrem Jagdbecher einen friſchen Trunk. Da trat ein altes Weiblein aus dem Gebüſche, deſſen Geſtalt und feierliche Miene an die Alraunen oder Druden erinnerte, welche vor Einführung chriſtlicher Religion, alt und jung, in den Urwäldern unſerer deutſchen Vorfahren ſich mit weiſen Männern über geheime Wiſſenſchaft und Vorherſagung künftiger Schickſale beſprachen. Sie trat an den Quell, und trank Waſſer aus der hohlen Hand. „Wer biſt Du, und wohin gebt Dein Weg?“ fragte die Jägerin. „Haſt Du noch nichts von dem Waldweiblein gehört? Tief, tief im Gehölz iſt meine Wohnung?“ verſetzte die Alte. „Wohl habe ich von dir gehört!“ ſagte das Fräulein, „Du kannſt wahrſagen, wie man behauptet?“ „Das kann ich,“ ſprach jene mit etwas dumpferem Tone, „des Nachts beſuchen mich der Druden Geiſter, die noch in dieſem dunkeln Forſte ſchweben, und flößen mir im Traum geheime Weisheit in die Seele; da wird mir alles klar, und jedem, deſſen Linien in flacher Hand ich ſchaue, kann ich melden, was das Geſchick ihm bereitet hat.“ — Lächelnd reichte Hildegard ihre Hand, und ſprach: „Nun, ſo wahrſage mir auch!“ — Das Weib ſah mit Ernſt darauf hin, beſann ſich eine Weile, und fragte dann: „Willſt Du es durchaus haben?“ „Ja, ja!“ war die Antwort. „Weil Du denn ſo vorwitzig biſt,“ fuhr jene fort, und darauf beſtehſt, ſo wiſſe, daß einer der Pfeile, ſo Dein Köcher bewahrt, den Ritter Nibling von Flörsheim treffen wird.“ — Das Fräulein ſtutzte ein wenig; allein nicht ſtark an die Weiſſagung der Alten glaubend, entgegnete ſie: „Der Pfeil meiner Liebe hat ihn ſchon getroffen, und ſo auch mich der ſeinige. Ich werde mich wohl hüten, daß ihn einer von dieſen verletzt.“ Damit gab ſie der Prophetin einen Goldgulden aus ihrem ſchön geſtickten Beutel, und entfernte ſich. Auf dem Rückwege ſah ſie einen großen Raubvogel über den Eichen ſchweben. Sie nahm einen der ſtärkſten Pfeile aus ihrem Köcher, ſpannte ihn auf den Bogen, und als der Vogel ſich tiefer

gesenkt, schnellte sie ab und traf. Mit dem Pfeil in der Brust strich sich der Habicht noch eine Weile fort, und sank jetzt in das entfernte Gesträuch. Hildegard suchte nach ihm, fand ihn aber nicht, und kehrte endlich, des Umherforschens überdrüßig, nach der Burg zurück.

Einige Tage darauf ritt Flörsheim gegen Abend allein durch den Wald, um seine Braut zu besuchen. Er trug ein leichtes Jagdkleid ohne Panzer, und ein Weidmesser an der Seite. Meno, der feige Böswicht, hatte vernommen, daß man jenen heut' erwarte, und versteckte sich mit seinem Schießgewehr im Gebüsche, dem Wege nah'. Da fand er den getödteten Raubvogel mit Hildegard's Pfeil, der ihn durchbohrt. „Ha!" sprach er im Ingrimm bei sich, „dieser Pfeil ist lang und stark. Der wird um so sicherer den Verhaßten aus der Welt schaffen!" Er spannte ihn sogleich auf die Sehne seines Bogens, und als eben jetzt der arglose Flörsheim vorbeikam, drückte er ab, und traf ihn durch den Rücken und zugleich durch das Herz, so, daß der Edle blutend seinem Roß entsank. Der Mörder entfloh schnell durch das Gebäg. Aber ein Mann, der Holz im Walde gefällt, kam jetzt des Wegs, und gewahrte den Entseelten neben seinem treuen Roße liegend, das traurig ihm zur Seite stand. Er lief sogleich nach der Burg, und schrie: „Geht in den Forst! Ritter Flörsheim liegt an der Landstraße todt; in seinem Rücken steckt ein langer Pfeil." — Welcher Schrecken, welcher Jammer für Hildegard! Alles eilte hinaus an den unglückseligen Ort; sie selbst war am ersten da, und erkannte nun, daß der Pfeil, mit dem ihr Verlobter getödtet worden, der nämliche war, den sie auf den Vogel abgeschossen hatte. Nachdem sich auch späterhin die edle Jungfrau von dem größten Schmerz erholt, war doch die Freude ihres Lebens getrübt. Sie stiftete ein Seelengeräth in dem nahe gelegenen Nonnenkloster Enkenbach; aber an der Stelle des Waldes, wo ihr Geliebter sein Leben verlor, ließ sie eine schöne Kapelle errichten, und betete hier oft am Morgen oder in abendlicher Stille.

Der schlechte Meno, sehr bald des abscheulichen Mordes verdächtig, entrann über die Grenze. Man hörte nichts weiter von ihm, und wahrscheinlich fand er den Lohn für sein Verbrechen. Aber nach einer Entscheidung des Ritterraths ward seine Burg niedergerissen und der Erde gleich gemacht, so daß man jetzt nicht mehr den Ort zu finden weiß, an dem sie stand.

Der Ritter von Huneberg.

Auf den Höhen des Theils der Vogesen, den man das Hardtgebirge nennt, und der so schön das große herrliche Rheinthal auf der linken Seite des Stromes begrenzt, erhoben sich in der kräftigen Ritterzeit so manche feste Burgen, wovon einige noch in ihren starken Trümmern sichtbar sind, während andere nur durch wenige bemooste Steine den Ort ihres vormaligen Daseyns verkünden. Unter Letztere gehört das Schloß Huneberg, dessen Ursprung wohl Einige den Hunnen, als dieses barbarische Volk in der Gegend war, Viele jedoch, wobei auch wir, den Hünen oder Riesen der nordischen Vorwelt, zuschreiben möchten, da zur Zeit der großen Völkerwanderung diese kriegerischen Stämme sich hier verbreitet, und ihnen manches ritterliche Geschlecht seinen Namen verdankt. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts hauſete hier der Junker Schott. Die rüstige Kraft und hohe Gestalt dieses Ritters bezeugte sogar seine Abstammung von jenen Nordlandsheldn; er war muthig im Kampf und Turnier, fein und adelich von Sitten, aber — nicht reich! Die Felsenburg mit einem kleinen Gütchen, zwei Streithengste und ein Paar tüchtige Doggen zur Jagd, war alles, was er besaß. War auch Junker Schott in seiner Einsamkeit nicht unvergnügt, so fühlte er doch immer mehr, daß ihm noch etwas zur wahren Heiterkeit des Lebens gebrach: eine schöne, kluge und sittsame Hausfrau. Wohl fanden sich auf den Schlössern der Gegend umher reizende und liebenswürdige Fräulein, wovon Manche ihm nicht übel gefallen mochte. Allein sie waren reich, und gingen in köstlichem Geschmeide, und — sei es aus Furcht vor einer abschläglichen Antwort, oder aus stolzer Besorgniß, man glaube ihn des Eigennutzes fähig — er konnte sich zu keinem Antrag entschließen; ja, wenn er einmal in dieser Absicht zu Roß gestiegen und die Hälfte Wegs geritten war, so befiel ihn plötzlich ein solcher Gedanke, und er eilte im Galopp nach seiner Burg zurück. Wie es ihm nun weiter hiemit erging, davon hören wir die seltsame Kunde.

An einem schönen Maimorgen stand unser Ritter von Huneberg sehr früh von seinem Lager auf, trat an das Burgfenster, und sah über den waldigen Vorgrund und über die weitgedehnte, reizende Fläche hinab. Da stieg hinter dem

jenſeitigen blauen Gebirge die jugendliche Sonn' empor, und ſpiegelte ſich in den Fluthen des fern ſtrömenden Rheins. Die grauen Nebel ſchwanden im Thal, und das Lied der frühen Vögel begann in den Geſträuchen. Des Ritters Herz erweiterte ſich im friſchen Morgenduft; er holte einen tiefen Seufzer, und ſprach bei ſich: „Ja, Gottes Natur iſt ſchön! Aber ſtünde mir jetzt eine liebe, treue Gattin zur Seite, mit welcher ganz anderen Stimmung würd' es ſich da hinüber ſchauen! Doch was kann ich hoffen? Was ſoll ich thun?“ — Er fühlte ſich unruhig; es ward ihm zu eng' im Gemach, und er nahm ſein Jagdgewehr, ging hinab in den Wald, und ſchweifte weithin durch die bethauten Gebüſche. So kam er unwillkührlich in ein kleines Nebenthal, und warf ſich hier — denn die Sonne brannte ſchon heißer — unter einen hohen Buchbaum, der ringsum ſeinen Schatten ergoß. „Ja,“ dachte er, „es ruht ſich angenehm unter dieſem ſchönen, lichtgrünen Laube; doch ſeldander würd' es noch weit lieblicher ſein!“ Er ſtand mißmuthig auf, und wandelte fort. Da ſah er ein kleines Männchen von wunderlichem Ausſehen am Fußpfad unter dem Geſträuche ſitzen. Es führte einen Stechpalmenſtab, trug ein langes dunkles Pilgerkleid mit einer zugeſpitzten braunen Kappe, und greiſe Locken fielen auf ſeine Schultern herab. „Mich hungert, edler Herr!“ ſagte das Männlein. Könnt Ihr einem armen Wanderer nicht einen Biſſen Morgenbrod geben? „Schott hatte hübſches Waizenbrod und Ziegenkäs in ſeiner Jägertaſche, und theilte Beides gern mit dem Alten. Bei'm Abſchied ſagte dieſer: „Ihr habt ein gutes Herz; das lohnt ſich früher oder ſpäter. Mög' es Euch wohl ergehen!“ —

Einige Tage darauf, als der Junker wieder ohne Knechte oder andere Jagdgefährten — denn er war jetzt immer gern allein — den Forſt durchzog, drang er noch tiefer in die Wildniß, und kam in eine felſige Gegend, wo ein Bach dem rauhen Gebüſch entrollte. Mit einmal vernahm er nicht weit von da eine klagende Stimme, die wie um Hülfe rief. Sogleich folgte der Ritter ſchnell dem Laufe des Baches; aber je weiter er ging, je weiter ſchien ſich der Ruf zu entfernen, und endlich gelangte er auf einen ſchönen Wieſenplan, und — ſah hier einen kleinen lieblichen Knaben, der ein ſchneeweißes Gewand mit himmelblauen Schleifen trug, unter einer Linde ſitzen. „Warſt Du es, Kleiner, der um Hülfe ſchrie?“ fragte Schott, ihn liebreich bei der Hand nehmend. „Ich war es, lieber Mann,“ erwiederte das Kind; „ach, bringe mich doch heim! Hier im Walde ſoll es Wölfe geben; vor denen iſt

mir gar zu lang." — „Du scheinst vom guten Hause zu sein," sagte der Junker; „wie kommst Du hierher, und wo ist die Wohnung Deiner Eltern?" — „Ich habe mich verirrt," war die Antwort, „da ich Blumen suchte und einem schönen Vogel nachschlich. Den Weg nach unserem Hause will ich Dir zeigen. Aber trage mich doch, guter Mann! Ich bin sehr müde." — „Recht gern!" sagte jener, und schnell wie ein junges Reh sprang ihm das Mädchen auf den Rücken. Kaum war dies geschehen, so fühlte Junker Eckart einen Trieb, in vollem Laufe davon zu rennen. Berg auf, Berg ab, durch Heid und Moor, hin und her Sprung über Bach und Fels, so ging es immer schneller fort, daß dem Ritter, so stark und mächtig er von Gliedern war, doch der Schweiß von der Stirn und über den Leib rann. Jetzt, da die Sonne schon hinter die wilden Gipfel der Bergeshöhe [illegible] sank, gelangte er auf einen [illegible] Waldraum. Zwei schöne Gänge, deren einer von Buchen, der andere von Eichen beschattet war, zogen sich über [illegible] nach einem alten und hohen, mit [illegible] Zinnen [illegible] Hause, das ein heller, mit Weiden [illegible], Teich umfloß. Schwäne, groß und silberweiß, ruderten auf dem klaren Gewässer. „Das Ziel ist erreicht", rief der Ritter, und indem er herabsprang, hörte der Ritter einen [illegible] Ruf, wie wenn der Nachtwächter, schnell der Morgen graut, von dem Rücken des [illegible], der ihn [illegible], herunterspränge. Er sah sich um, und erblickte mit Staunen, und, so [illegible] er sich, mit nicht geringem Schrecken, statt des Mädchens, einen häßlichen Zwerg, in grauer Kutte, mit langem weißen Bart. „Her' in das Haus!" sagte das [illegible] Wesen; „hier findest Du Nachtherberg, und auch den Lohn für die Mühe, so ich Dir verursacht habe." — „Doch wer bist Du?" fragte der [illegible] Junker Eckart. „Ich bin," versetzte das Zwerglein, „der Kobold, der in jenem Walde haust, wo Du oft auf der Jagd [illegible] oder in [illegible] Gedanken wandelst. Aber gut ist [illegible] von mir zu [illegible]. Den Schimmer [illegible] bei Tag [illegible], und [illegible] in Sumpf und [illegible], von dem [illegible] ich mich [illegible] auf den rechten Weg gebracht. Du bist ein guter Mensch. [illegible] Du, als ich [illegible] hungrig [illegible]. Dein Brod [illegible] mit mir getheilt, und heute trugst Du mich als ein junges Mädchen mit [illegible] Schweiß [illegible]. Diese [illegible] Brücke [illegible] zum Hause. Jetzt lebe wohl." —

Mit diesen Worten verschwand das Männlein im Gebüsch wie ein Schatten der Dämmerung. Ritter Schott, der sich wieder von seiner Bestürzung erholt, sah ihm nach; ein angenehmes Vorgefühl erhob sein Herz. Raschen Schritts ging er über das Brückchen, und klopfte an die Pforte der Wohnung. Sie ward geöffnet, und — sieh! eine Jungfrau, schön, wie man die Huldgöttinen mahlt, freundlich, aber mit sittsam niedergeschlagenen Blicken, trat heraus. Welche liebliche Erscheinung für den Wanderer! — Mit höflichem und ehrerbietigem Tone fragte er, ob ihm nicht hier ein Nachtlager vergönnt sey. Die junge Maid neigte sich schüchtern, ging in's nächste Gemach, und kam mit ihrer betagten Mutter zurück. Das bescheidene und zarte Betragen des Ritters gewann ihm das Vertrauen der Alten, und sie gewährte seine Bitte. Er gab vor, daß er sich auf der Jagd verirrt, damit Beide nicht durch die geisterhafte Art seiner Hierherkunft erschreckt würden.

Als alle drei bei'm einfachen Mahle saßen, das die Tochter bereitet, nannte Schott sein Geschlecht und seinen Namen, und bat jene auch um den ihrigen. Da erzählte ihm die Mutter Folgendes: „Mein Gatte besaß diese Wohnung, damals noch eine Burg. Lang lebte ich mit ihm in glücklicher Ehe; aber ach! er war der letzte seines Namens; denn er verlor sein Leben in einem Gefecht auf dem Kreuzzuge, den er im Heere Kaiser Friedrich's mit antrat, und hinterließ mir nur diese einzige, spät geborne Tochter und keinen Sohn. Sein Name war Ritter von Schwanau. Ohne Zweifel hatten seine Vorfahren ihrer Burg von der angenehmen Lage und von ihrem Gefallen an der schönen und edlen Art Wassergeflügel, so Ihr auf unserem Teiche schwimmen sah't, diese Benennung ertheilt. Auch führen wir einen Schwan im Wappen. Das Geld, so mein Gemahl auf den Zug mitgenommen, ward eine Beute des Feindes, und mich, die trostlose Gattin, traf in seiner Abwesenheit noch manches andere Unglück. Ein des Ritternamens unwürdiger Raubgesell, jetzt durch den Kaiser des Landes verwiesen, überfiel bei Nacht unser Schloß, und beraubte uns aller Habe, die er fortbringen konnte. So, Herr Ritter, ist unser Gut in Verfall gerathen, und wir haben darum die Burg in ein schlichtes ländliches Haus verwandelt." — Junker Schott hatte ihr wohl aufmerksam zugehört; aber noch mehr verweilten seine Blicke auf der schönen Gestalt des Fräuleins und auf ihrem lieblichen Antlitz, woraus Unschuld und Tugend sprach. Als er nun in sein Ruhegemach kam und hier weiter mit seinen Ge-

danken und Gefühlen zu Rath ging, dachte er bei sich: „Wenn mich nicht alles täuscht, so könnte ich mit diesem Weibe glücklich sein und sie glücklich machen. Zwar bin ich nicht reich, sie aber auch nicht, und so bleibt mein Selbstgefühl ungekränkt, wenn ich um sie werbe, sie mag mir Gehör geben, oder nicht. Gewiß hat mich der gute Waldgeist um deswillen hieher geführt!“ Darauf sank er in süßen Schlummer, und erwachte mit dem ersten Schimmer des Morgenroths.

Als auch die beiden Frauen ihre Schlafstätte verlassen, trat der Ritter zu ihnen in den Saal. Etwas scheu machte er seinen Antrag, und fügte hinzu: „Ich gestehe, daß meine Habe nur klein ist; aber sie gewährt uns doch so viel, daß ich in einfacher Häuslichkeit mit meiner Gattin vergnügt leben kann.“ — „Zum glücklichen Leben“ versetzte die Mutter „bedarf man des Reichthums nicht, und Zufriedenheit ist der größte Schatz. Ich lasse meiner Tochter ihren Willen.“ Doch in den Herzen der jungen Bertha, so hieß sie, hatte schon die edle Gestalt, das kluge Geberäch und das edelliche Wesen des Ritters einen warmen Eindruck erregt. Als er mit Blicken der Liebe sich zu ihr gewendet, reichte sie ihm zitternd und errötrend die lilienweiße Hand, und ihr Bund war geschlossen. „Aber“ sagte nun die Frau von Schwanau „Ihr wißt noch nicht, daß eine Weissagung in unserem Hause besteht. Die letzte Erbin dieses Namens, so lautet sie, wird zeitliches Glück und großen Wohlstand erlangen, wenn sie auch in der Ehe seinen Namen führt.“ — „Gern will ich Schwanau heißen, und mein Wappen sey mit dem Eurigen vereint!“ rief Junker Schott. Er umarmte freudig seine Braut, drückte mit heißem Danke der Mutter die Hand, und schlug wieder den Weg nach seiner Burg ein, um Anstalt zur Vermählung zu treffen.

Im Walde, zwischen Bertha's Wohnung und seiner Heimath, stand das Zwerglein, so ihn begeleitet, unter einem Baum. „O du warst mir ein guter, ein herrlicher Geist!“ rief ihm Schott entgegen. Aber jenes winkte mit geheimnißvoller Miene; er folgte ihm nach zwischen zwei Felsen und dort in eine schön gewölbte Grotte. Hier nahm der Alte aus dem tiefsten Winkel ein mit Silber verziertes Kästlein, übergab es dem Ritter, und sprach: „Dies enthält die Morgengabe deiner Braut. Sei immer so gut und brav, wie Du bist, und leb' es auch Deine Kinder sein! Dann wird Euch das Gute nicht fehlen.“ Und er verschwand in die Wildniß.

Schott trug das ziemlich schwere Kästlein nach seiner Burg, öffnete es, und fand reichliches Gold darin. Er

ordnete alles schnell an, ritt im Fluge nach Schwanau, und erzählte jetzt sein ganzes Abentheuer mit dem Waldgeiste. Mutter und Tochter hörten es mit freudigem Erstaunen. Der Ritter führte Beide nach seinem Schloß, vermählte sich mit Bertha, und war der glücklichste Mann. Auch seine Nachkommen blühten herrlich empor, und fanden, wie das Männlein geweissagt, den Lohn der Tugend und Redlichkeit.

Doch das Geschlecht von Huneberg und Schwanau ist nun erloschen. Wo aber die schöne, ländliche Wohnung mit dem Schwanenteiche war, ist nicht genau bekannt. Vielleicht in dem trauten arkadischen, mit Wald und Wiesen geschmückten Thale von Gossersweiler, das oberhalb Landau im Vogesen-Gebirge liegt, und vielleicht hat der Ort Schwanheim hiervon seinen Namen.

Die Sage vom Pfeil.

Wenn der Wanderer die grauen Denkmale auf den Höhen und in den Wäldern unsers Vaterlandes beschaut, so erblickt er an mancher Burgruine die Wappenzeichen irgend eines erloschenen Geschlechts, worüber ihm die Geschichte keine Auskunft gibt: diese findet sich denn zuweilen in einer alten Urkunde, oder sie lebt in den Sagen des Volkes, wodurch nicht selten die Geschichte einer Vorwelt, deren Charakter, Sitten und Gebräuche einen Stempel tragen, welcher in so manchem Betracht von dem der spätern Tage verschieden ist, ergänzt werden muß. Ein Zeichen dieser Art erscheint auch auf den Trümmern einer Burg, die man auf einem mit Eichen gekrönten Gipfel der Vogesen entdeckt, und wo der Stammsitz der Edlen von Sick war. Die Kunde meldet uns hierüber Folgendes:

Walter von Than und Albert von Sick waren Freunde und Waffenbrüder. Sie hatten im Heere des Kaisers Römerzüge mit einander gethan, und auch in einigen Fehden sich treuen Beistand geleistet. Walter war noch jung und Albert von gesetztem Alter. Obschon sich Beide sehr tapfer bewährt, so nützte doch jener oft die höhere Weisheit und Erfahrung seines Freundes, und dieser, ein Mann von eben so lebendigem Geist als geradem und biederem Sinne, schloß sich gern dem feurigen Jüngling an, dessen aufrichtiges und gefühlvolles Herz Jedermann achtete.

Als diese Ritter nach manchem wacker vollbrachten Strauße wieder ruhig auf ihren Burgen angesiedelt waren, die man unter die schönsten auf jenen herrlichen Gefilden des linken Rheinufers zählen konnte, da ritt oft Einer zu dem Andern hin, und sie erlustigten sich bei'm frohen Bankett im Kreise munterer Fehdegenossen, oder auf der Jagd in den Wäldern des Gebirges umher. Eines Tags verfolgten sie das Wild in dem Forste von Walter's Burg. Jeder hatte nicht weit von dem Andern seinen Stand hinter einer Buche genommen. Ein ungeheurer Eber schoß auf Albert zu. Er verwundete ihn mit dem Jagdstahl; da aber das erboßte Thier seinen Angriff erneute, sprang Walter hinzu, und schnellte seinen Pfeil vom Bogen darauf ab. Doch unglücklicher Weise warf sich in diesem Augenblick sein Freund auf den vom wiederholten Stoße tödtlich getroffenen Eber, und der Pfeil, der diesem bestimmt war, durchbohrte die Brust des edlen Ritters. Der erschrockene Walter suchte das Blut zu stillen, und rief mit seinem Hifthorn die übrigen Jäger herbei. Doch umsonst! Ehe sie angelangt, hatte Albert seinen Geist aufgegeben.

Der arme Ritter, der so schuldlos diese That begangen, war untröstlich. Bald erfuhr sie Kunz von Sick, der Bruder des Gefallenen, dem die Eingangs erwähnte Burg gehörte. Er war ein wohl rechtlicher, aber sehr jähzorniger Mann, und stieß die ärgsten Flüche und Drohungen wider den unglücklichen Walter aus. Als dieser es vernahm, sprach er: „Meine härteste Strafe ist mein heilloses Verhängniß, das mich den edlen Freund tödten ließ. Doch Strafe verdient auch meine Unvorsichtigkeit. Ich erbiete mich darum gern zu einer Geldbuße, und beharrt Ritter Sick dennoch auf seinen Groll, so will ich auch mit Gott und meinem Recht einen ehrlichen Kampf in den Schranken bestehn.“ Solches ließ er ihm durch einen Fehdegesparn melden. Aber Sick, durch schändliche Verläumder aufgehetzt, und nicht die Ermahnungen gutgesinnter Ritter, welche ihm Walter's Unschuld und dessen Freundschaft mit seinem Bruder vorgestellt, anhörend, versetzte: „Ich lasse mich auf nichts ein; aber Blutrache werde ich üben. Sein Stamm und der unsrige waren in früherer Zeit Nebenbuhler. Ihan ist ehrsüchtig. Vielleicht hat die Erinnerung an jenen alten Hader einen Zwist im Walde verursacht. Es waren ja keine Zeugen da!“ Somit entließ er den Ritter.

Unbekümmert und seiner Redlichkeit sich bewußt, ritt Walter einige Tage darauf durch das nahe Gehölz. Plötzlich hörte er die Worte schallen: „Mit gleicher Münze bezahlt!“

und ein Pfeil fuhr aus dem Gebüsch, der ihn aber fehlte und in einem Tannenbaume stecken blieb. Er hatte wohl Kunzen's Stimm' erkannt. Ruhig zog er den Pfeil aus dem Baum, und setzte seinen Weg fort. Allein am Abend ritt er nach der Burg von Sick, und ließ den Hausherrn um eine Unterredung bitten.

Auf dem Schlosse waren viele Ritter und Damen zu einem Gastmahle vereint. Als Kunz in den Vorsaal trat, und den Ritter von Than erblickte, stieg ihm der glühende Zorn in's Antlitz. Doch dieser reichte ihm den Pfeil, und sprach mild und freundlich: „Ihr werdet ihn für den Eurigen erkennen. Hätte ich gewußt, daß Ihr Gesellschaft habt, so würde ich ein andermal gekommen seyn." — Da fühlte Sick doch Scham, daß er aus unbändiger Leidenschaft, und nicht nach Ritterſitte gehandelt. Er bezwang sich und sagte: „Laßt das gut seyn, Herr Nachbar! Kommt, und seid heute mein Gast!" Damit führte er ihn zum Mahl. Alle Gäste freuten sich, den edlen Than hier zu sehen, und ein alter Ritter, Sicks vertrauter Freund, sprach zu diesem: „Es scheint, Ihr seid versöhnt: und wäre es auch nicht, so bürge ich für seine Unschuld!" — Walter erhielt seinen Platz neben Schoneta, des Burgherrn Tochter. Es bestand schon eine Herzensneigung zwischen Beiden, ohne daß Eins dem Andern sie noch gestanden hatte. Schoneta war eine eben so schöne und liebenswürdige, als verständige und gefühlvolle Jungfrau, die ihren Vater, wie wohl vergebens, von seinem Haß gegen Walter abzumahnen gesucht. Die gegenseitige Liebe verrieth sich jetzt noch mehr, und entging der ganzen Versammlung, und auch dem Vater nicht. Nach aufgehobener Tafel sprach jener alte Ritter: „Bruder Kunz! Ich will dir ein Mittel sagen, das allen Groll zwischen Dir und dem braven Ritter von Than vernichtet. Gib ihm Deine Tochter zum Weibe!" Der Burgherr, durch die Glut des Weines und die muntere Gesellschaft ohnehin gut gestimmt, und bemerkend, wie werth Jedermann den jungen Ritter hielt, schlug ein, und rief: „Wohlan, es sey! Mein Inneres sagt mir nun selbst, daß Ihr zu edel seyd, um mit Vorsatz eine solche That zu verüben." Und alle Anwesenden ergriffen nochmals die Pokale, und tranken ein Lebehoch dem glücklichen Paar.

Doch der Ritter von Sick nahm auch zum Andenken jenes Vorfalls und als Zeichen der Reu' und Versöhnung einen Pfeil in sein Wappen auf, und noch jetzt erscheint dieser ausgehauen an der Ruine des Burgthors.

Der Drachenfels, oder Siegfried's Kampf mit dem Lindwurm.

Man kennt einige Burgen unsers rheinischen Landes, welche der Drachenfels genannt sind. Eine derselben thront auf dem höchsten Gipfel des Siebengebirges oberhalb Bonn. Von ihm meldet eine Legende Folgendes: In einer Höhle dieses Bergs wohnte vordem ein geflügelter Drache, welcher schreckliche Verheerungen in der Gegend anrichtete. Die Bewohner des Landes bekannten sich noch zur altgermanischen Religion, und hatten oft blutige Fehden mit einem benachbarten Stamme, der dem Christenthum anhing. Nach einem Kampfe, wo Erstere siegreich waren, brachte man viele Gefangene ein, unter denen sich auch eine fromme und schöne Jungfrau befand. Um die Gottheit zu versöhnen, die, wie man glaubte, den scheußlichen Drachen gesandt, um irgend einen Frevel zu strafen, beschloß der Rath des Volkes, ihm einen der Gefangenen zum Opfer zu bringen. Man warf das Loos, und es traf die schöne Jungfrau. Als sie aber an einen Baum gebunden stand, und das Thier aus dem Bergschlunde heraufkroch, hielt sie ihm plötzlich ein kleines goldenes Kreuz vor; brüllend verschwand der Drache, und ward nicht mehr gesehen. Dieses Ereigniß wirkte so mächtig auf das Volk, daß es die, so Gerettete und Retterin zugleich war, im Triumph zurückführte, und daß es bald darauf zum Dank für seine Befreiung von dem Ungeheuer das Christenthum annahm, dessen Symbol jenes Wunder vollbracht hatte. Eine andere Ruine dieses Namens liegt auf einem Gipfel der Vogesen, im Dahner Thal, ohnweit dem Orte Busenberg, und gehörte zu einem Kreis von Burgen, die einst von Fehdgenossen des berühmten Franz von Sickingen bewohnt und nachher zerstört wurden. — Hier aber meinen wir eine Stelle des Hardtgebirgs, die etliche Stunden westlich von Dürkheim entfernt ist. Wenn man aus dem trauten arkadischen Jägerthal, das schattige Waldung umkränzt, wo die Isenach im klaren Laufe sich durch Wiesen schlängelt, und wo am Fuße der Höhen dem lieblichen Idyllensänger Salomon Geßner ein griechisches Tempelchen geweiht war, gegen Norden das Gebirg hinauf steigt, gelangt man an einen wilden Ort, allwo eine tiefe Höhle durch den mit struppigem Gehölze bewachsenen Berg führt. Eine Volkssage verlegt hieher den Sitz des Drachen oder Lindwurms, mit dem der

Nordlandsheld Siegfried oder Sigurd einen Kampf beſtand, und wenn man in dieſer Gegend den Aufenthalt des Sichenfals annimmt, ſo ſcheint in der That auch keiner dazu geeigneter zu ſein. Vielen unſerer Leſer iſt bekannt, daß die zauberhafte Rittergeſchichte von dem ſogenannten hörnernen Siegfried aus einer dunkeln germaniſchen Vorzeit ſtammt, nämlich aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung nach Chriſti Geburt, wie die des Königs Arthur und ſeiner Tafelrunde in Britannien, welche der romantiſchen Poeſie ſo vielen und ſchönen Stoff geliefert hat. Dieſer Siegfried war vom Geſchlecht der Nibelungen, einem mächtigen altburgundiſchen Heldenſtamme, der zur Zeit der großen Völkerwanderung aus dem nordiſchen Nebellande kam und ſich längs dem Rhein hin verbreitete. Darum ſteht auch die vorliegende Begebenheit unſtreitig in Verbindung mit der Sage von den Nibelungen, welche das berühmte Epos meldet, wo Siegfried eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, obſchon ſie nur ganz kurz in demſelben erwähnt iſt. Die Kunde vom Siegfried und dieſer Begebenheit wird in altnordiſchen Dichtungen, in der Wilkinafage und in dem bekannten Volksbuche auf ſehr verſchiedene Art erzählt, und unter den Neueren hat Fouqué in ſeinem bekannten Drama den kühnen, hochpoetiſchen Geiſt derſelben am wahrſten und kräftigſten dargeſtellt. Auch das Lokal wird bald in eine ganz nordiſche Gegend, bald an den Rhein und in das Hunnen- und Frankenland, verſetzt, und die Helden ſind bald der Odinsreligion, bald dem Chriſtenthume, zugethan. Es iſt hier nicht der Ort, uns auf eine kritiſche Unterſuchung über das Hiſtoriſche und Mythiſche dieſer Dichtungen, und auf die Zuſammenſtellung der darin enthaltenen, mehr oder minder von einander abweichenden, Umſtände einzulaſſen, da ſolches auch von ſachkundigen Forſchern hinlänglich geſchehen iſt. Wir entnehmen aus Allen das, was für unſern Zweck dienlich ſcheint, und geben es in folgender Erzählung, die weiter unten mit der Sage von den Nibelungen fortgeſetzt wird.

In den Niederlanden herrſchte im 5. Jahrhundert, zur Zeit Arthur's von England, ein König vom Stamme der Burgunden, Namens Siegmund, der in Santen oder Xanten, einer nicht weit vom Rhein, zwiſchen Cleve und Weſel liegenden Stadt, ſein gewöhnliches Hoflager hielt. Die Gemahlin dieſes Fürſten, Siegelinde, gebar ihm einen Sohn, der Siegfried genannt wurde. Er war ein kräftiger, kühner und wilder Knabe, liebte Freiheit und Ungebundenheit, blieb aber rein von Sitten, und erkannte früh, was ächte

ritterliche Tugend sei. Schon in den ersten Jünglingsjahren zog er auf seinem muthigen Streitbengst in nahes und fernes Land, bestand hier manches Abenteuer mit Drachen, Riesen und Zwergen, und war ein Schutz der Frauen und Wehrlosen, wenn er kam. So verdiente er sich bald den Ritterschlag und die goldenen Sporen. Er hatte wieder einige Jahre in seiner Heimat zugebracht: da ward der nach Heldenruhm Begierige der langen Ruh' und des Hoflebens müde, und er strebte nun in die Welt hinaus. Er bat darum seine Aeltern, ihm eine weite Fahrt den Strom hinauf zu erlauben, weil, wie er gehört, in der Stadt Worms eine wunderschöne Königstochter wohne, die er vielleicht durch Thaten sich zur Gattin erringen könne. Der Vater hielt dies Unternehmen für sehr bedenklich; denn er kannte die stolzen Gesinnungen des Burgundengeschlechts, das in jener Gegend herrschte, seinen Uebermuth und seine Streitmacht, und daß dort nichts mit Gewalt zu erwerben sei. Aber die Mutter war sehr betrübt über das Vorhaben ihres Sohnes, und rieth ihm, sich lieber im heimischen Lande mit einer edlen und schönen Hausfrau, die seinem Rang und dem Rufe seiner bisherigen Thaten nicht fehlen könne, zu verbinden. Als er jedoch, auf des Himmels Beistand und seinen ritterlichen Muth vertrauend, dem gefahrvollen Entschlusse treu blieb, gaben sie endlich nach, und der Vater wollte ihn mit Knechten, Rossen, Waffen und Geld zu dem bevorstehenden Zuge hinlänglich versehen. Allein Siegfried, der überhaupt gern bei seinen Abenteuern von dem gewöhnlichen Gleise abwich, gerieth auf einen seltsamen Vorsatz. Er wollte die Reise ganz allein, zu Fuß, ohne Rüstung, und nur mit einer Keule, gleich dem Herkules, bewaffnet, antreten. Sich auf die Riesenstärke seines Arms verlassend, sprach er bei sich: „Rosse, Waffen und andere Beute muß ich mir auf dieser Fahrt selbst erkämpfen. Es ist mein wichtigstes Abenteuer, das hierdurch erhöht wird und mir vielleicht um so bessern Erfolg gewährt. Wohlan denn! Auf eig'ner Bahn der tiefverschleierten Zukunft entgegen!" — So verließ er in der Nacht, da alles schlief, die väterliche Burg, und zog landaufwärts. Als man nun am Morgen dem König und seiner Gemahlin die Entweichung ihres Sohns hinterbracht, wurden sie Beide sehr traurig; doch seinen wunderlamen Entschluß ahnend, überließen sie ihn im frommen Gebet den Schickungen einer höheren Macht.

Siegfried nahm seinen Weg nur selten über das flache Land, sondern meist durch einsame Wälder und Felsengründe. Manchmal erlegte er mit seiner Keule ein Wild, das er im

Dickicht überfiel, und bereitete es sich zur Nahrung im dunkeln Forst; manchmal auch fand er Herberg in einer entlegenen Hütte. Kein Abenteuer, wie er es hoffte, war ihm noch aufgestoßen, und so gelangte er auf seiner Wanderung endlich in das Hartzgebirge, dem Ziel seiner Reise näher, als ihm bewußt war. Doch er verirrte sich hier in der Wildniß: sein lauter, donnernder Ruf erhielt von keinem menschlichen Wesen Antwort, und verscheuchte nur das Wild und die Eulen aus den Klüften und Gebüschen des Waldes. So irrte er lange, müde und hungrig, in der finstern Nacht umher. Jetzt gewahrte er in kleiner Entfernung eine Flamme, und ging darauf los. Bald erkannte er, daß sie aus einer im Thal gelegenen Schmiede kam, wo der Meister mit seinen Gesellen so eben das Tagwerk vollendet und sich, nebst ihnen, zum spärlichen Mahle gesetzt hatte. Siegfried klopfte an die Thüre der Wohnung. „Wer ist da draußen?“ fragte der Schmied. „Ein Mann,“ war die Antwort, „der sich im Gehölze verirrt hat, und Obdach und Speise begehrt, wie man sie dem müden Wanderer schuldig ist.“ — Diese Rede kam Allen sehr trotzig vor, und sie beschlossen deshalb, ihn noch warten zu lassen. Allein er rief ihnen zu, daß er nicht gern Gewalt brauchen und das Gastrecht verletzen wolle; bei seinem Vater habe er bessere Sitten gelernt; denn dieser öffne jedem Fremden, bei Tage wie in der Nacht, seine Pforte. Darauf ließ man ihn herein.

Mimer, so hieß der Schmied, und seine Gehülfen waren erstaunt und etwas betroffen über die hohe kräftige Gestalt des Ankömmlings, der ein schlichtes blaues Gewand, mit einem Wolfspelze verbrämt, und in der Hand die gewichtige Keule von Eichenholz trug. Jener fragte ihn um seinen Namen und den seiner Aeltern. „Dann müßte ich Euch sagen,“ entgegnete Siegfried, „wie es in Schlössern und an Höfen zugeht, was Ihr doch nicht begreifen könnt. Führt' ich der hohen Aeltern Namen als Schutzwache mit mir, so zög' ich nicht so einfach und allein durch Wald und Feld. Vor Allem schafft mir Platz am Feuer: Es ist eine kalte Herbstnacht.“ — „Den möcht' Ihr haben,“ sagte der Schmied, wenn Ihr aber von vornehmer Geburt seid, wie konnte't Ihr Pracht und Ueberfluß gegen eine mühselige Wanderung vertauschen?“ — „Hier mögen wohl junge Leute sein, die mich verstehen,“ erwiderte Siegfried. „Hab' ich mir doch schon sagen lassen, daß Ihr Geschäftsleute, Handwerker und Tagröhner oft so sehr in Euerm gewöhnlichen Treiben verhärtet werdet, daß Ihr im gesetzten Alter sehr leicht vergeßt, was in der Jugend Euern

Sinn und Euer Herz bewegen konnte. So aber iſt es nicht bei Rittern und Waffenknechten. Wie kann ich Euch begreiflich machen, daß ein irrender Ritter, und ſei er von der höchſten Geburt, aller Ueppigkeit und allem Wohlleben entſagt, oft Jahre lang nach Abenteuern die ſchauerlichſten Wälder und Gebirge durchſtreift, in Wüſteneien Hunger, Durſt und alles Mühſal erduldet, mit Rieſen und Ungeheuern kämpft, Recht und Unſchuld beſchützt, und nur dadurch das Ziel des Heldenruhms erreichen kann, wo Ehr' und Glanz für edle Thaten lohnt? Auch ich bin von dieſem Orden. Aber vielleicht wundert es Euch, daß ich nicht mit Lanz und Schwert, mit Knappen und Roſſen auf die Fahrt ging, wie andere ehrenwerthe Ritter. Mein Vater wollte ſie mir geben; doch in dieſer Tracht und mit dieſer einzigen Waffe zog ich aus; jene, die ich ſchon gut geführt, will ich mir diesmal ſelbſt erwerben. So bin ich mein eigner Herr und Meiſter; geht es mir ſchlimm, ſo trag' ich's allein, und mir allein gehört auch, was ich Herrliches vollbringe." — „Das war ſehr unbeſonnen gehandelt, mein vornehmer Herr!" verſetzte jener. „Auf dieſe Art werdet Ihr wenig ausrichten, und wo Ihr hinkommt, finden ſich nur verſchloſſene Thüren, oder harte Arbeit und rauhe Worte für Euch. Doch weil Ihr einmal dieſen Theil erwählt habt, ſo kommt mir Euer Beſuch heut' Abend juſt recht. Wir haben uns Alle brav angeſtrengt, und doch bleibt noch vieles Eiſen zu ſchmieden. Wollt Ihr es thun, ſo verdient Ihr damit Euer Abendbrod." — Da ſprach Siegfried: „Schon manche Helden haben ſich in der Noth mit Kleinem beſchäftigt; aber unter ihrer edlen Fauſt ward auch das niedrigſte Ding erhöht." — Er machte ſich nun an die Arbeit. Allein was geſchah? Anſtatt das Eiſen zu hämmern, ſchlug der Starke es entzwei, und trieb den Ambos eine halbe Elle tief in den Boden. „Verzweifelter Kerl!" riefen Meiſter und Geſellen, „Du willſt unſere Werkſtatt zu Grund richten." — „Warum treibt Ihr ein ſo kleines Handwerk?" ſagte der junge Held. „Der Starke ſoll bei'm Starken, und der Schwache bei'm Schwachen bleiben. Wendet hier Eure und Eures Gleichen Kraft mit einander an, und gebraucht dafür nicht uns, die wir vom fürſtlichen Stamme ſind!" —

Das ärgerte nun Mimer, den Schmied, und ſeine Leute gar ſehr. „Was, ihr frecher Burſche!" fuhr jener auf, „Ihr läſtert unſer edles Handwerk? Haben es nicht Manche von Euern Rittern ſelbſt erlernt und ſich ihre Waffenrüſtung geſchmiedet!" — „Das iſt wahr;" verſetzte Siegfried, auch ein Gott ſchmiedet Waffen; doch Stahl und Eiſen, die er

braucht, erfordern weit mächtigere Kraft, als sie der stärkste Erdbewohner in seinen Armen fühlt. So mag der Unterschied zwischen jenen und Euch sein.“ — Da war ein derber Gesell in der Werkstatt, der sich immer viel auf die Stärke seiner Knochen eingebildet. Dieser sprach jetzt: „Meister! der Kerl prahlt unerträglich. Laßt uns ihm zeigen, daß wir rüstige Schmiede sind, und wär' er selbst der Riese Nor, der am Feuerberge von Thule wohnen soll! Wir sind mit Euch doch unserer vier; also packen wir an, und werfen ihn hinaus!“ — „Recht so!“ rief der Schmied, und Alle fielen über Siegfried her. Doch er schleuderte sie mit solcher Gewalt hinweg, daß sie gar lustig wie Kegel übereinander hin purzelten, und Einer in diesem, der Andere in jenem Winkel lag. Darauf setzte er sich ruhig hin, verzehrte sein Abendessen, und ging dann vor die Thür, wo er im Mondschein, der jetzt auf den dunkeln Wald fiel, stolz auf und ab wandelte. „Das ist ein Wetterjunge!“ sprach der Meister, der sich zuerst wieder auf die Beine hob und dann den Uebrigen aufhalf; „mich schmerzen alle Glieder, und Ihr scheint auch halb lahm zu sein. Wie er so übermüthig vor unserm Haus umher schreitet! Doch uns soll Genugthuung werden. Ich sende ihn nach dem Forst, wo der Lindwurm hauset. Bei dem kommt er nicht so durch!“ — Jetzt rief er Siegfried herein, und sprach: „Junger Mann, wir haben Euch nur auf die Probe gestellt, und Ihr habt sie ziemlich gut bestanden. Ihr könnt mir zu Hausgeschäften brauchbar sein. Ruht aus, und dann will ich Euch das Weitere sagen.“ Dies war Jenem recht.

Als die Morgendämmerung erschien, führte Mimer seinen Gast vor die Wohnung, und begann: „Ich habe glühende Kohlen zur Schmiede nöthig. Seht Ihr den schwefelgelben Dampf emporsteigen? Dort, im dichten Walde, wohnt ein Kohlenbrenner. Geht nur rechts den Berg hinauf, und dann links durch den Tannenforst, so könnt Ihr nicht fehlen. Nehmt sodann die Kohlen bei diesem Mann, und kehrt bald zurück!“ Siegfried erwiderte: „Ich habe gestern Abend gar wohl gehört, was Eure Arglist mir beschlossen hat. Allein auch aus den Ränken der Bosheit erblüht dem Helden oft Ehr' und Heil. Ich geh' und kämpfe mit dem Unthier. Vielleicht glaubt Ihr, daß ich einen schmählichen Tod finde, und müßt, ohne es zu wollen, mir neuen Thatenruhm schaffen. „Damit nahm er seine Keule, und ging den Wald aufwärts. — „Das war klug von dem Meister;“ sprachen die Gesellen unter einander, „mit dem binden wir nicht mehr an; er soll uns aus der

Schmiede bleiben!“ Nur der Eisenfresser, der den Streit angeregt, sagte kein Wort.

Wir kommen nun auf das Ungeheuer, der Lindwurm genannt. Ein solches erscheint in manchen Wundersagen der Vorzeit, wo die heldenmüthigen Ritter Kämpfe mit ihm bestanden. Es war ein großer Drache, mit Löwenfüßen, einem Schlangenschweif, und einem fürchterlichen Rachen mit zischender Zunge. Der Lindwurm aber, von dem unsere Geschichte handelt, war ein in dieses Scheusal verwandelter Mann. Fafner, der Bruder des genannten Schmieds, hatte viele Boßheiten verübt, und sich durch Raub und andere Unthaten einen großen Schatz an Golde gesammelt, den er aber geizig in einer Felsenhöhle dieses Waldes verbarg. Endlich strafte ihn ein Riesenzauberer, der in die Gegend kam; denn er verwandelte den Bösewicht in einen Drachen von der beschriebenen Gestalt, der verdammt ward, sein Gold so lange zu bewachen, bis ein tapferer Abenteurer ihn besiegen und es erbeuten würde. Einige Ritter, welche das Land durchstreift, hatten diesen Strauß noch nicht gewagt, weil sie gehört, daß jenes Unthier ein Geschöpf der Zauberei wäre. Siegfried war, als eben die aufgehende Sonne den Tannenforst bestrahlte, zu der Felsenhöhle gelangt. Obschon Fafner nie von seinem Schatze wich, den er eben so gierig, als da er noch ein Mensch war, hütete, so ging er doch jeden Morgen in das Thal, um sich daselbst im Bache zu baden und seinen Durst zu löschen. Dort war er jetzt, und der Held spähte am Felsen und im Gebüsch umher, damit er ihn entdecke und sich gegen ihn rüste. Aber der Lindwurm kehrte jedesmal von seinem Gange sehr eilig zurück, weil er um sein Gold besorgt war. Mit einmal hörte Siegfried ein Geräusch, und erblickte nun die scheusliche Gestalt, welche sich durch das wilde Gesträuch den Berg heraufschlängelte. Der Drache sah den Ritter nicht, und wollte zur Kluft hinein kriechen, als dieser geschwind und leise heranschlich, und ihm mit seiner Keule einen mächtigen Schlag in den Nacken versetzte. Furchtbar zischend taumelte das Unthier, raffte sich aber bald wieder in die Höh', und schoß auf Siegfried los. Doch schon hatte der Held mit seiner Riesenkraft eine Tann' entwurzelt; er wich dem Anfall geschickt aus, und schleuderte sie auf den Drachen. Dieser verwickelte sich in den Aesten, und während er mit heulendem Zischen sich loszuwinden bemüht war, riß Siegfried noch mehr Bäume aus, und warf sie ihm über den Leib hin. Dann lief er schnell an den Ort, wo er den Dampf gesehen, traf den Kohlenbrenner an,

und ſagte ihm, daß er den Lindwurm bekämpft habe. Erſtaunt lobte der Mann ſeine That; er dankte ihm für die Befreiung von dem Ungeheuer, welches die Gegend umher geängſtigt, und gab ihm auf ſein Verlangen eine Menge glühender Kohlen. Mit dieſen eilte Siegfried nach dem Felſen zurück, wo ſich der Drache grimmig unter den Bäumen wand. Sogleich zündet' er dieſe mit den Kohlen an, und die Flammen loderten hoch empor. Da hört' er Fafner mit menſchlichem Ton die Worte brüllen: „Ja — die letzte Strafe kommt — die Rächerfauſt, die Rieſenfauſt — wie mir verkündet ward! — Mein Leben und mein Gold iſt hin!“ Mit Schaudern ſah nun der Ritter, daß hier Zauberei im Spiele war, und konnte ſich um ſo mehr ſeines Sieges freu'n. Stämm' und Gezweig waren bald zu glühender Aſche geworden, und verbrannt lag das Scheuſal da. Siegfried wußte aus den Geſchichten der Urzeit und aus den Geſängen der Skalden ſeines nördlichen Stammlandes, wie manche Helden ſich mit Drachenblut feſt gemacht. Er beſtrich alſo mit dem Blut und Fett dieſes Lindwurms ſeinen Leib, und dieſer wurde hiedurch ſo hart wie Horn; darum hieß er ſeitdem der hörnerne Siegfried. Nur den Theil zwiſchen den Schultern vergaß er zu ſalben. So war längſt vor ihm der große Achilles, der tapferſte Held vor Troja, geſtählt, weil ſeine Mutter ihn als Kind in die dunkle ſtygiſche Flut getaucht, bis auf die Ferſen, woran ſie ihn gehalten hatte; ſo war nach ihm der unbezwingliche Ritter Roland, Neffe des großen Karl, gefeit und unverwundbar. Doch während dieſes Geſchäfts kämen einige Tropfen von des Unthiers ausgebranntem Schmalz auf Siegfried's Zunge, und — welch ein Wunder! — er verſtand nunmehr die Sprache der Vögel, wie in griechiſcher Vorzeit der göttlich verehrte Seher und Heilkünſtler Melampus, der vom Drachen geleckt war. — Siegfried dachte an die letzten Worte des verwandelten Unholds, und ging in die ſchauerliche Höhle, wo er in einer Nebenkluft, zu ſeiner nicht geringen Freude, den hellglänzenden Goldſchatz fand. Als er wieder heraustrat, ſaßen mehrere Vögel, wilde Tauben, Heher, und andere, auf den rings ſtehenden Bäumen, und viele Schwalben umflogen ihn.. Dieſe ſprachen und ſangen Folgendes untereinander:

O wüßte Der,
Was uns bekannt,
Er tödtete den Schmied,
Der ihn hierher geſandt!

Der Köhler lief durch Wald und Feld,
Und rief mit Jubel, daß ein Held
Den Lindwurm hier besiegt, der Mimer's Bruder war
Und Fafner hieß, drum will er dieses rächen,
Ihn heimlich dort im Wald erstechen,
Und rauben selbst das Gold wie Sonne klar.

Höchst verwundert ob der Sprache dieser Vögel dankte er ihnen für die Warnung, und war auf seiner Hut. Als er durch den Forst zurückging, flog plötzlich ein Wurfspeer mit langem, spitzigem Eisen aus dem Gebüsch, der ihn traf, aber von seinem festen Leib zurückprallte. Er sah im Dickicht den Schmidt, der einen zweiten abwerfen wollte; aber der Held kam ihm zuvor, und schlug ihn mit seiner Keule nieder. Darauf zeigte er sich den Hirten und Landleuten der Gegend. Sie lobten ihn, daß er den Schmied, dessen tückischer Sinn schon lang' ihnen verhaßt war, für seine Bosheit gestraft, und feierten seine That, die Erlegung des Drachen, mit ländlichen Festen und Gesängen.

Ritter Siegfried wandte nun einen Theil des erkämpften Schatzes an, um sich eine glänzende Waffenrüstung, Schwerter und Lanzen, so wie herrliche Rosse, zu verschaffen, und ward zugleich edle Knappen für seinen Dienst. Er selbst wählte sich das stärkste Roß von erlesenem normannischen Geschlecht, welches ihn und den übrigen Theil seines Goldes tragen konnte. So gerüstet und begleitet zog er nach der Königsburg von Worms. Der Ort im Hardtgebirg aber, wo er den Lindwurm besiegt, heißt bis auf diese Stunde noch der Drachenfels.

Kloster Limburg.

Wohl Mancher unserer vaterländischen Leser, der von der reizenden Ebene, die sich zwischen dem Rhein und dem Hardtgebirg erstreckt, diese herrliche Ruine sah, wünscht etwas Näheres von ihrer Geschichte zu wissen. Wir geben darum einen Abriß derselben, der sich auf sichere Urkunden gründet. —

Konrad II., Herzog der Rheinfranken, war der erste Kaiser und König aus dem Stamme der Salier, von dem Deutschland im 11. Jahrhundert beherrscht wurde. Bei seiner Krönung erschienen zwei Könige, der von England und der von Dänemark. Er selbst war ein mächtiger und tapfe-

rer Herr, der ſich aber auch durch Liebe zu den angenehmen und nützlichen Künſten, durch Tugend und Gottesfurcht auszeichnete. Sein Wahlſpruch war: „Beachte Deine eigenen Sitten, ehe Du die Sitten anderer Menſchen beurtheilſt.“ Mit Giſela, ſeiner Gemahlin, einer ſchönen, frommen und häuslichen Dame, lebte der Kaiſer im zärtlichſten Ehebund. Unter allen deutſchen Landen liebte er am meiſten die Gegenden ſeiner Heimath; namentlich die von Speier, wo er ſich auch den größten Theil des Jahres aufhielt; darum ward ihm auch der Beiname: Conradus Spirenſis (Konrad der Speierer). Auf einer Höhe des Hardtgebirges, in welchem ſich der nördliche Theil der Vogeſen endigt, zunächſt der Stadt Dürkheim, da, wo der Bach Iſenach aus dem Thale rauſcht und den alten Worms- und Speiergau theilt, lag eine große und ſchöne Burg der rheinfränkiſchen Herzoge, Limburg genannt, von der herab ſie ſchon lange die Herrſchaft führten. Konrad weilte gern mit der liebenden Gattin auf dem Burgſchloß ſeiner Väter, in der ſchönen friſchen Natur jener Haine, Felder und Wieſen. Schon blühte dem fürſtlichen Paar ein edler Sohn heran, der auch Konrad hieß, und der Kaiſer ſah in ihm, den er ganz nach ſeinen Grundſätzen erzog, einen würdigen Sprößling, der einmal, ſtark und mild wie er, die Zügel des Reiches lenken würde. Aber wie oft zerſtört ein grauſamer Schlag des ehernen Schickſals die ſüßeſten Hoffnungen und die theuerſten Plane der Menſchen — des Fürſten auf dem Throne, wie des ſchlichten Landmannes! — Der Kaiſer hatte eine große Jagd auf Hirſche und Eber in dieſem wilden Gebirge veranſtaltet. Beim frühen Morgenſchimmer zog er mit ſeinem ritterlichen Jagdgefolge aus der hohen Burg den Eichenwald hinab. Das Schmettern der Hifthörner, das Gebell entkoppelter Hunde rief dem Wiederhall in Klüften, Thal und Gebüſchen, und ſchon ſank manches flüchtige Wild unter dem Geſchoſſe der Jäger. Da ſprang ein ſtattlicher Kronhirſch, wie man noch keinen geſehen, aus dem Dickicht. Mit tobendem Getümmel ſtürzte Mann und Roß ihm nach: allen voran aber ſprengte, wie immer feurig und kühn, der junge Fürſtenſohn. Doch der ſchnelle Hirſch floh weit voraus auf die unwegſamſten Pfade; der muthige Jüngling achtete ſie nicht, und zu ſehr der Kraft ſeines Streithengſtes vertrauend, ſetzte er über einen ſteilen Felſen hinweg, und ſtürzte mit dem Roß in den Bergſchlund. Hier fand man ihn blutig und entſeelt, und keine Hülfe, kein Heilmittel konnte ihn wieder zum Leben erwecken. Wer ſchildert Konrad's Schmerz, wer den Jam-

mer seiner Gattin, den er, selbst des Trostes bedürfend, umsonst zu lindern strebte? Der unglückliche Prinz ward in der Gruft des Bergschlosses bestattet. Eines Abends, als schon der silberne Mond, sanft und traut, als nehme er mitleidigen Antheil an dem Grame der Aeltern, durch die Wipfel der Buchen glänzte, welche die Burg umschlossen, trat Gisela, die auf dem Grabe ihres Entrissenen gebetet, vor den Kaiser, und sprach: „Liebster Gemahl! Ich fühle mich heute ruhiger nach der Stunde, da meine Seele sich zu Gott gewandt. Er hat uns den Einzigen genommen; aber seine Wege sind immer gerecht. Wir sehen den Sohn einst dort wieder, wo ihn eine schönere Krone schmückt, als ihm die Welt verleihen konnte. Laß uns, zum Lobe des Höchsten und zum Gedächtniß der harten Prüfung, die er uns auferlegt, diese Burg in ein Gotteshaus verwandeln!" Da erwiederte Konrad, seine Gattin umarmend: „Gesegnet, meine Liebe, sei Dein frommer Entschluß! Auch mein Gemüth stärkt er mit neuer Kraft und Ruhe. Deine Bitte wird erfüllt. Ich stifte sogleich das heilige Denkmal, und dieser Ort sei fortbin allein der Andacht und der Wohlthätigkeit gewidmet!" — Und schon am folgenden Tage ließ der Kaiser den Abt von Stablo, im Lütticher Lande, in den er ein besonderes Vertrauen setzte, nach Limburg bescheiden, und als dieser kam, befahl er ihm, hier den Bau eines Klosters und einer Kirche anzuordnen. Konrad und Gisela legten selbst am 12. des Heumonats 1030 den Grundstein zu dieser Kirche; im nächsten Frühlichte ritt der Kaiser nach der Stadt Speier, und gebot hier einen neuen und regelmäßigeren Bau des Domes. Limburg ward von ihm zur Abtei erhoben, aus seinen eigenen Krongütern reichlich begabt, und unter den Schutz der Bischöfe von Speier gestellt. Die Kirche weihte er dem Evangelisten Johannes. Aber Konrad und seine Gemahlin erlebten nicht mehr die Vollendung ihres Werkes; er ist der erste deutsche Kaiser, dessen sterbliche Hülle ihre Ruhestatt im Dome zu Speier fand. Erst unter seinem zweiten Nachfolger, Heinrich IV., ward der Bau des Klosters und der Kirche gänzlich zu Stande gebracht. Von letzterer — einem herrlichen Tempel, wie man an Pracht und Erhabenheit wenige in Deutschland und Italien, in Frankreich und England erblickte — sagt eine Chronik. „Die Länge der Kirche betrug über 250 und ihre Breite über 140 Werkschuhe. Es standen hier 20 Hochaltäre, und vom untern Eingange bis zum Chor erhoben sich eben so viel steinerne Säulen, jede an 20 Ellen hoch und 2 Ellen dick;

dieſe ruhten auf großen Fußgeſtellen, und waren oben durch ein Kreuzgewölbe vereint.“ —

Es ſcheint, daß in der erſten Zeit dieſe fromme Stiftung dem Zweck ihres hohen Urhebers entſprach. Wohl Mancher, deſſen redliches Streben die Welt nicht mehr belohnt, den ſie in ſeinen ſchönſten Wünſchen und Hoffnungen getäuſcht, zog ſich, ihres Geräuſches müde, in ihre friedlichen Mauern zurück, und fand Ruhe und Troſt, wenn er betend ſtand, während durch die feierlichen Hallen der Chorgeſang und die erhebenden Töne der Orgel erklangen, oder wenn er, wandelnd auf der lieblichen Flur oder in der Einſamkeit des Waldes, ſein gepreßtes Herz freier zu dem Schöpfer erhob, auch manches heilſame Kraut entdeckte, das dem Leidenden Linderung und Geneſung bringt, und wenn er ausgeſandt ward, den Dürftigen aus dem Schatze des Gotteshauſes Wohlthaten zu ſpenden. Daß es aber auch Viele geben mochte, welche dieſen klöſterlichen Sitz — wie alle, die früher oder ſpäter gegründet worden — nicht aus ſo reinen Gefühlen erwählt, ſondern aus falſchverſtandener Frömmigkeit, aus fanatiſchem Eifer und aus Trägheit dem weltlichen Treiben entſagt hatten, wer zweifelt daran, dem die Geſchichte jener Anſtalten nicht unbekannt iſt? Doch zeigt uns die damalige Zeit noch kein Bild der ſträflichen Schuld, welche ſpäterhin und allzubald dieſe Abtei auf ſich lud. Sie vergrößerte ſich an Pracht und Reichthum, ſo lange die ſaliſchen Kaiſer regierten, ja der biſchöfliche Stuhl von Speier ward meiſtens mit Aebten dieſes Kloſters beſetzt. Aber auch Schwelgerei, Sittenloſigkeit, Hochmuth und kirchliche Herrſchſucht gewannen hier täglich mehr Raum. Zugleich ſchalteten die Aebte nach Willkür mit Gütern und Gefällen, und verſchenkten ſogar, unter gewiſſen Bedingungen, einige Rechte an entfernte Domſtifter, wie an das zu Mainz. Welche Zuchtloſigkeit, Liſt und Ränkeſucht überhaupt in den Klöſtern, nicht allein der Mönche, ſondern auch der Nonnen, einzureißen begann, weiß man aus den Überlieferungen jener Zeit. Das Frauenkloſter Haufen ſtand beſonders in übelem Rufe. Es war bald nach dem von Limburg, und zwar gen Weſt am Fuße des Berges, worauf letzteres lag, erbaut worden, und befand ſich unter Aufſicht der Ordensmönche dieſer Abtei. Aber die Entfernung von frommer und ehrbarer Lebensart, welche ſich in der Folge die Bewohnerinnen deſſelben erlaubt hatten, bewog im J. 1231 den Biſchof von Speier zu der Verordnung, daß keine Nonne mehr darin aufgenommen, ſondern nach dem Abſterben der hier Lebenden das Klöſterlein

mit seinen Einkünften der Abtei Limburg anheim fallen sollte. Doch eine ärgerliche Chronik will auch wissen, daß ein unterirdischer Gang von dem einen Kloster zu dem andern führte, und also die geistliche Aufsicht nicht immer das war, was die Ordensmönche mit den Nonnen in Verbindung brächte, so daß ein gewisses Sprüchwort hier seine wahre Stelle fand. Wenden wir uns zu den weiteren Schicksalen der stolzen Abtei Limburg. —

Unter dem hohen Adel des Worms- und Speergaues waren schon im Mittelalter die Grafen von Leiningen die Stärksten an Besitz und Macht. Sie hatten sich sowohl in einzelnen Fehden, als in Kriegen des Reichs, und namentlich auf den Kreuzzügen, stets durch ritterlichen Muth hervorgethan; auch kennt man einen Friedrich von Leiningen, der in der herrlichen Periode der Hohenstaufischen Kaiser den Minnegesang übte, und von dem noch ein sehr schönes Lied in der berühmten Manessischen Sammlung vorhanden ist. Ihnen gehörten unter kaiserlicher Hoheit mehrere Ortschaften und Schlösser auf den Gebirgen und Ebenen dieser Gegend; von letztern auch die Burg Frankenstein, deren Trümmer noch auf der steilen Höh' im wilden Thale so trotzig emporragen. Wohl mochten die rauhen, schwertgeübten Helden, wenn sie mit ihren Reisigen das Durkheimer Thal herab ritten, voll Unwillen ihren Blick auf den prunkvollen und verschwenderischen Klostersitz werfen, und nichts sehnlicher wünschen, als den Uebermuth und die Anmaßung der Pfaffen zu züchtigen. Denn schon weil viele Diener der Religion, nicht mehr eingedenk der heiligen Grundsätze ihres reinsten und erhabensten Lehrers, nur nach Glanz und Herrschaft trachteten, entstand oft Mißtrauen und Fehde zwischen dem weltlichen Adel und der Geistlichkeit; schon hatten die Römerzüge der Kaiser begonnen, und das Ansehen des Papstes war, selbst hier und da unter den geringern Volksklassen, erschüttert. Nach manchen Neckereien, welche die Grafen von Leiningen wider das an ihr Besitzthum gränzende Kloster Limburg ausgeübt, boten sie diesem nun förmlich Trotz, indem sie gegen das Jahr 1230 auf dessen Grund und Boden das Bergschloß Hartenburg errichteten. Weder die Aebte, noch der Bischof von Speier, hatten so viel Gewalt und Streitkräfte, um ihrem furchtbaren Nachbar und Gegner in den Weg zu treten, und die Kaiser schienen nicht geneigt, jene gegen ihren wackern Reichsvasallen in Schutz zu nehmen. So dauerte die Befehdung des Klosters Jahrhunderte lang fort, bis endlich die Feindseligkeiten des Pfalzgrafen Ludwigs

des Schwarzen mit dem Kurfürsten Friedrich I. entstanden. Die Grafen von Leiningen schlugen sich auf die Seite Ludwig's, und vereinten ihre Sassen mit seinem Kriegsvolke. Beide überfielen miteinander im Jahre 1471 die Abtei Limburg, und plünderten sie aus. Aber Friedrich — eben so weise in der Verwaltung des unter ihm blühenden Staates, als tapfer, kühn und ehrgeizig — ordnete sein Heer, fiel wie der Blitz auf die Feinde, und nahm in raschen Fortschritten die, gedachtem Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz, aus dem Hause Zweibrücken, am Rhein gehörigen Orte, das durch Natur und Kunst wohlbefestigte Städtchen Lambsheim, so wie Freinsheim, Dürkheim u. a. mit Sturm hinweg. Er erhielt mit Recht den Namen: der Siegreiche. Jetzt mußten sich ihm auch die Grafen von Leiningen unterwerfen, ja sie wurden, sagt eine Urkunde, zu der Erklärung genöthigt, „ihr Lebtag dem Kurfürsten verbunden, nicht wider Kurpfalz zu dienen, so lange der Krieg zwischen jenem und dem Herzog Ludwig daure, auch die Schlösser Hartenburg und Frankenstein wider selbige nicht zu gebrauchen."

Jetzt holten die Mönche auf Limburg wieder Athem; aber bald schwebte ihnen wieder die neue Bedrückung der Grafen wie eine dunkle Wolke aus dem Schooße der Zukunft heran, und sie begaben sich unter den Schutz des Kurfürsten. Er ward ihnen gewährt; doch der weise und strenge Friedrich fand sogleich, wie sehr die Ordenszucht in Verfall gerathen war; er ließ daher einen Abt ernennen, der, entschlossen und wohlgesinnt, die Sitten verbessern und die gesetzliche Einrichtung wieder herstellen sollte. Aber der Spruch: „Wenn Du die angeborne Natur mit Spießen und Stangen austreibst, so kehrt sie doch wieder zurück!" bewährte sich auch hier. Wenn jene auch die Furcht eine Zeitlang im Zaume hielt, so verschwand sie doch wieder nach und nach, um so mehr, da unter dem Nachfolger des Kurfürsten ein Abt an die Stelle kam, der zu schwachköpfig und ungeschickt war, um die Ordnung zu erhalten. Ueppigkeit, rauschende Bacchanalien, und Aergerniß mancher Art auf der einen Seite, auf der andern Seite das Spiel der Heuchelei mit geistlicher Würde und Religionseifer, stiegen auf einen hohen Grad. Zürnend schwebte der Geist Konrad's über diesen Höhen, und schien Rache zu heischen gegen die Entweihung des frommen Dienstes, gegen die Verkennung der ehrwürdigen Absicht, in der er sein Gotteshaus gegründet — und die drohende Stunde schlug! —

Kurfürst Philipp war in die Reichsacht verfallen, und zog nun die pfälzische Besatzung, welche als Schutzwache in

dem Kloſter Limburg lag, an andere Orte. Der lange verhaltene Groll der Leininger gegen dieſe Abtei brach wieder los; beſonders war ſie dem jetzigen Grafen, Emich VIII., verhaßt. Die ſchirmloſen Mönche ahneten wohl, was ihnen von der Wuth ihrer Feinde bevorſtand. Der Abt zog ſogleich nach der Reichsſtadt Speier ab; die Uebrigen rafften das Beſte von dem Kirchenſchatze und anderes koſtbare Geräth zuſammen, und folgten ihm ſchnell nach. Am 30. Auguſt 1504, Morgens um drei Uhr, als eben die Letzten ſich geflüchtet, donnerten die Hufe der Roſſe das Thal herauf. Der Graf hatte ſeine Reiſigen von dem Schloſſe Hartenburg ausgeſandt, und zu ihnen geſellte ſich noch ein Haufen Landleute von Dürkheim. Sie ſtürmten in das Kloſter, raubten alles, was ſie noch fanden, und ſteckten dann die ſämmtlichen Gebäude, nebſt der prachtvollen Kirche, in Brand. Ja, man unterhielt das Feuer zwölf Tage lang, ſo daß alles zerſtört ward, und nichts als das Mauerwerk ſtehen blieb. Der Abt richtete nun die bitterſten Klagen an Kaiſer Maximilian I. Dieſem, der nicht allein ein kluger, aufgeklärter und ritterlich tapferer Fürſt, ſondern auch wahrhaft fromm und ſtrenge von Sitten war, mochte die Entartung des Kloſters ſehr wohl bekannt ſein. Er zog zwar den Grafen Emich zur Verantwortung; da dieſer jedoch ſich damit entſchuldigte, daß der Ueberfall nur durch ſeine Leute und ohne ſeinen Befehl geſchehen ſei, ſo wurde der Abt mit ſeinen Beſchwerden ohne Weiteres abgewieſen. Die Mönche irrten nun eine Zeitlang ohne bleibende Stätte herum. Doch wurden wieder etliche Wohnungen für ſie auf dem Pfarrhofe erbaut, und endlich ſchloß der Abt im Jahre 1512 mit Kurfürſt Ludwig V. einen Vertrag, wonach das Kloſter ſich von neuem gänzlich unter die Schirm- und Kaſtenvogtei der Pfalz begab, und deſſen Gebäude, nebſt der Kirche, wieder hergeſtellt werden ſollten. Dies ward auch ſogleich in's Werk geſetzt; doch ſchränkten Ludwig's Nachfolger die Rechte der Abtei immer mehr ein, bis ſogar Kurfürſt Friedrich III. im Jahre 1561 die Verordnung erließ, „keine Mönche mehr aufnehmen, ſondern die Alten, welche ſich zum Heirathen nicht bequemen konnten oder wollten, nach und nach ausſterben zu laſſen.“ Zehn Jahre ſpäter zog er alle Güter und Gefälle ein, überließ ſie zum Theil der geiſtlichen Verwaltung in Heidelberg, und ſetzte dem Kloſter einen weltlichen Stiftsſchaffner und einige adeliche Adminiſtratoren. So nahm die alte kaiſerliche Stiftung ein Ende. Im Orleans'ſchen Kriege, da (1688) die Pfalz, auf Befehl eines grauſamen franzöſiſchen Miniſters,

verheert ward, traf auch die wieder errichteten Gebäude des Klosters Limburg und seiner Kirche dieses Schicksal; sie wurden ein Raub der Flammen und hinfort nicht mehr aufgebaut. Die gedachte Verwaltung aber blieb bis in die neuere Zeit, wo dieses Land durch seine Vereinigung mit Frankreich, und später mit Baiern, eine andere Verfassung erhielt.

Noch erheben sich einige Trümmer jener Abtei, als Spuren ihrer Schönheit und Herrlichkeit. Die Knochen des Beinhauses, deren man vor nicht langer Zeit noch mehrere sah, und die von der Größe und Stärke der ehemaligen Bewohner dieser Lande zeugen, sind fast alle zerstreut. Oft wallfahrten die Freunde der Natur und alterthümlichen Vorzeit nach jenen Höhen, wo der schönste Hinblick, hier auf die malerische, fruchtbare Fläche und den weithin strömenden Rhein, dort in die schauerliche Wildniß, lohnt — und von da nach dem waldigen Berge, auf dessen Hang die Ruine von Hartenburg, dem Sitze jener tapfern Ritter, steht, und denken, an die epheuumrankte Mauer gelehnt, mit Wehmuth der Kunde vergangener Tage und des mannichfachen Wechsels auf dem Strome der Zeit.

Der Teufelsstein und die Heidenmauer.

Wenn die romantische Volkspoesie uns schöne Nixen mit blondem oder grünem Haar, die sich, melodisch singend, aus einem klaren, mit Erlen umkränzten See erheben, oder leichte Elfen, die im Mondschein tanzen, oder auch etwa einen neckischen Kobold, der als Irrlicht den Wanderer in Sumpf und Moor zu locken sucht, und andere Bilder dieser Art, die lieblich und schauerlich die Phantasie ansprechen, erscheinen läßt, dann sind wir es sehr wohl zufrieden; aber wenn der leibhafte Teufel, sei es allein oder mit seinem Hofstaate von Hexenmeistern, Hexen, schwarzen und feuerschnaubenden Böcken und Hunden ꝛc. ꝛc. auftritt, so ist das freilich ein gar zu grelles Bild des Köhlerglaubens. Der schreckliche Höllenfürst erscheint dann auch nicht in so heroischer Riesengestalt, und, trotz seiner List und Verworfenheit, mit so erhabenen Sprüchen, wie Milton's und Klopstock's Lucifer, sondern als eine diabolische Karrikatur mit Hörnern, Schweif und Pferdefüßen. Manchmal wird er sogar possenhaft, und nähert sich dann dem lustigen Poltergeist, der hin und wieder Hausdienste

verrichtet und mitunter einen nicht stets so übel gemeinten Schalksstreich ausführt, oder der böse Feind erregt mehr Lachen als Schauer, wenn eine fromme Gewalt seinen höllischen Anschlag vereitelt und er unwillig im Schwefeldampfe davonfliegt. Kommen wir nun auf das Volksmährchen, worin dieser Widersacher die Hauptrolle hat.

Auf einem Hügel des Hardtgebirges, nordwestlich von Dürkheim und in dessen Nähe, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen Teufelsstein führt. Lang hatte sich unter dem Volke die Sag' erhalten, es habe vor uralter Zeit ein römischer Kaiser mit dem Teufel einen Bund geschlossen, vermöge dessen ihm dieser in sehr kurzer Frist an dem Orte, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg stehen, ein prächtiges Schloß erbauen solle, worauf jedoch der Kaiser sich schnell bekehrt, und statt der Burg ein Kloster gegründet habe. Darüber sei nun der Teufel so aufgebracht worden, daß er den zu seinem Baue bestimmten Grundstein im Zorn über das Thal hinweg auf jenen Hügel geschleudert, wie denn die zwei Höhlungen in demselben noch Kennzeichen von den Krallen des Satans wären.

Man sieht wohl, daß dieses Mährchen auf einer sehr dunkeln Ueberlieferung dessen, was wir im vorigen Artikel über die Entstehung des Klosters Limburg meldeten, beruht. Ohne Zweifel war dieser Stein in der vorchristlichen Zeit ein Opferplatz der römischen Legionen oder des altgermanischen Volkes. *Für ersteres spricht vielleicht der Name des Hügels,* der noch Vigilienberg (wo man nämlich die Vorwachen des Lagers ausstellte) genannt wird. Es ist hinlänglich bekannt, daß ehemals fanatische Priester alles, auch das Edelste, was dem sogenannten Heidenthum angehört, in Teufeleien zu verunstalten suchten.

Auf dem nächsten Berge befindet sich die Ringmauer, die auch Heidenmauer heißt; ein Kreis von Steinen, der etwa eine halbe Stunde im Umfange hat. Nach einigen Urkunden hatte der Hunnenkönig Attila, als er zur Zeit der großen Völkerwanderung (im fünften Jahrhundert) sein Heer durch diese Gegend führte, hier ein Lager errichtet. Vermuthlich war es vorher, wie der genannte Vigilienberg anzeigt, ein wohlverwahrtes Lager der Römer, das Attila benutzte. Er ward bekanntlich in den Ebenen von Chalons an der Marne von dem römischen Feldherrn Aetius, mit dem sich die Schaaren des Frankenkönigs Merovaus vereint, geschlagen, und zog sich dann ohne Aufenthalt bis über den Rhein zurück. Also mag er schon auf seinem Hinzuge hier eine Stellung

genommen haben. Daß diese Heidenmauer dem berühmten amerikanischen Schriftsteller Cooper noch neuerlich Stoff zu einem sehr interessanten Roman geliefert, ist vielen unserer Leser bekannt.

Aus der Geschichte von Speier.

Die Urkunden des rheinischen Landes melden uns viel von den Streitigkeiten, welche die Patrizier und die Bürger der Stadt Speier, theils unter einander selbst, theils mit den Bischöfen, gehabt, welche Letztere schon unter den fränkischen Königen eine Art gräflicher Gewalt in derselben erlangt hatten. Es ist bereits erwähnt, wie gern Kaiser Konrad II. sich in Speier und der Umgegend aufhielt. Er ließ die Domkirche neu und in edlerem Styl erbauen, und beschenkte sie reich mit Gütern. Undankbar jedoch bewiesen sich die damaligen Bischöfe gegen das Kaiserhaus: denn als über den unglücklichen Heinrich IV. der päpstliche Bann ausgesprochen war, fand er weder Hülfe noch Theilnahme bei dem Bischof in Speier, und als er sein gramvolles Leben endete, ward ihm erst fünf Jahre nach seinem Tode die Ruhestatt in dem Tempel, den seine Väter schufen, gewährt. Nur die Bürger blieben ihm fest ergeben. Diese Treue wollte sein Sohn Heinrich V. als er im Jahre 1111 die Gelübde seiner Ahnen besuchte, lohnen, da untreu er selbst seinem Vater gewesen war. Er verlieh sogleich der Stadt zwei wichtige Freibriefe, wonach sie der Gerichtsbarkeit seiner Reichsbeamten entzogen ward, und ihre eigene Verwaltung, nämlich einen aus ihrer Mitte gewählten Rath von zwölf Personen, mit zwei Bürgermeistern, erhielt. Noch mehr wurden diese Freiheiten unter den zwei edelsten Kaisern des Hohenstaufischen Hauses, Friedrich Barbarossa und Friedrich II., ausgedehnt. Sie, und noch später ihn Heinrich VII., Ludwig V., Karl IV. ꝛc. ꝛc. hielten in Speier ihre Reichstage, und erzeigten der Bürgerschaft ein besonderes Wohlwollen, so daß Kunst, Handel und Gewerbfleiß blühten, und diese Stadt damals eine der wichtigsten am ganzen Rheinstrom war. — Sie konnte schon seitdem als eine unmittelbare Reichsstadt betrachtet werden. Die Bischöfe selbst hatten sich jener Verordnung des Kaisers Heinrich gefügt, und darum gab es auch anfänglich nur wenige Streitigkeiten zwischen ihnen und der

doch er zu haben glaubte. Man mußte dem nachgeben, und so entstand nunmehr der Rath aus 24 Personen, wovon 11 Adelige, und 13 Zünftige oder Bürger waren. Letztere hatten also hier ein Uebergewicht, und hätten beinahe die Leitung zwischen den Patriciern und dem Volke. Die Nachkömmlinge der alten Geschlechter übertrafen an Kenntniß der Kriegskunst und an einsichtiger Waffenführung allerdings ihre Gegner. Auch machte sie ihre höhere Geistesbildung fähiger zu Regierungsgeschäften. Sie gebrauchten darum ihr Ansehen und ihren Einfluß, um nach und nach das Uebergewicht im Rathe zu erhalten. Es gelang ihnen auch, und die Rechte der Zünftigen litten dadurch so sehr, daß diese, hierüber empört, einen Bund schlossen, der die Kränkung, früher oder später, zu rächen könnte. Der Adel jedoch war auf seiner Hut, und suchte durch einen kräftigen Anschlag diesem Sturme zu begegnen. Er erwählte fünf entschlossene Männer aus ihrer Mitte, welche sich einen bedeutenden Anhang von Rittern und Bürgern, sowohl in der Stadt als in der Gegend, erwarben. Alsdann verließen sie heimlich Speier, und versammelten 1200 Pferde an dem sogenannten Rechholz. Im Einverständniß mit den in der Stadt gebliebenen Patriciern wollten sie plötzlich die Zünftigen überfallen. Aber ein Bote, der von Straßburg nach Speier gesandt war und an jenem Walde vorüberkam, bemerkte die Heerhaufen, und war selbst so glücklich, ihre Absicht zu erfahren. Er machte sie den Bürgern sogleich kund; diese waffneten sich noch an demselben Abend. Als die feindliche Schaar anrückte, ward sie mit Pfeilschüssen und Lanzenstößen so wohl empfangen, daß sie von ihrer Unternehmung abstehen mußte. Aber die Wuth der Bürger, die ihre Sache so muthig gerettet hatten, war groß. Mehrere Häuser des Adels wurden geplündert, alle, die man für verdächtig hielt, gefangen gesetzt, die Anführer verbannt, und die Regierung der Stadt den Zünftigen allein übertragen. Doch brachten die Abgeordneten der Bundesstädte, und selbst der Bischof, die als Vermittler eintraten, wieder eine Versöhnung zu Stande, so daß nunmehr ein Rath von acht und zwanzig gewählt ward, in dem 14 vom Adel und eben so viel aus der Bürgerschaft die Regierung theilten. Dieß geschah im Jahre 1330. Dennoch konnten viele vom Adel die Minderung ihrer Gewalt nicht verschmerzen. Manche verließen darum die Stadt, und lebten auf ihren Gütern. Es geschah auch mehr als ein Versuch, die Herrschaft wieder zu erringen, allein alle scheiterten an der Standhaftigkeit der

Bürger, und die Patrizier mußten am Ende förmlich auf ihre angeblichen Vorrechte Verzicht leisten.

Trotz dem genoß die Stadt keiner dauerhaften Ruhe. Im Jahre 1370 verschaffte sich ein Patrizier, Namens Rudolph von Offenburg, der eine tüchtige Geschäftskenntniß mit Muth und List verband, großen Einfluß bei Adel und Volk. Besonders wollte er als ein ächter und weiser Patriot, als wahrer Bürgerfreund erscheinen. Allein sein Ehrgeiz strebte nach unumschränkter Herrschaft, und er wiegelte durch geheime Anstiftungen beide Partheien gegen einander auf, um sich einer jeden desto sicherer zu bemächtigen. Aber die Einflüsterereien im Rathe kamen bald hinter seine Ränke und Verläumdungen, und man verbannte ihn aus der Stadt. Doch er gewann neuen Anhang auf dem flachen Lande und unter den Rittern und Bischöflichen, welche eifrachin die Freiheit der Bürger haßten. Auch spannen einige seiner Freunde in Speier selbst eine Verschwörung an, deren Oberhaupt Heinrich von Landau war. Unter dessen Anführung brach im Jahre 1374 plötzlich eine Empörung aus, und die Anführer bemächtigten sich des Rathhauses, der Stadt und aller öffentlichen Gelder. Rudolph ward im Triumphzuge hereingeführet, und nahm seine Stelle wieder ein. Von neuem ein großes Interesse für das Gemeindewesen heuchelnd, schwur er, dem Rathe treu und ein Beschützer der bürgerlichen Gerechtsame zu bleiben. Als aber die Bundesstädte Mainz und Worms Deputirte sendeten, um die Streithändel zu untersuchen und allem Bürgerkrieg ein Ziel zu setzen, ward es ihm und einigen seiner Hauptgenossen nicht wohl bei der Sache. Sie entfernten sich heimlich aus der Stadt, und wurden in die Acht erklärt. Damals war Adolph, aus dem Hause Nassau, Bischof. Der Streit zwischen seinen Vorfahren und der Stadt Speier war, trotz dem erwähnten Vertrag, im Grunde nur manchmal unterbrochen und nie ganz beendigt. Adolph zeigte sich gleich im Anfange seiner Regierung unfreundlich gegen die Stadt, und wollte nicht einmal die Rechte derselben in der bisher üblichen Form bestätigen; weswegen ihm auch der Rath den Einzug verweigerte. Jetzt wandten sich Rudolph von Offenburg und Heinrich von Landau an diesen Bischof, und versprachen ihm den Besitz der Stadt, nach dem er schon lange gestrebt, wenn er ihnen Beistand leiste. Zum eignen Zweck mit derselben gab ihm leicht einen Vorwand zur neuen Fehde, und so erschien er mit seinem Heerhaufen, so wie mit denen der Erzbischöfe von Trier und Cöln, die ihn unterstützten, vor Speier, wo schon Ver-

rath angezettelt war. Die Vorstadt ward überrumpelt: aber auf den Mauern und Thürmen der Stadt selbst erschienen die Bürger schaarenweise und wohl bewaffnet, und standen bereit, für Freiheit und Eigenthum, für Weib und Kind Alles zu wagen. Adolph's Heer lief dreimal Sturm, und dreimal ward es zurückgeworfen; ja einige der heldenmüthigen Bürger drangen mit der verwegensten Kühnheit in die Vorstadt ein, wo seine Truppen aufgestellt waren, und zündeten sie im Rücken derselben an. Da sah der Bischof, daß bei solcher Tapferkeit und solchem Bürgersinn seine Anstrengung vergebens sei. Er schloß daher, unter Vermittlung des Kurfürsten Rupert von der Pfalz, einen Vertrag mit der Bürgerschaft, und bestätigte ihr die alten Rechte. Die Verräther jedoch erlitten einen schmählichen Tod.

Späterhin (1430) hatte die Stadt Speier noch einen gefährlichen Feind an dem übermüthigen Bischof Raban, aus dem Hause Helmstädt. Wegen eines schlechten, unsittlichen Streichs, den einige Mönche des St. Hermannstifts, das nahe bei Speier lag, verübt hatten, ward ihr Kloster von den aufgebrachten Bürgern zerstört. Um diesen Eingriff in seine geistliche Gerichtsbarkeit, wie er es nannte, zu rächen, kam der Bischof mit einem starken Heere, und berannte die Stadt. Aber kein Sturm gelang, und auch kein Mangel vermochte den Rath und die Einwohnerschaft zur Uebergabe. Die Bürger wehrten sich brav und kühn von den Wällen herab für Ehr' und Freiheit. Zwei Jahre lang währte die Belagerung; da trat Kaiser Sigismund in's Mittel, und schlichtete auf einem Reichstage zu Nürnberg den Streit, wo er auch der Stadt die kaiserliche Beschirmung ihrer Rechte, und namentlich ihrer Privilegien und Freiheiten zusicherte. Raban ward darauf zum Erzbischof von Trier ernannt, und sein Vetter Reinhard erhielt das Hochstift Speier. Seitdem war die innere Fehde geendet. Die Schicksale, welche die Stadt und das Land nachmals durch äußere Kriege erfuhr, sind in der Zeitgeschichte bekannt.

Die Dame von Geroldseck. *

In einer wilden Gegend des Wasgaues, nicht weit vom Städtlein Erstein, das der Fluß Ill oder Alsa bewässert, lag einst die feste Burg Schwanau, noch kenntlich in ihrem zerfallenen Gemäuer. Mit Wall und Graben gut versehen, und umgeben mit Wäldern, Sumpf und Ried, bot sie keck allen Angriffen Trotz, und machte sich besonders in den Zeiten des Faustrechts jenen Gegenden furchtbar.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts hausten hier einige Ritter mit einer starken Schaar von Reisigen und Fußknechten, welche dem Handel auf dem Rheine sehr gefährlich wurden; denn oft brachen sie unvermerkt aus dem gebüschreichen Ufer an den Strom hervor, und nahmen gelandete Schiffe mit ihren Gütern weg, oder sie plünderten Kaufleute, so die Landstraße hin auf die Messe von Straßburg zogen. Auch durchstreiften sie oft die Ebene umher, fielen Bewaffnete und Unbewaffnete an, und haschten Beute, wo es ihnen nur möglich war. In Schwanau fand man keinen Sitz der schönen Geselligkeit, und nie erklang daselbst, wie auf mancher andern Burg, die gold'ne Zither und das zarte Minnelied; sinnvolles Spiel und geistreiche Unterhaltung zwischen Herren und Damen war dem rauhen Bunde fremd. Nur wilde Freude herrschte im großen Saal, nur Humpenklang und Gespräch von Fehden oder von dem kühnen Raube, mit dem die Ausgerittenen heimgekehrt.

An der Spitze dieser Raubritter stand Walter von Geroldseck, berühmt durch Stärke, Tapferkeit und Kriegskenntniß, an Klugheit und Einsicht alle Andern übertreffend, nicht ohne edle Eigenschaften, und nur verwildert in dem rohen und stürmischen Treiben jener Fehdgespanne, mit denen sein böser Stern ihn vereint hatte. Seine Genossen waren unvermählt; nur er besaß eine schöne, sanfte und häusliche Gattin, die er eben so zärtlich liebte, wie sie ihn. Wohl trug das holde Weib geheimen Kummer, daß ihr Gemahl, der sich früher in gerechten Kämpfen bewährt, auf solche grause Bahn gerathen mußte. Doch furchtsam wagte sie nur

---

* Zu den zwei hier folgenden Sagen aus dem Elsaß dienen hauptsächlich die schönen Balladen von Adolph und Auguste Stöber, welche im Taschenbuch: Rheinische Horen für 1850, abgedruckt sind, nebst den beigefügten historischen Notizen, als Grundlage.

selten eine Vorstellung, und dann versetzte er: „Ja, meine Liebe! Das kennst Du nicht. Dem braven Landadel drohet sein Fall, und bald werden die Höflinge, die stolzen Bürger in den Städten, und auch wohl gar der Bauernstand, sich über ihn erheben. Wir sollen zwar noch Ritter sein, aber nicht mehr als freie Wehrmänner, sondern als abhängige Söldner, dem Reichspaniere folgen. Darum werden so viele Burgen zerstört, nicht blos wegen Räubereien und Fehden, worin Einer oder der Andere befangen war. Da muß denn jeder sehen, wie er sich aufrecht erhält, und zugreifen, wo er es findet." —

Indeß nahmen die Unbilde, welche von dieser Burg ausgingen, dergestalt überhand, daß die Stadt Straßburg, an deren Gebiet, Gut und Leuten jene gewappneten Freibeuter schon oftmals Frevel geübt, im Jahre 1333 dem Ritter von Geroldseck und seinen Mannen durch einen Herold Kund thun ließ: „Sie sollten augenblicklich Raub und Gewalt einstellen; wo nicht, so würde man schon Mittel finden, sich ihres Schlosses zu bemächtigen. Es solle dann von Grund aus zerstört werden, und die ganze Besatzung über die Klinge springen oder als Verbrecher nach dem Richtplatze geführet sein." Aber diese starke Drohung brachte die stolzen Gemüther noch weit mehr auf, und sie wiesen mit trotzigem Hohne die Botschaft zurück.

Straßburg, damals eine der freien Reichsstädte, und viel vermögend durch Reichthum und bewaffnete Macht, traf nun ernstliche Anstalt, diesem Unfuge zu steuern. Der hohe Rath sah wohl ein, daß die völlige Erreichung seines Zwecks bei dem verzweifelten Muthe, der Gewandtheit und Verwegenheit der Schwanauer nichts Leichtes sey. Er schloß daher einen Bund mit den edlen Städten Bern, Luzern, Basel und Freiburg in der Schweiz; denn auch diese waren gegen die Uebermüthigen höchst erbittert, weil sie schon einigemal von ihren Gütern geraubt, die zu Wasser und zu Land den Rhein hinab gingen. Sie schickten sogleich ihre Ritter und Sassen nach dem Elsaß ab, wo sie dem Banner von Straßburg sich anschlossen.

Die Feste war bald umringt, und obwohl mancher kühne Ausfall den Belagerern hier und da empfindlichen Schaden brachte, so drangen sie doch tapfer und besonnen immer vorwärts, und schlossen die Burg so eng ein, daß Keiner von der Besatzung sich mehr in's Freie wagen durfte. Geroldseck und seine Waffenbrüder fanden jetzt, daß ein längerer Widerstand vergebens sey. Ein Unterhändler kam in's Lager

der Bundgenossen, und trug auf freien Abzug an, mit dem Versprechen, daß man das Land nicht mehr bedrängen wolle. Doch der obere Befehlshaber wies ihn mit den Worten zurück: „Der hohe Rath erfüllt seinen Beschluß. Wir nehmen Euer Burg mit Gewalt, und wer in unsere Hände fällt, ist dem Tode geweiht. Auch alle Habe, die wir finden, ist unser. Nur die Frauen bleiben ungekränkt, und können dann ruhig abziehen mit dem Schatze, der ihnen gehört. Dies sei bei meiner Ritterehre geschworen!“ —

Als der Abgesandte mit dieser Antwort zurückkam, rüsteten sich Alle zur verzweifelten Gegenwehr. Am grauenden Morgen begann der Sturm. Den steilen Felsenpfad zum Schloß hatten die Straßburger und die Schweizer schon erklommen; sie setzten nun Leitern an die Mauer, und erstiegen sie nach dem heftigsten und blutigsten Kampfe; denn die Belagerten, obnedin sehr tapfere und wilde Männer, sahen ihren unausweichbaren Untergang, und wollten daher dem verhaßten Feind ihr Leben theuer verkaufen. Endlich drangen die Stürmenden von jeglicher Seite in den Burghof. Ihr Verlust war nicht gering; aber sie ließen auch jetzt der Rache freien Lauf. Wenige ihrer Gegner entrannen in Feld und Wald; alle Andern fielen unter dem Schwerte. Nur Einer von diesen nicht. Denn sieh'! aus der Pforte des Hauses trat die Dame von Geroldseck im einfachen Hauskleide; auf dem Rücken trug sie ihren der Rüstung entledigten Gemahl, auf dem Arm ihr Söhnlein, ein liebliches Kind, das erst vor wenigen Monden geboren war, und zwei Zofen folgten ihr. Entschlossen hatte der Ritter bis zum Eindrange des Feindes in das Innere der Burg gestritten und befehligt; da war ihm seine Gattin weinend zu Füßen gefallen, hatte ihn bei ihrem und ihres Knäbleins Heil beschworen — und so gab er ihrem Flehen nach. Erstaunt blickten die Sieger auf das seltsame Schauspiel, und senkten unwillkührlich den blutriefenden Stahl. Da sprach das edle Weib: „Ihr habt den Frauen erlaubt, mit dem Schatze, der ihnen gehört, frei abzuziehen. Ich halt Euch bei Euerm Ritterwort. Eine Menge funkelnder Diamanten sind in meinen Schränken bewahrt, goldene Spangen und köstliche Perlen. Viel hab' ich der seidenen und purpurnen Gewande, viel des glänzenden Geschmeides und der farbigen Spitzen von großem Werthe. Doch den besten Schatz trag' ich auf meinem Rucken und in meinem Arm. So laßt mich ruhig von hier gehen, und alles Andere bleibe bei Euch zurück!“ Mit vertrauensvollem Aug' erwartete sie die Entscheidung des ruhmwürdigen Befehlsha-

bers, der vor seinen Kriegern stand. Sie erfolgte schnell. „Was ich versprach, ist heilig und auf mein Schwert gelobt. Hoch geehrt sei holde Frauenminne, die schönste aller Blumen, so im Garten der Liebe, der Tugend und Treue blüh'n! Geehrt sei auch die List, weil sie aus dem Herzen kam! — Oeffnet das Eisengitter des Hofes, ihr Reisigen, und tretet unter die Waffen — und Ihr, edle Frau, zieht mit Gott Eures Weges! Auch Euer Schatz an Geld und Gut sei nicht von uns berührt. Heil, Heil der Tugend, Lieb' und Treue!" Und sie wandelte mit ihrer geliebten Last durch die Reihen der ihr huldigenden Krieger zum Thore der Burg hinaus. Da begrüßte sie Flötengetön vom Wall herab; Trompeten schmetterten hoch und Pauken wirbelten darein, daß ihr Wiederhall aus Hain und Klüften zurücktönte. Aber jetzt ließ der edle Feldherr die Dame, nebst ihrem Gemahl, ihrem Kind und den Zofen, einen reich mit Blumen und grünem Laube geschmückten Wagen besteigen, und führte sie im Triumphe nach Straßburg. Hier ward sie jubelnd empfangen, und ihr schönes und rührendes Unternehmen ward, wie lange vorher durch Kaiser Konrad das der treuen Weiber von Weinsberg, mit einem herrlichen Feste gefeiert. Der begnadigte Ritter von Geroldseck entsagte nun gern seiner wilden Verirrung, und weihte fortwin seinen Geist und Muth dem Kaiser und dem Reiche, wo er sich besser'n Ruhm erwarb.

Der Kellermeister auf Arnsburg.

Zu den waldigen Gründen des Vogesen-Gebirgs, da, wo es sich im untern Elsaß hin erstreckt, gehört das rauhe **Bärenthal, das unstreitig seinen Namen von dem wilden** Thiergeschlechte führt, so in der Vorzeit auch hier einheimisch war, bis man es durch scharfe Jagden und fleißigen Anbau des Landes nach und nach ausgerottet oder verdrängt hat. Nahe dabei liegt auf einem Bergzipfel die Ruine des alten Schlosses Arnsburg, auch Arnsberg oder Arnsperg genannt, wo lang' ein berühmter ritterlicher Stamm seinen Sitz hatte. Mit Ludwig Fäsler von Arnsperg, der **1664** in Straßburg starb, ist der letzte Zweig desselben erloschen.

Nun geht unter den Bewohnern der Umgegend die Sage, daß manchmal in schwülen Sommertagen aus dem Boden,

den dieses Gemäuer umfängt, ein stark duftender Weingeruch emporsteige und sich sogar in die nahe liegenden Felder und Thäler verbreite. Es sollen, so fügen sie hinzu, hier viele unterirdische Felsenkeller sein, die sich durch den ganzen Berg ziehen und Fässer von ungeheurer Größe enthalten. Daß die weiland Herren dieser Burg Freunde von stattlichen Weinfässern und vollen Humpen gewesen, dafür möchte schon der Name Fäßler, den wohl nicht allein der Letzte ihres Geschlechts, sondern auch Mancher seiner Ahnen, geführt, ein Bürge sein. Warum der Ort aber auch von dem Landvolke das Teufelsschloß genannt wird, ist uns unbekannt. Vielleicht gründet es sich auf den seltsamen Spuck, der manchmal hier sein Wesen treiben soll, und von dem eine Kunde Folgendes meldet.

Vor langer Zeit kam einmal der Sommer sehr heiß und trocken über dieses Land. Die Fluren schmachteten umher, kein Vogel sang im Laub der Bäume, und selbst die immer so klar und voll aus dem Thale rauschenden Waldbäche wurden seicht. Da ging ein Mann, der im Tannenhaine Kohlen gebrannt, in nächtlicher Stunde nach seiner Hütte zurück. „Das war heut' eine Sonnenglut!" sprach er ganz erschöpft, „und noch ist die Luft so drückend und schwül. Vor Durst klebt mir die Zung' am Gaumen, und die Beine wollen kaum mehr fort." Er suchte nach Wasser im Bächlein, das am Berge hinfloß; allein er fand es beinah' versiegt. Sein Weg führte ihn am Schloß Arnsburg vorbei, dessen öde Trümmer, von einem dunstigen Flor umwebt, im Mondlicht aus dem finstern Wald emporragten. Mühsam stieg er den schroffen Pfad hinan, und sehnte sich nach seiner Wohnung, die an einem Hügel stand, wo noch ein kühler Quell aus dem Felsen rieselte. Mit einmal weht' ihm ein süßer, balsamischer Duft entgegen, der immer stärker ward, je näher seine Schritte der Burg kamen. Er stutzte darob nicht wenig, und noch mehr, als ein Männlein im kurzen grauen Gewande, mit grüner Mütze, und einen weißen Stab in den Händen tragend, aus dem mit hohem Grase bewachsenen Hofe trat und auf ihn zuging. „Wohin Dein Weg?" redet' es ihn an. „Nach meiner Hütte," gab der Köhler zur Antwort. „Du hast wohl guten Durst?" fragte jenes weiter. „Wen plagt er nicht in dieser Sommerglut?" sagte er. „Könnte ich nur hier ein Brünnlein finden!" — „Das kannst Du nicht," sprach der graue Bergmann, „aber ich will Dir die Brünnlein zeigen, woher dieser starke Geruch kommt, der Dich schon zu laben scheint. Willst Du mir folgen?" —

„Doch wer bist Du?“ — „Das muß Dir gleich gelten. Ihr Leute wißt nicht, was für Schätze in den unterirdischen Gängen des Schlosses verborgen sind. Mir allein ist es bekannt, und ich habe die Schlüssel.“ — „Magst Du sein, wer Du willst,“ versetzte der Köhler, „ich folge Dir; denn der Durst quält mich zu sehr, und die lieblichen Düfte ziehen gewaltig an.“ —

Das Männlein winkte mit seinem weißen Stab, und führte den Erstaunten um die Burg her, und jetzt durch wildes Gesträuch einen Hohlweg hinab. Hier zog es einen Bund schwerer Schlüssel aus seinem Kleide, und schloß rasch die graubemoosten Felsen auf. Beide stiegen im Dunkeln die halbverfallenen Treppen abwärts, und kamen bald in einen langen, weiten Keller, der von Lampen erhellt war. Es lagen da Fässer, so groß, wie sie der Köhler, ein gereis'ter Mann, weder in Schwaben, noch in der Pfalz, noch in seiner Heimat, dem ganzen frucht- und rebenreichen Elsaß, bei den vornehmsten Weinhändlern gesehen hatte, und die schönsten krystallenen Becher standen auf zierlichen Gestellen umher. Der Führer nahm einen davon, zog ihn voll Wein aus einem der Fässer, reichte ihn seinem Gefährten, und sagte freundlich: „Laß Dir's wohl schmecken!“ Begierig setzte jener den Pokal an, und leerte ihn fast auf einen Zug; dann sprach er: „Ach! das ist ein Zaubertrank! Der hat meinen Durst gelöscht, und mich wieder neu belebt. Herzlichen Dank, lieber Alter!“ — „Er stammt aus längst verflossener Zeit,“ erwiderte das Männlein, „und wird der gold'ne Königswein genannt. Der Burgherr, ein edler Mann und wack'rer Kampfheld, ließ ihn nur bei hohen Festen und ritterlichen Spielen auf die Tafel setzen. Ich war sein Kellermeister, und dieses Amt verblieb mir noch die vielen, vielen Jahre hindurch. — Aber es tagt schon; fahre wohl, und wandle froh durch das Leben.“ — Der Köhler war nicht feig; doch bei dieser Rede zitterte er wie Espenlaub; seine Augen umhüllte ein trüber Flor, und er ward jach, wie von luftiger Geisterhand, über den Fels emporgetragen. Aus der Betäubung erwacht, stand er auf dem Pfad, der von dem Schloß hinab nach seiner Wohnung führte. Die Morgensonne schien durch die grüne Waldung, und glänzte auf den bethauten Angern und Blumen des Thals. Frischen Muthes wandelte er heim, und erzählte sein nächtliches Abenteuer.

Es läßt sich wohl denken, daß die wundersame Geschichte auf alle Bacchusbrüder, denen sie kund ward, keinen geringen Eindruck hervorbrachte. Wenn der heiße Erndtemond er-

scheint und der Siriusstern vom Himmel herabglüht, dann gehen manche Lüsterne den Berg hinauf, zu den Ruinen der Arnsburg. Sie wittern freudig den Wohlgeruch, umschleichen das verödete Gemäuer, und wenden manchen Versuch an, um den Eingang in die Felsengewölbe zu entdecken. Doch alles Spüren ist umsonst; kein Aug' erforscht die mit duftendem Naß gefüllte Schatzkammer, und der einst dem braven Waldmann so gefällige Kellermeister hat seither Keinen mehr zum Trunke geladen.

Straßburg's Kampf um seine Unabhängigkeit.

Wir haben in dem vorletzten Artikel von dem Raubritter Walter von Geroldseck erzählt. Fast ein Jahrhundert zuvor regierte das Hochstift Straßburg ein Bischof gleichen Namens, der jenem darin ähnlich war, daß er noch mehr weltlichen Ehrgeiz, als kirchlichen Eifer, besaß, und daß er besser die Waffen, als den Krummstab, zu führen wußte.

Nachdem die Herrschaft der hohenstaufischen Kaiser, die im Kriegs- und Ritterwesen, wie in Kunst, Wissenschaft und Industrie, einen blühenden Zeitraum für Deutschland begründet, die auch treu die Religion geschirmt, aber die Anmaßung der hohen und niedern Geistlichkeit gedemüthigt hatten, erloschen war, wurde das stürmische und ungeordnete Zwischenreich auch hier und da von dieser, und namentlich von den Bischöfen in Straßburg, benutzt, ihre Gewalt zu vergrößern und ihr Gebiet immer weiter auszudehnen. Es umfaßte nun sieben Aemter, wobei Zabern, Kochersberg, Benfeld ꝛc., auf dem linken, und die Ortenau auf dem rechten Ufer des Rheins. So war ihr Hochstift das größte Fürstenthum, und ihre Hauptstadt die mächtigste im Elsaß geworden. Schon früher hatte sich die Stadt Straßburg sowohl durch ihren Handel und Reichthum, als durch ihre Freiheitsliebe, ausgezeichnet, wodurch manche Fehde mit den darob eifersüchtigen Grafen und Edlen des Elsasses und der Nachbarschaft entstanden war. Darum suchten die Bischöfe und die Bürgerschaft ihre Rechte gemeinschaftlich zu behaupten, und unterstützten einander gegenseitig, wodurch Beide gegen den äußern Feind mehr gesichert und gestärkt wurden. Die Klugheit einiger Prälaten, wie Berthold's I. und seines Nachfolgers, wußte die Eintracht zu erhalten. Jetzt bestieg der oben genannte Walter

von Geroldseck den bischöflichen Stuhl. Auf seine Kraft und Einsicht vertrauend, hatten die Domherren, so wie der Rath und die Bürger, diese Wahl gebilligt. Er hielt einen glänzenden Einzug, und die Stadt gab ihm eines der herrlichsten Feste. Zu gleicher Zeit jedoch verheerten die Kämpfe zwischen dem Adel der verschiedenen Burgen, und die davon ausgehende räuberische Gewalt, das Land. Auch Walter hatte sich in Fehden mit einigen Rittern dieser Gegend verwickelt, und begehrte nun, daß die Stadt ihm darin Hülfe leisten sollte. Man ließ sich aber nicht darauf ein, und rieth ihm, solche Privathändel abzustellen; denn sie gingen das gemeinsame Wohl nicht an, dem vielmehr hierdurch geschadet ward. Da empörte sich der stolze und herrschsüchtige Charakter des Bischofs, und er ließ die Bürger seinen Druck fühlen. Auch den Domherren machte er sich durch seinen unerträglichen Hochmuth verhaßt, und trieb ihn so weit, daß selbst sein Bruder, Heinrich von Geroldseck, der zu diesem Collegium gehörte, nicht länger auf seiner Seite blieb.

Ein neues Ereigniß entflammte die Ehrsucht des Prälaten noch mehr. Das Bisthum Metz ward durch den Tod seines Inhabers erledigt. Walter machte Ansprüche darauf, und rückte ohne weitere Unterhandlung mit einer starken Schaar seiner Söldner in dieses Land ein. Da man sich aber mit gewaffneter Hand widersetzte, so kam es zu heftigem Kampf, worin jedoch der Bischof Sieger blieb und sogar einige Festen eroberte. Allein der Herzog von Lothringen nahm die Verletzung seines Gebiets, in welchem das Stift Metz lag, sehr übel, und zeigte dem unruhigen Bischof sogleich, daß er nicht der Stärkste war. Er fiel rasch mit seinen Kriegsbannern über ihn her, jagte ihn aus dem Land, und bedrängte ihn dermaßen, daß Walter neuerdings die Bürgerschaft von Straßburg zu Hülfe rufen mußte: ja er forderte sie wie von Rechtswegen dazu auf, weil die Stadt ihm doch unterthan sei. Aber dies war dem Rath, wie den Bürgern, eine erwünschte Gelegenheit, wider die Anmaßungen des übermüthigen Großpriesters aufzutreten. Man verweigerte ihm schlechtweg allen Beistand, und als er gebieterisch darauf drang, waffneten sich die Straßburger gegen ihn selbst, und bald eroberten sie mit Sturm seine Feste Haldenburg, die eine Meile von der Stadt lag, und zerstörten sie.

Der Bischof, den der Herzog von Lothringen, nachdem er ihn derb zurückgeschlagen, wieder in Ruhe ließ, wollte sich nun für das trotzige Beginnen der Straßburger rächen, das er als Ungehorsam, Aufruhr und Empörung gegen sein lan-

desherrliches Recht ansah. Er war jedoch zu schwach gegen sie, und mußte darum Hülfe bei andern Fürsten seines Standes, und bei einigen Grafen und Rittern der Nachbarschaft, suchen. Auf seine dringenden Bitten und Vorstellungen erhielt er solche. Der Erzbischof von Trier, die Aebte von St. Gallen und Murbach, ferner die Grafen von Louisenburg, von Freiburg und Neuburg im Breisgau, und von Kyburg in der Schweiz, traten auf seine Seite. Sie schickten ihm eine beträchtliche Zahl von Kriegsvölkern, über welche der tapfere Schweizer, Graf Rudolph von Habsburg, der selbst eine sehr starke Waffenschaar, die aus muthigen Abenteurern verschiedener Nationen bestand, im Solde hielt, den Oberbefehl führte. Auch die Straßburger fanden Unterstützung. Die Rheingrafen, so wie die Ritter von Ochsenstein und von Gerboten aus dem Elsaß, schlossen sich denselben mit ihren Fähnlein an. Doch war diese Hülfe gegen die Uebermacht des Bischofs und seiner Bundgenossen viel zu gering. Wohl stritten jene tapfer, mußten sich aber nach einigen Gefechten unter die Mauern der Stadt zurückziehen, welche nun von dem Heer ihrer Gegner umzingelt ward.

Straßburg fand sich in einer sehr schwierigen Lage. Trotz der muthigsten Gegenwehr stand zu erwarten, daß die zahlreiche feindliche Macht, von einem so unternehmenden und geschickten Feldherrn geleitet, die Stadt überwältigen müsse. Und was war dann ihr Schicksal? Ein verhaßtes Joch, und die Beraubung aller Freiheiten, welche sie nach und nach errungen hatte. Doch ihr schützender Dämon entriß sie plötzlich der drohenden Gewitternacht, von der sie umdunkelt war, und brachte neues Licht und Leben unter die Schaaren ihrer Vertheidiger. Jener kühne Feldherr, Rudolph von Habsburg selbst, gerieth mit dem Bischof Walter in Streit. Der Graf hatte von mütterlicher Seite her Anspruch auf einen Theil der Kyburger Lande; allein sein Oheim, Graf Hartmann, bestritt sie ihm, und als ihn Rudolph mit den Waffen besiegt, wollte er sich dadurch rächen, daß er diesen Landstrich dem Bischof Walter als Lehen übergab. Rudolph war jetzt mit seinem Oheim wieder versöhnt, und forderte, während der Belagerung Straßburgs, von dem Bischof sein Eigenthum zurück, um so mehr, da er ihm so wirksam als Heerführer diente. Aber davon wollte der Habsüchtige nichts hören. Rudolph, wohl ein hochstrebender und ehrgeiziger, aber zugleich ein sehr gottesfürchtiger Herr, der späterhin als Kaiser gegen die Anmaßungen der Hierarchie, die weit mehr eine Feindin, als eine Freundin der wahren

Religion ist, so mächtig auftrat, und ihr auch schon jetzt nicht hold war, obschon er, man weiß nicht aus welchen Gründen, auf Walter's Seite stand, ward über dessen abschlägige Antwort im höchsten Grad entrüstet. „Das also," sprach er, „ist der Dank für meinen Waffendienst! Ihr kennt nur Euern Eigennutz, und achtet nicht weiter auf die, so Euch Beistand geleistet. Aber (hier schlug er auf sein Schwert) so lang ich dieses führen kann, sollt weder Ihr, noch ein Anderer, mir das Erbtheil meiner Mutter entziehen. Ihr wollt mir diese Güter rauben gegen Recht und Gerechtigkeit. Wisset demnach, daß Ihr bald die Eurigen verlieren sollt; denn von jetzt an bin ich Euer Feind!" — Er eilte sogleich aus dem Zelt, versammelte die ihm angehörige Schaar von Reisigen und Fußvolk, und that ihr seinen Willen kund. Freudig erscholl ihr Gegenruf; denn jeder mochte ohnehin lieber gegen, als für den Bischof fechten. Darauf zog er mit ihr ab, und Keiner der Andern wagte es, den Marsch zu hindern, wohl wissend, daß der heldenmüthige Führer sich mit seiner kühnen, verwegenen Schaar entweder durchschlagen oder sehr theuer verkaufen würde. Seine Trompeten erklangen vor Straßburg, und der Bannerträger schwang die weiße Fahne. Da kamen Unterhändler aus den Pforten der geängsteten Stadt; Rudolph trug Freundschaft und Bündniß an, und bald herrschte Jubel unter den Bürgern und der ganzen Besatzung, und er ward mit offenen Armen empfangen. Jetzt folgten noch mehrere Grafen und Ritter seinem Beispiel; sie verließen schnell nach ihm das bischöfliche Heer, schlossen sich dem Paniere von Straßburg an, und wie durch einen Zauberschlag war der Stand der Dinge geändert.

Rudolph vereinte nun diese neuen Bundgenossen der Stadt unter seinen Befehl, und überschwemmte mit ihnen und seinem eignen Heerhaufen die bischöflichen Lande. Durch List und Verständniß mit dem Schultheißen Röffelmann nahm er die Stadt Colmar hinweg, erstürmte Mühlhausen und Kaisersberg, und bemeisterte sich des ganzen obern Elsasses. Der Bischof zog sich mit seinen Truppen in das Thal zurück, welches die aus dem Lothringer Gebirg strömende Breusch durchfließt. Froher Muth belebte neu die Bürger von Straßburg. Er war nicht gesunken, sondern nur in Verzweiflung über den unvermeidlichen Untergang der öffentlichen Wohlfahrt, die ihnen für sich, ihre Frauen und Kinder heilig sein mußte. In jeder Zeit hat diese merkwürdige Stadt sich da, wo es den Kampf für ihre Rechte und das Vaterland galt, sehr rühmlich bewährt, wie denn noch in

neueren Kriegen ihre brave Nationalgarde zu Fuß und zu Roß hiervon ein lobenswerthes Beispiel gab. Jetzt öffneten sich wieder die Thore: Männer und Jünglinge drangen freudig und kühn mit rauschenden Bannern heraus, und rückten gegen die Bischöflichen an. Es kam sogleich zum Gefecht; der Feind ward geworfen und den Breuschfluß hinauf bis nach Molsheim verfolgt, wo er wieder eine Stellung nahm.

Die Schaar der Bürger, welche diese Unternehmung ausgeführt, ward von Reinhold Liebenzeller befehligt. Als dieser wahrnahm, daß der Bischof eine entscheidende Schlacht zu liefern bereit sei, schickte er einen Eilboten nach der Stadt, und begehrte einige Verstärkung von seinen Mitbürgern, die als Besatzung zurückgeblieben waren. Schnell zog diese Mannschaft, unter ihrem tapfern Stadtschultheißen Niklas von Zorn, herbei, und Liebenzeller hieß die wackern Mitstreiter willkommen, und sprach zu ihrem Anführer: „Noch nie sah ich Euch so gern, als heute. Laßt uns unerschrocken und standhaft sein! Es gilt den Kampf für Ehre, Freiheit, Weib und Kinder.“ —

Die Kriegshaufen des Bischof's hatten sich hinter einem tiefen Wassergraben geordnet, der noch durch einen starken Verhau beschirmt war. An ihrer Spitze stand Walter selbst, und ihm zur Seite sein Bruder Heinrich von Geroldseck, der sich in der Noth ihm wieder zugewandt hatte. Den Befehl über die Straßburger führte der Stadtschultheiß von Zorn, und unter ihm ihre Feldhauptleute. Die Reiterei ward von jenem selbst und von Reinhold Liebenzeller, das schwere Fußvolk und die Bogenschützen von Hugo Kuchenbäcker und Heinrich von Eich, befehligt. Mit ihnen vereint stand jede einzelne Schaar der Bundgenossen unter ihrem Ritter.

Die feste Stellung der Gegner von vorn anzugreifen, war schwierig und der Erfolg sehr ungewiß. Aber die Hauptleute kannten ziemlich gut die Wege und Stege des Landes. Sie umgingen also mit ihrer gesammten Mannschaft den verschanzten Graben, setzten an einem seichten Ort hinüber, und die voransprengende Reiterei fiel plötzlich den Bischöflichen in die Flanke. Sie wurden zwar in einige Unordnung gebracht, sammelten sich aber bald wieder an ihrer Hauptschaar. Jetzt waren einige der mit Walter verbündeten Ritter der Meinung, er solle hier nicht seine gesammte Streitmacht auf das Spiel setzen, weil Rudolph von Habsburg schon alle Städte erobert habe. Doch der stolze Bischof wies ihre Mahnung trotzig ab: „Wer nicht an meiner Seite kämpfen will,“ gab

er zur Antwort, „der mag nach seiner Heimath ziehen!“ — Doch jeder wollte ihm zeigen, daß er zwar einen klugen Rath gegeben, aber auch keiner Gefahr ausweiche. Die Schlacht begann sogleich, und wüthend stürzte der Bischof dem Angriff seiner Feinde entgegen. Auch leisteten wirklich er und sein Bruder alles, was Muth und Einsicht vermag, und ihr eignes Beispiel mußte die Krieger noch mehr zum Streite anfeuern. Ja, sie brachen auf einigen Seiten in die Reihen der Straßburger und ihrer Gefährten ein, und fast war ein Theil derselben in Verwirrung gebracht, als der Schultheiß und die Hauptleute sich den Zurückziehenden in den Weg warfen, und mit donnernden Worten sie aufriefen, für Haus, Heerd, und was ihnen heilig sei, im entscheidenden Kampf auszuharren. Ein Theil stand noch fest, und kämpfte mit Begeisterung; die Flüchtlinge kehrten wieder um, der Streit entflammte noch stärker, und die Bürger sowohl, als ihre Bundesschaar, thaten Wunder der Tapferkeit. Endlich entschied, durch die Führer wohl geleitet, ein mächtiger Stoß des Fußvolkes, von dem Pfeilhagel der Schützen auf den Flügeln wacker unterstützt, und ein wiederholter stürmischer Flankenangriff der Reiterei, die ganze Schlacht. Dem Bischof waren im tobenden Handgemenge zwei Pferde unter dem Leibe erstochen; sein geschlagenes Heer floh in Unordnung, und kaum konnte er noch ein Roß erhalten, dessen Schnelligkeit ihn rettete. Sein edler Bruder und viele brave Ritter waren im Streit gefallen; noch mehr kamen in Gefangenschaft, und eine Menge von Geschütz und Fahnen ward erobert.

Welch ein Triumph, als die tapfern Bürger Straßburgs, die sich wie die streitgeübtesten Ritter gezeigt, mit solchen Trophäen, unter dem Siegspanier und bei hohem Trompetenklang, ihren Einzug in die gerettete Stadt hielten! Frauen und Jungfrauen streuten Blumen auf den Weg der edlen Befreier und ihrer verbündeten Waffengenossen. Mit manchem erhebenden Lobgesang, mit manchem glänzenden Freudenfeste ward ihnen gehuldigt, und das Andenken Aller, die im gerechten Streite gefallen, auf das Rührendste gefeiert. Dankbar ließ Straßburg dem Helden Rudolph von Habsburg, der durch seinen unaufhaltbaren Adlerflug die Bahn zum entscheidenden Sieg eröffnet, so wie dem ehrwürdigen Niklas von Zorn und den drei Hauptleuten, die bei Molsheim sich so hohen Ruhm erwarben, herrliche Bildsäulen und Denkmäler setzen, denen noch in später Zeit der Einheimische, wie der Fremde, seine Ehrfurcht und seine Bewunderung

zollt. — Rudolph's Bild auf hohem Roß prangte an dem herrlichen Münster, dem Riesenwerk Erwin's von Steinbach, wozu aber schon des Grafen Ahnherr, Bischof Werner von Habsburg, den Grund gelegt. Es ward zerstört in der wilden anarchischen Zeit, die auf das schöne Morgenroth der französischen Revolution folgte, und nachmals, da gesetzliche Ordnung und Freiheit wiedergekehrt, von allen Freunden der Kunst und großer geschichtlichen Erinnerungen betrauert. Jenen wichtigen Sieg über den Bischof Walter von Geroldseck erfochten die Straßburger im Jahr **1263**. Er ist wirklich der Zeitpunkt, wo ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit begründet ward, denn sie entledigten sich nun ganz der bischöflichen Herrschaft. Der stolze Walter konnte einen so großen Schlag und solche Demüthigung seiner Gewalt nicht ertragen. Er starb vor Verdruß, noch ehe die Fehde geendigt war. Sein Nachfolger und Anverwandter, Bischof Heinrich von Geroldseck, ein kluger und friedliebender Fürst, der auch wohl einsah, daß bei fortgesetztem Kriege seine ganze Existenz in Gefahr kam, eilte sich mit den Siegern zu vertragen, und bestätigte den Bürgern von Straßburg alle Freiheiten. Der Senat regierte mit Weisheit und Kraft. Auch ward die Stadt gegen den äußern Feind noch stärker befestigt, und **20,000** gewaffnete Männer, wobei **2000** zu Pferde, standen im Nothfall zum Kampfe bereit. Großmüthig gab Rudolph dem Hochstift die eroberten Plätze wieder zurück, und nahm nur Besitz von seinem Kyburger Lande.

Dem Beispiele Straßburgs folgten auch bald die übrigen Hauptstädte des Elsasses, wo Bischöfe und Aebte die Oberherrschaft besaßen. Sie erkannten diese nicht mehr an, und führten unter sich ein eignes Gemeindewesen ein, das aus Stadtschultheißen, Bürgermeistern, Räthen und Zünften bestand.

Der Köhler im Breisgau.

Von den Ruinen der Burg Zähringen, dem Stammschlosse Badens, eine Stunde nordwärts von der Stadt Freiburg im Breisgau, führt ein einsamer Waldweg über die Höhen nach dem Berggipfel, der Roßkopf genannt, wo man das weite Land und das herrlichste Naturgemälde überschaut; denn auf der einen Seite liegt tief unten der große

düstere Schwarzwald, hier und da durch freundliche Hirtenthäler unterbrochen: auf der andern erscheint die reizende Flur der Ebene, durchschlängelt von klaren Flüssen und Bächen, die jenem Waldgebirg entrauschen, und begränzt von dem majestätischen Rhein, der in vielfachen Windungen nach Straßburg hinab eilt, dessen ungeheurer Dom sich wie eine Nebelsäule am fernen Horizont erhebt. Die Chronik der Gegend hat hier eine Sage aus uralter Zeit bewahrt, die wir dem Leser mittheilen.

In dem Tannenforste, der von dem Roßkopf herab nach dem wilden Thale zieht, hauste damals ein Köhler mit seinem einzigen Sohn. Er trieb redlich in diesen Wäldern sein Gewerb, und es schuf ihm genügsamen Ertrag. Auch unterstützte der Jüngling fleißig seinen Vater bei der Arbeit. Doch seit einiger Zeit geschah dies nicht mehr aus Lust an dem friedlichen Geschäfte, sondern nur aus kindlicher Pflicht. Der Alte hatte ihn einmal mit gebrannten Kohlen nach der Stadt gesandt, wo der Herzog sein Hoflager hielt. Das Volk drängte sich nach der fürstlichen Burg, um ein großes Kampfspiel zu sehen, das man dem Namenstage des Gebieters zu Ehren gab. Die tapfersten Ritter zogen im Waffenglanz auf stattlichen Rossen heran, und brachen muthig die Lanzen, und Damen, schön wie die Göttin der Morgenröthe, in Gewändern vom feinsten Seidenstoff, zierten die hohen Balkone. Der zauberhafte Anblick solcher Pracht, solcher Stärke und Schönheit erfüllte mit Begeisterung die Seele des jungen Landmanns. Wenn die wohlgewappneten Knechte den Rittern ihre Streitrosse vorführten, und dann wieder mit kriegerischer Haltung in den rings geschlossenen Kreis traten, dann erhob sich in seinem Herzen der Wunsch: „Könnte ich doch wenigstens Einer von diesen sein! Wäre es nicht möglich, einen solchen Platz zu erringen?“ — Seufzend ging er am Abend nach seinem Thale zurück, und fühlte seitdem ein höheres Streben, das wohl längst in ihm geschlummert und erst durch jenes Schauspiel aus dem dunkeln Traum in das wachende Leben gerufen ward.

Eines Tages, da Vater und Sohn mit ihren Werkzeugen am glühenden Kohlenhaufen im Walde beschäftigt waren, und der sonst so muntere und gesprächige Jüngling in tiefen Gedanken stand, fragte ihn jener um die Ursache. „Vater! (war die Antwort) ich will's Euch nur bekennen. Das schöne Turnier auf der Burg des Herzogs, welches ich neulich mit ansah, hat mich so entzückt, daß ich Tag und Nacht davon träume. Ich fühle mich starken Arms und kräftigen Muthes,

um bei irgend einem braven Ritter in Dienst zu treten. Vielleicht nimmt mich ein Solcher unter die Schaar seiner Knappen auf, wenn er mich geprüft und tüchtig gefunden hat, und dann kann ich auch Euch, wohl nicht mehr bei der Arbeit, doch durch Beihülfe anderer Art, nützlich werden." Der Alte lächelte, und sprach: „Mein lieber Sohn! Das paßt für vornehmere Leute, als wir sind. Dort wird man Dich nicht annehmen, und geschähe es auch, so thut Keiner wohl, der sich über seinen Stand erheben will. Der Grünspecht und der Fink in unsern Thälern hecken und pfeifen lustig im Gehölz, und keiner denkt daran, sich hoch über die Eichen empor zu schwingen, wie der scharfklauige Falke. Das Sprüchwort sagt: Ein jeder Ast bleibe bei seinem Stamm!" —

Der junge Köhler fügte sich zwar aus Gehorsam in den Willen seines Vaters; aber dennoch verbarg er oft seinen innern Mißmuth, wenn er an die Arbeit ging, indem jenes glänzende Bild ihm beständig vorschwebte, ward manchmal zerstreut und sogar nachlässig. Der Vater gab ihm darüber manchen Verweis, und eines Morgens, als Beide im Frühschein aus ihrer Hütte traten, und er den Sohn mit ernsthaften Worten ermahnte, sich treu seinem Berufe zu widmen und die Hirngespinnste fahren zu lassen, erklärte dieser, er werde nie recht zufrieden sein, wenn ihm die Bahn der Waffen und des Ruhms verschlossen bleibe. Es entstand hierdurch ein kleiner Wortwechsel, als ein alter Einsiedler aus dem Walde kam, und zu ihnen sprach: „Ihr zankt Euch hier, Greis und Jüngling, statt an diesem heitern Morgen dem Schöpfer im frommen Gebet für die Ruhe und das Heil zu danken, die er zu Euerm Tagewerk Euch schenkt, während die harmlosen Vögel in unserm grünen Hain ihm ein Loblied singen." — Sie sagten ihm den Grund ihrer Zwistigkeit. Der Eremit sann eine Weile nach; dann wandte er sich zu des Köhlers Sohn, und betrachtete ihn sehr aufmerksam; jetzt ergriff er seine Hand, besah genau die Linien ihrer Fläche, und sprach mit freundlichem Ton: „Die Natur hat wunderbare Geheimnisse, zu deren Entdeckung auch eine geheime Wissenschaft erfodert wird. Nicht allein in Blumen, Laub und Kräutern, und in den metallreichen Höhlen der Erde spricht sich dieses Wunder aus, sondern auch in der Bildung des Menschen läßt sich Manches ergründen, was auf seine Bestimmung und sein künftiges Loos hindeutet. Alles mit Gott! Dies, mein lieber Sohn, sei Dein Wahlspruch, und damit empfange meinen Segen! Jetzt folgt mir nach, weil ich Euch eine gute Stelle zeigen will!" — Er führte die

Beiden tief in den Wald, blieb an einem Hügel stehen, und sagte zu dem alten Köhler: „Brenne Deine Kohlen forthin an diesem Ort!“ Darauf entfernte er sich durch das Gebüsche. Noch an dem nämlichen Tage ward Hand an's Werk gelegt, und als der erste Brand vollendet war, fanden Beide — einen großen Ball geschmolzenen Silbers. Freudig setzten sie hier jeden Tag die Arbeit fort, und immer kam neues Silber zum Vorschein. Doch hielten sie ihren Schatz vor den Nachbarn geheim, und verbargen ihn in einer Felsengrotte, die nah bei ihrer Hütte war.

Bald darauf gerieth der Herzog des Landes in heftige Fehde mit einem mächtigen Fürsten der Nachbarschaft. Er rückte muthig dem Feinde mit seinem Kriegsheer entgegen, und die meisten Gefechte schlugen zu seinem Vortheil aus. Aber sein Geldvorrath ward nach und nach erschöpft: viele Söldner wurden daher muthlos, und ein großer Theil zerstreute sich. Die wenigen Ritter und Sassen, die fest bei ihm aushielten, konnten sich nicht länger gegen die Uebermacht des Gegners behaupten, welche nun siegreich im Lande vordrang. Der Herzog selbst war am Ende genöthigt, auf den höchsten Gipfel des wilden Gebirgs im Breisgau, so der Kaiserstuhl heißt und durch seine angenehmen Wiesenthäler bekannt ist, mit Gemahlin, Kindern, und einigem Hausgesinde, das ihm treu blieb, zu flüchten. An den entlegenen Ort, wo die Wohnung des alten Köhlers stand, war noch kein Feind gedrungen. Der redliche Mann hatte sich stets als einen warmen Anhänger seines Fürsten gezeigt, und wie er nunmehr sein Unglück vernahm, ging es ihm sehr zu Herzen. „Sohn! (sprach er) nun halt' ich Deinen Eifer nicht mehr zurück; denn es ist Zeit, daß Jeder, der die Waffen führen kann, seine Pflicht thut. Unser edler Herzog ist bedrängt; gehe nach dem Kaiserstuhl, bring' ihm den Schatz, den wir im Walde gesammelt, und biete ihm Deinen Arm an. Ich wache indeß über unsere Hütte. Wenn der Herzog wieder Schaaren vereint hat, dann wird er auch, wie vorher, den Feind schlagen.“ —

In warmer Begeisterung und schnell wie der Wind eilte der Jüngling nach den Höhen, wo der Herzog sich aufhielt. Tief gerührt vernahm der Fürst das edelmüthige Anerbieten des Vaters und des Sohnes. „Ich nehme Euren Schatz als Darleihen an,“ sagte er, „und Dich, braver Junge, waffne ich gerne zu meinem Dienst. Wenn Gott mir Glück gewährt, dann soll es Euch zwiefach vergolten sein!“ Damit überreichte er dem Jüngling ein Schwert. „Alles mit Gott!“

rief dieser voll glühenden Muthes, und schwur auf den blanken Stahl, bis zum letzten Athemzuge für die Sache seines Fürsten und des Vaterlandes zu kämpfen. Der Herzog stellte sodann den schönen, kräftigen Jüngling seiner Gemahlin und seinen Töchtern vor, die erstaunt und in froher Hoffnung den Himmel um ferneren Beistand anflehten.

Der junge Köbler, des Landes kundig, durchschweifte nun das wilde Gebirg und den Theil der Ebene, wohin der Feind noch nicht gelangt war, und warb heimlich Söldner mit dem Schatze. Bald war des Herzogs Kriegsheer neu und mächtig verstärkt, und er stellte sich wieder an seine Spitze. Dem Jüngling ward eine der Vorderschaaren anvertraut, und er zeigte bald, wie die Natur ihn zum Helden bestimmt habe; denn der sich sicher glaubende Feind wurde plötzlich überfallen und in die Flucht geschlagen, und jener bewies sich als Streiter und als Führer seines Geschwaders so stark und klug, daß er viel zur Entscheidung des Sieges wirkte. Aber der Feind wagte noch eine Schlacht. Heiß und blutig war der Kampf — und jetzt that der Köblersohn Wunder der Tapferkeit: in unbegreiflicher Schnelle fiel er mit seiner Schaar in den Rücken der Gegner; alles kam in Verwirrung und räumte das Schlachtfeld; er selbst drang auf den Heerführer los, entwaffnete ihn nach heftigem Streit und nahm ihn gefangen. Damit war der Krieg beendet; denn jener übermüthige Fürst schloß nun gern mit dem Herzog Frieden. Aber dieser lohnte dankbar denen, die ihn gerettet. Feierlich schlug er den Jüngling zum Ritter, und als er sah, daß dieser ins geheim für eine seiner schönen Töchter glühte, und auch von ihr geliebt war, gab er sie ihm zur Gemahlin, und wieß ihm dabei große und schöne Ländereien zum Besitz an. Der Vater ward reich versorgt, und heiter und gemächlich verflossen ihm die späten Tage bei seinem Sohn. So ward diese Geschichte ein würdiges Seitenstück zu der des jungen Hirten im Riesengebirge, der den bösen Greif erlegt, sich darauf durch ritterliche Thaten die fürstliche Jungfrau zur Gattin errang und Stifter des adelichen Hauses von Schafgotsch wurde. —

Eine Sage behauptet, der junge Köbler habe das Schloß Zähringen erbaut. Doch lehrt die Geschichte, daß gegen Ende des 11. Jahrhunderts Herzog Berthold II. die gegen die kriegerischen Anfälle seiner Feinde nicht mehr haltbare Feste Hohentwiel im Hegau verlassen und diese ihnen besser trotzende Burg am Abhange des Schwarzwaldes gegründet habe. Mögen, in Bezug auf dieses edle Fürstenhaus, die

schöne Worte unsers vaterländischen Historikers Vogt zum Schluß hier eine Stelle finden! „Wenn — so sagt er — die Griechen das Andenken eines Kadmos, Cekrops, Lykurg und Solon mit Ruhm und Dankbarkeit in ihrer Geschichte ehren, so verdienen die Zähringer gewiß ein ähnliches Lob in der Geschichte der Deutschen. Während andere Fürsten und Grafen Raubnester erbaut, und friedliche Wohnungen durch ihre Fehden zerstört haben, sind drei mächtige Städte und Republiken (Freiburg in Schwaben und in der Schweiz, und in letzterer ein neues Verona, nachmals Bern genannt) unter den Händen der Zähringer hervorgegangen. Nicht zufrieden, Häuser gebaut und Mauern aufgeführt zu haben, gaben sie zu gleicher Zeit den neuen Bürgern dieser Städte Freiheit und solche Gesetze, wodurch sie auch dieses kostbare Geschenk behaupten konnten. Durch solche Unternehmungen machte sich der Stamm der Zähringer schon in den ältesten Zeiten berühmt, und er scheint bis auf unsere diesen ruhmwürdigen Geist erhalten zu haben.

Ritter von Staufenberg und die Wasserfeie.

In der, mit reichen Fluren und Wald geschmückten Landschaft Ortenau, welche die Fluten des Rheins von dem schönen Elsaß trennen, erscheint, zwischen Offenburg und Oberkirch, auf einer Höhe das Schloß Staufenberg. Es ist berühmt durch eine mährchenhafte Kunde, die Schreiber in seinen Rheinsagen erzählt, und die auch wir schon zu einer romantischen Dichtung benutzt haben. Sie stehe hier mit einigen Abänderungen, und zwar meist nach einem alten Balladenkreise, der **1595** zu Straßburg an's Licht trat.

In den Tagen des früheren Mittelalters (die genauere Angabe hierzu fehlt hier) lebte auf dieser Burg der Ritter Peter von Staufenberg. Er war ein Mann von schöner Gestalt, von reiner und edler Sitte, und dabei ein rüstiger Kampfheld, stets fertig zu Fehden und Turnier, zu Krieg und munterem Lanzenspiele, wo er sich oft den besten Lorberkranz errang. War er daheim, so ergötzte ihn die Jagd in der grünen Waldung umher, zuweilen auch ein frohes, harmloses Gelag, zu dem er sich mit seinen Fehdgenossen vereinte. Doch liebte er die Einsamkeit, und saß oder ging oft sinnend im schattigen Hain, wo der Gesang wilder Vögel aus

den Wipfeln erklang. Sein Herz war für die Liebe nicht unempfänglich; allein er hatte sich noch zu keiner Wahl entschlossen, und fühlte nur manchmal die Sehnsucht nach einem unbekannten jungfräulichen Wesen, dessen Bild ihm vorschwebte.

Der König rüstete sich zum Kampf gegen wilde Stämme, die das Reich bedrohten, und rief seine Vasallen mit ihren Fähnlein zum Heere. Unter ihnen zog Staufenberg muthig in's Feld. Er bewies hier solche Mannheit, Einsicht und Tapferkeit, daß auch im fernen Lande sein Ruhm erscholl. Als der blutige Streit für des Königs Waffen siegreich vollbracht und der Feind weit über seine Grenze verfolgt war, kehrten die Banner wieder nach ihrer Heimat zurück. Gern sah Staufenberg, im Bewußtsein mancher kühnen That, nach des Kriegs Beschwerden auf's neu seiner Väter Schloß, das im Abendschimmer glänzte. Wie er nun mit einem Reisigen durch den nahen Eichenwald ritt, und schon fast bei der Quelle war, die hier zwischen Epheuranken aus dem Felsen sprang und sich in einen klaren Teich ergoß, weckte plötzlich der Knecht ihn, der in heitere Gedanken vertieft einherzog, mit den Worten: „Seht, edler Herr, seht doch das schöne Frauenbild!“ Der Ritter schaut' empor, und sah auf dem moosigen Stein am Quell eine reizende Jungfrau sitzen. Ihr schneeweißes Gewand strahlte wie die Sonne von Gold und Silber, von Perlen und Edelstein, und ein rosenfarbenes Band umschlang ihr blondes Haar. Staufenberg war entzückt von der wunderholden Gestalt. Er ritt vor, hielt unwillkürlich sein Roß an, und grüßte sie mit Ehrfurcht. Doch wie erstaunte er, als die Jungfrau sich von ihrem Sitz erhob, einen Schritt näher trat, und zu ihm sprach: „Seid willkommen in den Fluren Eurer Heimat, edler Ritter von Staufenberg! Aber glaubt mir! Ich hab' Euch oft begleitet in allen Landen, wohin Ihr gezogen seid, hab' Euch oft bewahrt, wenn der feurige Muth Euch zu weit in die Gefahren riß.“ — „Wer bist Du, göttliches Wesen?“ rief der von ihrem Zauber geblendete Rittersmann; „o Du bist dieselbe, die ich oft in süßen Träumen sah! Wärst Du mir von Gott zum Weibe vergönnt, dann sollten die Tage mir in ehelicher Lieb' und Treue dahinfließen; ehrenhaft wollt' ich Dir dienen, würde glücklich sein, und —“ „Auf diese Rede hab' ich gewartet,“ unterbrach ihn die Maid; „so wisse denn! Ich bin eine Wasserfei, und wohne im Felsen dieser Quelle. Die geheimwaltenden Mächte der Natur haben unserem Geschlecht ewige Jugend und Schönheit verliehen. Ich erzog Dich von Kindheit an durch die Kraft der Liebe, die Alles

wirkt und schafft, und folgte Dir manchmal unsichtbar nach, wenn Du im Jagdgetümmel durch die Gehege schweiftest oder auf Deinen einsamen Gängen im Walde.“ Staufenberg sandte den reisigen Knecht voran; schnell stieg er vom Roß, ließ auf ein Knie vor der Jungfrau sich nieder, und sprach: „Hab' ich Dich recht verstanden? Wäre mir der Bund mit einem höheren Wesen wie Du —“ „Ja!“ war die Antwort. „Du hast wohl gehört, daß schon Manche von uns seit längst entschwundener Zeit, in nahem oder fernem Land, einen Helden oder einen edlen Ritter geliebt und sich mit ihm vermählt hat. Doch redlich sei, wer mit uns in diesen Bund tritt! Sonst wird uns tiefe Qual und ihm Verderben zu Theil. Ich bin Dein, ewig Dein; aber Du mußt auch der Meine bleiben. Immer sei Deine Treue so rein wie dieser Quellenspiegel, und so fest wie der Stahl Deines Schwertes! Du darfst nie ein anderes Weib nehmen. Auf Dein Verlangen bin ich in jeder Nacht zur liebenden Umarmung bei Dir. Macht und Reichthum soll Dir beschieden und fortdauernde Jugendkraft durch meine Gewalt verliehen sein. Unangefochten bleibst Du nicht; man wird in Dich dringen, daß Du zu einer Vermählung schreitest. Vernimm jedoch das schreckliche Wort, das ich Dir aufrichtig sage! Wofern Du solches thust, dann bist Du in drei Tagen todt. Sieh jetzt weg von mir, und frage Dein eigenes Herz!“ Der Ritter sah nachdenkend auf die grünen Wellen des Teiches, die der letzte Abendstrahl vergoldete; aber schnell wandte er sich wieder zu der schönen Undine, und sprach mit glühenden Blicken: „Mein Herz war bald gefragt, und bald hat es mir geantwortet. Ewige Treue schwöre ich Dir, Du holdes Weib! Doch welches Zeichen soll ich haben, daß Du nie von mir lassen willst?“ — Sie gab ihm einen Ring von Saphir und Gold. „Trage diesen von mir!“ sagte sie, „er soll Dich vor Unglück schirmen. Jetzt lebe wohl! Bald sieht Erlina Dich wieder.“ Staufenberg stand mit ausgebreiteten Armen; die Nymphe trat ihm entgegen, leicht, wie in ätherischer Gestalt; ein himmlischer Kuß — und sie tauchte in die Wellen! — Als der Ritter aus der hohen Verwunderung sich wieder gesammelt, rief er bei sich: „Wunderbar! Aber wenn ein unverhofftes Glück zu Dir kommt, so empfiehl auch Gott Leib und Seele, und bitte ihn treu, daß er dich vor Unglück schütze auf allen Wegen und Stegen!“ — Und er lenkte sein Roß seitwärts in den Wald nach dem Dörflein Nußbach, wo eine Kapelle stand, und hielt sein Ge-

[illegible] [illegible] [illegible] [

reichen Schatz über den Rhein, und dort weit hinab zur Krönungsfeier.

In der hohen Stadt waren die Fürsten und Ritter um den König versammelt. Da zog auch der Staufenberger ein. Doch war hier keines Gleichen nicht; denn Keiner prangte so adelig und schön; Keiner ritt so herlich daher, wie Er auf seinem edlen Hengste. Mit Freude nahm der König den mächtigen Ritter wahr, der noch nicht lange wider die barbarischen Horden um den Hauptsieg errungen hatte. Mit Bewunderung und nicht ohne Neid sah ihn mancher wackre Kampfheld; doch ernst und seufzend manche Jungfrau in dem Kreis heldenliebender Damen.

Der König empfing die höchste Krone des Reichs, und der Herold rief ihn zum Kaiser aus unter dem donnernden Beifall der Edlen und unter dem freien Jubel des Volks. Ein glänzendes Turnier begann; Trompeten schmetterten hoch, die muthigen Rosse brauseten daher, und die ritterlichen Ritter tummelten sich auf dem weiten Plane mit Lanz und Schwert. Doch Staufenberg warf jeden aus dem Sattel, der ihm entgegen rannte, und machte bald dem prangenden Waffenspiel ein Ende. Des Königs Nichte Brunehild, glänzend an fürstlichem Rang und an Schönheit vor allen Frauen, reichte selbst ihm den ersten Preis, ein goldenes Schwert an grünem Wehrgehäng, das reich besetzt mit Diamanten strahlte. Als nun der wonige Abend kam, ertönte auf's neu Hoboen- und Pankenschall, und rief die edlen Herren und Damen zu dem Königsmahl und dann zum festlichen Tanz im zauberisch erleuchteten Saale. Staufenberg erhielt den hohen Ehrensitz neben Brunhilden, und erfreute den Reichen mit der königlichen Maid. Als dieser beendet war, überzog sie ihm einen Kranz von Perlen und Gold: ihr schmachtender Blick, ihre sanft erröthende Wange konnten ihm sagen, was ihr Herz empfand; doch er fühlte sich nur süß in der Huldigung, die sein Verdienst ihm hier bereitet hatte. — Er wand den Kranz um seine gelben Locken, und schien dem Königsgott wie dem Gott der Freude gleich.

In der folgenden Mitternacht hatte der König auf seinem Lager allerlei seltsame Gedanken. Wie Bienen im fröhlichen Lenze flatterten und irrten von der Zelle zu Blumen und von Blumen nach der Zelle schwärmen, so eilten viele Gedanken unaufhörlich zu dem Gemach seiner Nichte und wieder in sein Inneres zurück. Staufenberg schien von der Minne zu sein, deren Hoheit und Tugend sein Reich noch mehr verherrlichen könne. Auch konnte er Brunhildens Gestalte

für den Ritter, und beschloß ihn zu erhöhen. Am Morgen sandte er seinen Zwerg zu ihm: der neigte sich dreimal ehrerbietig, und sprach: „Edler Ritter von Staufenberg! Mein Herr, der König, läßt Euch folgende Botschaft melden. Die Fürstin Brunehild, von hohem Geschlecht, jung, reich und von zarter Schönheit, will er Euch geben zur Gemahlin, nebst ihrem Kärntnerland mit Gut und Leuten." — Erschrocken stand der Ritter, und war keines Wortes fähig. Der Zwerg fuhr fort: „Ihr dürft meine Rede für keinen Spott halten. Der Himmel ist mein Zeuge, daß Alles, was ich Euch hier sage, des Königs wahrer und ewiger Ernst sei!" — Doch fest in Lieb' und Treue, versetzte nun Staufenberg: „Der König erzeigt mir viele Gnad' und Huld, und dankbar dienen werde ich ihm auch fernerhin als guter Reichsvasall. Doch annehmen kann ich nicht den hohen Lohn, den er mir jetzt bestimmt; denn schon bin ich verlobt mit einer Wasserfei, und wenn ich ihr jemals untreu werde, so folgt alsbald der Tod! Jetzt bin ich durch Sie frei von Noth und Leid, und reich mit Gut und Geld versehen."

Das Zwerglein eilte nach dem Pallast, und meldete flugs die Nachricht. Dem Könige wurde es schaurig zu Muth. Er ließ den Bischof rufen, und vertraute ihm die Sache. Sodann beschied er den Ritter Staufenberg. Als er nun mit Beiden im Saal allein war, erhob der Bischof die Stimme, und sprach in kirchlichem Eifer: „Weh', Herr Ritter, weh' Eurer Seele! Sie ist verloren hier und jenseits, wenn Ihr Euch nicht von diesem geisterhaften Wesen abwendet. Habt Ihr diese heidnische Nixe zur Gattin, dann werden Euch die Kinder nicht Freude, sondern Unheil bringen, und Ihr — der edle Held! — seid ein Gesell des Teufels, ein armer verlassener Mann!" Der König erschrack über des Priesters Wort, und ermahnte den Ritter, das Heil seiner Seele zu bedenken. Bebend stand dieser an der Säule gelehnt; endlich erhob er sich wie aus einem schweren Traum erwacht, und rief: „Ja — es scheint mir nun auch so — ich war verstrickt im Bösen, und Gottes Gnade will ich nicht verscherzen. Ein guter Engel wird mein Beistand sein! — Ich unterwerfe mich Eurem Befehl, hoher König!" —

Bald darauf waren Staufenberg und Brunhilde verlobt, zur hohen Freude der königlichen Jungfrau; doch Er konnte sich einer bangen Schwermuth noch nicht erwehren, und zwang mit Mühe sein Herz zur Heiterkeit. Auf seiner Heimat Schloß sollte die Vermählung gefeiert werden, und schon zog er hin mit seiner Braut, an Gold und Edelsteinen

reich, und viele der hohen Gäſte folgten zu Wagen und zu Roß. Sie lächelte ihm zur Seite, ſo reizend wie der Liebe Göttin, als ſie dem blauen Meer entſtieg und Wonne trug zum ſchönbegrünten Ufer. Durch blumenreiche Auen ging der Zug, durch düſtre Wälder hin, und ringsum wiederhallten ſie vom Jubel froher Schaaren, die von fern und nah das herrliche Paar begrüßten mit Cymbeln- und Flötenklang, mit bunten Bändern, Scherz und rüſtigem Spiel, und höher noch war die Freude und Luſt auf Staufenberg, als der Gebieter mit der fürſtlichen Braut hier eintrat.

Als nun die Nacht kam, und man der Verlobten ein zierliches Schlafgemach anwies, ging Staufenberg in ſein eignes. Er fand es aber nicht mehr zauberhaft geſchmückt, wie in jenen glücklichen Tagen. Da ſetzte er ſich auf ſein Bett, ſeufzte traurig, und Erlina's Bild trat wieder lebhaft vor ſeine Seele. Sieh! eine weiße Geſtalt ſchlüpfte im Mondenglanze herein. Es war die Verlaſſene ſelbſt, die in ſo treuer Liebe für ihn ſorgte und ſeiner dachte. Doch ſchlicht und ohne Glanz war ihr Gewand, und unbekränzt fiel ihr langes Haar auf die Schultern herab. Er fuhr mit dem Ausruf: „Erlina!“ empor; ſie ſchloß ſich an ſeinen Arm, weinte lang, und ſprach endlich: „Wehe Dir, armer Staufenberg! Du haſt mir nicht gefolgt. Ein anderes Weib willſt Du zur Ehe nehmen, und dann lebſt Du in drei Tagen nicht mehr. Ich ſage Dir, was geſchehen muß; ich kann das Schickſal nicht ändern. Am dritten Tage wird mein Fuß erſcheinen; Alle, die um Dich ſind, werden ihn ſehen und darob erſtaunt ſein. Aber ſobald Du ihn erblickſt, dann empfiehl Deine Seele dem Himmel, und flehe um Vergebung Deiner Sünden! Du weißt, daß ich Dir Treue und Glauben hielt — ach! und nun ſind wir auf ewig zerfallen. — Herr! ſo fuhr ſie mit ſchmerzlichem Tone fort, denke der Sache fleißig nach! O ich kann nicht mehr bei Dir ſein! Kein Mann ſieht mich jemals wieder, und leben muß ich in ewiger Liebe Qual.“ Dem Ritter floßen die Thränen herab. „Soll ich nie Dich wieder ſehen?“ ſo rief er; „ach! dann flehe ich zu dem Höchſten, daß er meine Noth bald endigen wolle. Wäre ich doch nie zu hohem Ruhme gelangt! Hätte ich doch nie ein fürſtliches Weib genommen!“ — Sie küßte ihn zärtlich, Beide umfingen ſich weinend und drückten einander mit inniger Liebe an die Bruſt. „Ich muß ſcheiden!“ rief jetzt Erlina. „Es zieht mich unwiderſtehlich fort; ach! ich ſeh', ich ſehe wohl, der Tod iſt Dein Gewinn, und nimmer

kann ich bei Dir ſein.“ Sie entfloh und er ſank betäubt auf ſein Lager zurück.

Das Geräuſch des Tags erweckte ihn. Verwirrt und blaß trat er vor die hohe Braut. Sich liebevoll an den Ritter ſchmiegend fragt ſie mit ängſtlichem Ton, ob er krank ſei, ob er Kummer habe. Die zärtliche Beſorgniß rührte ihn; er ſuchte ſie zu beruhigen. Aber ſobald der Abend kam, eilte er zum Quell im Hain, und rief Erlina's Namen. Doch ſie erſchien nicht. Traurig und in tiefen Gedanken wandelte er zurück. Da fielen ihm die Worte des Biſchofs ein. „Und wäre doch vielleicht ein Umtrieb ſchlimmer Geiſter hier im Spiel? ſo dachte er bei ſich. — Wohlan! Ich ſchließe den Ehebund, und folgt der Tod, ſo iſt es beſſer, als unglücklich leben. Thue ich es nicht, dann bin ich geächtet von dem Herrſcher des Reichs, und wohl auch einſt verſtoßen in der Ewigkeit!“ —

Der Tag der Vermählung erſchien. Nie ward die eines Ritters mit ſolcher Pracht gefeiert. Wir ſchildern nicht den glänzenden Aufwand im Schloß, nicht die rauſchende Freude, die bei lieblichem Saitenklang und bei hohen Triumpfgeſängen bis tief in die Nacht erſcholl. Alle ſaßen jetzt am köſtlichen Mahl, und ſelige Luſt herrſchte im erleuchteten Saale; nur von der Stirne des Verlobten wich das düſtere Wölkchen nicht. Mit einmal rief ſein Bruder Robert: „Seht, o ſeht, die Decke ſpaltet ſich!“ Und Alles ſchaut empor, und — es erſchien dort über'm Saal ein Frauenfuß, der ſchönſte, den man ſehen kann, bis an das Knie, ſo weiß wie Elfenbein. Die Gäſte ſtarrten ihn an; doch Staufenberg ſah hin und zitterte, und ſeiner Braut entfuhr ein lauter Schrei. Ein Diener brachte ihm ſein kryſtallenes Glas; er ſah hinein, und zitterte noch mehr. In dem Pokal erſchien ein liebliches Kind, das ſchlief wie in des Weines goldener Flut gewiegt, und eins der Füßchen hatte es vorgeſtreckt. Doch in Verzweiflung trank der Ritter aus, und blickte wieder in's Glas; da war das Kind verſchwunden. „O!“ ſprach er, „mein Verderben iſt gewiß! Unheil verkündet mir dies Zeichen, und in drei Tagen bin ich todt.“ Erſchrocken ſahen die Herren und Frauen nun empor: weg war der Fuß, und an der Decke keine Spur von Oeffnung mehr. Beſtürzung herrſchte im ganzen Saal; die Symphonie'n der Saiten und Hörner ſchwiegen; ringsum kein Tanz und kein Geſang. Turnier und Wettkampf für den kommenden Tag ward abgeſtellt, und alle erhoben ſich, und eilten mit Schaudern in der Nacht durch Felder und Wälder davon.

Bei ihrem Gatten war Brunhild allein geblieben. Er sah sie traurig an, und sprach: „Sei mir gesegnet, Du edle Braut! Nur du allein vertrauest mir und willst mich nicht verlassen.“ Und jetzt erzählte er ihr, was sie noch nicht gewußt, den Bund, den mit Erlinen er geschlossen, und meldete ihr sein unglückseliges Loos. In Thränen brach die Fürstin aus, und rief: O ich bin noch unglücklicher, als Du! Um mich beginnst Du eine Sünde, und flohest, was nicht Sünde war. Durch mich geht dein Leben verloren! — Aber auch ich scheide von dieser Welt und wohne fortbin in klösterlicher Stille.“

Am dritten Tage rief Staufenberg den trauernden Bruder an sein Bett, und übergab ihm Schloß und Güter zum völligen Eigenthum und zur treuen Obhut. Sodann empfing er die heiligen Gebräuche, und sprach mit matter Stimme noch: „Mein Herr und Gott! In Deine Hände befehle ich meine Seele, meinen Geist. Ich fühle, Du hast mir vergeben, denn du gewährst ein sanftes Ende mir.“ — Dann drückt er noch die Hand der weinenden Gattin, und verschied.

Brunhilde ließ im tiefen Hain, ohnweit des Quells, ein schönes Denkmal ihm erbauen; daneben ein kleines Siedlerhaus mit einer Zelle. Dort wohnte sie forthin im Nonnenschleier, und betete jeden Tag für ihn am stillen Altare. Doch oft im rothen Morgenschein und in der hellen Mondnacht schlich die Wasserfei dort in's Gesträuch, und grüßte freundlich sie, und mischte weinend ihr Gebet in das der frommen Genossin.

Die Geisterburg.

Ritter Kurd von Stein war ein braver Degen, dabei ein ächter Freund von Abenteuern. Gern streifte er nach ihnen durch Berg und Wald, durch Felder und Wiesen, so wackern und rüstigen Sinns, so redlich auf den Schutz der Damen und aller Wehrlosen bedacht, wie die sehr kühnen Palatine zu Arthur's, Amadi's und Karl des Großen Zeit, und — wahrlich! wir sagen es nicht aus Spott — wie ihr und sein weit späteres Nachbild, der tapfere und scharfsinnige Junker von Mancha. Doch gleich dem Grafen Richard von der Normandie, der in der Krone Steine glänzt, liebte er

besonders in der Nacht zu reiten, und zog so fröhlich durch die Wildniß hin, wo nur der Eulen Ruf und mancher unbekannte schauerliche Ton das öde Schweigen unterbrach.

Die Burg zu Lauf, Neuwiedeck auch genannt, wovon Ihr noch, im schönen Oberland des Rheins, auf einer waldigen Höhe die grauen Trümmer schaut, sie stand zu jener Zeit, mit Zinnen und festem Gemäuer, noch wohl erhalten da. Allein schon lange war sie unbewohnt. Denn ringsum in der Gegend lief das Gerücht, daß nicht allein bei stiller Nacht, auch in des Tages Helle, oft Geisterspuck mit dumpfigem Geräusch und mit Erscheinungen seltsamer Luftgestalten hier sein schreckend Wesen treibe. Dies war jedoch dem Ritter Kurd, der weit den Rhein herauf gezogen kam, noch unbekannt. Einige Stunden von hier befahl er seinem Knappen, auf der Heerstraße fort zu reiten; er selber schlug den Waldweg ein; denn oft gefiel es ihm, an entlegenen Orten allein umher zu schweifen und einen muthigen Strauß mit alleiniger Kraft zu bestehen, wie ihn die Sage von den Helden wunderſamer Vorzeit lehrte. Der Knappe sollte ihn erst auf einem Ritterschlosse wieder antreffen, das in der Schweizergrenze lag, und dessen Besitzer er auf einem Waffenzuge nach Belgien kennen gelernt.

So lenkte nun Kurd sein Roß, bald durch grüne, anmuthige Eichenthäler, bald durch wilde Bergschluchten, hin. Als wahrhaft irrender Ritter zog er auf Geradewohl, und dachte, wie das Sprichwort sagt, es führen alle Wege nach Rom, und aus dem Labyrinthe selbst gelangt Ihr an das Ziel. Schon war der Abendsonne letzter Schein verschwunden, und jetzt kam Herr Kurd in ein weites Thal, wo er die Burg von Lauf, kaum sichtbar in der grauen Dämmerung, auf dem Gipfel des Berges wahrnahm. Er fühlte sich doch hungrig und ermüdet von dem beschwerlichen Umherziehen, und wollte für sich und sein angestrengtes Roß diese Nacht in jenem Schlosse Herberg suchen. So ritt er den am Hange sich schlängelnden Weg hinan, und als er oben anlangte, fiel eine solche, durch den düstern Wald noch vermehrte, Dunkelheit herab, daß er mit Mühe den Eingang in den Burghof fand. Er rief hier laut; doch kein dienstfertiger Knecht trat ihm entgegen, und seine Stimme gab nur ein schauerliches Echo aus den Mauern zurück, wo Nacht und Einsamkeit allein zu wohnen schien. Der Hof war mit hohem Grase bedeckt; er führte sein Roß darüber, und erkannte in der Finsterniß eine hohe Weißtanne; hier band er es fest, löste ihm den Zaum, und ließ es im Grase weiden; er selbst setzte

sich ermüdet daneben. Als er nach einer Weile wieder aufblickte, sah er aus einem Fenster der Burg ein Licht schimmern. Sogleich ging er darauf zu, fand die Pforte, und stieg die nur schwach erhellte Wendeltreppe hinauf. Jetzt öffnete er eine hohe Thür, und trat in einen großen Rittersaal. Er stutzte, da er Niemand, als eine Jungfrau, sah, die an dem langen Tische, bei einer Lampe hellem Schein, so sehr vertieft in ein vor ihr aufgeschlagenes Buch war, daß sie des Fremden Eintritt nicht bemerkte. Sie trug ein schwarzes Gewand, und nur ein Kranz von weißen Perlen umwand ihr lichtbraunes Haar. Schön und lieblich war die Maid, doch blaß wie die Regenwolke, als hätte ein tiefer Kummer die Rosen ihrer Wangen entführt. „Gott grüß' Euch, edles Fräulein!" sprach der Rittersmann. Sie sah empor, und dankte schweigend und mit dem Haupte nickend. „Ich habe mich," so fuhr er fort, „auf meinem Zug durch diesen Wald verirrt. Darf ich wohl um ein kleines Mahl und ein Nachtlager bitten?" — Da stand sie auf, entfernte sich mit unhörbaren Schritten, und kam bald zurück, eine Schüssel mit Wildpret und eine mit Geflügel auf die Tafel setzend; dann ging sie wieder, und brachte eine Flasche rothfunkelnden Wein's. Jetzt winkte sie dem Ritter mit trübem Lächeln zur Mahlzeit. Er ließ sich alles wohl behagen! nur wunderte es ihn, daß sich kein Brod und kein Salz dabei fand; doch wollte er aus Bescheidenheit nicht darum bitten; auch dünkte es ihn höchst seltsam, daß noch kein Wörtchen des Fräuleins Mund entfallen war. Er wagte nicht mehr, sie anzureden; jedoch der starke Geist des edlen Wein's, der auf den gold'nen Hügeln von Burgund gereift schien, belebte immer mehr den seinigen, und leitete ihn zu folgendem Gespräch: „Ist mir, hochverehrte Dame, noch eine Frage erlaubt?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich sehe wohl in Euch die Tochter des Hauses?" Sie nickte wieder. „Und wer sind Eure Aeltern?" — Da führte sie ihn zu der Wand, wo viele männliche und weibliche Bilder im Ritter- und Damenschmuck hingen. Sie zeigte auf die zwei letzten, und jetzo vernahm er ihre Stimme, leise und melodisch, wie Aeolsharfenklang: „Ich bin die Letzte meines Stammes!" — „Hm!" dachte Kurd in seinem Sinn; „das ist vielleicht ein glücklich Abenteuer, wie es schon mancher fahrende Ritter auf seinem Zuge durch raube und einsame Gegenden antraf. Wohl war es zuweilen eine Prinzessin, oder gar eine Fee im verzauberten Schlosse, die er sich gewann. Doch diese holde Maid gefällt mir sehr; und noch dazu eine schöne Burg! — Ach! die Arme ist gewiß so bleich

aus Gram um ihrer Aeltern Tod. Vielleicht kann ich sie trösten." — Von Bacchus Glut begeistert faßte er nun ein Herz, trat zu ihr, nahm sie bei der Hand, und sprach: „Wie sehr, edles Fräulein, seid Ihr zu beklagen, daß Euch der grausame Tod die Aeltern so früh' entrissen hat. Aber das zarte Geschlecht der Frauen bedarf einer ritterlichen Stütze. Hättet Ihr etwa — doch verzeiht die Frage! — schon eine Wahl getroffen, die Euch beglücken kann?" Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Dann," fuhr er etwas schüchtern fort, „dürfte vielleicht Kurd von Stein, dessen Name wohl auch in dieser Gegend nicht unbekannt durch das, was er in des Kaisers Dienst und auf eig'nen Fahrten als ehrlicher Rittersmann geleistet, Euch Herz und Hand anzubieten wagen?" — Ihr trübes Gesicht ward plötzlich erheitert, wie die nächtliche Flur, wenn der silberne Mond aus Gewölken hervortritt. Sie erhob sich von ihrem Sitz, und holte aus einem Wandschrank zwei goldene Ringe mit schwarzer Einfassung, und einen Kranz von duftendem Rosmarin, den sie zu den Perlen um ihre Locken wand. Dann winkte sie dem Ritter nach der Pforte. Er folgte ihr längs dem Saal, verwundert, daß weder Kammerfrauen noch dienende Knappen erschienen. Jetzt öffnete sich die Thüre, und zwei ehrwürdige Greise traten in festlichen Gewändern herein. Ihre schneeweißen Talare waren mit Gold, ihre schwarzen Baretts mit Silber geschmückt. Sie nahmen den Ritter und die Jungfrau in die Mitte, und wandelten mit ihnen so den langen Schloßgang hin, wo jener doch nur seiner eig'nen Tritte Klang vernahm; denn die drei Andern schienen mehr zu schweben, als zu gehen. Da ward es Herrn Kurd doch unheimlich zu Muth: die erhitzten Lebensgeister hatten sich wieder gesammelt, und fast bereute er sein gegebenes Wort. Allein er konnte nicht mehr zurücktreten; es zog ihn fort wie mit unsichtbar magischer Gewalt. Die Greise führten Beide nach der Burgkapelle, wo Lichter auf dem Hochaltare brannten. Grabmäler von glänzendem Marmor, mit Wappen und goldner Inschrift schön geziert, erhoben sich auf jeglicher Seite. Vor einem derselben hielt der Zug: ein Bischof lag, aus Erz gegossen, hier in seinem hochpriesterlichen Schmuck; die Augen waren geschlossen, die Hände gefaltet. Da berührte die Jungfrau das eherne Gebild: es belebte sich, stand auf, und seine Augen funkelten, wie ein Nordlicht durch den falben Duft der Winternacht. Er trat voran zum Altar; die Greise stellten sich mit dem Brautpaare vor ihn hin, und jetzt sprach er mit hohlem, feierlichem Ton, der wie Geister-

ſtimme klang, die Worte: „Sagt an, Ritter Kurd von Stein, wollt Ihr mit der hochedlen und ehrſamen Jungfrau Bertha von Windeck hier den Ehebund ſchließen?“ —

Gleich der Eſpe und der Zitterpappel, wenn ein leiſer, ſchauriger Wind weht, bebte der Ritter am Arme des Fräuleins. Er wollte ſprechen, wußte ſelbſt nicht, was; doch er vermocht' es nicht, und faſt erſtarrte ſein Blut. Horch! da krähte der Hahn: ein Sturm durchſauſ'te jach die Kapell', und das ganze Schloß ſchien zu wanken. Im Hui war Alles um Kurd, der zu Boden ſank, verſchwunden, und als der Betäubte wieder zu ſich kam, lag er — im Graſe des Burghofs, an dem Tannenbaume, neben ſeinem treuen Roß, während der Morgen herabdämmerte. „War es ein Traum? Hab' ich wirklich dieſe Schreckgeſtalten erblickt?“ So ſprach er bei ſich; da krähte nochmals der Hahn. Kurd verließ, ohne ſich umzuſehen, das Schloß, und ritt nach dem Schalle zu. Er kam von einem wirthlichen Meierhofe, der unten im Thal, an einem klaren Bächlein, zwiſchen pappelumkränzten Wieſen, lag. Hier ſtieg der Ritter ab im Morgenſonnenſchein, und nahm ein gutes Frühſtück, wonach ihn ſehr gelüſtete. Sodann erzählt' er die ſchaurige Begebenheit, und die Landleute verſahen ihn noch reichlich mit andern Geſchichten von der öden Geiſterburg. Auch fand er ſeinen Knappen, der zufällig hier eingekehrt war, und zog mit ihm, froh, der geſpenſtigen Trauung los zu ſein, den Weg nach ſeines Freundes Schloß.

Die Hünen.

In den einſamen Gründen des Schwarzwaldes, wo wilde Thäler ziehen, und hoch herab von Felſenhöhen kryſtallene Bäche fallen, liegt tief und weit, von ſchroffen Bergen eingefaßt, und mit düſtern Tannen umgrenzt, der ſpiegelklare Mummelſee. Gern treiben die Hirten ihre Heerden von des Gebirges Matten zur Tränke dahin, und lagern ſich am friſchbegrasten Strand, wo dann das fröhliche Alphorn dem Widerhall in Hain und Klüften ruft. Die ſchönſten Blumen blüh'n rings um den See, und oft, ſo ſpricht die zauberhafte Kunde, erheben ſich, wenn ihn das Morgenroth beglänzt, oder wenn der ſtille Mond ſich in den Wellen ſpiegelt, die ſchönen Niren aus der Flut, und pflücken gelbe

Primeln, auch Waſſerlilien und Violen, zum bunten Kranze für das grüngelockte Haar.

Längſt, in der Vorzeit Tagen, waidete ein junges, ſchönes Hirtenmädchen ſeine Ziegen in dieſem waldigen Thal, und ſaß, derweil ſie an der Felſenwand hinkletterten, oft lieblich ſinnend an dem Weidenbuſch, und blickte nach dem See, der kräuſelnd ſeine blauen Wellen zum Geſtade trieb. Einſt aber, als die Jungfrau bei des Mittags Glut im kühlen Schatten lag, theilten ſich die Wogen plötzlich, und — o Wunder! — fünf ſo ſchöne Kühe, wie ſie der reichſte Hirt auf dieſen Auen nicht beſaß, entſtiegen ihrem Schooß, und ſchwammen ſanft brüllend an das Ufer. Sie waren weiß und roth gefleckt, und auf der braunen Stirn einer jeglichen ſchimmerte ein Stern dem Silber gleich. Die Hirtin ſah mit Staunen darauf hin, als ein Männlein hinter den Weiden hervortrat und auf ſie zuging. Es trug ein himmelblaues Gewand und einen grünen Schilfkranz um die Locken, und hielt in der Hand einen Krummſtab von Erlenholz. Sie erſchrack; doch das Männlein ſprach freundlich zu ihr: „Sei ohne Furcht! Ich bin der Waſſergeiſt, der mit den lieblichen Seejungfrauen in dieſen Fluten wohnt. O du ſollteſt ſehen, wie angenehm unſere Grotten ſind, wie ſchön mit buntem Geſtein, mit Korallen und niedlichen Muſcheln verziert! Wir meinen es gut mit den Hirten dieſer Bergflur, wenn ſie uns vertrauen, und harmlos an unſer'm Ufer weiden. Die Kühe, welche Du dort ſiehſt, gehören zur Heerde jener Niren, und ich ſelbſt bin ihr Hüter. Jetzt aber ſendet man mich zu einem der Elfen, ſo tief in dieſem uralten Forſte hauſen und für das Gedeihen der Bäume, Blumen und Kräuter beſorgt ſind. Mein Auftrag hält mich wohl bis an den Abend zurück. Willſt Du ſo lange auf meine Kühe Acht haben? Deine Ziegen klettern ja ruhig dort oben im wilden Geſträuche.“ Das Mägdlein erwiderte: „Recht gern will ich Dir gehorſam ſein und die ſchönen Kühe bewahren. Ich habe immer gehört, daß Ihr die Guten ſchützt und nur die Schlimmen und Vorwitzigen manchmal neckt und ſie irre führt im Nebel des See's und der Wälder.“ — „So iſt es;“ ſprach der muntere Geſell, „Deine Mühe ſoll Dich nicht gereuen!“ Und er entwallte in das Gebirge.

Wir haben ſchon anderswo gemeldet, daß die gewaltigen und ſtarken Hünen, jenes nordiſche Heldengeſchlecht, vor grauer Zeit ſich angeſiedelt an des Rheines Strand, von wo denn mancher kriegeriſche Zug derſelben ſich auch über Gallien und andere Länder hin ergoß. Da trafen ſich einmal zwei

der mächtigen Riesen, die grimme Feinde waren, hier im entlegenen Thale. Und es begann ein fürchterlicher Zweikampf mit Schwertern, wovon wohl keines der stärkste Mann, wie jetzt er nah' und ferne lebt, auch in zwei Fäusten zu lenken vermöchte. Obschon der Eine stets im kühnen Streit gesiegt, so schlug ihm hier die Stunde des Geschicks, und er sank wie die gefällte Eiche des Waldes. Sein edler Feind bestattete ihn mit hohen Ehren am westlichen Rande des See's, und führte den Hügel von hohen Steinen auf, und sprach, eh' er von dannen ging: „Fahr' wohl! Ich bin versöhnt. Wir seh'n uns in Walhalla's Götterflur, wo Odin's gold'ne Zweige blüh'n, dereinst als wack're Kampfgenossen wieder."

Die stattlichen Kühe der Seejungfrauen gingen jetzt weidend auf der hochbegrasten blumigen Wiese, die sich vom Ufer an den Hang der Berge zog, und die junge Hirtin bewachte sie treu. Als die Wellen im Abendroth glühten, kam der Wassergeist von seiner Wanderung zurück. Er klopfte dem Mägdlein die Wangen, und sagte: „Du bist ein gutes Kind. Durch Deine Sorgfalt haben unsere Rinder die beste Weide gefunden; dafür dank' ich Dir. Empfange nun einen heilsamen Rath, der wohl bald nöthig sein wird!" Damit führte er sie auf den Platz, wo des Riesen Gruft sich mit schon längst bemoosten Steinen zwischen rauhem Gebüsch erhob. „Eine düstere Zeit," so fuhr er fort, „droht Eurem friedlichen Thale; denn bald werden feindliche Krieger auf diesen Höhen ihre Wachtfeuer anzünden." — Sie bebte. — „Sei ruhig!" sprach er weiter. „Wenn die Gefahr Dir nahe kommt, so eile hierher, nimm einige Steine von diesem Hünengrab, und wirf sie schnell nacheinander in den See. Nur beachte wohl, daß es in ungerader Zahl geschieht! Dann send' ich Dir Hülfe, die mächtiger ist, als Lanze, Schwert und Pfeil." Und jetzt trieb er seine Kühe zusammen, und tauchte mit ihnen in die abendliche Flut.

Nicht lange währte es, da geriethen zwei mächtige Ritter des Oberlandes, deren jeder über eine starke reisige Schaar und über einen tüchtigen Haufen Lanzknechte gebot, in harte Fehde miteinander. Der Eine schirmte diese Gegend; der Andere, dessen Burg weiter nach Osten lag, drang feindlich heran. Heftig waren die Kämpfe und wechselnd der Sieg; aber wohin die Söldner des Gegners kamen, ward ihr Weg mit Brand, Raub und mancherlei rohem Frevel bezeichnet. Die erschrockene Jungfrau dachte an die Reden des Wassermanns, und trieb eilig ihre Ziegen an den Strand des See's. Noch waren des Schirmherrn Reiter in diesem Gebirg; noch

ahnete man hier nicht die nahe Gefahr. Aber ein Trupp von Feinden hatte sich auf fast unwegsamen Gängen des Waldes herangeschlichen, und drang jetzt von den Hornisgründen herab. Das Mägdlein hörte plötzlich Hufschlag, und bald darauf donernde Worte: „Voran! Wir kommen hier dem Feind in den Rücken! — Ha! Welch eine schmucke Dirne dort amErlenbaum! Fangt, fangt die köstliche Beute!“ Da sprengten schon Einige rings um den Teich: die Hirtin eilte nach dem Hünengrab, ergriff in zitternder Angst fünf Steine, und warf sie mit dem Ausruf: „O rettet, ihr hülfreichen Geister des See's!“ nach einander in die Wogen. Kaum war es geschehen, so tobte eine Windsbraut durch das Thal; hoch schäumten die Wellen der Flut empor, und schwarzes Gewölk umzog den Himmel, im leuchtenden Blitz, im krachenden Donner ergoß sich ein Hagel von schwerem Gewicht; er schlug auf die feindlichen Krieger herab; sie bluteten, sanken, oder flohen laut heulend wieder die Schlünde des Berges hinauf. Mit einmal wich der Wolken Heer; vom blauen Aether lächelte die Sonne, und ruhig ward der klare See, und spiegelte sich neu in ihrem Glanz. Am Ufer stand die Maid, von Sturm und Gewitter unberührt, und rief nun heißen Dank den freundlichen Mächten der Flut, die sie gerettet. Zerstäubt war jener Schwarm; der kühne Ritter stürzte auf die Andern im Hochgeirg mit seiner Kämpen-Schaar, und schlug sie aus dem Feld, und Ruhe und Freude lächelten bald wieder rings in Flur und Hain.

Die Kunde erzählt uns noch, daß lange nach diesem wundervollen Ereigniß die Hirtenknaben, so mit muntern Spielen am Blumenstrande sich erfreut, zuweilen Steine von dem Heldengrab in den See geschleudert, und daß dann jedesmal ein Rollen in der Luft entstand, ein dichter Regen fiel, und rauschend sich die Wellen höher bäumten.

Der Lindenschmidt.

Obschon durch die Kraft und die Gewalt Kaiser Rudolphs von Habsburg den Fehden und Räubereien vieler einzelner Ritter in Deutschland Einhalt geschehen war und nachmals durch den Landfrieden die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung befestigt war, so erhob sich doch dieses Unwesen s[illegible]n, und zwar im 15. Jahrhundert, von neuem, so

daß ſelbſt Kaiſer Friedrich III. ſich zu ſchwach fand, ihm gehörige Schranken zu ſetzen. Man ſah wieder eine Menge Raubſchlöſſer, von wo die Heerſtraßen unſicher gemacht, Kaufleute und andere Reiſende geplündert und der Fürſten Gebiete verletzt wurden. Dagegen ward endlich im Jahr 1488 von den Ständen und Städten in Schwaben zu Eßlingen ein kräftiger Bund geſchloſſen, welcher durch den Beitritt einiger auswärtigen Fürſten noch größere Macht erhielt. Der Kaiſer gab hierzu gern ſeine Einwilligung, weil es das einzige Mittel war, dem Landfrieden wieder Achtung zu ſchaffen. Dieſer Verein nannte ſich auch den Bund von Sanct Georgenſchild, da jedes Mitglied das Bild dieſes geheiligten Ritters, wie er den böſen Lindwurm erlegt, auf ſeinem Schilde führen mußte.

Unter den Raubrittern, ſo damals am Rheinſtrom hin ihr Weſen trieben, zeichnete ſich vor Allen Einer aus, der unter dem Namen der Lindenſchmidt bekannt und berüchtigt war: ein rieſenmäßiger, ſtarker und tapferer Mann, nicht minder ſchlau und gewandt, als kampfgeübt, und von großem Einfluß auf die Schwärme anderer Fehdegeſellen. Oft zog er mit ſeinen Reitern den Rhein auf und ab, fiel plötzlich über ein gelandetes Schiff her und raubte ihm die Ladung, oder nahm den Händlern, die nach der Meſſe fuhren, im Wald ihre Güter ab, und kämpfte verzweifelnd mit dem ritterlichen Geleit, das Manchen ertheilt war, wo er oft Sieger blieb, oder, wenn er manchmal den Kürzern zog, ſo ſchnell und klug verſchwand, daß man ſeine Spur nicht mehr entdecken konnte. —

Es mußte dem ſchwäbiſchen Bunde ſehr daran gelegen ſein, dieſes großen Räubers habhaft zu werden. Seine Kriegsſchaaren gingen ihm oft zu Leibe; doch hier ſchlug er einen Trupp, und dort entſchlüpfte er einem andern, der ihn faſt umzingelt hatte, mit kluger Beſonnenheit, indem er entweder, wie die Parther, auf der Flucht ſtritt, oder, da er jeden Weg und Steg kannte, durch Haid und Forſt wie ein ſchlängelnder Blitz davon war. Als nun Kaiſer Maximilian I. den Thron beſtieg, ward der Landfriede ein Grundgeſetz des Reichs, und ſowohl den Ständen deſſelben, als einzelnen Burgrittern, alle Befehdung, Privatgewalt und Unruhe ausdrücklich, bei Strafe der Reichsacht oder einer Geldbuße von 1000 Mark löthigen Goldes, verboten. Der Lindenſchmidt verſammelte zu dieſer Zeit ſeine reiſigen Knechte, und ſprach: Frisch auf, ihr braven Geſellen! Mögen ſie dort dictiren und beſchließen, was ihnen gefällt! Wir wagen noch einen

Streich, und wär' es auch der letzte. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Darum laßt uns reiten Tag und Nacht zum Oberlande hin. Es kommen dorther wohlbeladene Wagen, die zur Messe gehen. Da thun wir einen guten Fang." — Und lustig saßen Alle zu Roß, und zogen mit ihm stromaufwärts nach dem Badner Land. Die Wagen kamen unter des Markgrafen Geleit. Der Lindenschmidt fiel sie an; es entstand ein heftiger Kampf; doch die Bedeckung war zu schwach und mußte am Ende weichen, und er und seine Knechte kehrten lachend mit reicher Beute heim.

Als nun der Markgraf von Baden, ein Hauptgenosse des schwäbischen Bundes, die schlimme Kunde vernahm, wie man ihm in das Gebiet gefallen, ward er höchst aufgebracht. Er berief den Junker Kaspar von Frondsberg, der sich als einer der Anführer im Bündischen Heere durch weise und tapfere Thaten sehr rühmlich erwieß. Sein Vater Ulrich war erster Hauptmann desselben, und sein Bruder Georg jener edle kaiserliche Feldherr, dessen ungeheure Leibesstärke und persönlicher Muth ihn nicht weniger als seine Kriegskenntnisse und geschickte Führung des Heeres im deutschen und italischen Lande verherrlichten, und den man zugleich wegen seines biedern, rechtschaffenen Charakters dem französischen Helden Bayard, dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel eben so entgegen stellen konnte, wie auf dem Schlachtfelde, wo Beide sich mit einander maßen. Der Markgraf sprach nun zu Kaspar: „Herr Ritter! Der Schnapphahn Lindenschmidt hat sich erfrecht, auf meinem Grund und Boden Gewalt und Plünderung zu üben. Die Räuber sind in die Reichsacht erklärt, und wenn ich diesen erwische, der die Seele von Allen ist, so gibt es keinen Pardon für ihn. Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihr ein Mittel ausfindig machtet, wie man sich seiner lebendig oder todt bemächtigen kann." Frondsberg versprach ihm, das Mögliche zu thun. Vor allem suchte er einen listigen Spion zu gewinnen. Man führte ihm einen verschmitzten Bauer zu, den er sogleich in der Tracht eines reisenden Handwerkers umher sandte. Er selber zog ihm mit einer reisigen Schaar nach und den Rhein hinab.

Der Bauer fuhr unterhalb Mannheim über den Strom, und kam nach Frankenthal. Hier vernahm er, daß man erst am Tage vorher den Lindenschmidt in dieser Gegend gesehen habe. Er kehrte in ein Wirthshaus ein, und bestellte sich Essen und Trinken. Ehe man solches auf den Tisch brachte, ging er in den Hof, und sah in einen der Ställe. Da

ſtanden drei Roſſe von ſtarker Art, und umher hingen Zäume und Sättel, wie ſie die Rittersleute führten. Das Bäuerlein trat wieder in die Stube, ließ ſich Brod, Hammelfleiſch und Wein wohl behagen, und der Wirth, ein geſprächiger und munterer Geſell, that ihm oft Beſcheid, und fragte ihn, wo er her komme. „Von Frankfurt," war die Antwort, „morgen kommen auch drei Wagen aus der Meſſe, denen ich begegnet bin, hierher. Sie ſind wohl mit Geld beladen, und werden in Eurem Hauſe raſten." — „Das freut mich," ſagte der Wirth, „die Herren zechen gut; aber — da wollt' ich, mein Gaſt wär' auch ſchon fort." — „Welcher Gaſt?" fragte der Spion. „Im Vertrauen geſagt," erwiederte jener, „der edle Lindenſchmidt übernachtet hier; ſeine Knechte hat er nach dem Gebirge voraus geſandt; nur ſein Sohn und ein Reiterjunge ſind bei ihm. Ihr habt wohl ſchon vernommen, daß dieſer Ritter ſich auf der freien Straße nährt. Er ſteigt manchmal bei mir ab; nun — ich kann es nicht ändern! Er iſt ein furchtbarer Mann, und — ja! er bringt mir eben auch keinen Schaden. Aber ich wollte doch nicht, daß ihm die guten Leute, bei denen ich etwas zu gewinnen hoffe, in die Krallen fielen. Das verhüte der Himmel!" — Der Bauer zahlte nun bald ſeine Zeche; dann machte er ſich ſchnell fort nach dem nächſten Walde, wo Frondsberg ſchon mit ſeinen Reitern hielt, und brachte ihm Kunde von dem, was er geſehen und gehört.

Es war Nacht. Der Lindenſchmidt lag ſchlafend hinter dem Tiſche. Sein Sohn, ein rüſtiger und verwegener Jüngling, ganz in ſeinem Sinne erzogen und ſein Begleiter in jedem böſen und gefährlichen Strauße, ging nach den Roſſen im Stalle, wo der Reiterbube den Haber ſchwang. Mit einmal hörte er vor dem Thor ein Geklirr von Harniſchen und Schwertern. Er rief ſogleich hinauf: „Vater, Vater! Hier iſt Waffengeräuſch." Aber dieſen hatte der Schlaf zu ſehr gefeſſelt. Da eilte der Sohn auf die Stube und ſchrie von neuem: „Steh' auf, lieber Vater! Wir ſind verrathen." Der Lindenſchmidt fuhr empor, und rieb ſich noch die Augen, als zu ſeinem Schrecken Junker Kaſpar mit Reiſigen bereintrat. „Gib dich gefangen, Lindenſchmidt!" rief der Ritter mit vorgehaltenem Schwerte, „zu Baden ſollſt du hoch am Galgen ſchweben." Doch jener, der ſich wieder geſammelt, ſprang nach ſeiner Klinge und entgegnete mit kühnem Trotz: „Ich bin ein freier Reitersmann; wir zwei wollen erſt ritterlich fechten, und dies entſcheide, ob ich fallen oder ungeſtörten Abzug erhalten ſoll!" — „Du biſt ein

Räuber und in die Acht erklärt," sagte Freudsberg, „mit Dir besteht kein Kampfgesetz. Ergreift ihn, Soldaten!" — Der Lindenschmidt und sein Sohn stellten in Verzweiflung sich zur Wehr; allein die Zahl der Gegner war zu groß; ein Hieb streckte den ungeheuern Mann zu Boden, und er und der Jüngling wurden mit Ketten belegt, was auch mit dem Reitersjungen im Hofe geschah. „Wohlan!" sprach nun der Lindenschmidt traurig, „mit mir, das seh' ich, ist es aus! Doch bitt' ich um Gnade für meinen geliebten Sohn und für den armen Burschen. Haben sie Jemand ein Leid zugefügt, so hab' ich sie dazu gezwungen." — „Das wird schwerlich geschehen," erwiederte Kaspar, das Kalb folgt der Kuh, sagt ein Sprüchwort. Es hieße des Vaters Tod rächen, wenn der Sohn sein Leben behielt, und wer Unthat mit begeht, muß auch für Unthat büßen." —

Alle drei wurden nach Baden gebracht, wo sie nur eine Nacht im Gefängniß saßen. Dann führte man sie nach dem Richtplatz, und sie starben den Tod der Verbrecher. Doch Jedermann beklagte, daß ein so heldenmüthiger Mann seinen Arm und seinen Geist auf so schlimme Art, und nicht zum ritterlichen Dienst des Vaterlandes, angewandt, und also diesen schmählichen Untergang finden mußte. Das listige Bäuerlein ward reichlich mit Gold belohnt, und des Freibeuters Haufen zerstreute sich, als er das Schicksal seines Herrn erfuhr. —

Das Heer des schwäbischen Bundes, so aus **9000** Mann Fußvolk und **1250** Mann Reiterei bestand, machte glückliche Fortschritte. **140** Raubschlösser wurden von ihm erobert und zerstört. Viele Ritter, die einander einzeln bekriegt, unterhandelten mit dem Bunde, und sein hoher Rath schlichtete nach und nach alle Streitigkeiten, wodurch jegliche Fehde entstanden war.

Der Recke.

Bekanntlich spielen die Recken oder Riesen eine große Rolle in der heroischen Poesie des Alterthums, wie in den romantischen Dichtungen einer spätern Zeit. Entweder sind es feindselige Bewohner irgend eines weit entlegenen und fabelhaften Landes, wo die Helden und Ritter auf ihren Streifzügen Kämpfe und Abenteuer mit ihnen bestehen, oder

ſie hauſen einzeln in mancher wilden einheimiſchen Gegend, üben Raub und Frevel, und werden nicht ſelten von einem wackern Paladin, der ſie mit den Waffen zu bemeiſtern weiß, dafür geſtraft. Doch erſcheinen ſie auch manchmal auf beſſere Art, nämlich im Gefolge hoher Perſonen als Prunkgeſellen oder Leibwächter. Zudem treten die ritterlichen Heroen einer dunkeln Vorzeit, als Abkömmlinge helleniſcher oder nordiſcher Gottheiten, oft ſelbſt in rieſenmäßiger Geſtalt auf, und werden denn auch Recken genannt, mögen ſie nun ihre Stärke und Tapferkeit für guten oder ſchlimmen Zweck anwenden. Höret denn, was die Sage des Volkes im Elſenzgau, der ſich oberhalb Heidelberg mit herrlicher Waldung und ſchönen Wieſenthälern nach der Grenze von Würtemberg erſtreckt, von einem Recken böſer Art meldet, der einſt in dieſer Gegend ſein Weſen trieb.

Unweit des Städtleins Hilsbach erhebt ſich auf einer waldigen Höhe, an deren Fuß ein klarer Bach entſpringt, der, durch drei Teiche ſtrömend, nach der Elſenz eilt, die ſtattliche Ruine der alten Feſte Steinsberg. Doch unten zeigt ſich eine Aue, gar luſtig grün und blumenreich, dabei mit Silberpappeln ſchön umkränzt, wo ruhig jetzt die Hirten ſich lagern, wenn ihre Heerde im friſchen Graſe weidet. In grauer Vorzeit wogte hier ein tiefer See, und auf der Burg hauſete ein gewaltiger Rieſe, der das Schrecken der Gegend war. Damals trieb jeder Hirt nur ſcheu zum Erlenſtrand des See's; nur ſelten zog die Straße ein Wanderer hin, und nicht, wie jetzt, gingen harmlos ſingend des Dorfes Mägdlein mit der Sichel in das Thal. Denn der Recke wandelte bald mit ungeheuern Schritten da und dort, und bald kam er auf einem falben Roß von ſtaunenswerther Größe durch den Wald herangetrabt. So hatte er ſchon manche Heerde geraubt, ſchon manchem Reiſenden, der arglos an dem Berge vorüberkam, die Habe genommen, ja einige ſchöne Jungfrauen, die unwiſſend ſich genähert, wurden plötzlich von ihm überfallen und ſchnell den ſteilen Berg hinauf nach ſeiner Burg entführt. Dieſe lag auf einem hohen Felſen, und war jedem Andern, als ihm, unzugänglich. Kam auch ein irrender Ritter zur Befreiung der Unglücklichen heran, ſo ward er entweder von dem mächtigen Rieſen im Kampfe beſiegt, oder hielt Letzterer ſich für überwunden, dann ſchwang er ſich jach auf ſeine Höhe empor, wo er, gleich dem Geier in ſeinem Felſenhorſt, ſaß und dem Angreifer Hohn ſprach.

Einſt in der Frühſtunde, als erſt das junge Morgenroth ſchien, umkreiſete der Räuber den See, um irgend eine Beute

zu erhaschen. Da hörte er einer sanften Stimme Ton. Er schlich hinzu, und fand eine reizende Jungfrau, welche, kniend im dichten Erlengebüsch, ein dankendes Gebet für die Genesung ihrer Mutter zum Himmel emporsandte. — Wie erschrack sie, als der ungeheure Waldritter nun vor ihr stand! „Ha! das wird die Krone meiner Geliebten!“ rief er mit donnerndem Lachen; „folge mir, schöne Maid!“ Sie wollte entfliehen, ward aber schnell von seinen starken Armen gefaßt und nach seinem Rosse getragen. Da warf sich die Arme in Thränen und Todesangst vor ihn hin, und bat jammernd, ihr nur noch ein kurzes Gebet zu erlauben. „Mag sein!“ versetzte er, da ihm ja doch sein Raub nicht mehr entgehen konnte. Sie schlug ihre blauen Augen zum lichten Aether empor, und rief in bebender Verzweiflung: „O ihr heiligen Mächte, die ihr alle Reinen und Unbefleckten schirmt, rettet mich vor den Schlingen der Bosheit und Gewalt, oder nehmt mich auf in dieser Flut, so rein, wie ich immer auf Euern Wegen erschien!“ Und sie sprang vom Ufer in den grünlichen See. Doch — Wunder! Sie versank nicht in den Wellen; wie von unsichtbarer Macht gehoben, schwebte die Jungfrau, gleich einer lieblichen Sylphide, die im Morgenstrahle sich bewegt, über das Wasser hin zum jenseitigen Strande. „Sei's Blendwerk oder Zauberei,“ schrie der Recke mit toller Wuth, „ich finde Dich!“ Er stürzte nach in die Fluten; aber sie schäumten hoch auf, und wilde Geister entfuhren ihrem Schooß und rissen den Unhold hinab in die Tiefe, wo er brüllend versank. — Oft noch, wenn die Nacht beginnt und schaurig die Pappeln im Winde weh'n, hört man hier — so sagt der Hirt, der spät seine Heerde zurückleitet, oder der Holzbauer, der aus dem Walde kehrt — eine wehklagende Stimme und dumpfes Rollen auf dem Wiesenplan.

Doch das alte Schloß Steinsberg, wo dieser und vielleicht noch mancher andere Raubvogel saß, ward nachmals eine ehrenhafte Burg und ein Eigenthum der hohenstaufischen Kaiser. Sodann fiel es als Erbgut den Pfalzgrafen des hohen Wittelsbacher Geschlechtes anheim. Ihre ritterlichen Burgmänner waren zugleich Schirmvögte der Gegend.

Aus der Geschichte Friedrichs I. von der Pfalz.

Als einer der glänzendsten Sterne des hohen, noch jetzt blühenden Wittelsbacher Geschlechts erscheint Friedrich I.,

von seinen kriegerischen Thaten auch der Siegreiche oder der Löwe, und wegen seiner persönlichen, an das Romanenhafte grenzenden Tapferkeit in der Volkssprache der tolle Fritz genannt, er, dessen Regierung unstreitig in unserer vaterländisch-pfälzischen Geschichte eine der vorzüglichsten Perioden bezeichnet.

Nach dem 1449 erfolgten Tode seines edlen Bruders Ludwig IV., der seine Länder weise und väterlich verwaltet, übernahm Friedrich die Vormundschaft über dessen kaum einjährigen Sohn Philipp. Vor allem sicherte er den seiner Leitung übergebenen Staat durch gute, noch dauerhaftere Gesetze und Einrichtungen, als es unter seinem Vorgänger geschehen war, und durch zweckmäßig kriegerische Anstalten. Für die innere Verwaltung des Landes hatte er einen Kanzler und einen Verein kluger Räthe um sich; die auswärtigen Geschäfte jedoch und den Krieg führte er in eigener Person. Seine ersten Waffenzüge unternahm er gegen die Raubgrafen und Raubritter, welche von den Höhen und aus den Bergschluchten der Vogesen und des Odenwaldes herab manche Plünderung und Gewaltthat verübten. Er machte bald ihrem Unwesen ein Ende. Unter ihnen waren besonders die Grafen von Lützelstein, im Unter-Elsaß, durch ihr wildes, unruhiges und gefährliches Treiben in der ganzen Gegend umher gefürchtet. Sie wollten Friedrich's Lehnrecht auf ihre Burg nicht anerkennen. Er rückte vor diese mit einem Heerhaufen, erstürmte sie, und kaum entrannen die Grafen selbst. Darauf zog er gegen die Feste Borberg, die im Odenwalde, an der Grenze von Franken, lag. Hier hauseten die Herren von Rosenberg, deren räuberische Ausfälle nicht allein ihre Nachbarn, sondern auch die Pfalzgrafen sehr oft beunruhigten. Die Burg war auf einem steilen Felsen erbaut, und mit Mauern und Bollwerken stark umgeben. Friedrich, der nicht gerne seine Zeit mit langwieriger Belagerung solcher Plätze verlor, wagte sogleich den Sturm. Unter dem kühnen und edlen Ritter Luz Schotten, und denen von Kronberg, Sturmfeder und Wambold, ließ er seine tapfre Heerschaar den Berg hinaufziehen, und griff, trotz dem heftigen Feuer und dem hartnäckigen Widerstand der Belagerten, das Schloß mit Mauerbrechern an. Es fiel unter den gewaltigen, ringsum geführten Stößen, und bald wehte das pfälzische Hauptpanier auf dem Thurme. Die Ritter, nebst der noch übrigen Besatzung, mußten sich ergeben, und erhielten Pardon; nur einige ihrer Bundesgenossen, die man als ächte Räuber und Mörder erkannt, wurden mit dem Tode be-

ſtraft. Friedrich ließ die Burg zerſtören, und vereinte das eroberte Gebiet mit ſeinen Kurlanden. *

Kaiſer Friedrich III. und andere mächtige Reichsſtände, welchen die zunehmende Macht des pfälziſchen Hauſes gefährlich ſchien, ſuchten den Churverweſer auf allen Seiten zu bedrängen. Allein dieſer widerſtand mit Heldenmuth und Glück, ſo daß er, ſtatt das Mindeſte von ſeinen Landen oder von ſeinem Recht einzubüßen, noch Eroberungen machte. „Er war" ſagt ein Geſchichtſchreiber „nicht Kaiſer, wie ſeine Ahnherrn Ludwig und Rupert; allein er verdiente es zu ſein." Um jedoch ſeinen Handlungen mehr Nachdruck zu geben, hatte er ſich im Jahre 1451 zum wahren Churfürſten und ſelbſt zum regierenden Herrn der Pfalz erklärt, und nahm ſeinen Pflegſohn an Kindesſtatt an. Nur an ihm lag es, ſich für ſeine eigenen Nachkommen der pfälziſchen Lande zu bemächtigen; aber ſeine Großmuth erlaubte ihm nicht, daß er ſeinen Neffen dieſes Guts beraube. Für ihn nur ſiegte er, vergrößerte ſein Erbe, und machte die Pfalzgrafen am ganzen Rheinſtrom und in Deutſchland furchtbar; für ihn ſogar that er Verzicht auf einen ſtandesmäßigen Ehebund. Friedrich's Eroberungen und Fortſchritte hatten ihm neue Feinde erweckt. Die Grafen von Würtemberg, Baden, Katzenellenbogen, die Biſchöfe von Speier und Metz, ja ſelbſt ſein eigener Vetter, Graf Ludwig der Schwarze von Zweibrücken oder Veldenz, traten verbündet gegen ihn auf. An ihrer Spitze ſtand der Erzbiſchof und Churfürſt von Mainz, Diether von Iſenburg. Mainz hatte früher das Fürſtenthum Lorſch an der Bergſtraße als kaiſerliche Schenkung erhalten. Doch die Pfalzgrafen machten als Erb-, Schutz- und Kirchenvögte Anſpruch auf dieſe Herrſchaft. Es kam deshalb ſchon unter Friedrich's Vorgängern zu manchem blutigen Kampfe, worin auch dem Bisthum einige Orte entriſſen wurden. Er ſelbſt erneute jetzt um ſo kräftiger das Recht ſeines Hauſes, indem er ſich, trotz jenem wider ihn geſchloſſenen Bunde, auf ſeine Gewalt, ſeinen überlegenen Geiſt und das Glück ſeiner Waffen verließ.

Der Pfalzgraf, nicht gewohnt, den Angriff ſeiner Feinde abzuwarten, fiel plötzlich in das Gebiet ſeines Hauptgegners ein. Nach vielen Märſchen und einzelnen Gefechten ſtieß er

---

* S. über dieſen Vorfall auch das auf wahre geſchichtliche Ueberlieferung gegründete Nationalſchauſpiel: Der Sturm von Vordorf von J. Maier, deſſen, als Verfaſſer des Fuſt von Stromberg, weiter unten gedacht wird.

auf die vereinte Heerschaar des Bischofs und des Grafen Ludwig bei dem Städtchen Pfeddersheim an der Primm, so damals dem Erzstifte Mainz gehörte. Hier begann am 4. Heumonat 1460 die entscheidende Schlacht. Der Churfürst hatte seine Truppen auf der Ebene gestellt; die Mainzer und ihre Genossen, stärker an Zahl, waren auf einer Anhöhe geordnet. Friedrich gab sogleich den Beweis einer mehr durchdachten Kriegskunst. Er dehnte seine Flügel aus, um mit schiefer Richtung in die Flanken seiner Gegner zu fallen. Dem tapfern und geschickten Grafen von Leiningen übergab er die Leitung des Fußvolks; er selbst führte die Reiterei zum Kampfe. Mit der Morgensonne geschah der Angriff. Ein Pänkeln, wo man gegenseitig mit Kugelbüchsen und Pfeilen auf einander schoß, ging vorher. Aber jetzt drang Bischof Diether aus der um seine Stellung mit Geschütz und Karren gezogenen Verschanzung hervor, und warf sich, der überlegenen Zahl vertrauend, auf den Mittelpunkt der Pfälzer. In demselben Augenblick jedoch gab Friedrich seinem Rosse die Sporen, und rief seinen Kriegern zu: „Voran, im Namen der heiligen Jungfrau und des heiligen Georg! Ihr versprachtet, mit Euerm Feldherrn zu siegen oder zu sterben. Haltet Euch brav! Ich weiche nicht von Euerer Spitze; denn heute muß ich siegen oder nie mehr Pfalzgraf seyn.“ So hieb er mit seinen muthigen Reitern auf die ihm entgegenrennende Schaar ein, und schlug sie in großer Unordnung zurück. Während dessen hatte Leiningen, und unter ihm der Graf von Lichtenberg, nach dem vorgeschriebenen Plane, mit dem Fußvolke das Mainzer Heer glücklich umgangen. Ersterer fiel ihm nun wie ein Wetterschlag in den Rücken, Letzterer in die Flanke. Jetzt wüthete Alles im heftigsten Streit, Fußvolk, Reiterei, Lanzen und Schwerter, und zugleich donnerte mächtig das schwere Geschütz unter die kämpfenden Reihen. Aber durch Friedrich's eben so kluge als rasche Bewegungen trat bald Entscheidung ein. Die Feinde wurden auf allen Seiten in Verwirrung gebracht; der Graf von Zweibrücken entfloh mit seiner Schaar, und nur Diether wollte noch den Sturm aufhalten, ward aber von seinem durch Trompetenschall und Siegesruf erschreckten Pferde fortgerissen, und rettete sich endlich mit einem Häuflein in die Mauern von Pfeddersheim. Der übrige Theil seiner Truppen war gesprengt, und irrte flüchtig in den Feldern umher. Friedrich berannte das Städtchen, und es ergab sich sogleich. Doch der tapfere Churfürst wußte sich auch im Siege zu mäßigen. Er schloß mit dem Erzbischof Frieden, indem er

ihm ganz billige Bedingungen setzte. Ein größerer Plan, als die Erwerbung eines Fleckchens vom Mainzer Lande war, beschäftigte seinen Geist. Das deutsche Reich war im Zustande einer wahren Anarchie, weil Kaiser Friedrich III. seine eigenen Erbstaaten wider Empörung und feindlichen Anfall zu schützen genöthigt war. Die Unentschlossenheit, welche er bei Handhabung des Landfriedens und bei Anordnung der Reichsgerichte bewiesen, hatte sein Ansehen um vieles geschwächt. Des Pfalzgrafen Ehrgeiz strebte nach der Kaiserkrone. Die Freundschaft des Churfürsten von Mainz, der zugleich Erzkanzler war, mußte ihm von Wichtigkeit seyn. Er suchte sie jetzt, und die erbitterten Feinde wurden Bundgenossen. Dies blieb dem Kaiser und dem Papste nicht lang ein Geheimniß. Man hielt es für eine offenbare Verschwörung gegen Beider Gewalt; der Erzbischof ward von dem Papst in den Bann gethan, und sein Stuhl mit Adolph II., aus dem Hause Nassau, besetzt. Allein Diether schloß mit dem Pfalzgrafen ein Schutz- und Trutzbündniß, und verpfändete ihm deshalb die ganze Bergstraße und einige Orte des linken Rheinufers. Daraus entstand denn eine der heftigsten und blutigsten Fehden. Der neue Erzbischof Adolph mußte sich vor den Waffen seiner Gegner in den Rheingau ziehen, wo er von den Bewohnern dieses Landes tapfer unterstützt ward. Es kam hier zu einem hartnäckigen, doch unentschiedenen Gefecht; denn plötzlich mußte Friedrich seinem eigenen Staate zu Hülfe kommen, welchen die noch gegen ihn Verbündeten von Würtemberg, Baden, Speier und [illegible] bedrohten. Er fand ihr Heer schon bis Seckenheim, [illegible] Stunden von seiner Hauptstadt Heidelberg, vorgerückt, und griff zuerst dessen Reiterei mit der seinigen an. Es entstand ein furchtbares Handgemenge, doch schwankte der Sieg, als das pfälzische Fußvolk aus dem Walde, in dem es der Pfalzgraf bei Nacht versteckt, hervorbrach, und die Lanzknechte mit ihren langen Speeren zwischen die feindlichen Reiter drangen. Mann und Roß sanken unter ihren Stößen, und ein neuer wohlgeordneter Angriff trieb das ganze Heer der Bundgenossen in die Flucht. Aber auf der einen Seite durch Friedrich's Truppenlinie, auf der andern durch den Neckar gehemmt, stürzten Viele sich aus Verzweiflung in diesen Strom, und was sich nicht durch Schwimmen rettete, fand seinen Tod in den Wellen. Ueber 200 Ritter und Soldaten wurden als Gefangene nach Heidelberg geführt, unter ihnen selbst der Markgraf von Baden, der Graf von Würtemberg, und der Bischof von Metz. So hatte Friedrich den glorreichsten Sieg erkämpft, und jetzt

Der Waffenstillstand von Adrianopel.

Unser Korrespondent in einem kleinen Städtchen des Balkankrieges, der vom 15. bis 16. Januar in Konstantinopel, in Adrianopel und Tschataldscha gewesen ist, hat uns auf unsere Anfrage folgenden Brief geschrieben, der gleichzeitig mit anderen ein schweres Tag braucht, da mehrere Tage Verspätung die Briefbeförderung erfahren. Wir geben seine Schilderung der Lage in der türkischen Hauptstadt, wie sie sich ihm darbietet, wieder.

Konstantinopel, 16. Januar.

Ich bin seit gestern abend wieder in Konstantinopel. Ich habe mich in Adrianopel nicht wohl gefühlt. Die Kälte, der Schmutz, die Unsicherheit, das Elend, das ich überall sah, die Nachrichten von Krankheiten, die mich umgaben, alles hat mich niedergedrückt. Ich habe mich nicht wohl gefühlt, weil ich mich nicht sicher gefühlt habe. Ich habe mich nicht sicher gefühlt, weil ich mich nicht wohl gefühlt habe. Ich habe mich nicht wohl gefühlt, weil ich mich nicht sicher gefühlt habe. Ich habe mich nicht sicher gefühlt, weil ich mich nicht wohl gefühlt habe.

Rechte, insofern nicht noch Religionsschwärmerei oder ein ähnlicher Antrieb in das Spiel kommt. Die zweite Benennung wird schon durch die erste gerechtfertigt; denn wenn ein Volk, sei es aus eigenem Drang oder durch ehrsüchtige und eigennützige Demagogen verleitet, sich diesen anarchischen Zustand errungen hat, so wird es bald erkennen, daß er auch ein kindischer ist, der es noch weit unglücklicher macht, als es vorher unter einer geordneten, wenn auch beschränkten, Landesregierung war. Dann kehrt sich der vernünftigere Theil, selbst von der geringeren Classe (wie die Geschichte aller Revolutionen, und auch die der neueren Zeit, beweiset), nach einer geregelten Verfassung zurück, die ihm Ruhe und Eigenthum sichert, und muß sich glücklich schätzen, wenn diese nicht noch drückender, als die vorige, sondern, nach dem Wunsche und den Rathschlägen der besseren Staatsbürger, auf die wahren Grundsätze des Rechts und auf gesetzliche Freiheit gebaut ist. Die Behauptung einiger Schriftsteller, daß die gewaltsame Empörung des Bauernstandes durch Luther's Reformation veranlaßt worden sei, ist falsch. Denn diese Lehre predigt Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit und die bestehende Ordnung, und bekämpft nur die aller wahren Religion feindliche Hierarchie, welche durch den Hebel des Fanatismus schon manchen Volksaufstand angeregt oder begünstigt hat, um desto sicherer eine sowohl geistliche als weltliche Herrschaft zu begründen. Die Symptome jenes Aufstandes aber zeigten sich lange vor der Reformation, und hatten späterhin Luther's mißverstandene Sätze einigen Einfluß darauf, so war dieser nur gering und zufällig. Luther selbst sagt in einem seiner Briefe, dieser Aufruhr werde von dem Feinde des menschlichen Geschlechts, dem Teufel, erregt, der das Licht der Wahrheit nicht vertragen könne, und seine Feinde wollten ihn der reinen Lehre, die durch Gottes Wohlthat wieder an das Licht gebracht worden, zur Last legen. Ja, er munterte die Fürsten auf, das Schwert gegen die Empörer zu ergreifen.

Die eigentliche Veranlassung zum Bauernkriege gab die Bedrückung, welche durch Adel, Äbte, Zehnten und Frohnen auf diesem Stande lag. Von einigen Schwärmern angeregt und bestärkt suchte er nunmehr sein Joch abzuschütteln. Der Aufstand brach zuerst in Franken und Schwaben aus. Feuer, Raub, Zerstörung der adeligen Sitze, und Gewaltthaten aller Art, die man an ihren Eigenthümern verübte, [illegible] eingenommen. Die Empörer nöthigten sogar einige Ritter, z. B. den alten Götz von Berlichingen,

ihre Anführer zu sein; denn sie fühlten manchmal selbst in ihrem zügellosen Treiben das Bedürfniß einer geordneten Lenkung. Aber jene traten bald wieder ab, da unter diesen wilden und rohen Haufen, die, selbst Herren geworden, sich weit tyrannischer zeigten, als ihre vormaligen Gebieter, unmöglich Ordnung zu erhalten war. Der Kaiser und einige Reichsstädte wollten noch auf vermittelndem Wege dieser Gährung Einhalt thun. Sie sandten Abgeordnete an die Häupter derselben, und wirklich erfolgte ein Stillstand. Vielleicht würde manchen Beschwerden abgeholfen und die Sache auf gütliche Art wieder beigelegt worden sein; da aber die Empörung sich jetzt auch an den Rhein und nach Thüringen wälzte, so hörten die Uebermüthigen keine Vorschläge mehr an, und die Flamme des Aufruhrs loderte von neuem empor. Zum Glück war der schwäbische Bund noch unter den Waffen. Der Hauptmann Georg Truchseß von Waldpurg vereinte seine Fahnen, und ging nun mit Macht auf die Rotten der Bauern in Franken und Schwaben los. Er schlug einen Trupp nach dem andern, sprengte sie auseinander, und stellte in diesen Gegenden die Ruhe wieder her.

Am Rhein, und auch in Lothringen, rasete mit derselben Wuth Zerstörung, Mord und Plünderung. Besonders waren, außer dem Adel, der Bischof von Speier und seine Geistlichkeit, ihre Schlösser und Klöster, der Gegenstand, worauf sich die Anfälle der erbitterten Volksmasse richteten. Aber nicht minder waren die friedlichen Bewohner der Städte und des Landes von ihr bedrängt, und harrten sehnlich auf Befreiung von diesen Entheiligern der Freiheit und der Menschenrechte. Unter den Schlössern des Bischof's von Speier, welche die Aufrührer mit Sturm einnahmen und verheerten, befand sich namentlich die Burg Hambach oder Kestenberg. In ihrem Keller lag ein ungeheures Faß, daß mit dem berühmten Heidelberger wetteifern konnte. Es läßt sich wohl denken, daß es der Bischof mit köstlicher Sorte füllen lassen, und daß sein Inhalt die Bauern besonders anlockte; auch meldet eine Nachricht, daß sie hier in Zeit von acht Tagen einige hundert Fuder Wein consumirt hätten. Doch ward auch diesen Unarten bald ein Ende gemacht. In Lothringen schlug Herzog Anton die verwüstenden Schwärme, und am Rheinstrome rückten die Churfürsten Ludwig von der Pfalz und Richard von Trier auf sie an. Ersterer war ein Sohn Philipps, dem Friedrich der Siegreiche einen so mächtigen und wohlgeordneten Staat hinterlassen hatte. Dieser Fürst erwarb sich den wohlverdienten Namen des Erfer-

fertigen, weil er ſtets die Ruhe und Einigkeit unter ſeinen Nachbarn zu erhalten gewußt; allein er bewies auch, wo es galt, Muth und Kraft, namentlich durch die wirkſame Dämpfung dieſes gefährlichen Bauernaufſtandes, die im Jahre 1525 vollbracht ward. Der Hauptſchlag geſchah bei dem nämlichen Städtchen Pfeddersheim, wo Friedrich den Erzbiſchof von Mainz beſiegt hatte. Hier war eine große Zahl der bewaffneten Aufrührer verſammelt. Beide Fürſten griffen ſie mit ihren Truppen, unter Anführung des churpfälziſchen Fauthen von Heidelberg und des Rittmeiſters Wilhelm von Habern, an. Es entſtand ein heftiges Gefecht, und endlich wurden die Bauern theils in die Stadt, theils auf die dabei liegende Höhe, welche der Sanct Georgenberg heißt, gejagt. Die Ritter wandten ſich jetzt mit ihren Soldaten gegen dieſe Höhe, und eroberten ſie im Sturm; 4800 Feinde wurden zuſammengehauen, ſo daß, wie eine Chronik ſagt, das Blut bis in die Straßen von Pfeddersheim herabfloß. Die in der Stadt leiſteten noch Gegenwehr; doch die vereinte Heerſchaar ging auf die Mauern los, brach an dem Johannesthurm hindurch, und ſäbelte nieder, was ihr vorkam. Etwa 400 warfen ſich in die Kirche; aber auch dieſe ward geſprengt, eine Menge getödtet, und 36, als die Haupträdelsführer, hieng man auf dem Kirchhof an eben ſo viel Pfähle, die dort aufgepflanzt waren. Mehrere, die ſchon das Gewehr abgelegt, wurden von dem aufgebrachten Kriegsvolke niedergeſtoßen; Einige derſelben hat, wie es hieß, der Trierer Biſchof in eigener Perſon umgebracht. Das Städtchen Pfeddersheim ward des Antheils an dieſem Streite beſchuldigt, und verlor darum viele ſeiner alten Freiheiten.

So war denn dieſer Krieg auch hier geendigt. In Thüringen, wo der berüchtigte Religionsſchwärmer Thomas Münzer, der Sieg und Wunder vom Himmel herab beſchwören wollte, an der Spitze ſtand, nahm die Sache noch einen ernſthafteren Charakter an. Doch die tapfern Truppen der Fürſten von Sachſen, Heſſen und Braunſchweig fielen bald über die Zuſammengerotteten her, ſchlugen ſie in mehrern Gefechten, und zerſtreuten ſie gänzlich. Münzer ward gefangen und hingerichtet. Ueberhaupt wurden die Mordthaten und andere Gräuel, ſo die Aufrührer in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands begangen, durch die härteſten Todesſtrafen an den Urhebern gerächt, und man nimmt an, daß dieſe Fehde mehr denn 50,000 Bauern das Leben gekoſtet. Der Zuſtand dieſer Volksklaſſe ward dadurch nicht erleichtert, ſondern hier und da noch ſchwerer und drückender

— und so war denn ein neuer Beweis geliefert, daß die Blume des Guten und Gedeihlichen für Land und Volk nur auf dem Wege besonnener und gesetzlicher Wirksamkeit, nicht aber auf dem der Anarchie und zügelloser Ausschweifung erblühen kann.

Das Fräulein auf Stolzeneck.

Im Odenwälder Gebirg, oberhalb Eberbach und nicht weit von der noch wohl erhaltenen Burg Zwingenberg, wo der Neckar in ein wildes einsames Thal strömt, erblickt man auf den Höhen des linken Ufers ein röthliches Gemäuer, das über den Wald emporragt. Es sind die Ruinen der alten Ritterburg Stolzeneck. Sie übersah und beherrschte von dem steilen Berge herab den unten vorbeirollenden Fluß, und war seit **1280** ein Eigenthum der Pfalzgrafen, die daselbst ihre Lehnsmänner hatten. Im **15.** Jahrhundert saßen hier nacheinander die Ritter Horneck von Hornberg und von Hochhausen. Doch lebten diese, wie es scheint, viel vom Strauchreif und verwandelten ihren Aufenthalt in ein Raubschloß. Darum nahm man ihnen das Leben wieder ab, und der Letzte, so es erhielt, war Eberhard von Frauenberg. Als jedoch dessen Stamm bald erlosch, zogen es die Pfalzgrafen ganz ein, und da nun die Bewohner dieser rauhen Gegend sich stark mit Wilddieberei und Waldfrevel abgaben, wobei ihnen die Burg Stolzeneck zum Schlupfwinkel diente, so ward letztere zerstört, und man vereinte ihre Gefälle mit denen der Kellerei Eberbach.

Unter den Sagen der Vorzeit, welche von dieser Burg ausgehen, ist folgende wohl eine der merkwürdigsten.

Gegen das Ende des **13.** Jahrhunderts waltete hier Ritter Ottmar, als Lehnsmann des Pfalzgrafen Ludwig's II. Er war noch unvermählt, und seine junge und schöne Schwester Williswinde besorgte ihm das Hauswesen. Eben war der Pfalzgraf in eine Fehde verwickelt, und rief seine Vasallen unter das fürstliche Banner. Da saß auch Ottmar sogleich mit seinen Mannen auf. Wohl traurig war der Abschied für die zärtliche Schwester; doch konnte sie zu gut die Ritterpflicht, so ihrem Bruder oblag. Er folgte seinem Lehnsherrn in den Krieg. Von Kindheit auf an die stille Einsamkeit gewöhnt, arglosen und unschuldigen Sinns, wandelte

das Fräulein auch jetzt in ihrem Burggarten, den der blühende Mai geschmückt, oder in dem frischen grünen Eichenwald, der ihn begrenzte, und ihr Begleiter war ein zahmer Rabe, den sie selbst erzogen und freundlich gepflegt hatte. Er hüpfte ihr überall nach, zupfte sie an dem Gewand, wenn er Futter begehrte, flog auf die Bäume, kam wieder zurück, und ergötzte sie mit lustigem Ruf und Geflatter.

Schon mehrere Tage war Ortmar mit seinen Reisigen fort; er schloß sich am Rhein den Scharen des Pfalzgrafen an, und jetzt erscholl die Nachricht, daß dieser seinen Zug nach dem Jülicher Lande genommen habe. Willswinde sah, daß die Abwesenheit des geliebten Bruders noch eine Zeitlang dauern könne; manchmal ward ihr bang um ihn; doch ihr Gebet und das Vertrauen auf Gott gab ihr wieder Trost und Hoffnung.

Eines Abends, da sie auf einer Rasenbank im Garten saß, und in stillen Gedanken auf das Thal und den vom Abendgold gerötheten Strom hinabsah, trat der Burgvogt Eberhard, ein alter, tüchtiger Kämpe, der schon ihrem Vater treu und redlich gedient, herein, und meldete einen Pilger, der um Nachtherberg anfuche. Sie hieß die Pforte öffnen; der Fremde trat vor sie, sagte, daß er aus Palästina komme, und machte eine lebhafte Schilderung von den Gegenden des gelobten Landes, von dem Kriege, der noch dort geführt wurde, und von den herben Mühsalen, die er auf seiner Wanderung habe erleiden müssen. Aufmerksam und mitleidsvoll hörte ihm das Fräulein zu; darauf ließ sie ihm ein treffliches Abendessen und eine weiche Lagerstätte bereiten. Obschon der wilde, sogar heimtückische, Blick, der unter seinem Pilgerhut hervorschimmerte, sein langer rauher Bart, und die ganze Haltung des Mannes, die seinem friedlichen Kleide nicht angemessen war, sie Anfangs ein wenig erschreckt hatte, so dachte sie doch in ihrer Unschuld nichts Böses von ihm, und als er am folgenden Morgen Abschied nahm, beschenkte sie ihn noch mit einem guten Reisegeld. Er zog durch die Krümmen des Forstes ab: da sprach der alte Eberhard zu seiner Gebieterin: „Der Kerl gefällt mir nicht, und führt wohl gar was Arges im Schilde." — „Ihr seid mißtrauisch," sagte die Jungfrau. „Vielleicht mit Recht!" versetzte er; „kennt Ihr nicht das Märchen von Reinecke dem Fuchs, der den Hühnern predigte, von dem Wolf im Schafspelz, und auch das Sprichwort: In der Kutte steckt oft der Teufel?" — „Halten doch jetzt" entgegnete sie, „alle Schlösser unser Rub' und Friede miteinander, und sind endlich, wie wir,

ihres Eigenthums froh! Was wäre zu fürchten?“ — Doch Eberhard traute nicht, und gebot den Sassen, die er befehligte, wachsam zu sein.

Wenige Tage darauf erklang des Thurmwächters Horn: ein Ritter, von einem Reisigen begleitet, bat um Einlaß. Man ließ die Zugbrücke herab, und sogleich erkannte der Burgvogt in seinen Zügen den verkappten Pilger. Schnell gab er dem Fräulein Kunde, und sie versprach ihm alle Vorsicht. Da trat der Angelangte etwas barsch und mit klirrendem Sporn in den Saal, neigte sich vor Williswinde, und sprach: „Mein Name ist Ritter Rambald, der Ruf meiner Thaten ist bekannt, und mein Schloß liegt eben nicht weit von hier. Ich komme, hochedles Fräulein, um Eure Hand zu werben.“ Mit bebendem Ton gab sie zur Antwort: „Eure Werbung ist seltsam, Herr Ritter! Doch, wie dem auch sei, ich stehe allein; mein Bruder dient im Heere des Pfalzgrafen; ohne seinen Willen kann ich mich nicht verloben.“ — „Ja, die Weiber haben keinen Willen! Daran dachte ich nicht. Lebt wohl bis auf Wiedersehen!“ So versetzte er mit bitterem Lachen, stieg mürrisch zu Roß, und sprengte davon. — „Eberhard!“ sagte die Erschrockene, „Ihr hattet Recht. Ich fürchte diesen Mann. Am sichersten werde ich in dem nächsten Frauenkloster sein; dort vermuthet er mich nicht, und ich will da bleiben, bis mein Bruder mit seinem Fähnlein zurückkehrt.“ — „Am sichersten seid Ihr bei mir!“ sprach der edle Dienstmann, „wohl habe ich nur wenig Reitleute; doch mit ihnen schütze ich die Burg selbst gegen den bösen Feind.“ Allein sie bestand darauf, und er mußte nachgeben. Das Kloster war nicht über eine Stunde entfernt. Bald zog Williswinde am hellen Tag, wo alles sicher zu sein schien, nur im Geleit eines braven, treuen Waffenknechts und einer Zofe, des Weges.

Als sie eine Strecke weit im Forste waren, brach mit einmal der fremde Ritter, nebst einiger Mannschaft, aus dem Gebüsch hervor; der Knecht wehrte sich tapfer, ward aber blutend vom Rosse geworfen; jener bemächtigte sich des Fräuleins, und eilte im Galopp mit der Jammernden weg. Der Verwundete und die weinende Magd kamen wieder auf das Schloß zurück, und erzählten die traurige Begebenheit. Sogleich durchstreifte Eberhard mit seinen Reitern die Gegend umher; doch fand man nur wenige Spuren, und konnte nicht entdecken, wohin der Räuber verschwunden war.

Rambald aber hatte seine Beute auf den verschlungensten Wegen des Waldes nach einem alten hohen Thurme ge-

bracht, der, mit eiserner Pforte und eisernen Gitterfenstern verwahrt, im öden Gebirge stand. Er schloß sie ein, und sagte: „Jetzt bedenkt Euch! In drei Tagen bin ich wieder hier.“ Darauf ritt er mit Hohngelächter fort.

Da saß nun die arme Williswinde in der tiefsten Traurigkeit. Aber bald hörte sie ein Geräusch am Fenster, und — sah den treuen Raben, der unbemerkt ihr nachgeflogen war. Sie weinte, und ihr Herz fühlte sich etwas erleichtert, wie bei'm Anblick eines Freundes, der in der Noth trösten, wenn auch nicht helfen kann. Der gute Vogel suchte die eisernen Fensterstäbe mit seinem Schnabel zu durchbrechen, allein umsonst. Da er nun nicht hineindringen konnte, so flog er in den Wald zurück, und brachte Erdbeeren, Brombeeren, auch frühreife Kirschen, die im nahen Thale gepflanzt waren, und reichte sie seiner Herrin durch das Gitter. Dies wiederholte er in jeder Stunde des Tags. Am dritten Abend erschien der grausame Ritter, und fragte: „Habt Ihr Euch besonnen?“ — „Ja!“ war die Antwort. Ich kann die Eurige nicht werden. Gebt mich frei; oder fürchtet die Strafe Gottes!“ — „Ha! freigeben? Dem Hungertode sollt Ihr preis gegeben sein; das schwör' ich hier!“ So rief er knirschend, und entfernte sich.

Das Fräulein warf sich in Verzweiflung auf ihre Lagerstatt. Erschöpft sank sie endlich in Schlummer, ward aber oft von den fürchterlichsten Traumbildern aufgeschreckt. Als der Tag erschien, trat sie an's Fenster, wo die Stimme des Raben ihr schon den Morgengruß entgegen rief. Die Frühsonne schien so mild, kaum ein Wölkchen stand am blauen Himmel, der weißstämmige Buchenwald grünte und duftete so lieblich und frisch umher, und die Nachtigall schlug im dichten Gesträuche. „Wie froh die Schöpfung — und ich schuldlos gefangen! O Gott, laß mir Rettung werden!“ So flehte die Unglückliche, zum lichten Aether empor schauend. Da hörte sie plötzlich eine männliche Stimme, die sang:

Vollbracht, vollbracht ist im fernen Land
Der Kampf so edel und kühn!
Ich ziehe wieder zum heimischen Heerd,
In Wälder, so traulich und grün.
Dort labet die Ruh' am kühlen Bach,
Dort, nach bestandenem Strauß,
Lacht bald vom moosigen Felsen her
Das treue, wirthliche Haus.

Es war nicht der Ton ihres Peinigers. Sie schrie kläglich um Hilfe. Da tönte Hufschlag, und ein Ritter sprengte vor den Thurm. „Wer jammert hier?“ so fragte er. „Meine

Pflicht gebeut mir, ein Schild aller Wehrlosen, und besonders aller Damen, zu sein.“ — „Ich kenne die Stimme!“ rief das Fräulein, Bruder Ottmar!“ — „Meine Schwester! Himmel — wer wagte dies?“ rief er dagegen. Sie erzählte ihm ihr Schicksal. „Der Schändliche! — Aber Du mußt gerettet, er gestraft sein!“ So sprach er, und schlug voll Grimm an sein Schwert; doch schnell flog es aus der Scheide, als Rambald mit acht Knechten aus dem Wald auf ihn heranstürzte. Ottmar focht wie ein Löwe unter Tigern; schon waren zwei Knechte vom Pferde gehauen; allein die Uebermacht war zu groß, sein Arm schon fast abgespannt — da sieh! Williswinde's Lieblingsrabe schoß mit einem starken Flug anderer Vögel dieses Geschlechts herbei. Wüthend fielen sie die Feinde mit ihren Klauen und Schnäbeln an. Während die Knechte sich ihrer zu erwehren suchten, ging Ottmar auf Rambald allein los, und durchstieß ihn nach kurzem Gefecht mit dem Schwerte. Brüllend sank er in den Staub. Sogleich warf ein Theil der Raben sich fürchterlich krächzend auf den Bösewicht, trank sein Blut, hackte ihm die Augen aus, und er verschied unter gräßlichen Flüchen und Zuckungen. Jetzt eilte auch der treue Eberhard, der endlich auf die Spur gekommen, mit seinen Reisigen herzu, und Rambald's Leute nahmen schnell und betäubt die Flucht.

Ottmar war von der siegreichen Fehde des Pfalzgrafen zurückgekehrt. Er wollte seine Schwester überraschen, und ritt den nähern Fußsteig durch den Wald, indeß seine Mannschaft die fast eine Stunde weit entlegene Heerstraße hinzog. So lenkte ihn des Himmels Fügung zum Heil der Schwester hierher! In dem Koller des gefallenen Räubers fand man den Schlüssel zu dem Thurm, und die edle Williswinde war befreit.

Der treue Rabe stand in großen Ehren bei dem Hause Stolzeneck, und blieb ewig im rührenden Gedächtniß. Noch in neuerer Zeit sah man hier sein ausgehauenes Bild auf einem Bogen des verfallenen Gemäuers. — War es doch nicht das erstemal, daß dieses Geschlecht von Vögeln sich als Helfer im Streit erwies! Der Geschichtschreiber Livius erzählt, daß während des zweiten punischen Krieges dem römischen Feldherrn Valerius Marimus ein Rabe glücklichen Beistand im Kampfe mit einem riesenmäßigen, bei'm karthagischen Heere dienenden, Gallier geleistet, weßhalb auch jener sich den Namen Corvinus beigelegt und diesen Vogel auf seinem Schilde geführt habe.

Georg von Frankenſtein.

Wir haben ſchon der Burg Frankenſtein gedacht, deren Ruine ſich auf dem waldigen Berg im Dürkheimer Thale zeigt. Dieſe war bereits im 11. Jahrhundert erbaut, und ihre ritterliche Beſatzung deckte den engen Paß, der aus Lothringen nach dem Rheinſtrome führt. Aber das Geſchlecht der Frankenſteiner war mächtig und ausgebreitet, und beſaß mehrere Schlöſſer in deutſchen Landen. Hier iſt die Rede von einem der Ritter dieſes Namens, welche auf der alten Burg Frankenſtein, die jenſeits Eberſtadt an der Bergſtraße lag, hauſeten. Noch ſtehen ihre Trümmer auf der wilden Höhe, wo ſich die Ausſicht auf die herrliche Ebene von Mainz und Oppenheim eröffnet, und neben ihnen iſt die einſame Förſterwohnung gebaut. Das Wappen der vormaligen Eigenthümer kann man noch an dem Thurme der zerfallenen Feſte ſchauen. Nachſtehende Sage lebt unter dem Volk in den umher liegenden Gebirgen des Odenwaldes.

Ehedem ward dieſe Gegend durch ein Unthier geſchreckt, wie man noch nie eins in unſern Landen geſehen hatte. Es war eine ungeheure Schlange, mit großem ſcheuslichem Rachen, und wohnte in einem Felſengeklüft des nahen ſtrauchichten Thals, wodurch der Modaubach ſich ſchlängelt. Trieb ein Hirt ſeine Heerde an den Wieſenquell, da fuhr es plötzlich heraus und verſchlang ihm einige Schafe; ſaß dort ein ſpielendes Kind im blumigen Gras, da wälzte ſich das Thier heran und raffte es von dannen; ja es fiel grimmig die Roſſe gewappneter Reiter an, und was ſich von Menſchen und Vieh nicht ſchnell zu retten vermochte, ward ſein Opfer. Hirt und Heerde, alles Landvolk, ſelbſt die tapferſten Jäger, flohen aus dieſem Gebirge. Denn ſchon der Anblick des Scheuſals erfüllte mit betäubender Furcht, die erhobene Waffe entſank der ſonſt ſo muthigen Hand, und die bebenden Füße ſtrebten — ach! manchmal vergebens — ihm zu entrinnen. Da vernahm es der Ritter Georg von Frankenſtein, dem damals jene alte Burg gehörte: ein edler Mann, von menſchenfreundlicher Art, in Fehden des Reichs und im Turnier durch übergewaltige Kraft des Arms, durch hohen Muth und rüſtige Beſonnenheit erprobt. Er kam auf ſeinem Hengſt den Berg herab, trat in den ländlichen Kreis der beſtürzten Männer und der zitternden Frauen, und ſprach: „Immer hab' ich gern für das Volk gekämpft; ich war mit den edlen

Rittern Götz und Sickingen in manchem gerechten Streit; auch jetzt weihe ich dem Volke mein Blut. Sagt an! Wo hauset der Molch? auf daß mit Gott mein Arm sich dort versuche!“ Und Alle fielen weinend vor ihm nieder, und segneten laut den tapfern Entschluß; dann wurden der Ritter und seine Knappen von einigen beherzten Männern nach dem Thale geleitet. Das Unthier lag in fürchterlichen Krümmen auf den Wiesen am Bach, und wärmte sich im Strahl der Morgensonne, die prächtig, als wolle sie dem Ritter zur kühnen That leuchten, hinter dem Eichenwald emporgestiegen war. Er hatte sich mit Hammer und Schwert gewaffnet, stieg vom Roß und hieß seine Begleiter im Hinterhalt stehen. Leisen Schrittes ging er nun allein auf die Schlange los. Aber diese hatte ihn plötzlich ersehen, und schoß wie ein Pfeil auf ihn zu. Jedoch im Waffensprung geübt, wich schnell der Ritter aus, und eh' die Schlange sich umgewandt, fuhr jach sein Stahl ihr in den Rücken, dem ein Quell von Blut entsprang. Hoch bäumte sich das Thier, und schnappte nach dem Feind; doch mächtig traf der Held mit seinem Hammer es in drei Schlägen auf das Haupt; es sank betäubt, und muthig stand Georg auf ihm, und trat dem furchtbar Zischenden mit kräftigem Fuß den Nacken ein. Todt lag der Molch; die Knappen und alle Hirten nah und ferne, stürzten herbei, und riefen jubelnd hohen Dank dem Sieger. Als er sich aber in das Gras gesetzt, um auszuruhen von dem Riesenkampfe, da ward er plötzlich todtenblaß, und ein dunkler Schwindel umflorte seine Augen. Erschrocken lößte man ihm die Rüstung, und — sieh! das Scheusal hatte, während der Ritter noch mit ihm rang, sein Gift ihm durch die Panzerschiene in das Bein gespritzt. „Lebt wohl:“ so sprach Georg mit matter Stimme, „ich habe mein Haus bestellt, eh' ich zum Streite zog. Tröstet mein junges Weib! Das Volk habe ich mit Gott befreit, und so sterbe ich als ehrlicher Ritter und gehe dorthin, wo der glorreiche Engel wohnt, der einst den schlimmern Drachen, den argen Feind des menschlichen Geschlechts, überwand. Dort lohnen ewige Palmen dem Sieg!“ Und er verschied im Kreise der Trauernden. —

Im Dörflein Nieder-Beerbach steht Ihr noch des Helden Grabstein nahe dem Kirchthor. Ein Künstler hat ihn schön darauf gebildet, in seiner Waffenrüstung, wie triumphirend er auf die besiegte Schlange tritt. Euch Allen ist wohl bekannt, daß einst in grauer Vorzeit Tagen der große Ritter Sanct Georg mit seiner Lanze den schrecklichen Lindwurm niederwarf; und so erscheint denn hier ein edler Kämpe,

der seines Namens werth durch gleiche That, der Rittersmann Georg von Frankenstein. —

Herzog Thassilo in Lorsch.

Kaiser Karl der Große hatte sich von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Lombardenkönigs Didier oder Desiderius, getrennt. Letzterer, ohnehin eifersüchtig auf die Macht des Kaisers, suchte Unruhen in dessen Reich anzustiften. Da zog Karl, der eben siegreich aus dem Sachsenkriege zurückgekehrt war, schnell über die Alpen und schlug das Heer der Longobarden. Noch ward die Feste Pavia mit Muth vertheidigt; aber endlich eroberten sie die Franken mit Sturm, und Desiderius fiel in Gefangenschaft. Karl wieß ihm seinen Siz in der Abtei Corvey, in Westphalen, an; er selbst aber erklärte sich zum Könige von Italien, und fügte die eiserne Krone der Longobardischen Fürsten zu der, welche er schon besaß. Einer seiner Reichsvasallen war Thassilo, Herzog in Baiern. Auch dieser hatte eine Tochter des entthronten Longobardenkönigs, Namens Luitberga, zur Gemahlin. Sie hegte einen brennenden Haß wider Karl, weil er ihre Schwester verstoßen und ihren Vater seines Landes beraubt hatte, und wandte nun alles an, um ihren Gatten zum Abfalle von ihm und zur Rache für solches Unbild zu bewegen. Thassilo, des Kaisers Macht nicht erwägend, ließ sich bethören, erschien nicht in der Reichsversammlung zu Worms, wohin Karl alle Fürsten entbieten ließ, sondern rüstete sich zum Kampf und nahm den Titel eines Königs an. Aber bald rückte die fränkische Heeresmacht herbei; die Schaaren des bayerischen Herzogs wurden theils geschlagen, theils verließen sie ihren Herrn, und er mußte auf's Neue unter harten Bedingungen dem Kaiser als Lehnsmann huldigen. Aber seine rachsüchtige Gemahlin reizte ihn bald wieder zum Meineid. Er verband sich mit den Avaren, einem barbarischen Volke, das in Ungarn saß, gegen Karl, und diese bedrohten das Reich mit einem Einfalle. Doch der Kaiser kam ihnen rasch zuvor. An der Spize seines Heerbannes, der in mehrere Schaaren getheilt war, drang er in Baiern ein; der Feind erlitt eine blutige Niederlage, und Karl's Waffenglück verbreitete sich bis an die Ufer der Raab. Thassilo, von allen Seiten umschlossen, mußte sich ergeben,

und ward vor die Reichsversammlung in den kaiserlichen Pallast nach Ingelheim gefordert. Als er daselbst erschien, kamen auch Abgesandte von den Ständen des bayerischen Volkes. Sie führten bittere Klage gegen den Herzog, und behaupteten, das Land würde nie ruhig werden, so lange er die Herrschaft behalte. Die Fürsten, unter des Kaisers Vorsitz, hielten Gericht über ihn. Sein Eidbruch und die Beschwerden des eigenen Landes brachten das Urtheil hervor, daß er seiner Würde entsetzt, des ewigen Heils verlustig und zum Tode verdammt sei. Doch ward ihm Vertheidigung gestattet. Aber sprachlos, mit Thränen der Reue, warf er sich nieder und umfaßte die Kniee des Kaisers. Gerührt sagte nun dieser: „Den Meineid kann ich Dir nicht verzeihen, und Herzog bist du nicht mehr, Doch das Leben sei Dir geschenkt! Du konntest den Kaiser Karl nicht besiegen; geh' und lerne, wie man sich selbst überwinden muß!" — So ward er entlassen, und ging bald darauf als Mönch in ein Kloster zu Fulda, wo er schmerzlich seine Schuld zu büßen suchte.

Vier Jahre nach diesem Ereigniß that der mächtige Karl, der sich gern auf der schönen Burg in Ingelheim, wo er geboren war, aufhielt, von da eine Umreise durch sein herrliches Rheinland, und kam nach dem berühmten Kloster Lorsch, das auf der rechten Seite des Stroms, gegen Worms über, lag. Diese Stiftung war ihm sehr werth, und gern verrichtete er sein Abendgebet in ihrer Kirche. Von Sorgen des Reichs bedrängt, wollte er jetzt hier in demüthiger Andacht sein Herz erleichtern. Schon war es Mitternacht: da betete noch der Kaiser allein in den feierlichen Hallen am Fuße des Altars. Mit einmal erklangen Tritte; er sah sich um und ein alter Mönch von ehrwürdigem Ansehn, aber mit erblindeten Augen, wankte einher. Eine Lichtgestalt folgte ihm nach: es war ein lieblicher Knabe, der leitete seinen Schritt zu dem Altar. Der Greis knieete nieder, und ein Abglanz von dem Schimmer seines Gefährten wand sich wie eine Strahlenkrone um sein Haupt. Als er sein stilles Gebet vollendet, führte ihn der Knabe zurück, und Beide verschwanden am Eingange der Kirche. Karl, der in staunender Ehrfurcht an seiner Stelle geblieben war, verließ nun auch den heiligen Ort, und ging nach seinem Schlafgemach in dem Kloster.

Kaum brach der Morgen an, so beschied der Kaiser den Abt, und sprach zu ihm: „Ihr habt einen Heiligen unter Euch, dem schon auf Erden Gottes Engel dienen!" — „Hoher Fürst!" war die Antwort, „Ihr scherzet, oder Euch täuscht ein Traum." — „Ich habe klar gesehen," versetzte Karl,

„begleitet mich heute Nacht zum Münster!“ — Dies geschah, und als zwölfmal die mitternächtliche Glocke schlug, kam der blinde Mönch, wie gestern, nebst seinem lichten Geleiter, zum Altar, betete still und wandelte langsam mit jenem zurück. „Glaubt Ihr mir nun!“ fragte der Kaiser, „Wie heißt dieser Mann!“ — „Ich staune selbst über das, was ich sah!“ sprach der Abt. „Der Mann ist schon seit einigen Jahren hier, vor kurzer Zeit aber blind geworden. Er nennt weder das Kloster, wo er her kam, noch seinen Namen, und lebt in strenger Buße, fastend, betend und sich kasteiend.“ — „Mich dünkt, ich habe ihn schon anders wo gesehen;“ sagte Karl, „führt mich morgen früh nach seiner Zelle!“ —

Als die Sonne wieder die Fluren beleuchtet, traten Beide in des Alten Gemach. „Freund!“ redet ihn der Abt an; „der Kaiser will Deinen Namen und Dein Vaterland wissen. Sage es ohne Furcht!“ — „Mein Vaterland“ entgegnete der Greis mit zitternder Stimme „war einst diese Welt. So ist es nicht mehr. Ich büße hier meiner Sünden Last, und finde dann vielleicht durch Gottes Gnade ein Vaterland über den Sternen des Himmels!“ Der Kaiser sah ihn forschend an, und sprach: „Deine Züge sind mir bekannt; doch weiß ich nicht genau, wer Du bist. Aber tröste Dich, frommer Greis, Deine Sünden müssen Dir längst vergeben sein, weil Engel Gottes Dich umschweben.“ Da erhob sich der Gebeugte von seinem Lager, und rief: „So bist Du der Engel, den er schickt. Um Dich habe ich die größte Schuld zu büßen, und kannst Du mir verzeihen, so wandle ich ruhig in das bessere Land. Einst nannte man mich Thassilo!“ Tief gerührt reichte ihm Karl die Hand: „Dir ist vergeben“ so sprach er; „wir sind alle Sünder. Du hast Dich redlich Deiner Schuld vor Gott entledigt, so sehr es je ein Erdensohn vermag!“ — Und mit dem letzten frohen Athemzuge sank der Greis auf sein Lager zurück; noch lächelnd war sein Antlitz in des Todes Schlummer, und erstaunt sahen die Beiden, wie der Engel, der ihn zur Kirche geleitet, im Morgenglanz über ihn schwebte, um seine Seele dorthin zu führen, wo ewige Wonne thront.

So erzählt eine fromme Legende, und die Geschichte fügt hinzu, daß Herzog Thassilo in dem Kloster Lorsch gestorben sei, und daß man noch im 17. Jahrhundert seinen Grabstein mit alten Schriftzeichen in der dortigen Kirche gesehen habe.

Die Abtei Lorsch besaß eine herrliche Bibliothek, wozu von Karl dem Großen schon der Grund gelegt ward, und die auch eine Menge von Urkunden enthielt, welche über die Geschichte der Rheinlande, und besonders über die der Pfalz

vieles Licht verbreiteten. Als große Merkwürdigkeit war darin eine Ausgabe des berühmten römischen Dichters Virgil, die derselbe eigenhändig geschrieben haben, und die sich jetzt auf der Wiener Bibliothek befinden soll. Schon im 15. Jahrhundert kam der größte Theil dieser reichen Büchersammlung durch den gelehrten kurfürstlichen Kanzler, Johann Freiherrn von Dalberg, Kämmerer von Worms, nach Ladenburg, und späterhin nach Heidelberg. Das Kloster ward im dreißigjährigen Kriege von den Spaniern, die unter dem General Don Corduba die pfälzischen Lande besetzt hatten, verbrannt. Man baute es nicht mehr auf. Unter der Zahl seiner ehemaligen Aebte werden einige würdige Männer genannt, aber auch solche, die, gleich denen von Limburg und manchen andern Stiftungen dieser Art, durch Uebermuth, Verschwendung und Unsittlichkeit berüchtigt waren. Der Ort wurde nachmals eine Schaffnerei des Oberamts Starkenburg, dessen verwitterte Schloßruine sich auf den Höhen von Heppenheim an der Bergstraße so malerisch erhebt, und gehört jetzt dem Hause Hessen-Darmstadt. An der Stelle, wo das Kloster und die Kirche standen, sind nunmehr schöne Gärten und Weinberge, und hier und da gewahrt man noch einige Trümmer des alten Baues.

Burg Windeck.

Ueber der Stadt Weinheim, diesem schönsten Punkt an der Bergstraße, wo sich die Natur, so sehr als irgendwo in der ganzen ehemaligen Pfalz, durch malerischen Reiz und Fruchtbarkeit auszeichnet, wo üppige Fluren, arkadische Thäler, schroffe Felsen und waldige Berge, deren Schooß ein Wildbach entrauscht, das Auge entzücken, stellt sich auf einer weit umsehenden Höhe die stattliche Ruine der Burg Windeck dar — ohne Zweifel ein uraltes Denkmal der Vorzeit! Denn eine Chronik behauptet, daß zuerst hier ein römisches Kastell stand, das Oenotria hieß, benannt nach einem an der See gelegenen Theile von Unteritalien oder Großgriechenland, der vielen und köstlichen Wein hervorgebracht, was mit jenem griechischen Worte bezeichnet wird. Demnach hätte hiervon die Stadt ihren Namen. Aber auch jene Ritterburg hieß in den ersten Zeiten des Mittelalters Weinheim. Als solche bestand sie schon im 12. Jahrhundert, und diente wahrschein-

lich zur Beschirmung der Abtei Lorsch. Denn als damals die Mönche dieses Klosters den Abt Benno oder Bruno, mit Hülfe ihrer Sassen, und namentlich des Kastenvogts Grafen Berthold, verjagt, suchte er Schutz auf der Burg Weinheim. Aber die Feste ward zerstört und der Abt seiner Würde entsetzt. Sein Nachfolger ließ zwar das Schloß wieder aufbauen; doch der Kaiser wurde bald durch das üble Betragen der Aebte veranlaßt, sich desselben zu bemächtigen, und die kaiserlichen Burgvögte bedrängten nun das Kloster Lorsch so häufig und stark mit ihren Anfällen, daß der Abt Heinrich im Jahr **1165** gern das Dorf Ilvesheim hergab, um nur diese Burg widder zu haben und dadurch von der Angst befreit zu sein. Sie war also wieder ein Lehen des Klosters, bis sie endlich **1345**, nebst der Stadt, an Kurpfalz fiel. Wann sie den Namen Windeck erhielt, ist unbekannt. Ein adeliges Geschlecht von Windeck findet sich erst im **15.** Jahrhundert. Es besaß verschiedene Schlösser, unter andern eins, dessen Trümmer, mit zwei noch starken Thürmen, auf einem Berge in der Gegend von Baden zu schauen sind. Die Ritter dieses Stammes, welche auf dem bei Weinheim saßen, waren vermuthlich Burgvögte der Pfalz. — Eine Anekdote, die auch Grimm in seinem schätzbaren Werkchen: „Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald“ erzählt, möge hier Platz finden. Die letzten Bewohner von Windeck waren (wie noch im Volke die Sage geht) zwei Brüder, die einen so großen Geiz besaßen, daß er alles übertraf, was auf dem Theater in den Charakteren des Molièrischen Harpagon, des Barons Fegesack und des Hieronymus Knicker dargestellt wird. Denn aus sogenannter Sparsamkeit verheiratheten sich Beide nie, gingen in keine Gesellschaft und nahmen keinen Besuch an; ja, sie thaten Verzicht auf jede unschuldige Freude des Lebens. Da jedoch der Mensch nicht ohne etwas sein kann, mit dem er sich in müßigen Stunden die Zeit vertreibt, so hielten sie eine schöne Blaumeise, die man ihnen im Walde fieng, in einem hölzernen Käfig, und ergötzten sich an ihrem Pfeifen und Hüpfen auf den Stänglein. Aus dem kargen Vorrath dieser Herren — das heißt an Lebensmitteln, denn an Geld waren sie reich — erhielt das Vöglein jeden Tag eine Nuß. Aber eines Morgens wandelten beide Brüder ganz erschrocken in dem Schloß umher. Der eine hatte berechnet, wie theuer sie im Jahr das kleine Thier zu stehen komme — **365** Nüsse! Das war zu arg. Sie öffneten den Bauer, und das Fenster zugleich, und ließen die Meise wieder frei in Feld und Hain

fliegen. Diese ökonomischen Männer waren die letzten Zweige vom Stamm der hiesigen Windecke. Ihr Mammon fiel an lachende Erben! — Auch Spuck- und Gespenster-Sagen sind von dieser zerfallenen Burg, wie von jeder aufbewahrt. Besonders aber soll es am grünen Donnerstag hier nicht geheuer sein. Dann macht, wie es heißt, am Abend der Geist eines Kochs seine Runde im öden Gemäuer. Man weiß nicht den Grund, warum gerade diesem Küchenpatron die Wanderung auferlegt ist. Manche Neugierige wurden auf jenem Tage geneckt oder mit Steinen geworfen; ja sogar ein pfälzischer Kammerherr soll einmal mit schmerzenden Füßen herabgestiegen sein.

Die Zerstörung des Schlosses Windeck fällt wahrscheinlich in die verderblichen Kriegsperioden des 17. Jahrhunderts. In der ältern Zeit konnte es unstreitig für eine tüchtige Feste gelten; denn es hatte nur einen Zugang und war durch einen sehr starken Thurm geschützt. Dieser und der wohlverwahrte Keller werden noch lange dauern. Auch der schöne, mit steinernen Säulen versehene Marstall befand sich vor etwa 16 Jahren noch in gutem Stande. Aber hier, wie an andern Theilen des Baues, hat sich auch in neuerer Zeit der Muthwille manche Zerstörung erlaubt. Gern beschaut jeder gebildete Wanderer diese herrliche Ruine, und erfreut sich von da der bezaubernden Aussicht auf die große, reizende Fläche des Rheins, den Stolz germanischer Lande.

Der Burggeist Rodenstein.

Die Sage vom wüthenden Heer oder vom wilden Jäger ist besonders in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands verbreitet. Nach ihr entsteht manchmal in einem Theil des großen Thüringer Waldes und in den Bergen von Mansfeld bei Nacht ein furchtbares Jagdgeschrei, Hifthörnerklang und Hundegebell, und Manche wollen in der Luft einen starken Zug von Jägern auf schwarzen, sogar feuersprühenden Rossen, und als Führer einen sehr großen alten Mann, den treuen Eckart genannt, der einen weißen Stab trägt, erblickt haben. Eine solche Schaar durchzieht auch das wilde Harzgebirg, wo der Ritter Hackelnberg im brausenden Galopp voran reitet. Ueber den Ursprung dieser Erscheinung ist der Volksglaube jedoch verschieden. Denn Einige

behaupten, ein rauher und hartherziger Edelmann, der seine Unterthanen sehr gedrückt und ihre Felder durch die Jagd verwüstet, müsse nach seinem Tode hier umgehen. Andere sagen, daß jener Hackelnberg in uralter Zeit, wo es hier nicht allein treffliche Hirsche, Rehe und Wildschweine, sondern auch eine Menge von Bären, Wölfen und Auerochsen gab, ein kühner und gewaltiger Jäger war, der von vielen dieser schädlichen Thiere das Land befreite, und daß es ihm auch als Geist noch erlaubt sei, sich mit der Jagd auf luftiges Wild zu vergnügen — so wie dasselbe, nach der griechischen Fabel, der riesenhafte Orion noch auf einer Haide des Schattenreichs verfolgt. In manchen Urkunden wird die gedachte Benennung auf Wodan, den obersten Gott der nordgermanischen Völker vor Einführung des Christenthums, angewandt, der, besonders in der ersten Mainacht, an der Spitze seiner Götter, Elfen und Flurgeister, auf den Gipfel des Brockens oder Blocksbergs zog, wo er jedem derselben wohlthätige Naturkräfte für seinen Bezirk ertheilte — was denn, wie Voß sagt, ohne Zweifel auch Anlaß zu dem Mährchen vom Hexentanz auf jenem Berge gab, indem schwärmerische Bekehrer „die Gottheiten der alten Religion zu bösartigen Unholden herabwürdigten.“ Uebrigens besteht die Erzählung von einem wilden Jäger, der sich auf beschriebene Art herumtreibt, auch in süddeutschen Ländern; ja in England, wo man sich so gern mit der Wildhetze belustigt, geht die Sage von einem solchen Geistergerümmel, Arthur's wilde Jagd genannt, die zur romantischen Geschichte des ritterlichen Königs Arthur, des Vorstehers der berühmten Tafelrunde, gehört.

Wir halten diese Einleitung nicht für überflüssig, da die nachfolgende Kunde von dem Burggeist Rodenstein, wenn nicht ihrem Ursprunge, doch ihrem Wesen nach, das in der wundergläubigen Phantasie unserer Vorfahren begründet war, so manche Aehnlichkeit mit den obigen hat.

Auf einem waldigen Gipfel der Neunkircher Höhe, die sich, durch ihre Lage und Aussicht, im Odenwälder Gebirge besonders auszeichnet, erscheinen die Trümmer der alten Burg Rodenstein. Das Rittergeschlecht dieses Namens hat ohne Zweifel schon sehr früh in diesen Gegenden gehauset. Ein Marschall von Rodenstein kommt in einer Urkunde des Jahres 1265 vor. Freilich sind unter den Grabsteinen dieser Familie, welche man in der Kirche des eine Stunde von hier entlegenen Orts Fränkisch-Crumbach sieht, die noch gut erhaltenen und mit ausdrucksvollem Bildwerke gezierten aus dem 16. Jahrhundert; die verwitterten aber deuten auf eine

weit ältere Zeit. Der Stamm erlosch gegen Ende des 17. Jahrhunderts, und seitdem scheint die Burg zerfallen zu sein.

Aber nicht von dieser, sondern von den Ruinen der 1½ Stunden weiter entfernten, uralten Burg Schnellarts, die vielleicht auch im Besitz der Familie Rodenstein war, geht der bekannte gespenstige Heerzug aus. Wenn, so heißt es, in diesem Gebirge die Nacht an die Stelle der Dämmerung tritt, erhebt sich dort manchmal ein wildes Getöse. Rossegetrab, wie von einer ganzen Reiterschaar, Wagenrollen, hier dumpfes, dort gellendes Hundegebell, Peitschenknall, Hörnerklang und Kriegsgeschrei, das ein ringsum tönendes Krachen begleitet, hört man in der Luft. Der Zug geht durch die Scheune eines Bauernhofs in Oberkainsbach, und von da über die Orte Brensbach und Fränkisch-Crumbach hinweg; ja in ersterem will man Gerassel in einer Küche, und an einem Hause des letztern, wo vordem ein Hufschmied gewohnt, den Klang von Hämmern gehört haben, weil hier der Ritter sein Pferd beschlagen lasse. Der Volksglaube, daß dieser Auszug des Burggeistes einen nahen Krieg bedeute, indem dieser jedesmal darauf erfolgt sei, ist nicht allein im Odenwalde, sondern in der ganzen Gegend des Mittelrheins verbreitet. Merkwürdig ist auch, daß man vom Jahre 1743 bis 1796 über diesen Spuck Leute aus den erwähnten Ortschaften vernommen, und ein amtliches Protokoll über ihre Aussagen geführt hat. Doch treten hier — wie Grimm sagt — aus Kainsbach nur mehrere Glieder einer Familie, und drei Personen, wovon zwei ihre Nachbarn, über das Küchengeräusch in Brensbach aber nur einmal der Mann (von dem auch die Nachricht über das Hammergepolter in Crumbach herrühre), und ein Jahr später die Frau des Hauses, als Zeugen auf. — Daß es Naturerscheinungen gibt, wodurch schauerliche Töne in der Luft erregt werden, die eine abergläubische Einbildungskraft für Gespensterlärm hält, ist durch die Forschungen sachkundiger Männer im In- und Auslande bekannt. Auch findet sich in tiefen Gebirgswäldern eine Art wilder Vögel, wovon sich zuweilen bei Nacht eine unzählbare Menge mit so wunderbarem Gesaus und Geschrei erhebt, daß auch der von keiner Gespensterfurcht Wissende, wenn er die Ursache dieses Tumults nicht kennt, an ein übernatürliches Schreckbild denken möchte. Ob etwas hiervon auf den Zug des Rodenstein, der nach geschlossenem Frieden in der nämlichen Ordnung wieder nach der Schnellartsburg zurückgehen soll, anzuwenden sei, wollen wir nicht entscheiden, und erwähnen nur schließlich den Grund dieser Sage, der von Einigen in die

früheſte Ritterzeit verlegt wird und manchen Stoff zu mährchenhaften Dichtungen und Balladen gab. Hier ſtehe noch eine Kunde aus dem ſpätern Mittelalter, die man in der dortigen Gegend erzählt, und deren Inhalt der genannte Schriftſteller in einer ſchönen Romanze beſang.

Soliman II., einer der mächtigſten Sultane des türkiſchen Reichs, hatte den Rittern von Sanct Johann, nach der tapferſten Gegenwehr, die Inſel Rhodus entriſſen, drang nun ſiegreich in Ungarn ein, und ſtand endlich vor Wien. In zwanzig Tagen ließ er zwanzigmal Sturm auf dieſe wohlbefeſtigte Hauptſtadt laufen; aber jedesmal ſchlug ihn die Beſatzung muthvoll ab. Doch vielleicht wäre ihm auch dieſer Kampf gelungen, hätte Kaiſer Karl V. nicht ſchnell ein Heer geſammelt, mit dem er den Bedrängten zu Hülfe eilte. In den Feldern Wiens kam es zu einer furchtbaren Schlacht. Lange und unentſchieden wankte der Sieg. Aber der kühne rheinländiſche Ritter Friz vom Rodenſtein, der in des deutſchen Kaiſers Heer focht und wegen ſeiner übermäßigen Tapferkeit der Tolle hieß, warf ſich jetzt im ſchnellſten Galopp mit ſeiner reiſigen Schaar in den Rücken des Feindes, und trug Tod und Verwirrung in deſſen Reihen. Die Kaiſerlichen ſtürmten vor, die Muſelmänner wandten ſich heulend zur Flucht, und ließen 80,000 Mann, todt, verwundet und gefangen, auf dem Schlachtfelde zurück, ja mit Mühe entrann der ſtolze Sultan ſelbſt. Dieß geſchah im Jahre 1529. Der Kaiſer berief nun den heldenmüthigen Rodenſtein zu ſich und ſprach: „Ritter! Euch danke ich vor Allen die Rettung meines Erbguts, und möchte Euch dafür belohnen. Man ſagt, einer Eurer Vorfahren habe die Burg Rodenſtein, Euer Stammſchloß, verpfändet. Ich löſe das Pfand, und gebe ſie Euch von heute an zu Leben.“ Und der Ritter neigte ſich voll Ehrfurcht, und erwiederte: „Gern, hoher Kaiſer, bin ich Euer Lehnsmann auf Burg Rodenſtein, und werde mich dankbar zeigen. Dem kaiſerlichen Haus und dem deutſchen Reiche diene ich treu im Leben und im Tod; wenn es je ein Krieg bedräut; denn auch mein Geiſt ſoll noch ausziehen bei dunkler Nacht, und die Feinde des Vaterlandes ſchrecken.“ — Er begab ſich dann ruhig auf ſeiner Väter Schloß als treuer Vaſall des Kaiſers, und lebte hier noch manches Jahr. Aber einſt, als er nach Schnellartsburg auf die Jagd ritt, ſtürzte ſein Roß im felſigen Grund, und er ſtarb am tödtlichen Fall. Hier iſt ſein Grab. Doch feſt hielt er ſein Wort; denn wenn ein Krieg im Reich entbrennt, ſo hört alsbald die Gegend umher des Rodenſteiners donnernden Auszug.

Hildegunde zu Schönau.

In dem Steinach-Thale, welches der Bach gleichen Namens durchfließt, ohngefähr zwei Stunden von Heidelberg, liegt das Städtchen Schönau, woher jenes Thal auch das Schönauer heißt. Unstreitig verdankt es seiner anmuthigen Wald- und Wiesengegend diese ursprüngliche Benennung. Der ganze Bezirk gehörte ehemals zu dem Theile des Odenwalds, den Kaiser Karl der Große dem Domstifte Worms verlieh. Der Bischof Buggo oder Burkard von Worms erbaute hier im 12. Jahrhundert ein Kloster unter dem Namen Schönaugia, und besetzte es mit den neuen Schülern Sanct Bernhards, die sich in der Folge Cisterzienser nannten. Als 1559 Friedrich III., Herzog von Simmern, die Pfalz am Rhein ererbt, hob er, der erste protestantische Kurfürst, alle Klöster in seinen Landen auf. Das von Schönau wies er ausgewanderten Franzosen, die man um der Religion Willen in ihrer Heimat verfolgt, zum Asyl an. Sie waren meist Tuchweber, und ernährten sich so fleißig und gut von ihrer Arbeit, daß sie bald im Stande waren, neue Häuser zu bauen. Durch ihre Vermehrung entstand in kurzer Zeit ein förmliches Dorf, und endlich ein Städtchen.

Von dem Kloster und seiner Kirche, die ehemals ein Afterleben der Herren von Steinach und reich mit Gütern und Gefällen begabt waren, wo sich auch die Grabstätte einiger Bischöfe, und sogar einiger Pfalzgrafen und ihrer Gemahlinnen befand, gewahrt man noch einige schöne Reste. Merkwürdig ist, daß auch eine gewisse Hildegunde, die als Heilige verehrt worden, in dieser Mönchsabtei ihren Sitz gehabt. Wir geben hier das, was die Wundersage von ihr erzählt.

In dem niederländischen, vormals kölner, Städtchen Neuß lebte zur Zeit der Kreuzzüge ein angesehenes und wohlbegütertes Paar in glücklicher Ehe, die aber lange kinderlos blieb. Endlich jedoch wurden ihm Zwillingstöchter geboren, und Vater und Mutter glaubten, daß diese Gnade ihr brünstiges Gebet und manches fromme Gelübde erfleht habe, sie beschlossen daher, dem Himmel ein neues Opfer zu bringen, übergaben die Erziehung der Kinder einem Frauenkloster in Neuß, und traten im Pilgergewande, mit weißem Stab und brauner Kürbisflasche, die Wallfahrt nach Palästina an, wo die Kreuzfahrer das heilige Grab erobert hatten. Sie kamen

glücklich in das gelobte Land, beteten voll Andacht an allen Stellen, wo der Heiland gewandelt und gelitten, und kehrten nach Jahren wieder in die Heimat zurück. Aber nicht mehr lange beſaß der Gatte ſein Weib. Sie trug den Keim einer Krankheit bei ſich, die der heiße Himmelſtrich erzeugt, ward immer kiecher und ſtarb. Da ward dem Manne das Leben traurig; nichts konnte ihn von der tiefen Schwermuth heilen, obſchon er mit Wohlgefallen ſeine Töchter ſchön und fromm heranblühen ſah, und endlich fand er nur einigen Troſt in dem Gedanken, wieder nach der heiligen Stätte, die er einſt mit ſeiner getreuen Gefährtin betrat, zu wallen. Die eine der beiden Jungfrauen war mehr zu den Pflichten des häuslichen Weibes, die andere, mit Namen Hildegunde, mehr zu dem klöſterlichen Leben geneigt. Kaum vernahm Letztere den Vorſatz ihres Vaters, ſo bat ſie dringend, ihn begleiten zu dürfen. Ungern, weil auf dieſer Reiſe, welche ihm ſchon ihre Mutter geraubt, für ihr zartes Alter ſo Manches zu fürchten war, gab er ihren oft wiederholten Bitten und Thränen endlich nach; die Zurüſtung war bald getroffen, und ſie zogen in Begleitung eines gedungenen Knechtes ab.

An der ſüdlichen Küſte Frankreichs beſtiegen ſie ein Schiff; aber dieſes hatte noch nicht die Hälfte Wegs vollendet, als Hildegunden's Vater von einem tödtlichen Fieber heimgeſucht und wenige Tage darauf ihr entriſſen wurde. Wie groß war ihr Schmerz um ſeinen Verluſt! Aber um ſo mehr wollte ſie nicht zurückkehren, ſondern da, wo der heilige Mittler gelehrt, den höheren Troſt ſuchen. Weil ſie jedoch ihr Geſchlecht, ohne die Stütze des Vaters, mancher Gefahr unterzog, legte ſie männliche Pilgertracht an, und nannte ſich Joſeph. So kam ſie über die Wellen des Meeres an Syriens Ufer, ſtieg hier an's Land und wanderte, nebſt ihrem Diener, gen Jeruſalem. Aber als ſie eines Morgens in einer geringen Hütte ſich vom Schlaf erhob, war der ſchändliche Knecht mit ihrer geſammten Habe entwichen. Arm und in Verzweiflung irrte ſie umher. Da begegnete ihr ein frommer Mann, der in der nämlichen Abſicht nach Paläſtina gekommen war. Ihn jammerte der weinende Pilgerknabe, und als er ſein Unglück erfuhr, nahm er ihn mit ſich nach Jeruſalem, und ſorgte für ſeine Wohlthäter.

Der Orden der Tempelherrn, jener mächtige und glänzende Ritterbund, der in ſpäterer Zeit ein ſo trauriges Ende nahm, blühte damals vor allen in dem eroberten Morgenlande. Joſeph (ſo nennen wir fortan die Jungfrau) trat bei ihm als dienender Bruder ein, und blieb ein ganzes Jahr

in Pollkina. Da hatte er wieder Zahnschmerzen und kam hierwegen hierher. Er schrieb sich einen Pfleger aus Köln, der wieder geschickt, an, und da Rath wurde glücklich vollendet. Der berühmte Jahrzahn, obgleich seinem Geburtsort nicht, weil in der Stadt Köln sind ganz unbekannt. Darum verlang er und sein Geschlecht und besuch starken Namen hat. Jahrzahn wurde von seine Schwester von Kind entfernt, und er hatte keine Verwandten in der Gegend. Dies, da war die Verlegung, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und der Zweck, die Pflichten desselben genau kennen zu lernen, bestimmten seinen Entschluß, und er trat in Dienst bei einem ehrwürdigen und gelehrten Domherrn.

Bald darauf ward sein Gebieter von dem Bischof auf einer wichtigen Sendung nach Rom beauftragt. Er machte, selbst einigen Knechten, die Reise zu Roß. Jahrzahn und zwei andern Herrn folgten ihm zu Fuß nach. In einer Gegend des südlichen Deutschlands (wo, ist nicht genau bekannt) hatte Jahrzahn sich gefällig von seinen Begleitern getrennt, und hatte unglücklich auch den rechten Weg. Da kam ein Mann über das Feld her, dem er seine Noth klagte und bei der gerade zu wollte verfahren. Dieser Mann trug einen Sack auf dem Rücken. Er sahen Jahrzahn einen Augenblick hin, als er gütiglich von sein einige Männer in ähnlichen Schwierigen nachsiegen sahen. „Sie sind in gut," sprach zu der Fremde, „und trag' ein wenig meinen Sack." Dem so Bittle sahen in schon Bücken, ob will nur nur einen kleinen Gefallen schenken, und sie gleich weiter sei Der Jahrzahn nahm der gute Jahrzahn den gemeinen schweren Sack auf die Schultern, und sein Gefährte lief eilig in sein Wohngebäude. Doch hielt kamen die gebuckten Männer heran. Sie waren bewaffnete Hilfer; sie umringten Jahrzahn mit Geschrei, „Halt, Dieb! Diebe!" — „Wie kommt Ihr mir so vor?" sagte er, „ich bin nur seines Begleiters Knecht." — „Der Sack ist sein Diebesgut," antworte jene, „den mit Ihr." Und sie schlugen ihn mit vielen Streichen und übrigen Drohungen fort nach der nächsten Stadt, wo er sogleich vor den Richter geführt wurde. Der Sack enthielt gestohlenes Gut. „Wie kommst Du hier?" fragte der Richter. „Ich habe mich verirrt," war die Antwort, ein Mißverständniß, der mich [illegible] sagte, und endlich gänzlich in den Wald. Ich bin Knecht, meines Herrschaft durch ein Geschäftsbrief zu gewerben." Der aufgefundene Brief ward vorgelesen. Unentschieden und ungewiß Zweck wandte Jahrzahn [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

erschien — nichts von seiner Ehre, seiner Liebe, Tugend und Treue. Sein Stammschloß wird in unserer Kunde nicht genannt; man kennt ihn nur unter seinem Beinamen: der Einaug. Dieser ward ihm gegeben, weil er in dem letzten Feldzuge, wo er, wie immer, recht wacker gekämpft, das linke Auge durch einen Lanzenstich verlor. Der Friede war geschlossen, und jetzt trat in Deutschland das schon anderswo genannte Faustrecht ein, in welchem ein mörderisches Wesen getrieben ward, und manche Burgen sich in Raubschlösser verwandelten. Der Einaug war hier in seinem Element. Er lagerte sich mit seinen Knechten bei Nacht an der Heerstraße, auch bei Tag im dichten Wald, und beraubte die vorüberziehenden Kaufleute und andere Reisende ihres Guts. Auch befehdete er nicht selten seine Nachbarn, wo er jedoch gegen manchen kräftigen Rittersmann den Kürzern zog und wohl sehen mußte, daß er nicht unüberwindlich sei.

Einst in der Morgendämmerung sprang der Einaug voll Unruhe von seinem Lager auf. Er rief einen seiner tüchtigsten Knechte und sprach: „Mir hat heute Nacht geträumt, daß im Westgau ein guter Fang zu thun sei; doch sollte er nur zweien zu Theil werden. Darum folgst Du mir allein; wir wollen diese Gegend durchstreifen.“ Beide stiegen sogleich zu Roß, ritten landaufwärts und bogen dann rechts in das Ramberger Thal. Doch durchschweiften sie umsonst die Schluchten des Waldes, und hielten, da die Nacht schon einbrach, vor der Burg Ramberg, die sich dort auf Felsen erhob. Der Einaug stieß in's Horn, und ward, auf seine Bitte um Herberg, von dem Burgherrn, einem tapfern und ehrenwerthen Ritter, gastfreundlich aufgenommen. Leider kannte dieser den verruchten Räuber nicht. Er ließ ihm, wie seinem Knappen, treffliche Speise und köstlichen Wein reichen, und befahl, ihre Rosse gut zu füttern. Als das Mahl abgetragen war, wies er jedem sein Gemach an, und begab sich in das seinige, wo er, noch unvermählt, allein schlief. Da rief der Einaug seinen Knecht bei Seite und sprach leise zu ihm: „Der Ramberger ist, wie ich aus sicherer Quelle weiß, sehr reich an Geld, und sein Schatzkästlein steht in seinem Schlafgemach. Sobald die Glocke die Mitternacht tönt, schleiche Du hinauf, und durchstoße ihn mit dem Schwerte. Dann nimmst Du das Kästlein unter deinen Arm. Ich kann unterdessen die Wachen im Schloßhofe tödten; wir lassen die Zugbrücke herab, und reiten, noch ehe Alles erwacht, mit unserer Beute von dannen.“ Der Knecht,

so entmenscht wie alle seine Genossen nach dem Beispiele ihres Herrn, verfehlt pünktlich zu gehorchen. —

Alles im Schlosse ging zur Ruhe. Nur allein der Ritter von Ramberg fand keinen Schlaf. Allerhand fürchterliche Bilder umkreisten wie Gespenster seine Lagerstätte, und schreckten ihn aus bangen Träumen empor. „Das ist sonderbar!“ dachte er bei sich, „kenne ich doch keine Furcht und scheute nie Gefahren; auch seh' ich keine hier. Vielleicht droht mir etwas Schlimmes, dem keine Waffe widersteht!“ Und als ein frommer und gottergebener Herr stand er auf, um den Himmel zu bitten, daß er ein etwa heranziehendes Unglück von ihm und seinem Hause wenden wolle. Er kleidete sich daher an, stieg hinab in die feierliche Kapelle des Schlosses und kniete betend am Altar.

Da schlug die Burgglocke Zwölf. Auf dieses Zeichen schlich des Einaug's Knecht sachte die Treppe herauf, trat in des Hausherrn Gemach, und wollte ihn ermorden. Allein er fand das Bett leer. „Da bin ich wohl nicht in der rechten Kammer!“ dachte er und ging in das Seitengemach. Hier lag sein eigner Herr, berauscht von den Dünsten des feurigen welschen Weins, wovon er einige starke Humpen geleert, im tiefsten Schlummer. Das Dunkel der Nacht ließ ihn nicht erkennen. Der Knecht, in der Meinung, es wäre der Burgritter, stieß dem Einaug sein Schwert tief in die Brust, so daß er nach kurzem Röcheln den Geist aufgab. In demselben Augenblick kam Ramberg, mit einer Fackel in der Hand, aus der Kapelle zurück. Durch die offene Kammerthüre sah er Blut, ergriff sein Schwert und fasste den Knecht. Jetzt gewahrte dieser seinen Irrthum; zitternd und flehend warf er sich nieder und gestand die That, wozu sein Gebieter ihn angetrieben hatte. „Hier hat Gott gerichtet!“ rief der erstaunte Burgherr, „der Bösewicht empfing seinen Lohn durch sein eigenes Werkzeug: der Ewige wartet auf ihn. Du magst entfliehen. Gehe, thue Buße für jegliche Unthat, so Du mit ihm verübtest und bess're Dich!“ — Der Knecht floh verstrickt, aber nicht nach des Einaug's Burg, sondern tief in die Wildniß, wo er forthin im härenen Gewande, kümmerlich lebend und still betend, seinen bösen Wandel zu vergüten suchte.

Der seltsame Kampf.

Es folge hier ein Gegenstück zu dem grausamen Einaug: eben so kühn und streitgewandt, dabei von leichtsinnigem, tückischem und bösartigem Gemüth; aber nicht schroffen und rauhen Sinns, wie jener — nein! geschmeidig, fein, galant gegen die Damen, ein wahrer Höfling und ein Mann von schöner Gestalt. Dieß war der Ritter Wolfseck, dessen Burg in Schwaben lag, von einem steilen Hügel die reiche Flur beherrschend. Wohl tapfer und geschickt im Heer und oft siegreich in Turnieren, bewieß er sich doch durch jene Flecken des Charakters unwürdig seines ritterlichen Geschlechts, in dem so manche hohe Tugend hervorstrahlte. Im Jahr 1219 war vom Kaiser selbst ein prächtiges Turnier angekündigt, das in der Reichsstadt Worms sollte gehalten werden. Die Einladung, dabei zu sein, erging an die Ritter nah' und fern, und sie kamen aus allen Gauen und weither von Süden und Norden des Landes, jeder auf seinem besten Streitbengst und in glänzender Rüstung, heran. Unter ihnen war auch ein Herr von Greyenstein, aus Westphalen, der seine Tochter Bilhild mitgenommen hatte. So reizend auch der Kranz von Damen war, der sich hier einfand, kamen doch wenige diesem Fräulein an Schönheit und Anmuth gleich, und sie ward erwählt, den Hauptpreis im Turnier zu ertheilen. Der Ritter von Wolfseck hatte Bilhilden am Vorabend des Wettkampfes bei einem fürstlichen Mahle gesehen. Leidenschaftlich und von schnell auflodernder Glut, fühlte er sich sogleich in Lieb' entbrannt, und seine Leibeskraft und das Vertrauen auf seine Geschicklichkeit in Führung der Lanze ward noch höher belebt durch die süße Hoffnung, daß er den Dank aus ihrer Hand empfangen, daß er vielleicht ihre Hand und ihr Herz erringen könne.

Die Schranken wurden geöffnet; die tüchtigsten Streiter rannten auf einander los; aber in den ersten Ritten warf der starke Wolfseck Alle, die gegen ihn herangestürmt, aus dem Sattel. Freudig tummelte er sein hohes getigertes Roß von griechischer Zucht, das er auf den Kreuzzügen erbeutet, und sah sich nach dem nächsten Gegner um. Da ritt Kolben von Wartenberg auf seinem tückischen Rappen in die Bahn. Sein Stammschloß prangte auf einer waldigen Höhe, ohnweit der ehrwürdigen Stadt Kaiserslautern, und er besaß noch manche schöne Burg und manches herrliche Gut im Wormb- und Speiergau. Aber man kannte ihn auch als einen der

biedersten und tapfersten Ritter des rheinischen Landes, und bei den meisten Kämpfern und Zuschauern entstand der Wunsch, daß er dem Uebermüthigen den Sieg entreißen möchte. Heftiger noch war der Andrang als alle, die vorhergingen: der Speer eines jeden zersplitterte auf dem stählernen Harnische des Andern, und — der Wolfsecker stürzte in den Sand. Hoch schmetterte Trompetenklang, und Wartenberg erhielt den ersten Preis aus den Händen der schönen Bilhild. Grimmig sah Wolfseck drein; endlich trat er vor und rief mit lautschallendem Tone: „Mag ihm der Dank werden! Er hat ihn nicht verdient! Man weiß, daß Kolben von Wartenberg oft bei Mondschein in den Lauben seines Gartens oder in den Gebüschen seines Waldes mit schlimmen Zauberwesen verkehrt. Also durch Zauberei hat er mich besiegt und nicht durch die Kraft seines Armes." Was der Zornige hier seinen edlen Gegner beschuldigte, war nichts weiter, als daß dieser zugleich ein Minnesänger, manchmal des Abends oder bei'm Morgenroth im einsamen Wald ein schönes Lied zum Lobe einer entfernten Dame sang, die er liebte, und daß seine dichterische Phantasie die luftigen Sylphen und die Geister der Auen anrief, ihn zu trösten und ihm rosige Bilder von seiner Geliebten erscheinen zu lassen. Darum wandte der Ritter von Wartenberg sich jetzt mit hohem Unmuth gegen den Wolfsecker, und sprach: „Ich hab' Euch im rechtlichen Streit besiegt! Wer mich der Zauberei anklagt, ist ein Lügner, und da Ihr es behauptet, so fordr' ich Euch zum ehrlichen Zweikampfe." — „Ja! So sei es!" entgegnete Jener trotzig. Der Turnierkönig bestimmte nun den Tag, an welchem Beide in diesen Schranken, erst zu Roß mit scharfer Lanze, und, wenn dies nicht entscheidend sei, zu Fuß mit dem Schwert, ihre Sache schlichten sollten. Wolfseck ritt knirschend davon.

Am Abend vor dem anberaumten Tage wandelte der Ritter von Wartenberg, wie er seit seinem Aufenthalt in dieser Stadt zu thun gewohnt war, allein, im leichten Koller, seine Lanze im Arm, nach einem Haine, der mit Labyrinthischen Pfaden sich gegen den Rhein zog. Er setzte sich unter eine Ulme und rührte die Saiten. Mit einmal durchbohrte ihm ein langer Pfeil den Rücken, so daß er blutend hinsank. Er wollte sich aufraffen, und das kurze Schwert ziehen, so er an der Hüfte trug; aber drei verkappte Mörder waren schon aus dem Gesträuche hervorgesprungen, und durchstießen ihn mit Speeren. Er verschied; sie schleppten ihn weiter in's Gehölz und eilten hinweg.

Als die Morgensonne des nächsten Tages erschien, versammelten sich die Ritter und eine ungeheure Menge Volkes auf dem Platze, wo sich der Zweikampf entscheiden sollte. Wolfseck ritt stolz einher, und hielt vor den Schranken. Doch der Wartenberger blieb aus. Schon währte es einige Stunden lang: da entstand ein dumpfes Gemurmel unter Rittern und Knappen. Man hörte einige Stimmen: „Er scheut wohl die scharfen Waffen seines Gegners mehr, als die Turnierlanze!“ — „Nein!“ riefen Andere dagegen, „dafür ist Kolben von Wartenberg zu brav; das sieht ihm nicht ähnlich!“ Allein er war fortwährend nicht zu sehen. Da mußte der Kampfrichter nach dem Gesetze sprechen, erhob sich von seinem Stuhl, und begann: „Ritter von Wolfseck! Euer Feind ist nicht erschienen. Er hat sich also selbst der Zauberei schuldig erklärt; darum verkünde ich der ganzen Versammlung von edlen Rittern, Knappen und Volk, daß“ — Horch! ein mächtiger Hufschlag, und sieh! ein Rittersmann, in völlig schwarzer Rüstung, mit feuerrothem Helmbusch und geschlossenem Visir, sprengte auf einem dunkelfarbigen Rosse, dem es aus den Augen wie himmlische Flammen blitzte, heran. Sein hoher, schlanker Wuchs, so wie die blaue Feldbinde und das Wappen auf seinem Schilde mit den Kolbenträgern und dem goldenen Jagdhorn, ließen ihn sogleich für Wartenberg erkennen. „Da ist [illegible] Da ist unser tapferer Landsmann! Er bleibt fürwahr nicht aus!“ erscholl es jubelnd im Kreise. Der Ritter lenkte sein Roß in die Schranken; aber sein Gegner zauderte noch; ja Einige, so diesem nahe, wollten bemerken, daß ihm die Kniee zitterten. Doch der Herold rief zum Kampf; er mußte sich fertig halten, und auf das Zeichen der Trompete rannten Beide schnell gegen einander. Da wankte der Wolfsecker im Sattel mit gesunkenem Haupt, sein Roß bäumte und überschlug sich, und er lag unter ihm. Der schwarze Ritter schwenkte das seinige, und er war, wie ein Wetterstrahl, der durch Wolken dahinfährt, plötzlich verschwunden. Man löste die Rüstung des Gefallenen. Auf seiner Brust, da wo das Herz liegt, befand sich ein dunkelrother Fleck, glühend wie ein Brandzeichen. „Das ist Wartenberg's Stoß!“ so lallte er tiefathmend, „ich ließ ihn gestern ermorden — im Walde — zunächst dem Rhein — dort ist er verscharrt — der Himmel sei meiner Seele gnädig!“ — Nach diesen Worten fiel er in Raserei, und gab unter wilden Zuckungen den Geist auf. Mit bebendem Schaudern sahen und hörten dieß Alle; man holte den Leib des Gemordeten zur ritterlichen Bestattung

ab, und die seltsame Begebenheit lebt unter den Sagen des Volkes. —

Aus der Geschichte von Worms.

In den Annalen der uralten, schon zur Zeit der Römer, besonders aber im Mittelalter, und noch in der neueren Periode, so berühmten Stadt Worms findet man, wie in denen von Speier, öftere Reibungen und Kämpfe zwischen Bischöfen, Adel und Bürgerschaft, bis endlich die reichsstädtisch-republikanische Verfassung auf lange Zeit fest begründet wurde.

Das Bisthum Worms ist frühen Ursprungs, und schon im 4. Jahrhundert sind Victor und Amandus I. als Vorsteher desselben genannt. Zu dem Dom, einem der merkwürdigsten Denkmale gothischer Baukunst, ward bereits im 7. Jahrhundert der Grund gelegt, und zwar von dem fränkischen Könige Dagobert, der auch die berühmte Abtei St. Denys stiftete. Allein seine vollendetere Gestalt verdankt er meist dem Bischofe Burkhard I., der ihn (im 11. Jahrhundert) neu auf Säulen erbaute, verschönern und mit Bildern ausschmücken ließ. Ueberhaupt machte sich dieser Bischof um sein Hochstift und um die Stadt Worms verdient. Er versah die letztere mit starken Mauern und Thürmen, setzte ihr einen Rath mit Schultheißen und Bürgermeistern, und gab ein für die damalige Zeit recht zweckmäßiges Gesetzbuch, wozu er, wie es im Eingange desselben heißt, „durch das beständige Klaggeschrei der Bedrängten, und durch die Ränke und Gesetzverdrehungen mancher Richter, bewogen war.“ So beherrschte er, und unter ihm sein Capitel, den geistlichen und weltlichen Staat. Aber die Macht und das Ansehen dieses Hochstifts vermochte viele vom niedern Adel des Landes umher, entweder nach der Prälatur selbst zu trachten, oder in den Dienst der Bischöfe als Marschälle, Kämmerer, Jägermeister ꝛc. zu treten. Der höhere Adel jedoch, namentlich die Pfalzgrafen, die Grafen von Leiningen, von Katzenellenbogen, Spondeim und Laurenburg, strebten nach dem Besitze der bischöflichen Länder am Rhein, in der Nahe- und Lahngegend, und fielen sie oft mit gewaffneter Hand an. Zugleich suchten die Bürger von Worms, nach dem Beispiel anderer Städte am Rhein, die geistliche Herrschaft abzuschüt-

teln und eine selbstständige Verfassung zu gründen. Da waren denn Burkhard's Nachfolger beständig in innere und äußere Fehden verwickelt, wodurch ihnen mancher Nachtheil ward; denn sie mußten oft jenem hohen Adel ganze Gebiete als Lehen überlassen, und die Bürgerschaft errang sich neue Freiheiten. Die rheinfränkischen Herzoge hatten ihren Hauptsitz in Worms. Als sie den Kaiserthron erlangt, unterstützten sie die Bürger gegen die Gewalt der Bischöfe, und fanden daher an jenen sehr treue Anhänger. Dies offenbarte sich namentlich in dem Streite Heinrichs IV. mit dem päpstlichen Stuhle. Die Wormser verjagten den Bischof Adalbert, Heinrichs Feind, aus der Stadt, empfingen den Kaiser mit festlichem Jubel, und streuten ihm Blumen. Die Bischöfe erhielten sich zwar, theils durch eigne Kraft, theils durch Klugheit und durch auswärtige Vermittlung, auf ihrer Stelle; doch die Kämpfe währten fort. Weil die Bürger von Worms auch der Dynastie des hohenstaufischen Hauses eine ausgezeichnete Treue und Anhänglichkeit bewiesen, gab Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) der Stadt eine eigene freiere Verfassung, so daß die Regierung derselben, außer den 12 bischöflichen Richtern, noch aus 28 Männern der Gemeinde bestand, und gewährte ihr noch andere Freiheiten. Diese machten sie unter seinem Nachfolger wider den kriegerischen Bischof Heinrich II. geltend, und leisteten ihm mit den Waffen kräftigen Widerstand. Die Patrizier standen hier an der Spitze; die Zünfte verbanden sich fest mit ihnen; man wählte einen neuen Rath, und führte sogar auf bischöflichem Grund und Boden ein großes Gebäude auf, welches jenen zur Zusammenkunft diente und den Namen Bürgerhaus erhielt. Doch der Kaiser trat als Schiedsrichter zwischen die Stadt und den Bischof, und dieser zog wieder in Worms ein. Bald aber gerieth er, nebst dem Churfürsten von Mainz, in Fehde mit dem Landgrafen Konrad von Thüringen; beide wurden im Treffen bei Fritzlar geschlagen und Heinrich sogar gefangen. Hierdurch ward er zu einem Vertrage mit den Bürgern genöthigt, der diesen, obwohl unter seiner Leitung, große Rechte bei Besetzung des Raths und in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten verlieh, und der den Grund zu ihrer künftigen freien Verfassung legte. Doch blieb dem Adel noch der Hauptantheil an der Regierung, was manchen Streit und manchen gewaltsamen Auftritt zwischen ihm und der Bürgerschaft veranlaßte, die zuweilen durch Einwirkung der Bischöfe gehemmt, aber nie ganz unterdrückt wurden. Unter dem Bischof Emiche, Raugrafen von Baienburg, der auf

den frommen und friedfertigen Simon von Schöneck folgte, erhob sich ein förmlicher Aufstand. Listiger Weise neigte sich der Bischof auf die Seite der Gemeinen, in der Hoffnung, daß er, wenn der kriegerische Adel überwunden sei, desto leichter auch die Herrschaft über jene behaupten könne. Da zog Kaiser Albrecht I., der seinen Gegner Adolph von Nassau bei Gelheim besiegt, triumphirend in Worms ein. Die Patrizier suchten Hilfe bei ihm, und er bestätigte ihre Vorrechte. Doch betrugen sie sich mit solcher Mäßigung, und gestatteten der Bürgerschaft so manche Freiheiten, daß beide Parteien sich wieder vereinten und ihr gesammter Haß nur auf die Bischöfe und deren Anhang fiel. Der Bund mit den andern rheinischen Städten ward erneut, und sie nahmen viele Ritter des umliegenden Landes in Sold, weil diese als tüchtige und kriegsgeübte Anführer ihnen sehr nützlich sein konnten. Daß dieser Städtebund einander gegenseitig und wacker unterstützte, wo die gemeinsame Wohlfahrt im Spiele war, ist aus der Geschichte bekannt. Denn, als, wie wir bereits an einem andern Ort erwähnt, der stolze und habsüchtige Bischof Adolph im Jahre 1374 die Stadt Speier mit seinen, den Trierer und Kölner Schaaren bedrängte, „hat — so meldet die Chronik der freien Reichsstadt Speier, von Christophorus Lehman — der Rath und die Bürgerschaft sich in gute Bereitschaft gestellt, viel Ritter, Adelspersonen, und Andere, zu Roß und Fuß, in die Stadt genommen, und zum Obristen in Bestallung gehabt Herrn Hanneman, Graven zu Zweibrücken, und seinen Bruder, denen die Eidgenossen Mainz und Worms ein ansehnlich Volk zugeschickt.“ Mit diesen vereint haben dann die braven Bürger jenen tapfern und glücklichen Widerstand geleistet.

Unter dem Bischof Ewerwin von Kronberg nahm auch der niedere Clerus an den Unruhen der Bürger von Worms gegen diesen Prälaten Theil. Doch wußte er sie wieder zu trennen. Sein Nachfolger Emerich von Schöneck, dem Anschein nach demüthig und friedliebend, wie sein Bruder Simon, aber nur so lange, bis er auf dem geistlichen Stuhle saß, führte sein Regiment so kräftig und gebieterisch, daß der Rath, die Bürger, und das Domkapitel selbst, darob erstaunt, aber nicht minder empört waren, und ein neuer Aufruhr auszubrechen drohte. Auch die schon damals in Worms sehr zahlreiche Judenschaft ward hiedurch ermuthigt, und versagte, indem sie sich den Bürgern anschloß, den Gehorsam und die Steuer, welche sie dem Bischof leisten mußte. Um mehr Schutz zu genießen, hatten diese Juden

stets erklärt, ihre Synagoge in Worms habe schon vor Christi Geburt bestanden und nicht in dessen Tod gewilligt. Aber die Christen nahmen dies nicht an, sondern behaupteten, sie wären als Sklaven mit dem Ahnherrn des Hauses Dalberg nach dieser Stadt gekommen. Sie erfuhren deshalb von den Bürgern sowohl, als von den Bischöfen, manche Kränkung und manches willkürliche Behandeln, und die Neckereien des Pöbels gegen dieses Volk — welches jedoch durch seine Denk- und Handlungsweise nicht selten Stoff dazu liefern mochte — gingen am Ende so weit, daß man es unter den Schutz und die Obhut der Freiherren von Dalberg stellen mußte. Diese führten schon in sehr früher Zeit den Titel Kämmerer von Worms, und eine besondere Straße ward hiernach von ihnen benannt. Man hält sie für das älteste adelige Geschlecht in Deutschland, und jeder Kaiser fragte bei seiner Krönung, wenn er den Ritterschlag ertheilen sollte: „Ist kein Dalberg hier?“ weil diesem dann die Würde zuerst verliehen ward. Denselben Gebrauch wollte Napoleon auch auf das französische Kaiserthum übertragen, und ernannte darum einen Freiherrn von Dalberg zum Herzog und ersten Baron des Reichs. Die Familie rühmte sich ehedem sogar der Verwandtschaft mit Christus durch die Jungfrau Maria, und man hat eine Anekdote aus jener Zeit bewahrt, wonach eine Frau von Dalberg, als ihr Kutscher gefragt, wohin er sie fahren solle, ihm geantwortet: „Zu meiner Cousine nach dem Liebfrauenstift.“ Der Sohn ihres Stammherrn soll mit der 22. römischen Legion nach Worms gekommen sein, und schon im frühen Mittelalter war das Haus Dalberg im Wormsgaue sehr mächtig und reich an Gütern. Der Kämmerer Eckenbert stiftete **1119** zu Frankenthal ein Mönchs- und seine Gemahlin ein Nonnenkloster, die beide mit männlichen und weiblichen Gliedern des Augustinerordens besetzt wurden. Daß aber die Judenschaft es jetzt (**1312**) wagte, dem Bischof ungehorsam zu sein, kam daher, weil sie von dem Rath und der Bürgerschaft wirklich unterstützt war; denn diese mochten gern mit dem namhaften Zins, welchen sie jenem bisher entrichtet, die Stadtkasse bereichern. Der Bischof sah daher, um sein Recht nicht gänzlich einzubüßen, kein anderes Mittel, als daß er den Juden eine eigene Verfassung gab. Sie bestand in einem aus ihrer Mitte gewählten Rath von Zwölfen und einem Vorsteher. Darum hieß der Letztere bei dem gemeinen Volke der Judenbischof. Endlich nahm (**1315**) Kaiser Ludwig der Bayer die Israeliten unter die Stadtgemeinde auf, und von seinem Nachfolger Karl IV.

wurden sie ganz der Stadt, jedoch unter dem Schutze des Bischofs und der Familie Dalberg, übergeben.

Durch die Gunst der Kaiser ward die Gewalt der Bürger noch verstärkt und die der Bischöfe immer mehr geschwächt. Jene forderten nun auch, daß die Geistlichkeit ihnen an Rechten und Lasten gleich gestellt sei. Als deshalb im Jahre **1386** eine starke Fehde entstand, verließ der Bischof Eckard, nebst seiner Clerisei, die Stadt, und belegte sie mit dem Kirchenbann. Dies schreckte die Bürger nicht, sondern regte ihren Trotz noch mehr auf. In den Reden, welche man damals in den Gast- und Schenkstuben an das Volk hielt, findet sich die merkwürdige Stelle: „Die Geistlichen sollen in der Kirche für uns singen und beten, nicht aber den Tempel zum Wirthshause machen, und durch Weinzapf und andere weltliche Handthierungen ehrlichen Bürgern die Nahrung wegschnappen. (Wirklich erlaubten sich jene, im Kreuzgange zu zapfen!) Wir haben unsere Freiheiten und Privilegien so gut von den Kaisern erhalten, als sie; darum sind wir ihnen stets dankbar gewesen, und haben für ihre Majestät unser Gut und Blut gewagt; die Pfaffen jedoch haben Aufruhr gegen sie gepredigt, und selbst das weltliche Schwert ergriffen. Darum wird auch der Kaiser unsere gerechten Forderungen mit seiner kaiserlichen Gewalt unterstützen.“ Die Folge war ein Kampf, worin der Bischof und seine Anhänger geschlagen, Mehrere von der hohen und niedern Geistlichkeit gefangen und eingethürmt, auch ihre Häuser und Güter verwüstet wurden.

Endlich mußten die benachbarten Fürsten und Städte, ja selbst der Kaiser und der Papst, dieser rasenden Fehde Einhalt thun, und es kam eine Vermittlung zu Stande. Dennoch ward die Ruhe weder unter diesem Bischof, noch unter seinen Nachfolgern, gänzlich hergestellt. Als im Jahre **1482** der ehrenwerthe, durch seine Gelehrsamkeit und die Stiftung der Heidelberger Akademie berühmte, Johann von Dalberg, die bischöfliche Würde erhielt, wollten ihm die Bürger den Eid der Treue nicht schwören, und trotz seinem Vorschlage, den noch bestehenden Zwist dem Spruch unparteiischer Schiedsrichter zu unterwerfen, kam es zu einem Aufstande, so daß Johann, der zu spät die Strenge angewandt, zweimal die Stadt verlassen mußte, und zuletzt bei seinem Freund, dem Churfürsten Philipp von der Pfalz, einen ruhigen Zufluchtsort fand. Endlich ward durch die Mitwirkung einiger klugen Fürsten und der Reichsgerichte der Streit dahin entschieden, daß Worms diejenige Verfassung erhielt,

welche es als freie Reichsſtadt bis in die neuere Zeit bewahrte. Der Rath beſtand theils aus Adeligen, theils aus zünftigen Bürgern, und die Biſchöfe hatten Theil an der Wahl. Einzelnes aus der ferneren Geſchichte dieſer Stadt, wo auch, da die geiſtliche Gewalt nunmehr gebrochen war, ſich der Geiſt des Aufruhrs manchmal gegen die bürgerliche Obrigkeit gerichtet, bleibe einer andern Darſtellung vorbehalten.

Das Turnier in Darmſtadt.

Ein Theil der jetzigen heſſen-darmſtädtiſchen Lande, nebſt der Stadt dieſes Namens, gehörte in früherer Zeit den Grafen von Katzenellenbogen, und fiel nach dem Erlöſchen ihres männlichen Stammes im Jahre **1479** an die Landgrafen von Heſſen. Das Darmſtädter Schloß ward **1379** von dem Grafen Wilhelm III. erbaut. Er verſchrieb es ſeiner Gemahlin als Wittwenſitz, wozu vorher das Schloß Zwingenberg, das an der dortigen Gebirgskette, ohnweit dem hohen Melibokus, liegt, beſtimmt war. Darmſtadt blieb nun die gewöhnliche Reſidenz dieſer Grafen, ward aber beſonders durch Johann III., der **1399** zur Regierung kam, erweitert und verſchönert. Wirklich beſaß Johann fürſtliche und heroiſche Tugenden die ihm eine ſehr ehrenwerthe Stelle unter den Regenten ſeiner Zeit ſchufen. Die Limburger Chronik ſagt von ihm: „Er hat große Dinge gethan von ritterlichen Thaten. Er iſt geweſen in großen Streiten und Schlachten, ſowohl über Meer und wider die Türken, als auch in dieſen Landen. Er hat gebauet Burg Schwalbach und das Schloß Katzenellenbogen, wodurch er ſeinem Stammnamen zugleich einen neuen Glanz am Rheine gab ꝛc.“ — Aber es wird zugleich bemerkt, daß er das Vertrauen der vier rheiniſchen Churfürſten beſaß, und daß durch ihn unter den rheinländiſchen Grafen ein Bund geſtiftet ward, wodurch ſie ihre Streitigkeiten nicht mehr auf gewaltſame Art, ſondern vermittelſt eines gemeinſamen Friedensgerichts, entſchieden. Wie er tapfer ſein Recht zu vertheidigen wußte, eben ſo weiſe und gerecht war die Verwaltung ſeines Landes, wo unter ihm, durch Kunſt, Gewerbfleiß und Ackerbau, ein blühender Wohlſtand herrſchte. Johann war ſehr ſparſam in ſeinem Staatshaushalt; doch zeigte er gern Pracht und Glanz, aber nur bei ſeinen Hoffeſten und in kunſtmäßiger

Schönheit der Gebäude. Darum ward auch sein Hof von dem Adel aus jeder Gegend des Rheinlandes, und selbst von den Fürsten, oft besucht. Darmstadt erhielt durch ihn eine neue Kirche; das Schloß ward im Innern und Aeußern vervollkommnet, mit einer schönen Säulenreihe geschmückt und mit den kostbarsten Geräthschaften versehen, auch der Hofraum zu großen Festlichkeiten eingerichtet. Der Graf ließ nun, als dies geschehen war, ein prunkvolles Turnier ausschreiben. In J. L. Klüber's schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen zu seiner Verdeutschung des gründlichen und umfassenden Werks: Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen und militärischen Verfassung, von de la Curne de Sainte Pelaye, sind 36 Hauptturniere, die seit der Einführung dieser Anstalt bis zu ihrem Erlöschen (von 928—1487) in Deutschland gehalten worden, nämlich 22, so der Adel, und 14, so die Kaiser und Fürsten selbst verordnet, angezeigt, und darunter namentlich das, welches Johann im Jahr 1403 an seinem Hofe gab. Er lud hierzu nicht allein den rheinischen, sondern auch den gesammten, hohen und niedern, Adel Deutschlands, ein, und es erschienen auf den bestimmten Tag mehrere hundert Fürsten, Grafen und Ritter, so daß noch kein Fest durch ein glänzenderes Waffenspiel dieser Art verherrlicht wurde. Auch war die Zahl der Kämpfenden und der Zuschauer so groß, daß man weder in der Hofburg, noch in der Stadt, einen Ort fand, der zu einem solchen Turnier hinlänglichen Raum geben konnte. Darum wurden die Schranken auf einem weiten Plan außerhalb der Stadt errichtet. Hören wir aber nun, wie das prächtige Schauspiel ein tragisches Ende nahm.

Einige Ritter aus Hessen und einige aus Franken waren einander bei'm Hinritt im Gasthofe zu Wertheim begegnet. In rüstiger Freude und Geselligkeit leerten sie mehrere Humpen, und als der gute Wein die Lebensgeister berauscht, fiel das Gespräch auf ihre Ritterthaten und den Adel ihres Geschlechts. Bald fühlte sich Einer durch des Andern Worte gereizt; jede der zwei Landsmannschaften wollte einen Vorzug behaupten, und es kam zu mancher anzüglichen und beleidigenden Rede. „Was ist denn mit Euch?“ riefen endlich die Franken. „Wir sind rechtliche Kämpen: Ihr aber lebt meist vom Stegreife, wie die Heerstraßenritter und Wegelagerer.“ — „Sagt, was Ihr wollt!“ entgegneten die Hessen. „Was wir thun, ist eher eines Ritters werth, als Euer Treiben. Ihr geleitet die Kaufmannschaft aus bloßem Eigennutz, nehmt Theil an ihrem Handel, und befaßt Euch gar mit Wucher.

Das verdunkelt die Würde und den Glanz Eures Adels!'" — So erhitzte ſich der Streit immer mehr; doch kam es noch zu keinen Thätlichkeiten; aber in bitterem Groll ritten beide Parteien auseinander. In Darmſtadt angelangt, ſetzte jeder Theil die übrigen Ritter ſeines Landes von dem Unglimpfe, der ihm widerfahren war, in Kenntniß. Alle fühlten ſich hierdurch ſchwer gekränkt, und beſchloſſen ſogleich, auf dem Turniere ſelbſt die beleidigte Ehre gemeinſam zu rächen. Auch ſah man hier wohl die Spannung, welche zwiſchen beiden Landsmannſchaften herrſchte, und traf die beſtmöglichſten Vorkehrungen, um eine ernſtliche Fehde zu verhüten. Selbſt der Graf Johann und die Fürſten gaben ſich alle Mühe, die zornigen Gemüther zu verſöhnen; aber ſie fanden bald, daß dieß vergeblich war. Das Turnier begann. Nachdem einige Lanzen gebrochen waren, kam plötzlich von der einen Seite die Schaar der Franken, von der andern die der Heſſen, angerückt, und unaufhaltſam ritten die Erſteren mit **120**, die Letzteren mit **140** Helmen, in die Schranken ein. Die Trompeten ſchmetterten hoch auf jeglicher Seite; aber es rannten hier nicht einzelne Ritter, um ſich blos aus dem Sattel zu werfen, ſondern ſie ſtürmten in geſchloſſenen Zügen, mit blanken Schwertern, auf einander los, ſo daß ein ſogenanntes Melée oder allgemeines Handgemeng entſtand, wie es Walter Scott in ſeiner herrlichen Beſchreibung des Turniers zu Aſhby ſchildert. Alle fochten wüthend auf Leben und Tod; hier lagen zerhauene Arm- und Beinſchienen, dort Helme, auf dem Boden umher; ſelbſt die Kampfroſſe ſpornte man auf einander los, und die ſtaubige Rennbahn war mit Blut vermengt. Unter dem Schall der Trompeten erhob ſich das entſetzte Geſchrei der Zuſchauer; die Damen flohen mit Angſt von dem Balkon, und die Fürſten ſprangen von ihrem Sitze herab, drängten ſich unter die wuthſchäumenden Kämpfer, und ſuchten ſie mit Bitten und Drohungen, mit hartem und gelindem Wort, zu trennen. Dies gelang ihnen endlich, und die Urheber des Streites ritten davon. Verwundete und Todte von jeder Partei trug man aus der Bahn, und in einem alten, von Winkelmann bewahrten Reime, heißt es:

„Zu Darmſtadt in den Schranken
Blieben neun Heſſen und ſiebzehn Franken."

Man wandte nun alles an, das Ritterſpiel wieder in Gang zu bringen, damit der gaſtfreundliche Graf Johann durch dieſen tumultuariſchen Auftritt nicht zu ſehr beleidigt werde. Die noch anweſenden Franken und Heſſen wurden, ſo weit es möglich war, von ihren rheiniſchen Waffengenoſſen

beſänftigt; das Turnier fing wieder an, und ward auf die übliche Weiſe fortgeſetzt. Aber die ächte Freude war nun einmal geſtört, und das ganze Feſt, wozu der Hof auch für den nächſten Tag andere ſchöne und reiche Ergötzlichkeiten veranſtaltet, ging noch an demſelben Abend zu Ende.

Das Frankenſteiner Eſelslehen.

Vogt, der in ſeinen rheiniſchen Geſchichten auch des ſo eben gemeldeten Ereigniſſes gedenkt, ſagt hierbei: „er wolle, um das Gefühl ſeiner Leſer nicht länger durch ſolche blutige Trauerſpiele aufgebrachter Männer zu trüben, denſelben als Gegenſtück ein lächerliches Luſtſpiel aufgebrachter Weiber vorführen, was zu der nämlichen Zeit in Darmſtadt üblich geweſen ſei.“ Dieſes Curioſum wollen wir denn ebenfalls zur Beluſtigung unſerer Leſer mittheilen, indem wir zugleich der Meinung jenes Schriftſtellers ſind, und es ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, daß ſolche Unarten nur unter der niedern und ungebildeten Volksklaſſe ſtatt haben konnten. Wohl bei allen Völkern, vorzüglich aber bei denen von germaniſcher oder deutſcher Abkunft, wo das ſtärkere Geſchlecht auf ritterliche Ehre, auf die Führung der Waffen, und auf den Schutz, welchen es dem ſchwächeren angedeihen ließ, ein ſo großes Gewicht legte, gab es von jeher keine ärgere Schmach, als wenn ein Mann geduldig die Herrſchaft ſeines Weibes oder gar Prügel, von demſelben ertrug. Doch kam der letztere Fall manchmal unter der geringeren Klaſſe vor. Aber auch in dieſer ſollte der Mann ſeine Würde behaupten, und ein ſolches Vergehen ward daher in vielen deutſchen Landen geſetzlich gerügt, was man im oberen Rheingau auf eine beſonders feierliche Art behandelte. In Darmſtadt war deshalb ein Gericht unter dem Namen des böſen Hunderts, mit Schultheiß und Schöffen, beſtellt. Fand dieſes die Frau ſchuldig, ſo wurde ſie ohne Weiteres auf einen Eſel geſetzt und durch die Straßen geführt, wo man ſie dem Hohne und den Inſulten des Pöbels Preis gab. Nur galt hier der Unterſchied, ob die Frau ihren Mann hinterliſtig überfallen, ſo daß ſeine Gegenwehr zu ſpät kam, oder ob ſie mit einander in offenen Fauſtkampf gerathen und er von ihr beſiegt war. Im erſteren Fall ward der Eſel von dem Frankenſteiner Boten geführt, im letzteren mußte der Mann, weil er ſich als ein

elender Wicht gezeigt, ihn selbst führen, und trug also einen Theil des öffentlichen Schimpfes. Jene merkwürdige Gerichtsbarkeit haftete als ein Eselsleben auf dem Schlosse Frankenstein im Odenwalde, von dem wir bereits eine Sage ganz anderer Art mitgetheilt haben. Die Herren dieses Schlosses erhielten von den Bürgern in Darmstadt jährlich einige Malter Korn und einen kleinen Geldzins in Bessungen; dagegen waren sie verpflichtet, jeden Aschermittwoch, sobald es der Rath verlangte, einen Esel durch einen besondern Boten zu dem fraglichen Zwecke nach Darmstadt zu senden. Grimm, der diese Anstalt in seinem Werkchen: Vorzeit und Gegenwart ꝛc. erwähnt und selbst eine Urkunde darüber beifügt, nennt sie einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte früherer Jahrhunderte, und namentlich des sechszehnten. Auch Vogt erkennt sie für ein lächerliches Bild der Sitten jener Zeit. Dies ist allerdings wahr; doch soll noch jetzt in der französischen Landschaft Auvergne ein ähnlicher Gebrauch bestehen, allein mit dem Unterschiede, daß, wenn ein Mann sich von seinem Weibe schlagen ließ, er selbst auf einen Esel gesetzt und unter'm Hohngelächter des Volkes durch die Straßen seines Wohnortes geführt wird. Ein solcher Fall hat sich, wie einige Zeitungen gemeldet, sogar noch im letztverflossenen Jahre zugetragen. Nur mischen sich dort die Gerichte nicht ein, und die Strafe wird allein von den Mitbürgern des ehrsamen Paares verhängt, die als ächte, von dem Esprit de Chevalerie beseelte, Franzosen ein so feiges und unmännliches Betragen, das die obgedachte Grenzlinie zwischen dem stärkeren und zarteren Geschlecht aufhebt, nicht ungeahndet lassen.

Die Niebelungen.

Wir haben schon in der Sage vom hörnenen Siegfried des Burgunder-Geschlechts der Nibelungen gedacht, von welchem auch dieser war. Die kolossale Heldendichtung: Das Lied der Nibelungen, das, wie jene damit in Verbindung stehende Sage, Begebenheiten aus einer dunkeln Vorzeit, wo das Mythische mit dem Historischen so sehr verwebt ist, und namentlich die Schicksale eines Zweiges von jenem Stamme, der am Mittelrhein seinen Sitz hatte, schildert, möchte wohl — wie A. W. v. Schlegel glaubt — wegen

des Herben und Wilden, das sich darin kund gibt, seinen Ursprung aus hohem Alterthume herleiten, obschon die Form, worin es auf unsere Zeit kam, so wie die Beimischung des eigentlich Ritterlichen, einer weit späteren Behandlung aus der Periode der Minnesänger angehört. Ueber den Dichter, der ihm diese Gestaltung gab, sind die Meinungen der Beurtheiler sehr verschieden. Doch hat vielleicht die, daß es der berühmte Heinrich von Ofterdingen sei, der zuerst am Hofe des Herzogs Leopold von Oestreich und dann an dem des Landgrafen Herrmann von Thüringen (im 12. u. 13. Jahrhundert) lebte, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Wiewohl die Geschichte der Nibelungen zugleich auf Erzählungen der nordischen Edda, der Wilkina- und Niflungasaga ꝛc. ꝛc. gegründet, auch Manches darauf Bezug habende in den Dichtungen des Heldenbuchs enthalten ist, so folgen wir bei unserer Darstellung hauptsächlich dem, was jene große altdeutsche Epopöe davon meldet.

Unsere Leser wissen bereits, daß der tapfere Siegfried, nachdem er den gräßlichen Lindwurm erlegt, im ritterlichen Glanz und mit reisigem Gefolge nach der fürstlichen Stadt Worms zog, deren Thürme sich in der fruchtbaren und anmuthigen Fläche erheben, welche der Rhein durchströmt. Daselbst herrschte ein König der Burgunder, mit Namen Gunther, der nach dem Tode seines Vaters Dankrat den Thron bestiegen hatte. Mit ihm verwalteten seine Brüder Gernot und Giselher das Reich. Unter dem Schutz und der Pflege dieser Drei lebten auf der Hofburg Frau Ute, ihre Mutter, und ihre reizende Schwester Chriemhilde. Aber die drei Fürsten waren nicht allein reich und von hoher Geburt, sondern auch edel, kühn, stark und mild. Sie waren von hohem, riesenmäßigen Wuchs, und ihrem Befehl gehorchten die tapfersten und streitgeübtesten Recken. Unter diesen nennt unsere Geschichte den Ritter Hagen von Troneck, einer alten Burg am Flüßchen Dron auf dem Hunsrücken, seinen Bruder Dankwart, so der Schnelle hieß, Ortwin von Metz, die zwei Markgrafen Gere und Eckewart, Volker von Alzei, Rumold, Sindold und Hunold. Dankwart aber befand sich hier als Marschall, und sein Neffe Ortwin als Truchseß des Königs; Hunold war zum Kämmerer, Sindold zum Schenken, und Rumold zum Küchenmeister bestellt. Alle waren auserwählte Degen, und außerdem hatten der König und seine Brüder noch viele und treffliche Schaaren von Rittern, Reisigen und Fußknechten im Sold.

Die schöne Chriemhilde, welche mit ihrer Mutter in den prächtigen Frauengemächern des Schlosses wohnte, sah einmal ein wunderliches Nachtgesicht. Ihr träumte, sie zöge einen herrlichen, starken und wilden Falken auf, und da kämen plötzlich zwei furchtbare Adler und entrafften ihn. Am Morgen erzählte sie den Traum ihrer Mutter. Frau Ute sprach: „Der Falke, den Du erzogen, ist ein edler Mann, der sich Dir vermählen und den Gott behüten wird." — „Ich werde mich nie vermählen!" war die Antwort. „O wirf es nicht so weit von Dir!" (sagte die Mutter). Es wäre Schade um ein so schönes Weib. Du kannst mit einem guten Ritter recht froh und glücklich im Ehestand werden." Allein die gute Chriemhilde, des Traums gedenkend, blieb auf ihrem Vorsatz, und entzog sich aller Minne. Sie lebte einsam und vergnügt in ihren Gemächern, und freute sich des Lustwandelns in dem angenehmen und farbigen Rosengarten, den sie an der Burg besaß.

Melden wir nun, wie Siegfried in Worms ankam. Er und seine zwölf Reisigen trugen rothe Gewänder mit Gold, blanke Rüstungen von Stahl und funkelnde Helme mit wehenden Federn. Ihre Schilde waren neu, licht und breit, ihre Schwerter so lang, daß sie bis auf die Sporen herabhingen, und jeder führte einen gewichtigen Speer. Alle ritten auf Rossen von der edelsten Zucht. Die Zäume waren goldfarben und die Sattelriemen mit Seide verziert. Aber Siegfrieds Rüstung und sein Roß überstrahlten die Waffen und Rosse der Andern weit. Die Spitze seiner Lanze war zwei Spannen breit und scharf an allen Ecken. So ritten sie in die Stadt ein, wo alles Volk, neugierig gaffend, dem stolzen Zuge nachlief. Als dieser im Hofe der Königsburg angelangt, traten edle Knappen ihm entgegen, und hielten ehrerbietig die Rosse. Der Ritter und sein Gefolge stiegen ab, und wurden sofort dem König Gunther gemeldet. Sobald der Fürst vernahm, daß Siegfried, des niederländischen Königs Sohn, welcher den Drachen im Gebirg erlegt, ihn begrüßen wolle, ging er selbst ihm entgegen, und hieß ihn freundlich willkommen. Dann führte er den Helden in den Rittersaal, wo seine Brüder und die Großen des Reiches versammelt waren. Jetzt fragte ihn Gunther: „In welcher Absicht kommt Ihr, edler Siegfried, in dieses Land und an meinen Hof?" Darauf erwiderte jener: „Ich hörte in meines Vaters Land, daß Ihr die allerkühnsten Recken um Euch habt, und daß man nie einen heldenmüthigern König sah, denn Euch selbst. Auch ich bin ein Recke, und man sagt,

daß mir von Rechtswegen eine Krone gebührt. Darum ſetze ich deshalb meine Ehre und mein Leben zum Pfand ein, und will Burg und Land von Euch erkämpfen." — Ueber dieſe Rede ward der König ſehr verwundert, und zornig blickten ſeine Vaſallen auf den kühnen Mann. „Wie hätte ich das verdient?" ſprach Gunther jetzt. Mein Vater hat lange mit Ehren das Reich beherrſcht, und ich ſollte durch eines Andern Kraft mein Erbe verlieren? Dann wäre ich meines fürſtlichen Ranges und der Ritterſchaft unwerth." — „Wohlan!" entgegnete Siegfried, „wir wollen uns im Streit verſuchen. Wenn Deine Stärke mir obſiegt, dann ſoll mein eignes Erbe, Land und Leute, Dir unterthänig ſeyn; wo nicht, ſo gehört das Deinige mir!" — Doch grimmigen Muthes erhoben ſich die Edlen des Reiches. Mit Hagen trat Gernot, des Königs Bruder vor, und ſagte, daß Niemand ein Recht an dieſes ſchöne und reiche Land habe, als der, unter deſſen Scepter es ſtehe, und Ortwin von Metz rief dem fremden Ritter zu: „Glaubt Ihr, daß unſer Fürſt ſo ſchlecht bewehrt ſey? Kommt mit einem ganzen Heer, und Euer Uebermuth ſoll doch nichts erringen!" — Zürnend gab der Held vom Niederlande zur Antwort: „Ich bin ein Königsſohn und Du des Königs Mann. Deiner Zwölf dürften mich wohl im Kampfe nicht beſtehen?" — Ortwin rief nach Schwertern; auch der ſtarke Hagen, ſeiner Mutter Bruder, ſchloß ſich ihm an. Doch Gernot, ſo muthig er auch ſelbſt war, ſprach leiſe zu jenem: „Laßt Euern Zorn! Es iſt beſſer, daß wir Siegfried zum Freund, als zum Feinde haben. Ich hoffe, wir kommen in Güte auseinander." Da wagte Keiner mehr ein Wort, weil es des Fürſten Bruder ihm unterſagt, und dieſer begann zu Siegfried: „Seyd uns willkommen, Ihr und Eure Heergeſellen! Wir dienen Euch gern, ich mit meiner ganzen Verwandtſchaft." Und er hieß die Pokäle füllen mit dem edlen Guntherswein, der hier auf goldenem Felde wuchs, und ſie den Gäſten überreichen. Darauf ſprach der Wirth des Landes: „Alles, was unſer, ſteht Euch zu Gebot, wenn Ihr's nach Ehren verlangt. So, und nicht anders, ſey Leib und Gut mit Euch getheilt!" — Da ward Siegfried ſanfter geſtimmt, und um ſo mehr, als er an die herrliche Maid, des Königs hohe Schweſter, dachte.

Gunther ließ nun dem Helden ein glänzendes Gemach und ſeinen Knechten treffliche Herberg anweiſen. Jeden Tag wurden ihm zu Ehren frohe Feſte, mit ritterlichem Spiel und andern Ergötzlichkeiten, gefeiert. Aber wenn ſie den Stein

warfen oder den Speer nach dem Ziele sandten, da war Keiner, der Siegfrieden an Kraft und Gewandtheit gleich kam. Auch wenn am Abend die Ritter sich in den anmuthigen Kreis der Frauen des Hofes gemischt, sahen viel schöne jungfräuliche Augen auf den herrlichen Königssohn, und manches Herz mochte geheime Wünsche hegen. Doch Siegfried trug in dem seinigen das Bild einer süßen Maid, die er noch nicht gesehen und die so gern auf ihn blickte. Denn wenn er mit Rittern und Knechten im Hofe das Kampfspiel trieb, sah die Fürstin Chriemhild insgeheim durch die Fenster, und war entzückt von seinem adelichen Wesen, seiner Kraft und Gestalt. Hätte er dieß gewußt, wie hoch sollte es ihn erfreut haben! Allein er vernahm nur, daß man die schöne Königstochter nicht sehen dürfe, und ward deshalb traurig. Oft auch ritten die Fürsten in ihrem Land umher; dann mußten alle Recken dabei seyn; aber auch Siegfried, was Chriemhilden sehr leid war. — So wohnte der Ritter ein ganzes Jahr an Gunthers Hof, ohne daß er die Holde sah, und er trug vielen Gram bei allen Ehren, die man ihm erzeugte.

Jetzt aber kamen Botschafter, gesandt von Leudeger, dem Beherrscher des Sachsenlandes, und von Leudegast, dem Könige der Dänen. Sie wurden vor Gunther geführt, der sie willkommen hieß und um ihre Sendung fragte. Wohl fürchteten sie des Königs Macht und hohen Muth; doch ermannten sie sich, und Einer sprach: „Erlaubet, o König, daß wir unsere Botschaft ausrichten! Uns sendet Leudegast von Dänemark und Leudeger von Sachsen. Ihr habt ihren Zorn verdient, und sie tragen großen Haß gegen Euch. Darum wollen Beide Heerfahrten mit ihrer ganzen Streitmacht an den Rhein, und Euch bekämpfen. In zwölf Wochen sind sie da. Laßt nun bald sehen, ob Ihr der guten Freunde genug habt, die Eure Burgen und Euer Land schützen! Wollt Ihr Euch aber mit unsern Königen vertragen, so gebt Eure Bedingungen an. Dann kommen sie vielleicht nicht so nahe, und viel des Blutes kann erspart werden.“ — „Harret eine Weile!“ versetzte Gunther; „bald erfahrt ihr meinen Entschluß.“ — Er ließ den Gesandten gute Herberg und reichliche Verforgung in der Stadt geben. Sodann berief er seine Brüder und die Großen des Reiches, und machte ihnen die Botschaft der feindlichen Herrscher bekannt. „Unser Schwert soll ihnen die Fahrt schon wehren!“ rief Gernot in seinem feurigen Muth. Hagen aber sprach: „Leudegast und Leudeger, die Uebermüthigen, haben große Macht. Es wird

ſchwer ſeyn, uns in ſo kurzer Zeit zu rüſten. Fragt nun auch den Siegfried!“ — Der König ging zu dieſem, und ſagte ihm, welche Sorge ihn um ſein Land und ſeinen Thron belaſte. Doch Siegfried ſprach: „Sänftigt Euer Gemüth, edler Fürſt! Ich helfe Euch Ehre und Heil erwerben. Entbietet Eure braven Degen, die Ritter Hagen, Ortwin, Dankwart, Sindold und Andere, mit ihren Fähnlein! Volker jedoch, der kühne Mann, führe das Hauptbanner; denn Keinem gönne ich es mehr. Ich ſelbſt will nur an der Spitze meiner zwölf Recken ſeyn. Kämen Eure Feinde mit dreißig tauſend Mann, ſo wollte ich ſie beſtehen, und hätte ich auch nicht mehr als tauſend. Laßt nun die Boten heim reiten, und ihren Herren kund thun, daß wir gerüſtet ſind und unſern Burgen Friede ſchaffen werden.“ — Da dankte der König von Herzen dem braven Rittersmann, und betheuerte ihm, daß er ſeinen Dienſt mit allen Ehren vergelten würde. Alsdann beſchied er die Geſandten wieder an ſeinen Hof, und gab ihnen zur Antwort: „Sagt Euern Herrſchern, die ſo übermüthig ſind, ſie möchten wohl zu Hauſe bleiben! Wollen ſie mich aber in meinem Lande heimſuchen, ſo wird ihnen der Arbeit genug.“ Darauf ließ er denſelben reiche Geſchenke zuſtellen, und gab ihnen ſicheres Geleit über die Grenze.

Als nun die Botſchafter nach Dänemark und Sachſen zurückkamen und ihren Gebietern meldeten, wie ſtark König Gunthers Macht, und wie an ſeinem Hofe der ſehr berühmte Held, Siegfried aus dem Niederlande, ſey, da gereuete es ſie faſt, daß ſie den Krieg angekündigt; doch hielt es ihr Stolz für feige, das einmal ausgeſprochene Wort zu ändern und einen Vertrag anzubieten. Sie brachten alſo ein Heer zuſammen, das über vierzigtauſend Mann ſtark war: mit dieſem wollten ſie in das Burgunderland ziehen.

Aber bald hatten ſich auch König Gunther und ſeine Brüder zum Kampfe gerüſtet. Das königliche Banner führte der edle Volker von Alzei; Hagen von Troneck war Schaarmeiſter; Sindolt, Hunolt, Dankwart und Ortwin ſchloſſen ſich mit ihren Geſchwadern an. Da ſprach Siegfried, der alles leitete, zu dem König: „Bleibet diesmal daheim, edler Herr, bei Euern Frauen und Eurem Gut! Verlaßt Euch darauf, Euer Reich ſoll wohl behütet ſeyn! Die Feinde wollen an den Rhein vordringen; doch ehe dies geſchieht, reiten wir ſo nahe an ihr Land, daß ihr Uebermuth ſich in Sorge verwandeln ſoll.“ —

Raſch zogen jetzt die Helden mit ihrem Kriegsheere vom Rhein durch Heſſen nach der Sachſen Land. Sie ſtießen dort

auf Schaaren, mit denen mancher heiße Kampf gestritten ward, und Raub und Brand verwüsteten die Gegend. Auf den Grenzen fragte Siegfried: „Wer soll hier des Volkes hüten?“ Da wurden die kühnen Ritter Dankwart und Ortwin für die Nachhut bestellt. „Gut!“ sprach Siegfried, „ich selbst reite voran, und erkunde die feindliche Hauptschaar.“ Dann übergab er dem Fürsten Gernot und dem Ritter Hagen den Befehl über das Heer, und ritt allein von dannen. Bald sah er die Feinde, wohl vierzigtausend Mann stark, in dem Felde gelagert. Fröhlich und hohen Muthes schaut er sie, und jetzt erschien auf dem nahen Wartthurm ein stattlicher Recke, der einen Schild von lichtem Golde trug. Es war der König Lendegast, der hier seine Schaaren überwachte. Er sah von fern den kühnen Ritter umherforengen, und ließ ihn zum Zweikampf fordern. Siegfried erwartete ihn; der König kam auf seinem hohen Streitroß an, und die zwei gewaltigen Männer legten die Lanzen ein, und rannten auf einander los. Doch der Speer eines jeden zerbrach auf der stählernen Rüstung seines Gegners. Da schwenkten sie die Rosse, zogen ihre Schwerter, und fielen grimmig einander an. Unter jedem Hiebe stoben feuerrothe Funken von Harnisch, Helm und Schild, und lange war der Kampf unentschieden. Doch endlich siegte der burgundische Held. Er schlug dem Könige drei starke Wunden durch das Panzerhemd, und traurig sah sich dieser überwunden, nannte seinen Namen, und bot ihm die Hand. Aber dreißig von Lendegast's Mannen waren im Hinterhalt. Sie hatten den Ausgang des Streites beobachtet, und sprengten jetzt ihrem König zu Hülfe. Doch Siegfried schlug wie ein Gewitter auf sie ein, und Alle sanken im heißen Gefecht; nur Einer entrann, und brachte mit blutigem Helm die böse Kunde in's Lager zurück. Als dies des Königs Bruder vernahm, klagte und tobte er in wüthendem Zorne.

Lendegast ward von Siegfried als Gefangener zu Gunthers Heer geführt. Er übergab ihn dem Hagen, und Alle freuten sich hoch, daß es der König sey. Jetzt rief Siegfried zum Kampfe wider die Sachsen auf. Trompeten erklangen, die Fahne Burgunds erhob sich, und der kühne Volker, und alle Helden, die wir genannt, stürmten mit ihren Schaaren voran. Es waren der Krieger in allem nicht mehr denn Tausend, von zwölf Recken befehligt. Da zog ihnen der Sachsen Heer entgegen. Es ward tapfer gestritten mit Lanzen und Schwertern. Auch die von Dänemark eilten heran, und sehr blutig ward die Schlacht. Doch

Kunst mit der wunderlichen Kleidung gelungen, auf ihren manchen wahren Degen scharf ins englische Land. Da wollte auch König Gunther seine Kraft mit den Helden messen. Denn eine Degen, so er zu Worms bei Gunther am Hofe vernommen, auf die Kühn kamen war, und er sich zu Lieb und Leide mit starkem Stimme zu Kampfe wollen wähn, sprach der Hunnen König Etzel: „Ich will über die See nach Island und mit der schönen Königin Brunhilde in Minnesold gewinnen.“ — Siegfried entgegnete: „Wenn ich Kriemhilde zu Gemahlin bringe, so sollst du Gast sein, und der Mann zu werben kann der Stärke ich so gut, daß du Dank und Lohnes hast.“ — Doch der König besann auf seinen Vorteil. Da sah der Degen den Rat, er möge Siegfried bringen, daß er zu Wasserfahrt sich begäbe. Hagenen war hier nicht unbekannt, und lang jenem die Degenen vor. „Das will ich gern thun,“ sprach Siegfried, „wenn Ihr mir Eure Schwester, die schöne Kriemhilde, zu Gemahlin geben wollt. Auch allen Helden entlange ich treue Liebe und meinen Dank.“ Und der König sprach: „Wahrlich! Ich gelobe es in Eure Hand. Hätte ich die reichste Braut der Welt, so soll Ihr meine Schwester zum Weibe haben, und mögt Ihrlich leben mit ihr.“ — Darauf schwuren Beide sich der ritterlichen Eid. —

Nun sandte die Degen von wilden Zwergen, die in Felsen ihre Heimat haben. Ein riesig Lindenschild, wenigstens sich einer hielt, in der Zwerge Hand. Wer die wog, der war unbesiegbar mit gewaffnet Hände trug er andere Mann, so hob er alle gar viel kaum wieder kommt. Einen solchen Mantel hatte Siegfried durch List mit Gewalt von dem Zwergenkönig Alberich gewonnen, und er hatte den Namen in der heidnischen Zeit. * — König Gunther sagte zu: „Wie soll der Mantel, edler Siegfried, heißen vor Euch zu Ehr nennen?“ Da sprach Siegfried: „Er soll der Tarnkappe und auch heißen, es hat diese nicht genug unter der Menschheit und den Ungemach der Königin. Dann hab ich, daß mir nur vier Degen Kraft die Ehe behalten. Der Erste, unser König, heißt Hagen, Dankwart und ich.

* Da die Kunde von der Erwerbung dieser Zauberwaffe und der hohen wahrscheinlich Bedeutungsstufe verloren ging, und da das Altertümliche sich nicht gerne bequemt, so kann wir uns, was hier zum Gegenstande besteht, in Ruhe weiter Gleichheit einige Bemerkungen erlauben.

Ein solches Abenteuer muß nach Reckenweise bestanden seyn, ob wir nun die Frau erwerben oder ob es uns anders ergeht!" — Der König war es zufrieden, und dachte nun darauf, sich und seinen Rittern kostbare Gewande zu verschaffen, damit er an Brunhildens Hof in hohem Glanz auftrete. Er ging deshalb mit Siegfried zu seiner Schwester Chriemhilde, und fragte sie um Rath. Die schöne Fürstin beschwor ihren Bruder, von dieser gefährlichen Reise abzustehen und sich ein hochgeborenes Weib in der Heimat zu wählen. Als jedoch ihr Bitten vergebens war, so ergab sie sich darein, und versprach, ihm mit ihren Frauen schöne und reiche Kleider zu wirken. Sie nahmen hierzu den prächtigsten Seidenstoff aus Arabien, Marokko und Libya, so weiß wie der gefallene Schnee und grün wie der Klee im Gefilde. Dies waren die Hauptfarben. Die Kleider wurden reich mit Gold und Edelsteinen besetzt, und innerhalb sieben Wochen war alles fertig. Jetzt aber rüsteten die Helden ihr Schiff, groß und stark, auf dem Rhein, und als sie Abschied nahmen, da wurden viele Augen vom Weinen trübe. „Edler Siegfried!" sprach Chriemhilde tief gebeugt, „laßt Euch meinen Bruder auf Treue und Glauben befohlen seyn, damit nichts ihn gefährde in Brunhildens Land!" Und der Held faßte mit hoher Glut ihre weiße Hand, und erwiderte: „Bei meinem Leben, edle Frau, sey es gelobt, daß ich ihn Euch wieder gesund an den Rhein bringe!" So goß er einigen Trost in ihr Herz. Darauf ritten der König und seine drei Waffengefährten an den Strand. Die goldfarbigen Schilde trug man in das Schiff, auch viel treffliche Speise, und den besten Wein, der auf den Hügeln des Rheins erzeugt worden. Sie bestiegen nun das Fahrzeug mit ihren Rossen von edler und starker Zucht; jeder nahm ein Ruder, auch der König selbst, und dieser sprach: „Wer soll Schiffmeister seyn?" — „Das will ich," antwortete ihm Siegfried, „mir sind alle Wasserstraßen wohl bekannt." So fließen die muthigen Ritter vom Ufer.

Ein günstiger Wind trug sie den Rhein hinab in die wogende See, und schon am zwölften Morgen kamen sie gegen Isenstein, in Brunhildens Land. Noch war kein Abenteuer bestanden; doch fühlten sich die Arme der Helden angestrengt von der langen Arbeit am Ruder, so mächtig und stark sie auch waren. Als nun der König Gunther eine Menge stolzer Burgen, und das Land mit grünen Auen, Hügeln und belaubten Wäldern geschmückt, von ferne sah, da fragte er: „Wißt Ihr nicht, Freund Siegfried, wem diese

Burgen und dieß herrliche Land gehören?" — „Ich kenne dieß alles (war die Antwort) ſchon von einer Fahrt her, ſo ich einmal in dieſe Gegend that. Hier ſind Brunhildens Leute und Land, und die hohe Veſte dort heißt Iſenſtein, wo Ihr heute noch manche ſchöne Frauen erſehen möget." —

Bald nun lenkte das Schiff in die Felſenbucht ein, und die Segler gewahrten auf dem Söller der Burg, die am Ufer lag, viele reizende Frauen, welche nach ihnen herabſahen. Als Gunthers heißer Blick unter denſelben umherflog, wandte Siegfried ſich lächelnd zu ihm, und fragte: „Welche von dieſen Jungfrauen würdet Ihr zur Gattin nehmen, ſo fern Ihr die Wahl hättet?" — „O die dort im ſchneeweißen Kleide!" war die Antwort. „Sie funkelt wie ein Edelſtein unter lichten Korallen." — „Da habt Ihr recht gewählt!" ſagte der Ritter. „Es iſt die hohe und ſchöne Brunhilde ſelbſt." — Aber die Königin hieß ihre Jungfrauen den Söller verlaſſen, weil es nicht geziemend ſey, ſo dazuſtehen und die Fremden anzublicken. Sie entfernten ſich alsbald, doch wie die Kunde meldet, ſchlichen ſie hinter die engen Fenſter der Burg, und ſahen verſtohlen auf die Helden herab. Dieſe ſtiegen an's Land und ſaßen ſchnell im Sattel. Schneeblank war des Königs Roß, ſo wie ſein Gewand; auch Siegfried, der ihm zur Seite ritt, war ihm an beidem gleich. Nach ihnen folgte Hagen mit Dankwart, jeder in rabenſchwarzer Kleidung. Die Waffenrüſtungen aller Vier ſchimmerten von Gold und edlem Geſtein aus Indiens Schacht. So ritten ſie nach der ungeheuern Burg, die aus drei Pallälen und ſechsundachtzig Thürmen beſtand. Das Thor ward alsbald weit aufgethan, und Brunhildens Mannen traten mit Ehrfurcht den Helden entgegen und hielten ihnen Roß und Schilde. Als dieſe nun abgeſtiegen waren, ſprach ein Kämmerer: „Wollet uns Eure Schwerter und Harniſche in Verwahr geben!" — „Die tragen wir ſelbſt!" entgegnete Hagen. Aber Siegfried belehrte ihn, daß keine Gäſte Waffen in dieſer Burg tragen dürften, und ungern fügte ſich jener dem Brauch. Darauf geleitete man ſie in das Schloß und wies ihnen köſtliche Gemächer an.

Brunhilde wollte nun wiſſen, wer die fremden Ritter ſeyen. Da ſprach ein Herr des Hofes: „Keiner davon iſt mir bekannt. Doch Einer gleicht wohl dem ſtarken Siegfried, den Ihr gut empfangen möget; der Andere ſitzt hoch und herrlich wie ein König da; der Dritte ſieht ſchön und ſtattlich, aber grimmig aus, und der Jüngſte hat ein beſcheidenes und anmuthiges Weſen, wodurch man die Herzen der

Frauen gewinnt. Alle scheinen mir furchtbare Degen zu seyn." — Darauf sagte die Königin: „Gebt mir mein Gewand! Ist auch der heldenmüthige Siegfried dabei, so fürchte ich ihn nicht so sehr, daß ich sein Weib werde." — Sie ward nun in ihrem Gemache schön und reich geschmückt, und trat dann in den großen Saal, der von edlem Marmorstein und grün wie die Flur im Maien war, umgeben von ihres Hofes Damen, und geleitet von einer Schaar Recken mit bloßem Schwert, den Kühnsten aus Islands Gauen. Die Helden wurden hereingeführt, und als die Königin erkannte, daß Siegfried unter ihnen sey, sprach sie zu ihm: „Seyd willkommen, edler Siegfried! Was führt Euch in mein Land?" — „Zu groß, hohe Fürstin, ist Eure Gnade," war seine Antwort, daß Ihr mich vor diesem edlen Recken, meinem Herrn, grüßen wollet; denn hier steht Gunther, der König vom Rhein, und will Eure Minne erwerben." — „Dann (sagte Brunhilde) muß er sich im Wettspiele mit mir versuchen, den Stein werfen und darnach springen, und die Lanze abschießen. Ich warne Euch alle davor; denn wer es wagt, verliert wohl Ehre und Leben." — Siegfried sprach leise zum König: „Seyd ohne Angst! Meine List wird Euch behüten." — Da wandte sich Gunther an Brunhilde mit den Worten: „Königin! Alles wage ich um Eure Schönheit, und will lieber mein Haupt verlieren, als daß Ihr nicht mein Weib werden sollt." Und die Fürstin gebot, das Waffenspiel zu ordnen.

Heimlich und schnell ging Siegfried nach dem Schiff, wo seine Tarnkappe verborgen lag. Er schlüpfte hinein, und war so Jedermann unsichtbar. Dann eilte er nach der Burg zurück, wo er im Hofraum alle edlen Recken versammelt fand, in ihrer Mitte Gunther und die zwei andern Ritter vom Rhein. Bald erschien auch die Königin Brunhilde. Sie schmückte ein Waffenrock von assyrischer Seide, wohl mit Borten gewirkt und mit herrlichen Steinen besetzt. Ihre Diener trugen einen großen Schild von Stahl, mit goldenen Buckeln und wohl drei Hände dick, herbei. Unter diesem wollte sie das Spiel beginnen. Sodann brachte man den scharfen Spieß, den sie jedesmal abschoß, so stark und schwer, daß kaum drei tüchtige Männer ihn schleppen konnten, und einen ungeheuern Stein, dessen kaum ihrer Zwölf mächtig waren. Da wurde es dem Könige Gunther doch nicht wohl zu Muth, und er dachte einmal: „Wäre ich jetzt daheim in Burgundenland, dann möchte hier freien, wer da wolle!" — Hagen sah grimmig darein, und Dankwart

ſprach: „Mich reuet dieſe Hofefahrt; ſoll uns Recken hier ein Weib überwinden?“ Dem Könige ward nun ſeine Waffenrüſtung gebracht, aber nicht die der Andern. Sie murrten laut, und ſagten: „Hätten wir Panzer und Schwert, dann ſollte des ſtarken Weibes Uebermuth geſänftigt werden!“ Dies hörte ſehr wohl die Königin, und ſprach, mit Lächeln über die Schulter ſehend: „Bringt den Recken, die ſo kühn ſich dünken, ihre Wehr! Ich habe noch Niemandes Stärke gefürchtet.“ Sie erhielten ſogleich ihre Schwerter, und freudig rief Dankwart: „Spielt nun, was Ihr wollt! Gunther iſt unbezwungen, da wir in Waffen ſind.“ — Jetzt aber mußte der König ſeinen Schild halten, auf den Brunhilde ihren Speer abwerfen ſollte. Da berührte ihn Siegfried am Arm. „Wer iſt da?“ fragte jener. „Ich bin es — Siegfried, Dein Freund! (war die Antwort) Nimm Du die Geberde an, ich verrichte das Werk.“ — Die herrliche Maid ſandte kräftig ihren Speer, und er durchdrang den neuen dichten Schild, den aber Siegfried am Arme trug. Der Wurf war ſo ſtark, daß die rieſigen Männer beide zur Erde ſtürzen, und ohne des Zaubermantels Gewalt waren ſie Beide dahin. Aber ſach ſprangen ſie wieder auf, und Siegfried ergriff den Spieß, welchen Gunther zu faſſen ſchien. Doch wollte er die ſchöne Jungfrau nicht verletzen; darum wandte er ihn herum, und ſchoß mit der Stange auf ihr Gewand, und traf ſo mächtig, daß ſie niederfiel. Allein auch ſie erhob ſich ſchnell, und rief: „Gunther, des Schuſſes dabei Dank!“ Denn ſie wähnte, es ſey durch deſſen Kraft geſchehen. Zornig ergriff nun die hohe Maid den gewichtigen Stein; ſie ſchwang ihn von der Hand, und überflog ihn mit des Windes Eile. Zwölf Klafter weit fiel er auf's Land. Doch jetzt nahm Siegfried ihn auf, und warf und ſprang noch weiter; ja ſeine Zauberluft gab ihm ſo viele Kraft, daß er den König Gunther im Sprunge mit ſich trug. So hatte er ihn vom Untergang gerettet.

Die ſchöne Brunhilde ſprach jetzt, roth von Zorn, zu den Verwandten ihres Hauſes und zu ihren Mannen: „Kommt alle her, und huldiget Guntharn, dem Könige vom Rhein!“ Und ſie legten die Waffen nieder, und knieten vor ihm. Aber mannigfach grüßte er die hohe Königin, und ſie nahm ihn mit freundlicherem Blicke bei der Hand, und führte ihn nach dem Pallaſte. Deſſen war Hagen und auch Dankwart ſehr erfreut. Doch der kluge Siegfried brachte ſeine Tarnkappe wieder in Verwahr, und trat dann zu den Andern in den Saal, wie wenn ihm der Ausgang des Kampfes

noch unbekannt ſey. Die Königin fragte: „Wie kam es, Herr Siegfried, daß Ihr nicht die Spiele geſehen habt?“ Und Hagen nahm das Wort: „Der Held hatte, zu unſerm großen Leid, gerade bei'm Schiffe zu thun, und weiß nicht, daß unſer Herr den Sieg gewann.“ Da ſprach Siegfried: „Wohlan denn, hochedle Frau! Ihr werdet Ihr uns nach dem Rheine folgen.“ — „Das kann noch nicht geſchehen: (antwortete Brunhilde) meine beſten Freunde, Verwandte und Dienſtmannen, die rings im Lande ſind, müſſen es erfahren, und ich beſcheide ſie hierher.“ — Sogleich ſandte ſie Boten aus, und jene kamen ſchaarenweiſe geritten. Da ahnete den Helden aus Burgundenland ein Uebeles, und ſie ſprachen unter ſich: „Dieſe fürſtliche Maid iſt uns zu großem Weh geboren!“ — „Send ruhig! (entgegnete der ſtarke Siegfried) Ich werde Euch Hülfe bringen — tauſend auserwählte Recken. Fragt nicht, wohin ich fahre! Gott beſchütze Euch indeß!“ — „Ich zähle mit Vertrauen auf Eure Hülfe: (ſprach der König) doch bleibt nicht zu lang!“ — „In wenig Tagen bin ich wieder hier: (war Siegfrieds Antwort) ſagt Brunhilden, daß Ihr mich abgeſandt!“ —

Der Held zog wieder ſeinen Zaubermantel an, beſtieg das Schiff, und fuhr unſichtbar, gleich als würde jenes nur vom Winde fortgetrieben, nach dem Stammlande der Nibelungen, das da Norwegen heißt. In Zeit von einem Tag und einer Nacht kam er hin, ſtieg Morgens früh am hohen Verland aus, und band ſein Fahrzeug an. Dann ging er nach einem Berge, worauf eine Burg ſtand, und ſuchte Herberg, wie der müde Wanderer thut. Aber die Pforte war verſchloſſen: er klopfte an, und eine rauhe Stimme rief ſogleich herab: „Wer pocht ſo ſtark an unſer Thor?“ — „Ich bin ein Recke (ſprach Siegfried), und wünſche hier ein Gemach.“ — Da ging alsbald das Thor auf, und ein ungeſchlachter Rieſe trat gewaffnet heraus, und rannte auf Siegfried los. Ein fürchterlicher Kampf entſtand: des Rieſen eiſerne Stange zerſchlug die Spangen an des Helden Schild, und dieſer hielt ſich faſt verloren; doch ermannte er ſich auf's neue, und von den mächtigen Schlägen erklang der Nibelungen Saal und das Land umher. Endlich aber ſchlug Siegfried dem Gegner ſeine Waffen aus der Hand, faßte ihn mit ſtarken Armen, und band ihn feſt, wie wüthend er auch rang. Des Streites Toben hörte im Gebirge der kühne Alberich, ein wildes Greymerk. Er lief heran, den Helm auf ſeinem Haupt und eiſerne Ringe um den Leib, bewaffnet mit einer Geißel von Gold, woran ſieben ſchwere Knoten

bingen. Voll Grimm, daß er den Riesen gebunden ſah, drang er auf Siegfried ein; doch dieſer wollte ihn nicht tödten, weil dieſer Zwerg des Nibelungenſchatzes Hüter war: darum ſtieß er ſein Schwert in die Scheide, unterlief Alberichs Gewehr, faßte ihm den greiſen Bart, und zog ſo ſcharf, daß jener laut aufſchrie. Jetzt feſſelte er auch ihn mit ſtarken Banden, und Alberich ſprach: „Ich bin beſiegt: doch wer ſeyd Ihr?“ — „Ich heiße Siegfried, (erwiderte der Held) und bin Euch wohl nicht unbekannt.“ — „So will das Schickſal, daß ich mit dieſem Land Euch unterthan ſey, (ſagte der Zwerg) aber befreit mich von den Feſſeln!“ — „Schwört mir vor Allem, (ſprach Siegfried) daß Ihr ſogleich tauſend Recken, die beſten aus der Nibelungen Land, unter mein Gebot ſtellen, und mir den Hort, den Ihr behütet, ausliefern wollt!“ — Der Zwerg betheuerte es mit einem Eid, und Siegfried löſ'te ihm und dem Rieſen die Bande. — Jetzo rief Alberich die Recken des Landes auf, und bald waren tauſend wohlgewaffnete Ritter verſammelt, und ſtellten ſich gern unter Siegfrieds Befehl, damit er ſie nach Brunhildens Reich führe. Auch der Schatz, genannt der Nibelungen Hort, ſo in den Klüften des Berges lag, fiel ihm anheim. Da theilte er ſeinen Mannen viel des Goldes aus, und vieles blieb ihm noch übrig. Mit guten Roſſen und in herrlicher Tracht beſtiegen jetzt Alle die größten Schiffe, und ſegelten nach Islands Ufern hin.

Die Königin ſtand mit den fremden Gäſten und ihrem Hofgeſind auf den Zinnen der Burg, und ſah, wie die prächtigen Fahrzeuge mit ſchneeweißem Segel einherſchwammen. Sie fragte, wer das wohl ſeyn möge? „Es ſind meine Mannen, (ſprach König Gunther) die ich im nächſten Lande zurückließ und jetzt wieder beſchieden habe.“ — Siegfried ſtand hoch und glänzend im vordern Schiff, und wie nun Alles gelandet war und im ſtolzen Zuge daherritt, da ging Brunhild, auf des Königs Wunſch, mit ihrem Gefolg entgegen, und grüßte die geſammte Schaar, doch Siegfried zuerſt. Darauf ließ ſie allen Mannen gute Herberge bereiten, und theilte köſtliche Gaben unter ſie aus. — Als nun die Fahrt nach dem Rhein beſchloſſen war, da fragte die Königin: „Wem laſſe ich die Verwaltung meines Landes?“ — „Wählt den zum Statthalter, der Euch gut dünkt!“ ſprach der König. Und ſie ernannte hiezu ihrer Mutter Bruder, und befahl ihm Burg und Land. Aber aus ihren Dienern wählte ſie tauſend kühne Mannen, die, zu den tauſend Recken aus der Nibelungen Lande geſellt, mit nach dem Burgun-

denreiche fuhren. Jetzt nahm sie weinend Abschied von den Freunden ihres Geblüts, und bestieg mit ihrem Gemahl und ihren Frauen das hohe Schiff. Die Helden und ihre Krieger folgten nach; im günstigen Wind erhoben sich die Segel auf dem Meere, und freudig ging die Fahrt dem Rheine zu.

Als sie neun Tage lang geschifft waren, da beschloß man, Botschaft nach Worms zu senden, welche der Mutter und der Schwester des Königs ihre Ankunft melde. Siegfried ward dazu gewählt, und gern übernahm er den Auftrag. Mit vierundzwanzig Recken eilte er voran, kam bald nach Worms, und ritt vor seiner Schaar in die Hofburg ein. Mit großer Freude empfingen Gernot und Giselher ihn und seine Botschaft, und geleiteten ihn zu Frau Uten und ihrer Tochter. Beide brachen in Thränen aus, da sie ihn erschauten, und Chriemhilde rief: „Send willkommen, edler Siegfried! Wo ist mein Bruder, der König? Hat ihn Brunhildens Stärke gefällt, dann wehe mir!“ — Doch lächelnd versetzte der Held: „Gebt mir Botenbrod, edle Frauen! Der König hat gesiegt, und bald ist er da mit seiner holden Braut.“ Darauf erzählte er ihnen, wie das große Abenteuer bestanden worden, und überschwenglich war nach so langer Angst und Bekümmerniß die Wonne der königlichen Frauen. Chriemhilde sprach: „All' mein Gold möchte ich Euch zur Botenmiethe geben. Doch Ihr send zu reich; darum empfanget nur den Dank meines Herzens!“ Aber Siegfried erwiderte: „Hätte ich auch dreißig Länder, so nähm' ich doch gern eine Gabe aus Eurer Hand.“ Da ließ sie ihm durch ihren Kämmerer zwanzig Spangen von edlem Gestein übergeben. Er nahm die Gabe tief geneigt an, schenkte sie aber bald dem Hausgesinde, das im Vorgemache stund.

Großer Jubel herrschte unter den Edlen und dem Volk, als sie die herrliche Kunde vernahmen. Alles bereitete sich zum Empfange des hohen Fürstenpaares und der edlen Gäste. Der Pallast ward prächtig ausgeschmückt, und am Tage, wo man den König erwartete, stiegen seine Brüder und alle Recken in glänzender Rüstung zu Roß, und zogen ihm an den Strand entgegen. Die Königin und Chriemhilde, mit sechshundachtzig schönen Frauen des Hofs, kamen auf weißen Zeltern: alle waren reich mit Gewändern von Seide, worauf Gold und Edelsteine funkelten, und mit Pelzen von Zobel und Hermelin bekleidet. An Utens Seite ritt der schöne Ortwin, und Herzog Gern begleitete Chriemhilden bis vor das Burgthor: hier überließ er seinen Platz dem edlen Siegfried, den dieser so gern einnahm. Längs dem

Ufer hin waren kostbare Gezelte, und Hütten mit reicher Seide bedeckt, aufgeschlagen. Der König und sein stolzer Zug kamen jenseits herangeritten, und fuhren dann, unter dem weithin schallenden Freudenrufe des Volkes, so hier versammelt war, über den Strom. Doch nicht zu beschreiben ist der herrliche und rührende Empfang, der ihm und seiner hohen Braut von den königlichen Verwandten und den Edlen des Reiches erwiesen ward. Er selbst führte Brunhilden an seiner Hand aus dem Schiffe. Die Königin Ute und ihre Tochter umarmten sie herzlich, und Chriemhilde sprach: „Seyd uns willkommen in diesem Lande, mir wie meiner Mutter und allen Freunden, die uns treu und ergeben sind!“ — Die Ritter tummelten sich im wackern und glänzenden Scheingefecht auf dem weiten Plan, und ihnen erscholl das hohe Lob ihrer neuen Kampfgefährten aus Nordens Gauen. Dann stiegen sie von den Rossen, und Alle gingen miteinander unter die reichen Gezelte, wo des Hofes schöne Frauen sich vereint und die Preise des Kampfes ertheilten. So freute man sich hier, bis die Abendsonne sank; da zog das königliche Paar mit seinem Gefolg in den Pallast ein.

Als nun im prächtig erleuchteten Rittersaale das fürstliche Hochzeitmahl bereit stand, und der Herrscher des Landes und seine schöne Gemahlin, beide mit goldenen Kronen geschmückt, unter ihren hohen Gästen Sitz genommen, da trat Siegfried zu Gunther, und erinnerte ihn an das Versprechen, so er ihm vor der Abfahrt nach Island gethan. Und es wandte sich der König zu Chriemhilden, und sprach: „Liebe Schwester! Ich habe Dich einem edlen Recken zum Weibe gelobt.“ — Die Fürstin erwiderte: „Mein königlicher Bruder! Ich wollte unvermählt bleiben; doch aber muß geschehen, was Dein Wille mir gebeut.“ — Da führte der König ihr den tapfern Siegfried zu. Der Held erglühte in unnennbarer Wonne des Herzens, und züchtige Scham, mit der Liebe, die sie bis jetzt in ihrem Innern verborgen, färbte die holden Wangen der Jungfrau. Beide nun erhielten den Ehrensitz an der Tafel gegen dem König und seiner Gemahlin über; denn also war es Brauch in den Fürstensälen der altnordischen Völker. Da aber Brunhilde den Siegfried neben der Schwester ihres Gatten sah, ward sie traurig, und Thränen flossen ihr das schöne Antlitz herab. Sie hatte Siegfried geliebt, als er in früherer Zeit auf Abenteuer in ihrem Lande war; doch Beide waren seitdem einander fremd geworden. Gunther fragte um die Ursache ihres Grams. „Ich darf wohl weinen,“ sprach sie; mir ist

um Deine Schwester leid, daß Dein Dienstmann ihr Gemahl seyn soll." — „Wisse denn, (antwortete er) daß Siegfried Burgen und Länder besitzt, wie ich; denn er ist ein Königssohn!" — Da schien Brunhilde zufrieden; aber sie blieb doch traurig gestimmt.

Nachdem die Vermählungsfeier und das Bankett geendet waren, verfügte sich jedes der zwei hohen Paare in sein Brautgemach. Siegfried und Chriemhilde ruhten dort in seliger Liebe; doch dem König ward keine Freude, sondern bitteres Leid. Die Fürstin von Island besaß einen Zaubergürtel und einen Ring, wodurch ihr die große Stärke verliehen war. Als Gunther jetzt nach ihrer Minne rang, da sprach sie: „Laßt mich in Ruh'! Ich will noch Jungfrau bleiben." Und als er ungestümer ward, band sie mit ihrem Gürtel ihm Hände und Füße zusammen, und hing ihn so an einen Nagel in der Wand. Wohl erklärte er sich für besiegt; doch mußte er ausharren, bis der Morgen dämmerte. Jetzt aber löst'te sie ihn auf seine Bitte und auf das Versprechen, daß er ihr nicht zu nahe kommen wolle. Sobald die frühe Sonne auf Burg und Felder schien, brachte das Hofgesind dem König und seiner Gemahlin die reiche festliche Tracht, und Beide gingen, so wie Siegfried und Chriemhilde, mit ihrem Gefolge nach dem heiligen Tempel, wo die Andacht verrichtet ward. Darauf traten viele wackere Degen, die als Mannen hohen Ranges mit Ehren gedient, hervor, und erhielten feierlich den Ritterschlag. Allein finster und traurig war des Königs Sinn. Als der Zug wieder nach dem Pallaste zurückgekehrt, ahnete dem edlen Siegfried sogleich nichts Gutes, und er fragte Guntdern, was ihm fehle. Dieser nahm ihn bei Seite, und erzählte ihm sein nächtliches Unheil. „Noch heute Nacht soll sie durch meines Zauders Kraft Eurer Minne gewonnen seyn, (sprach der Held) doch in Züchten und Ehren. Vertraut mir, und laßt mich mit Euch in das Schlafgemach treten!" Und der König sagte: „Herr verttraue ich Euch; doch schmerzlich sollte es mir seyn, wenn Euch ein Leid geschähe; denn sie ist ein fürchterliches Weib." — „Haltet deßen keine Sorge!" war die Antwort.

Unterdessen wurde am Hofe dieser Tag, ohne Freudenfest, Turnier und Harfenklang, zugebracht. Als man die Abendtafel aufhob, verschwand mit einmal Siegfried von der Seite seiner Gemahlin, ohne daß sie wußte, wohin. Er hüllte sich in seine Tarnkappe ein, und schlüpfte unsichtbar mit dem König und Brunhilden in ihr Schlafgemach. Plötzlich umschlang er mit beiden Armen die Fürstin, wilde.

in der Meinung, es sey Gunther, ihm mit aller Stärke entgegenrang. Es war ein schwerer Kampf, und schon glaubte Siegfried zu unterliegen; doch endlich überwand des Helden Kraft; und er bezwang seine Gegnerin, und entwand ihr den Zaubergürtel und den wunderbaren Ring. Damit eilte er fort zu seiner Gattin, erzählte, was geschehen war, und machte ihr die köstliche Beute zum Geschenk. Nun befand sich Brunhilde wieder allein mit dem König. Ihre ungeheure Kraft war dahin, ihr Sinn verändert, und sie sprach zu ihm mit sanfter Stimme: „Du hast mich besiegt, mein Gemahl! Die Kränkung, so Du von mir erlitten, wird versöhnt: Du bist mein Herr, und ich erwehre mich nicht mehr Deiner edlen Minne.“ Sie ergab sich dem hochbeglückten, und er freute sich mit ihr der wonnigsten Liebe. Am Morgen trat er heitern Muthes, an der Seite seiner Gemahlin, unter die Herren und Damen des Hofes. Vierzehn Tage lang währten die Feste der Vermählung Gunthers und Siegfrieds, wobei jeder, nach des Landes Brauch, den Gästen viel der reichen Gaben an Kleidern, Gold und Rossen spendete.

Jetzo beschloß Siegfried, mit seiner Frau Chriemhilde in die Heimat zu ziehen. Aber sie wollte vorher, daß ihre Brüder das Land mit ihr theilten. Auch waren diese dazu bereit, weil Siegfried ihnen so treu gedient; jedoch der Held sprach: „Wir können Euer Land entbehren; denn meine Gemahlin wird eine Krone tragen, und reicher seyn, als irgend Jemand, so da lebt. Uebrigens bin ich stets zu Eurem Dienste fertig.“ Da bat Chriemhilde den König um eine Schaar Burgundischer Mannen als Heimgesind. Hagen und Ortwin sollten sie anführen. Aber sie verweigerten es trotzig, weil sie nur ihrem Fürsten und seinem Lande dienen wollten. Doch Graf Eckwart folgte mit fünfhundert Mann Leibwache dem hohen Paar, und fünfundreißig edle Jungfrauen weihten sich dem Dienste der Herrin. So, nach traurigem Abschiede von Mutter und Brüdern, und nur froh in der Liebe des Gemahls, begab sich Chriemhilde mit ihm auf die Fahrt nach dem Niederlande.

Als dem König Siegmund die nahe Ankunft seines Sohns und dessen hoher Gattin durch schnelle Boten gemeldet war, da freute er sich herzlich mit seinem Weibe, und sprach: „Wohl mir, daß ich dies erlebe! Die schöne Chriemhilde soll hier gekrönt, und mein Sohn, der edle Siegfried, nunmehr des Landes König seyn.“ — Ein prächtiger Zug von Mannen ritt dem Fürstenpaar entgegen, und geleitete

es nach dem Schloſſe von Santen. Hier empfingen der König und die Königin, unter den Herren des Hofes und edlen Frauen in reichem Schmuck, ihren geliebten Sohn und die ihm Vermählte mit den Zähren innigſter Freude, und herrliche Gaben wurden ihrem Gefolge verliehen. Jetzt aber verkündete Siegmund im Kreiſe ſeiner Verwandten und aller edlen Ritter: „Siegfried ſoll forthin meine Krone tragen!“ — Da ward ihm gehuldigt und des Landes Herrſchaft übergeben. Er verwaltete ſie klug, mild und kräftig, und richtete ſtreng und gerecht, ſo daß Jedermann ohne Sorge auf allen Straßen Gold mit ſich führen, und ſelbſt, wie zu des nordiſchen Königs Frodi Zeit, ein Goldring ſicher auf der wilden Haide liegen konnte.

So thronte er in hohen Ehren ſchon faſt zehn Jahre lang. Die ſchöne Chriemhilde hatte ihm einen Sohn geboren, der ward nach ſeinem Oheim Gunther genannt. In dieſer Zeit ſtarb die gute Frau Siegelinde, und ihr floſſen die Thränen ihrer hohen Verwandten, aller Edlen und alles Volkes im Land. Auch dem Könige Gunther vom Rhein gebar die reizende Brunhilde einen Sohn, und ſie ertheilten ihm gern den Namen Siegfried.

Aber der große Held war nicht allein König vom Niederlande, ſondern auch, wie wir ſchon wiſſen, von dem Reiche der Nibelungen, wo er den köſtlichſten Hort beſaß, den je ein Ritter erkämpfte. Da entſtand plötzlich ein Neid in Brunhildens Seele. Sie dachte bei ſich: „Wie hoch trägt doch Frau Chriemhilde den Leib, und ihr Gatte Siegfried iſt doch eigentlich unſer Dienſtmann, der aber ſeit langer Zeit wenig mehr für uns gethan hat!“ Es quälte ſie, die Urſache zu wiſſen, warum dieſes Paar ſo ſelten etwas von ſich hören ließe, und ſie bat daher den König, ſeine Schweſter Chriemhilde mit ihrem Gemahl an ſeinen Hof zu laden. „Das wird ſchwer halten (verſetzte er): ſie ſind jetzt in ihrem Lande Nerwegen, und darum zu weit entfernt.“ Doch ſie antwortete: „Wie hoch Einer auch ſey, wenn er eines Königs Dienſtmann iſt, dann muß er thun, was ihm ſein Herr gebeut.“ — Gunther mußte darüber lächeln; denn er wußte ja zu gut, welchen großen Dienſt ihm Siegfried geleiſtet. Aber liſtig fuhr jene fort: „Mein lieber Herr! Ich ſehne mich nach Deiner herrlichen Schweſter, die gewiß mit großer Ehre des kühnen Siegfrieds Gattin iſt.“ Und ſie lag ihm ſo lange mit Bitten an, daß er endlich nachgab, und den Markgrafen Gere und Eckwart entbot, mit dreißig

Mann nach Siegfrieds Land zu reiten, und ihn freundlich in seinem Namen, wie in dem seiner Gemahlin und Mutter, einzuladen, daß er mit Chriemhilden noch vor der Sonnenwende nach dem Burgundenlande kommen wolle, woselbst an seinem Hof ein hohes Fest veranstaltet sey. Die Ritter zogen ab, und kamen in drei Wochen, theils zu Land, theils zu Schiffe, nach Norwegen. Mit Freuden empfing das Königspaar die Botschaft und die Kunde von ihren geliebten Verwandten. Als jene sich nun ihrer Sendung entledigt, fragte Siegfried die Edlen seines Hofes um Rath. Sie waren der Meinung, daß er mit tausend Recken nach dem Rheine ziehen wolle; auch sein Vater Siegmund war bereit, sich mit dreihundert Degen ihm anzuschließen. Da entließ er die Boten mit der Antwort, er und seine Gemahlin würden des Königs Wunsch erfüllen, nach ihrer Heimat.

Sie kamen dort bald an, und konnten nicht genug melden, wie froh sie empfangen worden, wie treu es Siegfried mit dem König meine, und wie er und seine Gemahlin sogleich bereit gewesen, der fürstlichen Einladung zu folgen. Darob freuten sich Gunther, seine Brüder und Frau Ute herzlich, und Brunhilde sprach den Gesandten ihren Dank aus. Da sie nun im Kreise der Fürsten und Ritter die prächtigen Geschenke zeigten, welche jeder auf Siegfried's Burg empfangen hatte, sprach der finstere Hagen: „Wer den Hort der Nibelungen besitzt, der hat gut schenken!“ — Der König aber traf alle Anstalt, die lieben Gäste herrlich zu empfangen, und das Fest ward mit hohem Glanze bereitet. Siegfried und Chriemhilde, so wie Vater Siegmund, zogen jetzt mit ihrer Schaar nach Burgundenland; doch ihr zartes Söhnlein ließen sie unter sorgsamer Pflege daheim. Glücklich ging die Fahrt, und bald kamen sie nach Worms, und ritten freudig in die stolze Königsburg ein. Wer schildert die Wonne des Wiedersehens, so die hohen Wirthe und Gäste nach der langen Trennung empfanden — wer die prunkreichen Feste und Turniere, welche man diesen zu Ehren gab? — Ein strahlender Zug in den Tempel, Hochgesang und Gebete zu der ewigen Vorsehung beschlossen die Feier des Tages, und am Abend sah man wieder die Fürsten, ihre Diener und Frauen, wie vormals, am heiteren Mahle vereint. —

Eines Tages waren die Fürsten und ihre Recken im Hofe der Königsburg versammelt, und sie vergnügten sich daselbst mit ritterlichen Spielen zu Roß und zu Fuß. Viele Männer und Frauen kamen als Zuschauer, und auch die zwei

Königinnen sahen von dem Balkon herab. Da sprach Chriemhilde: „Sieh doch, wie mein Mann vor Allen glänzt, wie der goldene Abendstern unter den Lichtern des Himmels! Wahrlich! er sollte Herr über alle diese Lande seyn.“ — „Wie ist das möglich, so lange Gunther, Dein edler Bruder, lebt? (versetzte Brunhilde.) So trefflich Dein Gemahl auch sey, er kommt doch ihm nicht gleich.“ — „Seine Ehre ist groß (war die Antwort), und auf jeden Fall steht er Gunthern nicht nach.“ — „Ha! (rief Brunhilde) habe ich doch, da Beide in mein Reich kamen, selbst Deinen Siegfried sprechen hören, daß er des Königs Dienstmann sey!“ — „Glaubst Du denn, (erwiderte jene zornig) meine fürstlichen Brüder hätten mich einem Eigenmanne verlobt?“ — So geriethen beide Frauen in großen Streit, und als man zur Abendandacht wieder in den Tempel ging, wollte Brunhilde als Königin des Landes den Vortritt behaupten. Da hielt Chriemhilde sie zurück, und zeigte ihr den Ring und den Gürtel, als Beweis, daß nicht Gunther, sondern Siegfried, sie in jener Nacht bezwungen habe, und ging dann mit ihrem Gefolge in den Tempel. Aber Brunhilde vergoß bittere Thränen, und erzählte es, nachdem die Feier geendet und man wieder auf dem Schlosse war, ihrem Gemahl. Er stellte Siegfried zur Rede, und fragte ihn: „Hast Du Deinem Weibe gesagt, daß Du vor mir den Minnesold der schönen Brunhilde errungen hättest?“ — „Das habe ich nie gesagt!“ war Siegfrieds Antwort, und er betheuerte es mit einem Eide. Brunhilde jedoch war sehr traurig, und als Hagen von Troneck sie eines Tags allein und in Thränen sah, fragte er um die Ursach ihres Grams. Da erfuhr er, was geschehen sey, und gelobte ihr, sie zu rächen. Auch Gernot, Ortwin und Giselher vernahmen die Kunde, und die zwei Erstern waren der Meinung, daß Siegfried seine Frechheit mit dem Tode büßen solle. Giselher jedoch erinnerte an seine treuen Dienste, und selbst der König sprach: „Er hat uns nie etwas anderes erzeugt, als was uns zum Guten und zur Ehre gedient; darum verbiete ich jeden Anschlag gegen sein Wohl und sein Leben.“ Da ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Doch Hagen, dem Siegfried seiner überlegenen Heldenkraft wegen verhaßt war, stellte dem König auf's Neue die Kränkung und das Leid Brunhildens vor, so daß er am Ende sich gegen seiner Schwester Gemahl aufstimmen ließ und Hagens bösem Rath folgte. Hören wir jetzt, auf welche Art der edle Siegfried verrathen ward.

Am vierten Tage nach diesem Beschluß kamen zwei und dreißig Mannen, die man fälschlicher Weise für Boten der Könige Leudegast und Leudeger ausgab, an Gunthers Hof geritten, und überbrachten eine neue Kriegserklärung dieser Fürsten. Der arglose Siegfried war sogleich bereit, sich mit seinen Recken dem burgundischen Heer anzuschließen, und sprach zu seinem Vater Siegmund: „Bleibet hier, geliebter Vater, bei dem Könige! Bald will's Gott, kehren wir siegreich und glücklich an den Rhein zurück.“ — Chriemhilde war in ängstlicher und ahnungsvoller Besorgniß um ihren Mann. Als Hagen, dessen tückischer Sinn ihr nicht bekannt war, und in den sie ein großes Vertrauen setzte, von ihr Abschied nahm, sagte sie traurig zu ihm: „Es reuet mich sehr, vielleicht Freund, daß ich Brunhilden gekränkt. Saget Ihr das! Auch hat mein Gemahl mich deshalb seinen Zorn fühlen lassen, und er soll darum jenes nicht entgelten. Wohl mir, daß ich diesen edlen kühnen Mann, der jetzt meinen Freunden wieder so mächtige Hülfe leistet, mein nennen darf!“ — „Ihr sollt mit der Königin versöhnt werden, hohe Frau! (erwiderte Hagen) und kann ich Euerm Gemahl in irgend etwas dienen, so bin ich gern dazu bereit.“ — Da sprach Chriemhilde: „Sein Muth und seine Kraft sind so hoch und stark, daß ich nichts für ihn im Streite fürchten darf. Als er den Lindwurm schlug, salbte er mit dessen Blut seinen Leib, und ward dadurch fest gegen Hieb und Stoß; nur den Theil zwischen seinen Schultern vergaß er. Ich näbe auf sein Gewand ein heiliges Zeichen von Seide so die Stelle kündet, wo er allein verwundbar ist. Diesen Ort, edler Held, empfehle ich Euerm Schutze, wenn mein Siegfried in dem Sturm des Kampfes ringt!“ — Der Treulose versprach es ihr. —

Als am andern Morgen das Heer versammelt war, und Siegfried mit tausend Mannen zu ihm stieß, sagte der König Gunther: „Habt Dank, edler Freund, für Eure Hülfe! Doch sie ist uns für dießmal nicht vonnöthen. Leudegast und Leudeger haben wieder Botschaft gesandt, daß der Friede bestehen soll. Gott lohne Euch den guten Willen! Da wir nun der Heerfahrt entledigt sind, so habe ich eine große Jagd auf Bären und Eber in den Waldgebirgen jenseits des Rheines bestellt. Es sey allen meinen Gästen angesagt. Wer mich zu begleiten wünscht, der soll willkommen seyn!“ — Dies war Hagens heimtückischer Rath. Siegfried erbot sich, mitzureiten; dann ging er zu seiner Gemahlin, umarmte sie, und sprach: „Es wird kein Krieg.

liebe Frau! Doch halten wir Jagd im Odenwalde." Aber Chriemhilde entgegnete ihm weinend: „Bleibe hier, mein Gatte! Heute Nacht träumte mir, daß zwei wilde Schweine Dich über die Haide verfolgt, und daß die Blumen und das Gras roth vom Blute geworden; darauf sah ich über Dir zwei Berge in das Thal herabstürzen, und erschaute Dich nicht mehr." — Doch er suchte sie mit den Worten zu beruhigen, daß er ja Niemandes Haß verschuldet habe und Jeder von ihren Verwandten ihm hold sey. Damit schied er von der Trauernden, und stieg zu Roß.

Gunther zog also mit seinen Recken und Jägern über den Rhein; Gernot und Giselher jedoch blieben zu Hause. Jene drangen tief in den Wald und das Gebirg, und jagten Schweine, Bären und Auerochsen. Jedoch der starke Siegfried that mehr, als alle Andern. Er fing sogar einen wilden Bären, den er an den Sattel band und so mit ihm zu der Jagdschaar eilte. Als er das Thier entfesselt und es wieder entlaufen wollte, rannte ihm der Held nach, und erschlug es mit seinem Schwert. Reich an Beute ging der Zug heimwärts, und lagerte sich auf einem schönen, vom Wald umgrenzten Anger. Hier ward den edlen Jägern ein köstliches Mahl; nur fehlte der Wein. Verstellt fragte Gunther den Ritter Hagen um die Ursache. Dieser gab zur Antwort: „Ich glaubte, mein König, wir wollten noch weiter ziehen und in den Forsten des Spessarts jagen; darum habe ich die Schenken dorthin gesandt." Siegfried klagte über großen Durst. „Ich weiß einen kühlen Brunnen, (fuhr Hagen fort) ganz nahe, dort unter den Linden. Laßt uns einen Wettlauf versuchen, edler Fürst, um zu sehen, wer am ersten zu der Quelle kommt." — Da zogen Alle die Rüstung aus, und liefen im leichten Gewand über den grünen Klee hin. Doch Siegfried war zuerst am Brunnen, wollte aber nicht trinken, bis Solches der König gethan. Als dieser nun mit den Uebrigen angelangt war und seinen Durst gelöscht hatte, neigte sich der Held über den Quell und trank. Da durchstach ihm plötzlich Hagen mit seinem Speere den Theil zwischen den Schultern, wo er nicht fest war, und auf den Tod verwundet sank er in die Blumen des Grases. Doch grimmig erhob er sich noch einmal, und schlug seinen Mörder mit der Faust zu Boden; aber bleich und erschöpft lag er bald wieder in seinem Blute da. Die Ritterschaar, und auch der König, beklagte seinen Tod, obschon der Letztere mit dem Anschlage vertraut war. Siegfried sprach mit matter Stimme: „Ich bin schändlich gemordet. Euch, o König,

empfehle ich den Schutz und Schirm meines geliebten Weibes, Eurer edlen Schwester!" Damit verschied der große Held. Hagen raffte sich wieder empor, und rief: „Ich weiß nicht, warum Ihr alle so klagt! Ich habe Brunhildens Thränen gerächt, und den Mann getödtet, der seine Herrschaft über uns erstrecken wollte." Die Ritter legten traurig den Erschlagenen auf einen goldenen Schild, und Viele waren der Meinung, man solle die Nachricht ausstreuen, daß er seinen Tod durch heimliche Raubmörder im Walde gefunden habe. Die Sorge, seinen Leichnam in des Königs Land zu bringen, übernahm Hagen selbst. Aber der unglückselige Brunnen, wo Siegfried erschlagen wurde, liegt, wie die Kunde sagt, nicht weit von dem Dorfe Odenheim, unfern des Rheines. *

In dunkler Nacht fuhr man über den Strom. Hagen ließ den todten Siegfried heimlich vor die Thüre von Chriemhildens Gemach legen. Als sie mit der Frühsonne heraustrat, um ihre Morgenandacht in dem Tempel zu verrichten, gewahrte sie ihn, und ihr Jammer war grenzenlos. Man weckte Siegmund, seinen Vater; er kam und versank in Schmerz. Auch Siegfrieds Mannen (ohne die er mit zur Jagd geritten war) stürmten klagend und zornig herbei. Jetzo kam auch der König und der meuterische Hagen. „Wer hat meinem Sohne den Tod gegeben? (fragte der unglückliche Siegmund) ich werde ihn rächen und alle meine Vasallen mit mir." — „Raubmörder im Walde!" (sprach Gunther. „Die Raubmörder sind wohl bekannt! (rief Chriemhilde) sie heißen Gunther und Hagen." Da wollten Siegfrieds Mannen das Schwert ziehen. „Haltet ein, (sagte Chriemhilde) und duldet noch, wie ich, diese Noth!" Gernot und Giselher weinten mit ihr über dem Leichnam, und die ganze Stadt war in Jammer und Klage versetzt. Am dritten Morgen wurde Siegfried mit fürstlichem Trauergepränge in dem Tempel zu Worms bestattet, der jetzo das Münster heißt.

Chriemhilde erkrankte von dem tiefen Kummer, den sie über den Tod ihres Gatten empfand; so war es auch mit dem alten Könige Siegmund. Als Beide sich wieder etwas erholt, sprachen die Mannen des Königs zu ihm: „Herr,

* Der schätzbare Erklärer des Nibelungen, Friedrich Heinrich von der Hagen, hält diesen Ort für das jetzige Dorf Edigheim, unweit Frankenthal, das noch zur Zeit der Karolinger auf dem rechten Rheinufer lag, worauf der Strom (wie noch ein Arm desselben, der sogenannte Altrhein, beweist) in dieser Gegend seinen Lauf änderte.

gebt mit uns nach Euerem Lande zurück! Hier ist unsers Bleibens nicht mehr.“ Dies war auch sein Wunsch, und er wollte Chriemhilden zur Mitfahrt bewegen, und gelobte ihr, daß sie auch ohne Siegfried die Krone seines Landes tragen solle. Doch ihre Brüder Giselher und Gernot baten sie, die Mutter nicht zu verlassen, und versprachen ihr Schutz und Schirm. Da gab endlich die Fürstin ihrer Bitte nach, und empfahl Siegmunden ihr daheimgelassenes Söhnlein. Er nahm also traurigen Abschied von ihr, so wie von Gernot und Giselher, die an Siegfrieds Tode schuldlos waren, und zog mit seinen Mannen in das Niederland zurück. Voll Uebermuth saß Brunhilde als Königin zu Worms. Der Schmerz ihrer Schwägerin war der Stolzen, die ihren Zweck erreicht hatte, gleichgültig. Der edlen Chriemhilde flossen traurig die Tage in ihrem Wittwenstande hin, und unter den Fürsten und Recken war Giselher fast der einzige, welcher mild und gut, ihr Trost zusprach; aber täglich waren ihre Mutter und ihre treuen Frauen um sie, und suchten durch theilnehmendes Wort ihren Gram zu lindern. Zur Schutzwache diente ihr der edle Graf Eckwart, der sie nach dem Niederlande begleitet hatte, mit seinen Mannen. Sie ließ sich ein reiches und schönes Gemach, nahe bei dem Tempel, wo ihr Siegfried bestattet war, einrichten: hier wohnte sie einsam, beweinte ihn täglich, und lebte nur der frommen Andacht und der Wohlthat gegen Nothleidende. So verflossen mehr denn drei Jahre, ohne daß sie mit Gunthern ein Wort sprach und ihren Feind Hagen erblickte. Jedoch der schlaue Tronecker sagte eines Tages zu dem König: „Es wäre doch gut, wenn Ihr Eure Schwester zur Freundin hättet; dann käme wohl der Nibelungen Gold in dieses Land, und das wär' ein großer Gewinn.“ Da sandte der König seine Brüder zu ihr, welche betheuerten, daß er nicht ihren Gemahl erschlagen habe. „Nicht Gunther, (antwortete sie,) hat ihn gemordet, sondern der grausame Hagen; aber auch er hat mir viel Herzeleid gethan.“ Als aber nun der König selbst mit seinen besten Freunden vor sie trat, vergab sie ihm und Allen, außer dem Hagen, der nicht bei ihr erscheinen durfte. Jetzt erbat sich Gunther, den Nibelungen-Hort an den Rhein bringen zu lassen, weil dieser Schutz ihre Morgengabe sey. Chriemhilde war es zufrieden, und auf ihr Gebot fuhren Gernot und Giselher mit 8000 Mann nach dem nordischen Lande. Alberich, der Zwerg, wollte der Königin ihr Eigenthum nicht vorenthalten, und das kostbare Gold und Gestein ward auf zwölf Wagen in die Schiffe

gebracht. Die Burgunden kamen glücklich mit dem Schatze in ihr Land zurück, und überlieferten ihn der edlen Chriemhilde. Sie nahm nun eine große Zahl von fremden Rittern und Mannen in Waffendienst, und spendete ihren Frauen und den Armen des Landes viel von dem reichlichen Gute. Der boshafte Hagen rieth dem Könige, sich dieses Hortes zu bemächtigen, weil Chriemhilde ihm durch die Menge tapferer Recken, welche sie in Sold genommen, schädlich werden könne. Doch Gunther verwarf seinen Vorschlag, da er einen Eid geschworen, seiner Schwester kein Leid zu thun. „So will ich der Schuldige seyn!“ versetzte jener. Und er gewann sich heimlich die Schlüssel, und entführte den Schatz der Wittwe bei Nacht. Da sprach Gernot: „Laßt uns dieses Gold in den Rhein werfen, damit Keiner von uns den Fluch auf sich lade!“ — „Sehr wohl!“ erwiderte Hagen, und er schaffte den Hort dahin, wo der Rhein durch die Bergschlucht über Felsen rauscht, und versenkte ihn dort in das Binger Loch. Er allein wußte seine Stelle, und dachte ihn späterhin allein zu genießen. Aber Chriemhilde war untröstlich über den Verlust. Da schwuren ihre Brüder einen feierlichen Eid, daß der Schatz verborgen wäre, so lange Einer von ihnen lebe. Und die unglückliche Fürstin trug neues Leid um den Tod ihres Gemahls und um ihr geraubtes Gut. So verflossen ihr dreizehn kummervolle Jahre; liebend und treu beweinte sie stets ihren Siegfried, und konnte ihn nie vergessen. —

In dieser Zeit verlor der König Etzel von Hunnenland * seine Gemahlin, die schöne Helke, durch den Tod.

---

* Unter Etzel wird von mehreren Geschichtschreibern und Alterthumsforschern der Hunnen König Attila verstanden. Auch stimmen seine Macht, seine Völker und die Grenzen seines Reichs damit überein. Doch sind, wie Mone in seiner Einleitung in das Nibelungenlied sehr richtig bemerkt, die Charaktere beider Fürsten in manchem Betracht verschieden, indem Etzel als ein guter und weichherziger, Attila aber als ein wilder, kriegerischer und herrschsüchtiger König geschildert wird, auch andere auf Beide Bezug habende Umstände und Verhältnisse von einander abweichen — so daß man wohl nicht mit historischer Sicherheit ausmitteln kann, ob Attila, oder ein anderer Beherrscher der Ostlande aus jener Zeit, gemeint ist.

Wir haben den ersten Theil dieser Geschichte bis auf Siegfrieds Tod umständlicher behandelt, weil darin dieser Hauptheld des Nibelungenliedes, seine Thaten, und die Charaktere der mit ihm in freundlichem Verhältniß stehenden Personen geschildert sind. Den zweiten Theil,

Seine Freunde riethen ihm zu einer neuen fürstlichen Vermählung, und glaubten, daß die hohe Chriemhilde in Burgundenland, die Wittwe des starken Siegfried, seines Thrones mehr, als alle andern Frauen, würdig sey. Die Wahrheit dessen erkennend, fragte Etzel, wem unter den Großen seines Reichs die Leute und das Land am Rheine bekannt wären. Da sprach Rüdiger von Bechelaren, daß er den König, die Fürsten und Ritter alldort sehr wohl kenne. Er war ein edler Ritter, der, aus Hispania vertrieben, an Etzels Hof geflüchtet, und diesem Könige sodann als oberster Feldherr in vielen Schlachten wider die Polen und Reußen tapfer und treu gedient hatte. Darum war er von demselben zum Markgrafen von Oestreich ernannt. Etzel beschloß nun den wackern Rüdiger nach Burgundenland zu senden, damit er um die schöne Chriemhilde für ihn werbe. Der Held begab sich also mit einer Schaar edler Recken auf den Weg. Als er zu Worms ankam, ward seine Botschaft von dem Könige, so wie von dessen Brüdern und allen Edlen des Reiches, sehr gut und froh empfangen. Jene ermahnten ihre Schwester, einem so mächtigen Könige, dem Beherrscher aller Lande von dem Rhodan bis zum Rhein, und von der Elbe bis an's Meer, ihre Hand zu geben. Auch Frau Ute sprach der geliebten Tochter zu. Doch Chriemhilde erwiderte: „Ich bin zum Klagen und Weinen hier, und tauge nicht an einen freudigen Hof; habe ich je Schönheit besessen, so hat die Traurigkeit sie mir geraubt." Als jedoch Rüdiger versprach, daß ihr auch Etzels gesammte Heermacht zu Gebot stehe, und daß vor Allen er selbst mit der zahlreichen Schaar seiner Mannen ihr stets ein treuer Schutz und Schirm seyn werde, da kam ihr plötzlich der Gedanke: „So kann ich vielleicht den Tod meines theuern Gemahls noch rächen!" Und sie entschloß sich, Etzels Gattin zu seyn.

Bald zog Chriemhilde mit Rüdiger nach der Hunnen Land. Ihre Fahrt war allenthalben von Jubel und frohen Festen begleitet. An den Ufern der Donau, wo Rüdigers Markgrafschaft begann, empfing sie Gotelinde, sein herrliches Weib, unter schönen Gezelten, im Kreis ihrer Frauen und Ritter. Am Trafenfluß, der in die Donau fällt,

---

oder die Geschichte von der Nibelungen Noth, auch Chriemhildens Rache genannt, dessen Begebenheiten das Epos mit so reichen und starken Farben malt, können wir, um des Raumes Willen, nur in gedrängtem Auszuge geben.

besaß der König Etzel eine reiche und schöne Burg, wo er einst mit der tugendreichen Frau Helke saß. Rüdiger hatte dem Könige Boten gesandt, und er ritt seiner herrlichen Braut dorthin entgegen. Ihn geleiteten die fürstlichen Recken, und wohl vierundzwanzig Fürsten, jeder mit seiner Schaar, denn die Herrschaft des Königs war sehr weit erstreckt.* Voran zogen Ramung, Gibech und Hornboge, die Fürsten aus dem Wallachenlande, mit 700 Mann, Alle auf vergoldeten Rossen; dann kam von Dänemark der kühne Hawart, sein Genoß Iring, und Irnfried von Thüringen, der aus seinem eigenen Lande verdrängt war. Sie führten 1200 Mannen. Sodann erschien Blödelin, des Königs Bruder, mit 3000 aus der Hunnen Land, und jetzt der hehre Etzel selbst, und ihm zur Seite der starke Held Dietrich von Bern, der edelgesinnte Fürst der Amelungen, der auch sein Erbe durch Abtrünnige verloren und sich dem König angeschlossen hatte, beide von erlesenen Mannen gefolgt.

Als sie Chriemhilden sahen, in ihrer von Gold und Edelgestein funkelnden Tracht, da gestanden Alle, daß sie noch schöner denn Frau Helke sey. Aber der König sprang von seinem Roß, und umarmte zweimal das edle Weib. Der herrliche Zug ging jetzt nach Wien, und dort ward das Hochzeitfest im blühenden Maimonde gefeiert, mit solcher Pracht, als je ein König es beging. Aber Chriemhildens Augen wurden naß an der Seite ihres hohen Gemahls, da sie bei den vielen Ehren, womit Alles sie huldigend umgab, an das Unglück dachte, so ihr am Rheine widerfahren war.

Schon in das siebente Jahr hatte Chriemhilde den Thron der Hunnen geschmückt; da gebar sie ein Söhnlein, zur großen Freude des Königs und aller Lande. Das Kind ward Ortlieb genannt. In den Gebräuchen des Hofes war Chriemhilde von Herrat unterrichtet, der alten Magd, die einst Frau Helken so treu gedient und sie noch täglich beweinte. Aber die neue Königin befliß sich aller Tugenden, die ihre Vorgängerin besessen; keine war milder und holder denn sie, und man hörte nichts als ihr hohes Lob in allem Munde des Reiches. So flossen wieder dreizehn Jahre hin; doch sie gedachte stets ihrer Leiden im Burgundenland, und

---

* Daß die Ehre einer [illegible] Hunnenherrschaft Etzels nicht [illegible] [illegible]

tollen Streiche hat gehalten, und mich mehr, als Ihr tut. Ihr habt mein treuer Knecht erwartet.“ Da rufen Hagen: „Herre und nicht zu guter Mare: Ich kam mit Zorne und Unsanfte zu Dir, und Ihr habt mir so freundlich begegnet.“ — Gar Hiltebrant sprach: „Was habe ich Euch getan, Edele Königin? Ich kam so freundlich zu Euer Land.“ Da erhoben sich mutige Stimmen: „Dieser Mütze ist die ganze Burg voll. Wieder Du hast nie vom Rhein wieder gekommen! Er sind hat auch Du mit Deinen Helden unser Land verwüstet.“ Da stand vor Hunnenkönig auf seinem Gastsitz Iolanta, rief der Recken Gerant: „Mäßiget Euch! Es soll uns Niemand vor den Helden und den Zorn zu scharen Helfen schelten! Das wird Euch Ehre sein.“ Edele Recken waren sehr bereit. Der kam über die Gastgemeinde, so man sie selbst nennt, und sprach: „Nein, trauen Hunnen, laßt Ihr Waffenwerk nicht auf zum Tanz! Ihr habt Euch alle verloren, denn Kühnen Degen hat die Welt nie gesehen.“ Hiltebrant sagte: „Mein, alte Schwester, habe ich Dir je so Leid getan? Habe meine Mutter am Rhein für mich und meine Gesellen!“ — „Du sei Euch weiter!“ sah sie zu Antwort. „Schon Du mir den Degen als Recht Leuchten, denn Du hast meine Brüder und eine Mutter hie mit gebracht.“ Dank Gerant sprach: „Wir sahen keinen Mann auf, eher Dieser mit Ehr tut!“ Dank Hiltebrant stumme sah da. Nur war schon hob der mächtige Kampf; und von den Burgunden und Nibelungen vor dem Tode floh, ward endlich zurückgetrieben. Dank wütete Ehe noch tapfer den Ringang. Da sah Gunnarius den Saal an vier Ecken anzünden, und Hagenen kam nur seinen Helden in großer Not. Schwarz war Kampf und Dank wandten sie vom Wüte der Feuerflammen. Gar noch hämmerten wenige übrig. Dem tagte der Morgen. Da kam der gute Rudiger an den Hof, mit sah Tausend von Mann, sah sah auch sah Tausend auch umsonst, sah er mit von sah Brünnen Mann zu dem König sprechen sahn. Dank sahe entgegen: „Ist sie ausgeglüht, so sah sie Gastehre schändlich.“ Eine Erinnerung schon sah sah Rudiger wohl auf, wenn sie Burgunden zu Gaste. „Wie kam sie sah?“ sah er, „sie waren mir Freundlich. Sechs auf Jahr, auf meine Leben, sah schöne Kind, sie Gaben Gastes Gleichen sahen?“ Dank sie, wo sah König, erwarte sie an sein Treulosigkeit, und es sind Feste und Mann, wie er sie von einen empfangen. Er ging zu meinen zum Tode mit dem Mannen. Er König sah Hof, sah

Giselhers Schwert mit dem Blute der Geliebten. Aber mit Gernot entbrannte ein heftiger Zweikampf, dem der edle Markgraf Rüdiger erlag, und alle seine tapferen Krieger sanken im wilden Gefechte.

Als Dietrich von Bern den Tod des guten Rüdigers vernahm, da schmerzte es ihn tief, und er entbot den alten Meister Hildebrand, mit Wolfhart und noch aller seiner Helden nach dem Saale zu gehen und des Markgrafen Leichnam zu fordern, damit man ihn feierlich bestatten könne. Sie richteten ihre Botschaft aus, und der König Gunther lobte ihre Gesinnung für den Erschlagenen, der ein treuer Freund des Fürsten Dietrich und seiner Genossen war. Dennoch gab man den Leichnam nicht heraus. Da kam es zu heftigen Worten unter den Helden von Bern und denen von Burgund, und endlich kam es zum erbitterten Kampfe mit den Schwertern. Sie stritten so wüthend, daß Alle von jeglicher Seite fielen, bis auf Gunther, Hagen und Hildebrand. Der alte Waffenmeister entkam verwundet zu seinem Fürsten. Mit entsetzlichem Leid vernahm der starke Dietrich die Kunde von seiner Helden Schicksal. Doch grimmig erhob er sich jetzt, legte die Waffen an, und eilte mit Hildebrand nach dem Saale der Hofburg. Hier forderte er Rechenschaft von den zwei noch übrigen Burgunden. Der König vom Rheine sprach: „Wir haben den Leichnam nicht aus Uebermuthe versagt, sondern um den Hunnenkönig zu kränken; da stritten aber Eure Ritter." — „Ihr habt uns mit schnöden Worten gereizt!" erwiderte Hildebrand. Dietrich forderte sie auf, sich ihm zu ergeben; dann versprach er ihnen sicheres Geleit nach der Heimat. Aber Keiner wollte Geißel werden, sondern lieber den letzten Kampf bestehen! Da trat Dietrich zuerst wider Hagen auf. Dieser trug das Schwert Balmung, das einst dem starken Siegfried gehörte. Sie fochten beide mit wechselndem Glück; doch endlich schlug der Bernerheld seinem Gegner eine tiefe Wunde, entwaffnete ihn und band ihn fest. Dann rang er mit dem tapfern Gunther in gleich schwerem Kampf, aber auch dieser ward besiegt, verwundet und gefesselt. Dietrich übergab Chriemhilden die verlorenen Waffen und die gefangenen Helden; doch empfahl er Huld, ihnen kein Leid zu thun. Traurig ging er nun weg, und zog seinen Harnisch aus. Aber Chriemhilde forderte jetzt von Hagen den Schatz der Nibelungen zurück; dann wollte sie Beide freilassen. Er gab zur Antwort: daß könne nicht geschehen, weil der Schatz verborgen sei, so lang Einer seiner Herren noch lebe. Man meint

er, sie müsse dem Tod nicht das Leben schenken, bis er ihren Gemahl ermordet, und nun ihren Brüder zur Heimat ziehen ließe. Jetzt gebrauchte sie die Vollziehung ihrer Rache; sie gab Befehl, den König Gunther zu tödten, und hielt, als dies geschehen war, dem Hagen das abgeschlagene Haupt vor. Er sah einen Blick gegen sie auf; da ergriff die Königin Siegfrieds Schwert, und schlug selbst dem Gefesselten das Haupt ab. König Etzel trat herein, und sah mit Staunen und Leid die jammervolle Scene. Hoch empört, daß Chriemhilde den wehrlosen Helden getödtet, sprang der alte Hildebrand grimmig herzu, und hieb das wüthende Weib in Stücke. Etzel und Dietrich weinten über die Gefallenen, und alle Ritter und edlen Knechte, so wie die zarten Frauen, beklagten schmerzlich den Tod ihrer lieben Freunde.

Heilig-Blut bei Alzei.

Die historisch-poetische Sage, so wie im vorigen Abschnitt gegeben, führte unsere Helden auf den Schauplatz des großen hunnischen Reiches. Die Geschichte selbst lehrt uns, daß die Hunnen ein nomadisches Volk, wohl barbarisch, doch nicht ohne eine gewisse Kultur, welches zuerst in Rußland gewohnt, zur Zeit der großen Völkerwanderung Ungarn und die benachbarten Länder eingenommen, und von da einen Theil des östlichen und westlichen Europa's überschwemmt habe. Ein ungeheures Heer derselben, mit dem sich auch Vandalen, Scythen und andere Stämme vereint, ging, wie wir zuverlässig lesen gemeldet, über den Rhein. An seiner Spitze stand Attila, der König der Hunnen selbst, ein ehrsüchtiger, treuloser und kriegswilder Fürst. Glauben wir denn auch, was eine Legende von dem Aufenthalt dieses Volkes am rheinischen Land erzählt.

„Es geschah im Jahre 451, daß die Hunnen, von ihrem Könige Attila geführt, in das Land am Rheine drangen. Sie zogen sie mit Raub und Plünderung, und manche Gewaltthat an den Bekennern des Christenthums verübt. Es wurden der Mainzer Bischof Aureus, seine Schwester, und viele Priester der Religion, von diesen Barbaren ermordet. Ein gleiches Schicksal traf nebenbei die Gegend zwischen dem Donnersberg * und dem Seebach. Auf der Wormsheimer Mark-

---

* Dieser hohe Berg, dessen Gipfel über die Rheinprovinz ragt, hat seinen Namen von dem römischen Jupiter, dem Könige der Donnerer.

[illegible] Hilfe wurden mehrere Abteilungen des deutschen Heeres auf gemeinsame Art hingerichtet. Attilas gegen die Hunnen verwüstete Lombardei und den westlichen Landen ein. Doch in der Schlacht, auf einer im Jahre 746, starb der heilige Bonifacius Märtyrer, der römische Apostel Deutschlands und der erste Erzbischof von Mainz, den Gottesdienst einer englischen Mönchen. Er lief auf seine Kapelle erbauen, da er zum heiligen Blut kommen. Dort auf den Schutz weiht auch der Ort mit allen Rechten begleitet. Doch gehört Hamelt zur Erinnerung an die der vergessen heiligen Blut, als auch, weil er [illegible] Tage Gott für den Anfang des Mainz verherrlicht hat."

Es war sehr begreifen. Als die Hunnen kamen, so ging die Sage von dem Rhein über die Burgund, das gehört der Wahl, der Tann und der Tode liegt. Dort hat befiehlt, und einigen Schanzen hölzerner Zeit, den Namen der Hunnenschanzen, oder Hunnenbrücken, heutzu erhalten. Attila stieg mit seinen Scharen auf in Frankfurt ein, ging über die Saale, und stand über an der Lahn, als der ehemalige Bischof Bonifacius mit seinem Gefolge, dem sich auch die Franken angeschlossen, und der König Theoderich mit seinen Westgothen, die zum Niedrang bis an die Mosel gingen. Hier nahm er eine Richtung in der südlichen Richtung des Rheins, und es kam zu einer Schlacht, welche man die blutigste nennt, in welch gekämpft wurde. [illegible] Mann lagen tot auf dem Schlachtfeld, unter ihnen der edelgesinnte König Gibich. Attila hatte seine wunden Truppen gesammelt, während er den Tagen sich gerüstet war, als der Graf Theodemund, Theoderich's Sohn, aus den Hügeln, wo er mit einer beträchtlichen Schaar seines Stammvolk gekommen, plötzlich heraus auf den [illegible] Feind in die Flanke fiel. Dadurch wurde er in Verwirrung gebracht, und wandte sich halb, von jeglicher Zeit bedrängt, zur Flucht. Die Franken allein waren ihm nach, und verfolgten ihn so lebhaft und anhaltend, daß Attila sich kaum seiner Person wieder entledigen und mit Verlust bis über den Rhein zurückging.

Eine weitere Schlacht erhielt jene Sage, wo die Hunnen einen so schweren Sieg den [illegible] Thron seiner Herrschaft erlangt, als er auf [illegible] Schlachtfeld [illegible] war? Da wollen

---

[illegible] [illegible] [illegible] [

Zeiten und Horden, welche späterhin durch alle Gauen des deutschen Reiches geherrscht, verödeten manches angebaute Land, und so geschah es auch mit diesem. Aber selbst dann, als wieder ein friedlicherer Zustand erfolgt war, und sogar bis in die neuere Zeit, blieb der Ort unbebaut. Und was soll hieran hauptsächlich Schuld gewesen seyn? Das Alzeier Wochenblatt, dem wir die Mittheilung jener Legende verdanken, bemerkt hierbei, „daß die Land- und Weingärtsleute, von der obigen Sage unterrichtet, Scheu trugen, mit Hacken und Spaten die geweihte Erde aufzureißen und zu roden." Hätte ihnen doch der heilige Bonifacius selbst ein anderes Beispiel gegeben! — Doch ein solcher Aberglaube, der aus mißverstandener Frömmigkeit das Nützliche da nicht anwendet, wo es die göttliche Natur fordert, gilt in unserer Zeit, wenigstens unter dem gebildeten und aufgeklärten Theil des Volkes, nicht mehr. Wer jetzt nach Weinheim, unweit Alzei, kommt, erblickt auf der Stelle, die noch Heilig-Blut genannt wird, einen herrlichen Weingarten, etwa 20 Morgen Landes groß, der seit einigen Jahren mit einer Mauer umgeben ist. Er gehört einem wackern Gutsbesitzer, dem Herrn Joseph Emele, Kaufmann in Mainz. Das Gewächs, so dieses Feld trägt, wird sehr gelobt, ja man will es unter die vorzüglichsten Gattungen der Rheinweine rechnen.

Franz von Sickingen.

Ein kühner Ritter an Muth, Kraft, Wahrheit und Edelsinn, der Schutz und Schirm aller Bedrängten, die [illegible] Stütze der Wissenschaften und der neuen, im [illegible] aufblühenden Religion, ein Freund wissenschaftlicher Bildung, und ein eben so kluger als [illegible], als kühner und unternehmender Feldherr, war Sickingen, der Stolz seines Vaterlandes in der [illegible] Zeit, wo er lebte und wirkte, und sein Name verdient daher einen der ersten, wo nicht die erste, Stelle in jenem Buche, das den [illegible] und Zügen rheinischer Größe gewidmet ist. Das [illegible] Streben, das sich mit der Weisheit und Kraft seiner [illegible] Charakters verband, gibt [illegible], daß sich in einer der [illegible] Erscheinungen unserer Zeit [illegible], und er wäre, [illegible] Eigenschaften und [illegible] Verhältnisse, [illegible], der

höchsten Gipfel weltlicher Herrlichkeit zu erringen. Ein Abriß seines Lebens und seiner Thaten wird darum selbst denjenigen Lesern, die mit der Geschichte des Helden durch andere Schriften bekannt geworden, eine nicht unwillkommene Gabe seyn.*

Franz von Sickingen ward am 1. März 1481, aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter am Rheinstrome (deren Ahn im Jahr 926 [illegible] ein Ritter Albrecht von Sickingen ist), geboren. Sein Stammschloß war die Burg Sickingen im Kraichgau, unweit Bretten, der Vaterstadt Melanchthons, und sein Vater, Schweikard VIII., stand als Kriegsobrister und Amtmann von Kreuznach, im Dienst des Churfürsten Philipp von der Pfalz. Da Letzterer demselben 2100 Gulden schuldig war, gab er ihm die, eine Stunde von Kreuznach entlegene, feste Ebernburg auf Wiederlösung, so, daß die männliche, und in deren Ermangelung sogar die weibliche, Nachkommenschaft der Sickingen dieses Schloß erblich besitzen, aber solches nicht von dem Kreuznacher Burgfrieden getrennt werden sollte. Außerdem gehörten ihm die Festen Rheingrafenstein, Landstuhl, und andere auf dem linken Rheinufer. Auch wurden seine Güter durch die Mitgift seiner Gemahlin Margarethe, einer Erbin von Hohenburg, noch beträchtlich vermehrt.

Es ist nicht genau bekannt, ob Franz auf dem Schloß Sickingen im Kraichgau, oder auf der Ebernburg, das Licht der Welt erblickte. Am wahrscheinlichsten jedoch ist der letztere Ort seine Geburtsstätte. Diese Burg, jetzt eine schöne Ruine, lag auf dem steilen Felsen eines Berges, an dessen Fuß in einem reichen und blühenden Gefilde, wo das Flüßchen Alsenz in die Nahe fällt, das Dorf gleichen Namens erblühete. Nach den Sitten der damaligen Zeit empfing unser Held bis in das siebente Jahr seine Erziehung unter den Augen der Mutter und ihrer Kammerfrauen. Aber der lebhafte und wilde Knabe stahl sich, so oft er konnte, aus dem weiblichen Kreis, und lief zu den Knappen und Reisigen des Vaters, wo er sich an ihren Erzählungen von Fehden, Krieg und Abenteuern ergötzte. Doch dem sehnlichen Wunsch ward bald erfüllt; denn kaum der Kinderstube entwachsen, lehrte ihn sein Vater die ersten ritterlichen Übungen, und seine Fortschritte in Führung der Lanze und des Schwertes, in

* [illegible]

Unterdrückten zu sein, die glänzenden Vorbilder des Ritterthums alter und neuerer Zeit, denen er nachstrebte, die tapfern Fehden und die prächtigen Turniere, wo er nun selbst Lanzen brach — alles das eröffnete ihm ein neues, herrliches Feld der Thätigkeit, und verlieh seinem Geiste und Muthe noch mehr jenen hohen, romantischen Schwung, durch den allein das wahrhaft Große und Kühne in der Heroenwelt vollbracht wird. Ein erhabener Ehrgeiz und eine entschiedene Selbstständigkeit des Willens waren hervorstechende Züge in dem Charakter des Jünglings. Darum sagte der Vater einst [illegible] zu seiner Hausfrau: „Der Junge wird ein großer Mann; doch nur Gott weiß, wie das endet!" Und ein andermal im Kreis einiger Hausfreunde: „Meinen Franz, den Trotzkopf, sehe ich schon bis zu Thrones Höhe emporklimmen; aber vielleicht stürzt er eben so tief wieder herab!" —

Doch ein Unglück traf das Haus Sickingen. Schweikard, der selbst in Kriegslust und ritterlichem Trotz seinem Sohne das Beispiel gab, hatte an einer blutigen Fehde, die zwischen den bayerischen Fürsten und dem Pfalzgrafen entstanden war, für Letztern Theil genommen, und sich manche übermüthige und gewaltthätige Eingriffe in die [illegible] erlaubt, so daß sich häufige Klagen von Vornehmen und Geringen des Landes wider ihn erhoben. Er ward während dieses Kampfes gefangen und vor den Kaiser gestellt, der ihn, trotz der hohen Achtung und des Ansehens, worin er vorher gestanden, als Verbrecher vor Gericht ziehen und nach dem Urtheil mit dem Tode bestrafen mußte. So tief auch der Schmerz war, in den die Familie durch dieses Ereigniß versenkt worden, hatte seltsam doch keinen nachtheiligen Einfluß auf ihren persönlichen Zustand und ihr Verhältniß zum Reiche.

Franz von Sickingen erbte die schönen und gesegneten Güter seines Vaters, und die herrlichen Schloßgebäude, die ihn umgaben. Durch den Eifer und die Kenntnisse des tapferen Ritters wurden dieselben noch stärker befestigt, als vorher, so, daß man sie nach wenigen Jahren für unüberwindlich hielt. Mit diesem Reichthum begann er mit einigen kleinen Fehden seine ritterliche Laufbahn. Darauf trat er in den Dienst des Kaisers Maximilian I., als dieser den Kriegsmuth zu dämpfen beschloß, den die Stadt Venedig nicht allein gegen die Fürsten und Städte Italiens, sondern gegen alle Herrscher Europa's, und namentlich gegen den Kaiser, bewies. Maximilian hatte den jungen Franz von Sickingen schon auf einem Reichstage in Worms, wohin er als junger Knappe mit seinem Vater gezogen war, kennen gelernt, und ihn mit

seinem Gleichen suchte. Der willkommene war ihm als der Verkünder einer Botschaft, der seinen Durst so viel versprach; denn der Kaiser, dem es an allen einzelnen Tugenden gebrach, wußte sie doch in seinen Leuten zu schätzen und zu lohnen. Weit vorherrschender Eindruck sein Vertrauen durch manche Unternehmung, wo besondere Klugheit und Geschicklichkeit nöthig war. Nach glücklicher Besitzung begab er sich weiter auf sein Schloß Ehrenberg, und besuchte den Erzbischof von Mainz auf dem Pfalzgrafen einige Wochen. Aber bald war ihm solch keine Abwechslung zu eng, und er suchte sie mit Macht zu erweitern. Wo gekränkte Freiheit und verletzte Rechte seinen Schutz anriefen, da trat er in Fehde gegen die Unterdrücker, und schuf sich durch manches außerordentliche Mannstück Achtung und Furcht in den Landen umher. Sein Ehrgeiz war, dem Kaiser und Reiche treu zu sein, aber, wo es galt, die Rechte der Ritterschaft, und zugleich die Sache aller Bedrängten, bewaffnet gegen Landesherrn seines eigenen Standes, als selber die mißbrauchte Gewalt einzelner Fürsten, den Trotz der durch Handel und Gewerbe steuerkräftigen und oft übermüthigen Städte, und die Anmaßungen einer herrschsüchtigen, glaubenseifrigen und einseitigen Geistlichkeit, zu bekämpfen.

Sickingen hatte sich mit Hedwig von Flörsheim vermählt, und lebte mit ihr in glücklichem Ehestande. Auch war sie durch Zartsinnigkeit und häusliche Tugend ein Muster aller Frauen. Da ihm Kaiser angesehene Staatsmänner nicht in ihren Reihen mit gleichem Eifer und Ernst, Wo es mit wichtiger Klugheit und unerschütterlicher Treue die Unternehmungen der Fürsten, wo es schwierig war sich zu Pflicht gemacht, entgegen trat, oder sie leidenschaftlich erhitzen sie in Kreis der Fürsten als Thun und Thun. Durch ihre unerschütterliche Festigkeit, entsagte er auch, daß sie einen seinen Planen und Handlungsweisen auf alle Art beistehen mochte. Ordnung sind nicht allein heilig dem Gemüthe der Menschen, sondern sie stehen sich auf einem Kriegsfuß. Hedwig wußte, wenn sie Gatte sich auf einem Kriegszuge befand, ihrem Leben so auch Gott zu befehlen, und so befreien zu der Zeit. Da selbst dem Kaiser den Thron und den Frieden. Da erfuhren die Feinde sie oft, und ihre ritterliche Treue ungern, und es konnten sie sie Ritterlichkeit zu erwecken, war sie schwierigen Augenblicken, allen ihre Hilfe sie. Durch Güte und Weisheit, die Anmuthe der Mitte, und Wohlthaten und die weiten Besitzungen ein.

Wir kommen jetzt auf ein bedeutendes Unternehmen, in das Sickingen verflochten ward und das für ihn sehr schwierige Folgen haben konnte. Die Reichsstadt Worms hatte sich, wie bereits gemeldet, nach manchen Kämpfen wider die Herrschaft ihres Bischofs, endlich eine ihren Wünschen angemessene Verfassung errungen; aber der unruhige Theil der Bürgerschaft wandte nun manchmal die Waffen der Empörung gegen die selbstgewählte Obrigkeit selbst. So geschah es denn, daß sich im Jahre 1513 ein Streit zwischen der Gemeinde und dem Rath erhob, der bald in einen völligen Aufstand überging. Der Bischof Reinhard, der um diese Zeit in Angelegenheiten des Reichstages nach Worms kam, schürte heimlich die Flamme der Zwietracht, um die vorige Gewalt wieder zu erlangen. Viele rechtliche Bürger nahmen keinen Theil an der Sache; doch die Aufrührer behielten die Oberhand, vertrieben den Magistrat, und setzten neue Beamten ein. Die Flüchtigen suchten Schutz bei dem Kaiser Maximilian, dem die Aufrechthaltung des Landfriedens, den er geschlossen, zu sehr am Herzen lag, als daß er nicht hätte mit strenger Gewalt einschreiten sollen. Auf einen Beschluß des hohen Reichsgerichts ward der Kammerrichter, Bischof von Straßburg, so wie der Graf von Rappoltstein, Landvogt vom Elsaß, mit [illegible] Reitern und Fußgängern nach Worms gesandt. Sie stellten mit gewaffneter Hand die Ruhe wieder her. [illegible] wurden durch ein feierliches Kammergerichtsurtheil die vertriebenen Räthe von neuem an ihre Stelle gesetzt, die vornehmsten Rädelsführer des Aufstandes aber in die Acht erklärt, und Einige sogar am Leben gestraft. Unter denjenigen, die man des geheimen Einflusses auf jene Empörung beschuldigte, war vorzüglich Balthasar Slör, Gerichtsschreiber und Notar des Bisthums. Man zog sein ziemlich bedeutendes Vermögen ein, ohne daß die [illegible] Untersuchung in gerichtlicher Form gegen ihn angestellt ward. Vergebens berief er sich auf seine Unschuld; endlich wandte er sich an den Kaiser selbst mit der Bitte um Gerechtigkeit und unparteiisches Gericht. Aber die klugen Räthe seiner mächtigen Gegner wußten diese Schritte zu vereiteln. Da nahm er seine Zuflucht zu dem ritterlichen Schirmer der Unterdrückten und Bedrängten — dem edlen Franz von Sickingen. Dieser kannte Slör aus früherer Zeit, und wußte, daß er schon mehreren deutschen [illegible] treu und redlich gedient hatte. Das willkürliche Verfahren gegen einen Mann, der auch Bürger jener freien Reichsstadt war, empörte die redliche Seele des Ritters. Er versprach ihm [illegible]

nen Schutz, und kündigte hierauf dem Magistrate von Worms zugleich mit der Drohung an, daß, wenn man das gesetzliche Begehren des Notars nicht erfülle, er selbst auf der Stelle Gewalt brauchen und die Stadt befehden werde. Der Rath erschrack vor einem so mächtigen Helfer, und erbot sich, den Gegenstand zu untersuchen. Tile hatte eine Schuldverschreibung von drei Wormser Bürgern, die er an Sickingen für dessen Mühewaltung abtrat. Der Ritter verlangte jetzt vor allen Dingen die Entrichtung dieser Schuld; allein der Rath wollte das Geld bei dem Kammergerichte bis zur Entscheidung der Sache niederlegen. Da nun jener auf seiner Forderung beharrte und die Zahlung nicht sogleich erfolgte, hielt er einige Wormser Kaufleute, die mit dem Heidelberger Marktschiffe nach der Frankfurter Messe fahren wollten, an, und nahm ihre Waaren in Beschlag. Erbittert über diese Gewaltthätigkeit suchte der Rath die Hülfe des Kaisers und der benachbarten Fürsten, und Sickingen ward durch einen kammergerichtlichen Spruch in die Acht erklärt. Er vertheidigte sich durch Briefe und Manifeste; dabei wußte er, daß der Kaiser sein persönlicher Feind nicht war; zudem wird behauptet, der Churfürst von der Pfalz, wegen früherer Händel gegen den Uebermuth jener Städter aufgebracht, habe ihn zur Züchtigung derselben angespornt. Alles dieß, verbunden mit seinem Gefühle für Recht und Billigkeit in der Sache des braven Tile, und mit dem traurigen Anblick des verbannten Flüchtlings, der Schutz auf seiner Burg suchte, bestimmte den ohnehin so kühnen Entschluß des Ritters. Er wollte, seinem Manneswort und Ritterwort gemäß, die Stadt Worms mit aller Macht befehden, und rüstete sich zum Kriegszuge. Vorher übergab er seiner Gemahlin die Aufsicht über sämmtliche Schlösser und Güter, da entriß sie ihm plötzlich der Tod. Unsäglich war sein Schmerz über den Verlust der theuern Lebensgefährtin; aber auch in diesem vergaß er nicht das Versprechen und die Pflicht, so er einmal übernommen hatte. Tile war bereits in seinen Dienst getreten, und wurde nachmals sein Geheimschreiber und Rathgeber, welches Amt er auch treu und mit Eifer bis zum Tode seines Herrn versah. Es war in jener kriegerischen und fehdelustigen Zeit nicht schwer, eine bedeutende Kriegsmacht in das Feld zu stellen, und hatten mehrere Ritter ihre Theilnahme zugesagt, so konnten sie wohl [illegible] gar ein ansehnliches Heer für [illegible] Unternehmung [illegible] 10,000 bis 20,000 Mann aufbringen. Nachdem Sickingen eine beträchtliche Zahl von Kriegern, Büchsenschützen und Geschütz gesammelt, zog er gegen

die Stadt Worms, und umringte sie auf allen Seiten. Von seinen Freunden und Waffenbrüdern schlossen sich die tapfern Ritter Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz — unsern Lesern durch das herrliche Drama des großen Dichters bekannt — dem Abenteuer an. Auch Mehrere der aus Worms vertriebenen Bürger fochten gemeinsam in seinem Heer.

Sickingen führte den Kampf mit eben so viel List als Tapferkeit und Geschicklichkeit. „Unvermutheter Angriff und plötzlicher Ueberfall war das, was er besonders gern und glücklich unternahm. Hier suchte er einen schwachen Theil der Mauer zu stürmen, dort warf er Briefe in das Volk hinein, worin er ihm Schutz und Freiheiten versprach; bald setzte er die Stadt durch Bedrängung auf jeglicher Seite in Allarm, bald schien er in dunkler Nacht abgezogen, während er sich in einem Hinterhalte verbarg. Da ließ er manchmal den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen, damit es schien, er habe den Rückzug genommen, da er doch weiter vorangegangen war. Der Rath dagegen und die bewaffneten Bürger der Stadt kannten zu gut die Schlauheit, Kühnheit und Gewandtheit ihres Feindes, als daß sie nicht alle Mühe und Vorsicht angewandt, um seine Pläne zu vereiteln. Man verschloß die Thore, und verließ sie auch mit [illegible]; die Mauern und Thürme wurden stark belegt, und wenn ein Feind anrückte, ward sogleich von der Wache mit Büchsen und Pfeilen auf ihn herabgeschossen. Es geschahen auch Ausfälle, doch mit großer Behutsamkeit, so daß, wenn der Ritter im Hinterhalte lag, auch [illegible], sich schnell unter die Mauern der Stadt zurückgezogen. Ein dreitägiger Sturm, den jener begann, ward von den Belagerten muthig abgeschlagen; doch hätte er sich der Stadt wohl bemächtigt, wenn jetzt nicht eine starke Abtheilung kaiserlicher Truppen ihr zu Hülfe gekommen wäre. Da beschloß er, die [illegible] abzugeben, suchte aber fort, die Wormser auf andere Art zu beschädigen. Er lagerte sich an den Wegen, beraubte die reisenden Kaufleute, und führte sie in Gefangenschaft. Hier [illegible] freilich [illegible], zu dem, daß so edlen, [illegible] Sickingen [illegible] mit der ganzen Ritterschaft bestehende Haß gegen die emporstrebende Macht der Städte und des Handelsstandes, [illegible] sich der ritterliche Geist in seinem Wesen und in der [illegible] Richtung, welche er sich erwählt, [illegible]. Eine [illegible] kann man ihm auch nicht versagen, wenn er den edlen Charakter und den [illegible] Uebermuth der [illegible], der er ihm in den Weg trat, zu demüthigen

suchte. Uebrigens blieb der Zweck des tapfern Sickingen auch hier nicht ganz unerreicht. Der Rath von Worms sah wohl ein, daß, wenn jener auch für jetzt die Stadt nicht mit Sturm erobern gekonnt, er doch ein sehr furchtbarer Feind sey, der im Felde für Handel und Gewerbe ihrer Bürger so schädlichen Fehde immer ein Uebergewicht behaupten werde. Er entschloß sich daher zur Entrichtung einer ziemlich starken Summe Geldes an den Ritter, der nun, damit zufrieden, die Stadt und ihre Waaren in Ruhe ließ.

Doch warf er sich bald darauf in einen andern Kampf. Einer seiner Kriegsgesellen war durch den Herzog von Lothringen beeinträchtigt. Sickingen zog ihm zu Hülfe, und gewann solche Vortheile gegen die Truppen des Herzogs, daß er den Streit bald und glücklich zu Gunsten seines Freundes endigte und sich dadurch noch größeren Ruhm und Reichthum erwarb.

Sein Ritterruhm stieg durch diese Thaten so hoch, daß auch das Ausland mit Bewunderung von dem Helden sprach. Der ehrgeizige und ritterliche König Franz I. von Frankreich strebte nach der deutschen Kaiserkrone, und suchte sich noch bei Lebzeiten Maximilians unter den Fürsten und dem gewichtvollen Adel des Reiches einen Anhang zu schaffen, damit nach Erledigung des Thrones die Wahl auf ihn fallen möge. Besonders aber richtete er sein Augenmerk auf Sickingen, dessen Name und Einfluß ihm von großem Werthe seyn mußte, und bemühte sich, einen so gewaltigen Ritter in seinen Dienst zu ziehen. Der Marschall von Fleurangès, damals Marschall von Frankreich, Sohn des Robert von der Mark, Herzogs von Bouillon, und eigentlich auch ein deutscher Ritter, ward mit der Unterhandlung beauftragt. Es erging, auf Befehl des Königs, ein sehr höfliches und wohlwollendes Schreiben an Sickingen, worin er als benachbarter Ritter freundlich begrüßt, und nach Sedan, in der Champagne, eingeladen ward. Er kam, und wurde von dem Marschall mit hohen Ehren auf die ausgezeichnetste Art empfangen. Man suchte alsbald seine Neigung für sich zu gewinnen, und Frankreichs Schönheit und Herrlichkeit an Land und Sitten bot, und huldigte ihm überall so sehr, daß alles dieß seinen Eindruck auf ein so lebhaftes und empfängliches Gemüth nicht verfehlte. Durch die angenommenen Prämien ward er nach Amboise, an den reizenden Ufern der Loire, geleitet, wo der König seinen Hof hielt. Man glaubte, daß Sickingen, der erklärte Freund seines Vaterlandes, nicht bereit wäre sich für den fremden Fürsten erklären, weil ihm eigene Hände wogen, die

Reichsacht gegen ihn ausgesprochen worden, als weil in der That eine ächtgermanische Idee ihn dabei geleitet habe. Karl V., König von Spanien, war wohl Maximilians Enkel, aber im Auslande geboren und erzogen. Da dieser nach dem Tode seines Großvaters Anspruch auf den Kaiserthron hatte, so mochte unser Held doch lieber sehen, daß die Krone Karls des Großen einem König aus [illegible] Geblüte, wie Franz I., zu Theil werde. Auch wußte ihn der König, als er in Amboise angelangt war, durch Ehrenbezeugungen aller Art für sein Interesse zu gewinnen. Er überreichte ihm selbst in einer feierlichen Versammlung den französischen Ritterorden, nebst einer goldenen Kette von mehr als [illegible] Kronen an Werth. Zudem ward ihm ein Jahrgehalt von [illegible] Franken (einer für die damalige Zeit sehr bedeutenden Geldsumme) bewilligt.

Während seines Aufenthalts in Amboise hatte sich der deutsche Ritter, der mit seinem heitern und [illegible] Wesen ein artiges und liebenswürdiges Betragen zu vereinen wußte, den Beifall aller Herren, und besonders aller Damen, des französischen Hofes, erworben.

Sickingen begab sich nun vorläufig wieder in seine Heimat; aber sein kriegerischer Geist fand bald neue Gelegenheit zu einer ritterlichen Waffenthat. Einige vornehme, an der Regierung theilhabende, Familien der Stadt Metz hatten die Freiheiten der Bürger eingeschränkt, [illegible], die sich gegen ihre Anmaßungen aufgelehnt, und den Mannen derselben [illegible]. Auch [illegible] Häuser, und unter diesen Verwandten Sickingen's, waren dabei geplündert, und [illegible] ihre Habe. Er forderte sogleich Genugthuung von dem Magistrate, die aber stolz verweigert wurde. Da erschien er plötzlich mit einem Heere von [illegible] Mann vor den Mauern der Stadt. Man leistete zwar anfangs Widerstand, sah aber bald, daß der Feind zu mächtig sei, und bot einen Vergleich an. Der beleidigte Theil ward gehörig gestillt, und seine Gegner mußten überdieß [illegible] Goldgulden und einen Monatssold für das Heer entrichten. Darauf zog Sickingen wieder ab.

Das Bündniß mit Franz I. war nicht von langer Dauer. Sickingen hatte Truppen zu seiner Verfügung begehrt, die ihm aber der König abschlug. Dadurch gekränkt, als durch gewisse [illegible], die ihm [illegible], [illegible] sich sein Stolz beleidigt. Er gab zur Antwort, daß er zwar ein deutscher Reichsritter sei, der König ihn aber nicht als seinen Vasallen, sondern als deutschen Reichsfürsten behandeln müsse.

Dem Kaiser Maximilian war dieß eine erwünschte Gelegenheit, den tapfern, so sehr von ihm geschätzten Ritter wieder an sich zu ziehen. Er hatte mit der gegen denselben erklärten Acht lange gezögert, und als diese im Jahre 1517 auf dem Reichstage zu Mainz auf's Neue in Berathung genommen ward, und nun die zwei mächtigen Stände Pfalz und Mainz sich zu keiner Feindseligkeit wider Sickingen verstehen wollten, ließ der Kaiser diese zwei Fürsten und den von Brandenburg mit ihm in Unterhandlung treten. Er wünschte um so mehr seinen Beistand, als er die Unbilde des Herzogs Ulrich von Würtemberg zu strafen beschloß. Man vertrug sich dahin, daß alle Fehde gegen die Stadt Worms zwei Jahre lang ruhen und der Ritter, wenn er vor dem Kaiser selbst erscheine, von dem Reichsbanne wieder befreit werden solle. Er begab sich also nach Insbruck zu Maximilians Hoflager. Wohl trat er mit einiger Scheu vor den Kaiser; doch dieser empfing ihn herzlich und sagte ihm sogleich, daß alles Geschehene vergessen sey, wenn er auf's Neue sein treuer Diener werden wolle. Die Bedingung war, Sickingen solle dem Bund mit Frankreich entsagen, und sich dem kaiserlichen Heerzuge wider den Herzog von Würtemberg anschließen. Der Ritter machte zwar einige Schwierigkeiten; doch die wirksamen Vorstellungen seiner Freunde bewogen ihn endlich, des Kaisers Wunsch zu erfüllen.

Der genannte Herzog Ulrich, ein Fürst von sehr rauhem, heftigem und leidenschaftlichem Sinn, hatte sich nicht allein durch seine Tyrannei bei dem Volke verhaßt gemacht, sondern auch durch den heimlichen Mord, den er aus Rachsucht an seinem Stallmeister Hans von Hutten auf der Jagd beging, und durch die schnöde Behandlung seiner Gemahlin Sabina von Bayern, die Gemüther aller Edlen Deutschlands wider sich empört. Zudem hatte er schon mehr als einmal gegen die Reichsverfassung selbst gehandelt. Die Herzogin war eine Schwestertochter des Kaisers; daher mußten die schmählichen Kränkungen, welche sie von ihrem Gemahl erfuhr, den Kaiser so sehr aufbringen, als ihre Verwandten, die Fürsten des bayerischen Hauses, zu denen die Unglückliche floh. Unter dem Adel war besonders der durch Wissen und Gelehrsamkeit, wie durch ritterlichen Muth berühmte Ulrich von Hutten über den Mord seines nahen Blutsverwandten von dem gerechtesten Zorn entflammt. Die meisten Glieder des schwäbischen Bundes kündigten dem Herzog den [illegible] auf, und [illegible] ihn Schwaben. Sickingen führte ihnen über 6,000 tüchtige Streiter zu. Er zog

im Anfange des Jahres 1519 ein starkes Reichsheer, unter dem Oberbefehl der zwei Fürsten von Bayern gegen den übermüthigen Ulrich heran. Die Seele der Unternehmung jedoch waren Franz von Sickingen und der ruhmvolle Georg von Freundsberg, und daher, obschon jenen beigeordnet, als eigentliche Feldhauptleute zu betrachten.

Mit reißender Schnelligkeit ward eine Stadt und Feste nach der andern von dem Bundesheere weggenommen. Stuttgart und Tübingen öffneten ihre Thore. An Sickingens Seite befand sich Ulrich von Hutten, mit welchem jener den Haß und die Entrüstung gegen den Mörder seines unglücklichen Vetters theilte. Auch Hans von Sickingen, der zweite Sohn des Ritters, eben so brav und kühn, wie sein älterer Bruder Schweickard, war bei diesem Zuge, und verdiente sich hier, des Vaters würdig, seine Sporen; denn er warf einen Angriff mit 25 Reitern 200 Herzogliche zurück. (Sickingen wollte, aus treuer Liebe für seine ihm so früh entrissene Gattin und aus väterlicher Sorge für seine Kinder, nie zu einer zweiten Vermählung schreiten.) Als Stuttgart eingenommen ward, erfuhr der edle Hutten, daß der Doctor Johann Reuchlin sich darin aufhalte. Er gab Sickingen davon Nachricht, und dieser ließ sogleich bekannt machen, daß Reuchlin unter dem Schutze der Bundeshäupter stehe, und Niemand es wagen solle, dessen Person oder Eigenthum zu beleidigen. Er selbst ging seinem trefflichen Lehrer entgegen, umarmte ihn herzlich, und flößte dem, über das Unglück seines Vaterlandes Trauernden, wieder neuen Muth und bessere Hoffnung ein. Zugleich ward durch Reuchlin's Fürsprache die Stadt vor manchen Unbilden der Sieger geschützt.

In Zeit von einigen Monaten war die ganze Unternehmung vollbracht, Ulrichs Heerhaufen theils zersprengt, theils gefangen, und er selbst geächtet und landflüchtig. Wohl hätte das mächtige Haus Oestreich seine schönen Länder an sich gezogen, wäre ihm nicht durch den nachmaligen Beitritt zum protestantischen Bunde und durch die Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen das Erbe erhalten worden. So ward er auch selbst ein gefährlicher Feind Kaiser Karl V. Aber die Schicksale dieses Herzogs machten ein warnendes Beispiel für seinen Sohn und Nachfolger Christoph, der weise und milde regierte, und dem Würtembergischen Staate seine endliche Festigkeit und Gestaltung gab.

Sickingen hatte den wesentlichsten Theil an der schnellen und glücklichen Beendigung jenes Feldzugs. Als nun die

Beute an Geld, Kleinodien, Geschütz ꝛc. ꝛc. unter die Fürsten und Heerführer vertheilt ward, begehrte er die, ihm mit Recht zukommende, Entschädigung. Man wollte einige seiner Forderungen bestreiten; da faßte er mit seiner Waffenschaar Posten in dem eroberten Lande, und blieb daselbst so lange stehen, bis ihm das Amt und die Stadt Neuburg nebst dem Städtchen Wildbach für die großen Opfer, so er an Geld und Kriegsmaterial gebracht, als Eigenthum überlassen wurden. Die Rechte seines Standes wider die anmaßende Herrschsucht des Klerus und den Uebermuth der Städte zu vertheidigen, und zugleich den alten Rittergeist, der ein Schirm der Bedrängten jeder Volksklasse war, neu zu beleben und aufrecht zu halten, war ein Hauptgrundsatz, den Sickingen überall auszuführen strebte. — Mit diesem Sinne verband er eine Klarheit der Ideen und eine wissenschaftliche Bildung, wie man sie nicht häufig unter seinen Zeitgenossen fand, und die durch jenes Streben noch mehr erhöht und geläutert wurde. Er war darum nicht nur ein Freund tüchtiger Waffenbrüder, die gleicher Zweck mit ihm verband, sondern auch derjenigen Männer, die sich im Reiche der Gelehrsamkeit vorzüglich bewährt, und die im Gebiete der Religion für Aufklärung und Geistesfreiheit wirkten. So hatte er seinen Lehrer Johann Reuchlin, der durch Unterricht und Schriften ein helleres Denken verbreitet und die Bahn zur Reformation brechen half, gegen die Beschuldigungen der Mönche zu Cöln vertheidigt, und manche treffliche Geister, die fanatischer Eifer oder feindlicher Haß verfolgte, erhielten gastfreundliche Aufnahme und Schutz in seiner Feste Ebernburg. Unter den Rittern, welche sich durch kraftvollen Muth, durch frommen, aber unerschütterlichen Sinn und durch unerschrockene Aufrichtigkeit gegen Freund und Feind, auszeichneten, war ihm Götz von Berlichingen befreundet worden. Dieser besaß nicht Sickingens hochstrebenden und umfassenden Geist. Er war ein Ritter von deutscher Tapferkeit, von hellem und schlichtem Verstande, mehr geeignet, das, was Andere gedacht, mit Kraft und Heldenmuth auszuführen, als selbst große Pläne zu entwerfen, dabei freimüthig und voll edlen Männerstolzes gegen Hohe und Mächtige, und mit unerschütterlicher Treue an dem hängend, zu dessen Fahne er geschworen hatte. Sickingen schätzte an ihm diese Eigenschaften, und war dem biederherzigen Manne sehr freundlich gesinnt; auch hatte jener ihm bereits auf dem Zuge gegen Worms wesentlichen Beistand geleistet. Als der Krieg wider den Herzog Ulrich ausbrach, stand Götz im Dienste desselben. Obschon er den Grundsatz

und die Handlungen dieses Fürsten nicht achten konnte, so hielt er doch sich an dem Grundsatze, den Lehnsherrn, wenn dieser feindlich bedrängt war, treu und ritterlich zu beschirmen. Er und noch einige Andere des Würtembergischen Adels vertheidigten das feste Schloß und Städtchen Möckmühl. Lange und rühmlich schlugen sie die Angriffe der Gegner von diesem wichtigen Posten zurück, bis endlich der Mangel an Lebensmitteln sie zur Uebergabe zwang. Man gewährte ihnen freien Abzug; aber die Schaar der Bündner, welche ihnen entgegenkam, brach ihr gegebenes Wort, und Götz ward als Gefangener nach Heilbronn geführt. Als Sickingen dieses wortbrüchige Betragen erfuhr, entbrannte sein Zorn, und er rückte sogleich vor jene Stadt. Durch seine Drohungen erschreckt, ließ man den edlen Berlichingen wieder frei nach der heimischen Burg zurückkehren. Wem aber Sickingen sich an Geist und Kraft am meisten verbrüdert fühlte, und wer besonders in seine Ideen von Vaterlandsliebe, von ritterlicher Behauptung der Rechte seines und jeglichen Standes, von Aufklärung und Geistesfreiheit, einging, das war der edle Ulrich von Hutten. Auch er zeigte sich als braver Rittersmann, war aber zugleich ein trefflicher Dichter und einer der vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit. Welcher Leser, der mit unserer vaterländischen Geschichte vertraut ist, kennt nicht seine herrliche Wirksamkeit für alles das, was der Mensch als seine edelsten Güter betrachtet? Hutten verherrlichte den großherzigen Ritter in seinen Schriften, und eignete ihm namentlich diejenigen zu, worin er gegen die [illegible] auftrat. Dagegen schützte jener die Bemühungen seines Freundes mit gewaffneter Hand. In einer Zuschrift Hutten's an den berühmten Erasmus von Rotterdam heißt es unter Anderem: „Sickingen ist ein Mann, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gehabt, und er verdient, daß auch Du ihn der Nachwelt empfiehlst. Ich hoffe, er wird unserer Nation große Ehre bringen. Alles, was wir an den Helden des Alterthums bewundern, hat er nachzuahmen gesucht. Er ist mild, beredt und voll Thatkraft; edel und groß ist Alles, was er spricht und thut. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!“ — Den [illegible] Ulrich hatte Sickingen nicht allein gegen das Kriegsvolk und die Einnahme von Stuttgart, und wider die Bedrängnisse eines feindlichen Geschickes, treu und muthig geschützt, sondern er empfahl ihn auch dem Herzoge Wilhelm von Baiern, [illegible] des [illegible], der [illegible] als [illegible] auf der hohen Schule von Ingolstadt aufhielt.

wohl, daß sein Einfluß auf den Kaiser, und somit die gegründete Hoffnung, ihn für die Sache der Reformation zu gewinnen, sich vermindert habe. Durch eigene Kraft wollte er sich jetzt den Weg zum höheren Ziele bahnen, das heißt, wie Grote in dem oben angeführten Bruchstücke sagt: „Nicht ruhen und rasten, bis die Ritterschaft der ihr angelegten Fessel entlastet, die Macht der Fürsten in ihre Grenzen gewiesen, die Obergewalt der Kaiser wieder befestigt, die Kirche zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgeführt, und den unerhörten Schurkenstreichen, Bedrückungen und Possenspielen der Pfaffen gesteuert sey.“ — Luthers Unternehmen, die christliche Religion von den Satzungen der Päpste zu reinigen, und der unrechtmäßigen Gewalt und Herrschaft dieser Oberpriester einen Damm zu setzen, weckte in der Seele des eben so frommen und geistreichen, als tapfern Ritters die lebendigste Theilnahme. Er verband sich daher mit den tüchtigsten, für die Reformation wirkenden Männern, und ward ihr rechter Arm. Kräftig vor Allen schloß sich Ulrich von Hutten ihm an. Auch andere Freunde Luthers, namentlich die berühmten Gelehrten Oekolampadius und Melanchthon, fanden ein Asyl auf seiner Burg. Nur war der Letztere, obwohl in der Sache selbst mit dem Ritter ganz einverstanden, zu friedliebend, als daß er die gewaltsamen Schritte, welcher dieser einschlug, billigte, weil er sie für gefährlich und dem Zwecke des Ganzen nachtheilig hielt. Den Fürsten bangte vor einem Volksaufstande: sie wünschten darum einen gütlichen Vergleich mit Luther, der auf den Reichstag von **1521** nach Worms beschieden war. Der Kaiser selbst trat diesem Wunsche bei. Sickingen lud also den Reformator schriftlich zu sich ein, und er, nebst andern Freunden, schilderte ihm zugleich die Gefahr, womit die List und der Haß seiner Feinde ihn bedrohten, im Fall er sich nach Worms wage. Der Churfürst Friedrich von Sachsen war wohl gut für ihn gesinnt, doch unschlüssig, ob er ihn schützen solle. Darum hatten ihm die edlen Ritter Sickingen, Hutten und Schaumburg schon vorher ihre Festen und Schwerter angeboten. Aber Luther wollte von Niemand geschützt seyn, als von Gott. Er gab auf jene Zuschrift die berühmte Antwort: „Nicht nach der Ebernburg, sondern nach Worms bin ich beschieden; und wären dort so viele Teufel, als Ziegeln auf den Dächern, so müßte ich doch hinein.“ Er zog daher, in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, furchtlos nach dieser Stadt. Aber das bekannte Resultat jenes Reichstags und die bald darauf erfolgte Achtserklärung Luthers bewiesen hinlänglich, daß man nicht mehr

auf den Kaiser rechnen dürfe. Sickingen setzte mit Hutten energisch seine Plane fort. Die Schriften des Letztern, worin ihr beiderseitiges politisch-religiöses Glaubensbekenntniß dargelegt war, wurden auf der Ebernburg gedruckt und von da schnell verbreitet. Zur Einwirkung auf den deutschen Adel gebrauchten sie vorzüglich einen Anverwandten Sickingens, Hartmuth von Kronberg, der jenen noch an glühendem Haß gegen den Papst übertraf. Weniger durch ritterliche Thaten, als durch kraftvolle und erbitterte Rhetorik gegen die Widersacher der neuen Lehre bekannt, erwarb er auf seinen Reisen durch Rede und Schrift derselben viele Anhänger. Luther, den Hutten von allem benachrichtigt, stimmte mit ihm und Sickingen überein; doch widerrieth er noch jede Gewaltthat, „indem," sagte er, „auch jetzt, wie immer, die Welt durch das Wort überwunden, und die Kirche durch solches gerettet und in ihrer Reinheit wieder hergestellt seyn wird." —

Mit Wärme nahm Luther die Bemühungen des Hartmuth von Kronberg auf, wie die gegenseitigen Episteln dieser zwei für die Verbreitung ihrer Glaubenslehre so rastlos thätigen Männer beweisen. Aber Sickingen war der Meinung, daß das Schwert dem Worte Kraft geben müsse. Unter dem Namen eines Rächers der deutschen Freiheit verband er sich mit der Ritterschaft von Schwaben, Franken und dem Rheinstrome. Schon im Jahr **1520** hatte der fränkische und rheinische Adel eine Erklärung erlassen, worin sich sein Haß gegen die päpstliche Herrschaft und die Verdorbenheit der Priesterklasse, nach dem Sinne der Zeit, in den grellsten Ausdrücken kund gab.* Sickingen lud die Ritter zu einer Versammlung in der Stadt Landau ein. Wirklich erschienen sehr Viele derselben, und leisteten hier auf das Evangelium einen gemeinsamen Eid, daß sie dem Bund drei Jahre lang treu und standhaft dienen wollten. Unser Held ward einstimmig zum obersten Hauptmann gewählt. Aber noch hielten die Verbündeten ihre wahre Absicht geheim, und gaben vor, daß ihre Zusammenkunft hauptsächlich einen Verein „zur Aufrechthaltung guter Polizei in den gegenseitigen Kantonen" bezweckt habe. Doch die Urkunde, welche sie deßhalb erlassen, weckte manche Besorgniß, weil sie in einzelnen Punkten wider die Reichssatzungen stritt. Wohl entsprach der

* Johann von Müller hat dieses merkwürdige Aktenstück in seinen Briefen mitgetheilt.

Gedanke, daß er die Seele des geschlossenen Bundes sey, dem Ehrgeize des braven Sickingen: unglaublich aber ist, daß er, wie seine Feinde ihn beschuldigt, nach dem Kaiserthrone gestrebt habe: denn sein redlicher und vaterländischer Sinn wollte keine Empörung wider das rechtmäßige Oberhaupt der deutschen Nation, und sein Zweck war hier nur auf die Zerstörung der Priesterherrschaft und die Zurückführung des geistlichen Standes zu einer rein-religiösen und moralischen Wirksamkeit berechnet. Doch möchte nicht zu leugnen seyn, daß auch ein hoher Stolz, durch die glückliche Ausführung seines Planes ein mächtiges Gewicht im Fürstenrathe zu erhalten, damit verbunden war. Wirklich hatten schon längst einige Reichsstände den unerhörten Aufschwung eines Ritters von schlichtem Adel, der die angesehensten Fürsten an Ruhm, Macht und Reichthum überflügeln zu wollen schien, mit Neid und Argwohn betrachtet. Dabei fürchtete man den Freiheitsstolz, nicht allein des Adels- sondern auch des Bürgerstandes, der durch die neu-religiösen Grundsätze noch stärkere Nahrung erhielt. Besonders aber waren die Höflinge und die päpstliche Partei in Angst und Sorge, da ihnen von dem kräftigen Ritterbunde, an dessen Spitze ein Franz von Sickingen und ein Ulrich von Hutten stand, großes Verderben drohte. Sie wandten daher Alles an, die geistlichen Machthaber gegen ihn aufzubringen, und schilderten auf allen Reichstagen und in andern fürstlichen Versammlungen die Gefahr, welcher die Kirche sowohl, als der Staat ausgesetzt sey. Auch hörte man bald von jenen die bittersten Klagen, und die dringendsten Aufforderungen zur Bekämpfung dieses furchtbaren Vereins. Vor Allen aber sprach sich der Erzbischof von Trier auf das Heftigste gegen Sickingen und seinen Anhang aus. Doch der kühne Ritter setzte nun seinen Plan rasch in's Werk, und beschloß, dem genannten Erzbischof, als den Hauptfeind der Reformation, der ihre Lehre so grimmig verfolgte, schnell zu Leibe zu gehen.

Der Churfürst Albrecht von Mainz, ein helldenkender Prälat, war, der alten Freundschaft eingedenk, insgeheim auf Sickingens Seite. Nicht ungern mochte er die Demüthigung seines Kollegen sehen, versprach dem Helden Subsidiengelder, und ließ, als geschähe es ohne sein Wissen, eine Menge von Rittern und Landsknechten aus seinem herrschaftlichen Gebiet zu dessen Heere stoßen. Auch hoffte Sickingen, der Kaiser werde den stolzen Erzbischof, da er ihm bei seiner Wahl schlechte Dienste geleistet, dem ihn bedrängenden Schicksal überlassen. Zugleich zählte er auf den Beistand des Chur-

fürsten Friedrich von Sachsen, der den Grundsätzen der Reformation nicht abhold war. Doch wurden hier seine Wünsche nicht erfüllt. Der Churfürst sah wohl ein, daß er, trotz seiner persönlichen Meinung, als ein Hauptstand des Reichs die bestehenden Satzungen und die Ordnung in demselben aufrecht erhalten müsse, und wie sehr durch einen unglücklichen Ausgang der Sache sein Ansehen und seine ganze fürstliche Existenz gefährdet sey. Er nahm daher keinen Theil, und selbst der kräftige Luther hielt Sickingens Unternehmen für zu gewagt, und suchte ihn davon abzumahnen. Allein dieser beharrte fest auf seinem Entschluß.

Vor Allem erweiterte er noch mehr die Festungswerke seiner ohnehin sehr starken Schlösser Ebernburg und Landstuhl, und versah sie hinlänglich mit Lebensmitteln. Dann warb er überall Truppen an, jedoch erst scheinbar zum Dienste des Kaisers gegen Frankreich, weshalb ihm auch solche Grafen und Edle, die nicht im Landauer Bunde waren, und selbst der Churfürst von der Pfalz, brav unterstützten. Bald hatte er in der Gegend von Straßburg **15,000** Mann Fußvolk und **5000** Reiter versammelt, und erwartete noch **1500** Reisige von dem Herzoge von Braunschweig. Jetzt sandte er dem Erzbischof von Trier einen Fehdebrief, und trat seinen Heerzug in dessen Land an. Unter ihm befehligten als Hauptführer seine beiden Söhne Schweikard und Hans, dann die zwei Grafen von Fürstenberg, die von Hohen-Geroldseck und Eberstein, und viele der ausgezeichnetsten Ritter bildeten sein nächstes Gefolge. Auch führte noch der tapfere Hilchen von Lorch eine leicht bewaffnete Freischaar der wildesten und verwegensten Krieger herbei.

Unterdessen hatte der Erzbischof von Trier den Kaiser und das Reich von der plötzlichen Kriegserklärung Sickingens benachrichtigt, und schnelle Hülfe von seinen Alliirten Pfalz, Cöln und Hessen verlangt. Aber Sickingen war schon in Eilmärschen vorgerückt, und umschloß das nur schwach befestigte Städtchen St. Wendel, **12** Meilen von Trier. Wohl hatte es der aus letzterer Stadt herbeigeeilte Adel, vorzüglich Bernard von Lontzen, mannhaft zu vertheidigen gesucht. Allein bald fiel es durch die Gewalt des Geschützes und der Mauerbrecher, und Sickingen zog triumphirend ein. Er sprach zu den gefangenen Rittern: „Euer Herr hat Geld genug, Euch zu lösen. Wird aber Franziskus, mit dem churfürstlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der sieben Wähler treten, was, wie Ihr seht, so ziemlich vorbereitet ist, so kann er wohl Jedem von Euch, der

seiner Fahne folgen will, noch größern Lohn anbieten.“ Mit diesen Worten entließ er sie.

Die Einnahme St. Wendels erregte in Trier die größte Bestürzung. Wohl war etwas von den lang erwarteten Hülfstruppen endlich angelangt (nur nicht von Mainz, auf welches man umsonst gerechnet hatte), und der Erzbischof hielt an der Spitze seiner Schaar eine Rede an die Bürger, worin er sie zum Kampfe gegen die Lehren der Ketzerei aufforderte. Allein Viele waren aus Haß gegen die Priesterherrschaft nicht dazu geneigt, und Sickingens Heer stand bald vor ihren Wällen. Der Erzbischof hatte die reiche Abtei St. Marimin, welche ganz nahe bei der Stadt lag und von dem Feinde benutzt werden konnte, zum Theil zerstören, die Mönche mit dem, was sie tragen gekonnt, auswandern und dann das Kloster plündern lassen. Man nahm nur eine gewisse Zahl von jenen in die Stadt auf, und diese wurden sogar zum Trotzdienste gezwungen. Hiedurch entstand manche Erbitterung gegen den Erzbischof, der aber geharnischt, unter dem Adel seines Landes und einer Schwadron kölnischer Reiter, selbst die Vertheidigung lenkte. Auch geschah sie mit allem Muth und aller Beharrlichkeit. Sickingen und seine Ritter setzten der Stadt mit ihren Truppen und ihrem Geschütze fürchterlich zu. Sie stürmten fünfmal, und verschossen an 20 Tonnen Pulver, und dennoch hielt sich die Stadt, bis Pfalz und Hessen in Anmarsch waren. Darum, und weil die erwartete Hülfe der Braunschweiger ausblieb, nahm Sickingen in guter Ordnung seinen Rückzug über das Moselgebirg, und die Trierer sahen sich von dem Schrecken der Belagerung wieder befreit.

Da Sickingen auf ein kaiserliches Mandat sein Heer nicht entlassen hatte, ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen. Allein er achtete es nicht, wohl wissend, daß es dem Kaiser kein rechter Ernst damit sei; auch war des Letztern Ansehen in Deutschland sehr geschwächt. Selbst die Reichsstände gaben jenem Mandate keine Kraft; nur jene zwei mit Trier verbündeten Fürsten wollten die so kühne und trotzige Anmaßung der Ritterschaft, welche ihrer eigenen Gewalt immer gefährlicher zu werden schien, mit aller Macht dämpfen. Auch waren ihre Schritte sehr wirksam. Da der Kardinal Erzbischof von Mainz seinem Freunde Sickingen bisher Vorschub geleistet, so fiel der Churfürst von Hessen in sein Land verheerend ein, und er mußte sich, damit derselbe wieder abzog, zum Ersatze der Kriegskosten verstehen. Hierdurch geschreckt, traten mehrere Anhänger Sickingens von ihm ab, so daß er in eine bedrängte Lage kam. Er ließ nun eine von

ihm selbst verfoßte Schrift an den Adel und die Städte ergeben, worin er die Redlichkeit seiner Absichten und die Verleumdungen seiner Feinde gegen die Rechtmäßigkeit dessen, was er bisher unternommen, darstellte. Sie blieb nicht ohne Erfolg; denn bald kamen ihm Zufuhren an Geschütz und Lebensmitteln, und neues Kriegsvolk ersetzte wieder den Mangel, der in seinem Heere durch Verrath und Seuchen entstanden war. Aber seine Gegner waren an Zahl ihm noch allzu sehr überlegen, als daß er den Angriff hätte beginnen sollen. Doch sein Stolz und seine Verwegenheit spornten ihn dazu, und er rückte, noch ehe die erwartete Hülfe beisammen war, mit Anfang des Frühlings **1523** in's Feld.

Rasch fiel er zuerst in die churpfälzischen Länder ein, verheerte die ihm feindlich gesinnten Ortschaften, und brandschatzte die Stadt Kaiserslautern. Sodann suchte er die Feste Lützelstein, im Unter-Elsaß, durch Ueberrumpelung zu nehmen, und war deßhalb sogar im Einverständniß mit Mehreren von der Besatzung. Aber sein Plan ward noch zu rechter Zeit entdeckt, und der Sturm mißlang. Da ihn jetzt das starke Heer der Verbündeten immer mehr bedrängte und er noch einige wesentliche Unfälle erlitt, so gab der kühne Ritter endlich der Klugheit nach, und entschloß sich, wenigstens für dießmal, zu einem Vergleiche. Doch die Fürsten ließen sich darauf nicht ein, und wollten ihre Vortheile benutzen, ehe der furchtbare Gegner neue Verstärkung erhielt. Sickingen warf sich daher mit seinem Sohn und einer erlesenen Kriegsschaar in die Feste Landstuhl, und erwartete hier die ihm versprochenen Hülfstruppen. Diese stattliche Burg lag, zwischen Kaiserslautern und Zweibrücken, auf einer Höhe, nächst dem Städtchen gleichen Namens, und noch zeigen ihre Trümmer die starken, **24** Fuß dicken Mauern. Der Ritter hatte sie, wie schon gemeldet, sehr wohl befestigen lassen, und trotzte nun darin, sogar mit Hohn, den Belagerern, die den Ort mit zahlreichem Kriegsvolk und Geschütz umringt hatten. Er neckte stets ihre Vorposten, that manchen glücklichen Ausfall, wo Mehrere gefangen wurden, und unterhielt von der Thurmbatterie herab ein heftiges Feuer. Aber bald ward dieß vom Feind, als derselbe sein Geschütz ringsumher wohl aufgestellt, mit aller Macht erwidert. **600** Schüsse fielen am ersten Tag auf die Feste Landstuhl, und der gefährliche Thurm sank in Trümmer. Durch diesen Schlag wurden selbst die Kühnsten ihrer Vertheidiger bestürzt; auch Sickingen selbst ahnete sein gutes Verhängniß; doch befeuerte er wieder den Muth seiner Getreuen, und ließ sich, da er an den Schmerzen des

Podagra's litt, von dem Büchsenmeister und einem redlichen Kammerdiener hinausführen, damit er den Schaden selbst einsehe und ihm abzuhelfen suche. Aber kaum war er an Ort und Stelle, als ein feindlicher Kanonenschuß den nächsten Balken mit solcher Gewalt zerriß, daß ein Stück davon des Ritters Seite traf, ihm eine schreckliche Wunde schlug, und auch seine zwei Begleiter noch stark verletzte. Man trug ihn zurück in sein Gemach; aber das Feuer wüthete jetzt noch stärker fort, so daß dem schwer Verwundeten, dessen Unglück Alles mit Schmerz und Betäubung erfüllt, zu größerer Sicherheit sein Lager in einem wohlverwahrten Gewölbe bereitet werden mußte. Kein Zweifel ist, daß Verrath im Spiele war; denn die Feinde hatten einen Maurer bestochen, der früher dieses Schloß befestigen half und ihnen nun die innere Einrichtung desselben entdeckte.

Sickingen ward mit der höchsten Sorgfalt verbunden und gepflegt. Kaum schöpfte er wieder einige Kräfte, so gab er Befehl, sich auf das Aeußerste zu halten, und schrieb, obwohl mit schwacher Hand, einen Brief in Ziffern an seinen treuen Balthasar Stör, der sich auf einer andern Burg befand. Er meldete ihm seine Verwundung, die er aber nicht für gefährlich halte, und forderte ihn auf, den Grafen Wilhelm von Fürstenberg ungesäumt und dringend zu ersuchen, daß derselbe mit der von ihm befehligten Mannschaft zum Entsatze der Festung herbeieile. „Ich habe" schloß er, „ein gar trotziges Gesinde, das sich zu wehren Lust hat, und verlasse mich darauf, daß der Graf Wilhelm sowohl, als Ihr, es an keiner Mühe fehlen lassen." — Aber dieser Brief ward aufgefangen und dem Fürsten gesandt, welche aus ihm erst mit Gewißheit erfuhren, daß Sickingen auf Landstuhl sey. Sie ließen daher dem Schlosse noch stärker zusetzen, bis endlich der stolze Ritter sich zu einer Uebereinkunft verstand. Jetzt wurden Bevollmächtigte von jeder Seite in das Lager vor die Burg geschickt, und die Bedingung der Fürsten war, Sickingen, der den Krieg veranlaßt, solle sich mit Allem, was bei ihm sey, gefangen geben und ihnen seine Güter anheim stellen. Allein er und die Seinigen verlangten freien Abzug mit Habe und Gut. Die Fürsten jedoch, wohl wissend, daß jener noch stark genug sey, ihnen auf der Ebernburg zu trotzen, und daß er durch Entsatztruppen der Sache schnell eine andere Wendung geben könne, beharrten auf ihrem Vorschlage, so daß der Held, dessen körperliche Kraft mit jeder Stunde abnahm, sich entschloß, die Festung so, wie ihr Bestand war, zu übergeben, wenn man ihm und den Seinigen

das Leben und ritterliches Gefängniß zusichern, und einen gefangenen Kriegsmann gegen den andern auszuwechseln geneigt sey. Ungern und nur auf die warme Fürbitte der, bei ihrem Heere stehenden, Grafen, Edlen und Dienstmannen, welche das traurige Schicksal des großen Mannes rührte, nahmen sie diese Bedingungen an. Am folgenden Tag erschienen ihre Bevollmächtigten, und bald darauf die Fürsten selbst, Ludwig von der Pfalz, Philipp von Hessen und Richard von Trier, auf dem Schlosse. Landgraf Philipp trat zuerst in das Gewölbe, worin der auf den Tod Verwundete lag; ihm folgte Churfürst Ludwig. Vor Beiden nahm der Kranke sein Baret ab, doch der Pfalzgraf bat ihn, es wieder aufzusetzen. Dieser, und noch mehr Philipp, machten ihm einige Vorwürfe, daß er ihre Lande mit Krieg überzogen habe. Er gab nur wenig zur Antwort. „Meine Zeit erlaubt jetzt nicht, viel davon zu berichten:“ sagte er, läßt mich Gott am Leben, so ist schon auf Mittel gedacht, daß der Schaden Euch ersetzt wird.“ — Als der Erzbischof hereintrat, wandte Sickingen sich stolz von ihm ab, und grüßte ihn nicht. Der Prälat ergoß sich in bitteren Vorwürfen über die Beschädigung seines Landes. Mit Heftigkeit erwiderte Sickingen: „Davon wäre viel zu sprechen. Nichts ohne Ursach! Jetzt habe ich mit einem größeren Herrn zu reden.“ — Die Fürsten traten ab, und man berathschlagte nun das Nähere über Sickingens und seiner Angehörigen Schicksal. Der edle Ritter Ludwig von Fleckenstein, Oberhofmeister der Pfalz und Landvogt zu Germersheim, blieb an seinem Lager, und suchte ihm Trost zuzusprechen. „Lieber Hofmeister!“ entgegnete Sickingen; „ich bin nicht allein der Hahn, um den man tanzt; man will tanzen mit der ganzen Ritterschaft.“

Unwillen mußte es erregen, daß der sonst edelmüthige Landgraf von Hessen, ohne das Ende jener Berathschlagung abzuwarten, den Ritter in seiner letzten Stunde auffordern ließ, ihm den Ort anzuzeigen, wo seine Baarschaft liege, damit er sich für den durch ihn erlittenen Verlust entschädigen könne. Sickingen, schon im Todeskampfe, gab zur Antwort, daß dieß eine unziemliche Frage sey. Darauf beichtete er, und verschied, während die Fürsten noch zu Rathe saßen. Auf die Bitte seines Burgkaplans bielten alle Drei ein Gebet zum Trost seiner Seele, nicht ohne tiefe Bewegung und Nachdenken über den Verfall irdischer Kraft und Herrlichkeit, die hier in einem großen Muster so schnell und rühmlich emporgestiegen war.

Des Helden Todestag war der siebente Mai des Jahres **1523**. Er starb mit männlichem Trotz, edel, fromm und standhaft, wie er gelebt hatte.

Adolph von Nassau.

Aus dem Hause Nassau, das seit einer Reihe von Jahrhunderten, und namentlich in unserer Zeit, eines der schönsten und blühendsten Länder an des Rheines herrlichen Ufern besitzt, gingen einige in der Geschichte des deutschen Vaterlandes sehr rühmlich bekannte Helden hervor. Der gegenwärtige Artikel sey einem Fürsten ihres Stammes gewidmet, der mit dem Sohne Rudolphs von Habsburg um den Kaiserthron rang, und, trotz der Fehler, die ihm zur Last fallen, gewiß nicht ohne große und tüchtige Eigenschaften war, wie sie ein Land von seinem Oberhaupte fordert, besonders wenn ihm die Lenkung eines mächtigen Staatsruders anvertraut ist.

Rudolph hätte vor seinem Tode noch gern die Krone des Reichs seinem Sohn Albrecht zugewandt. Aber die Churfürsten, welche die Macht jenes großen und gerechten, aber auch sehr ehrgeizigen und auf die Vergrößerung seines Hauses bedachten Monarchen zu stark gefühlt, widerstanden seinem Verlangen, um so mehr, da Albrecht wohl Kraft und Ordnungsgeist, aber auch eine ungezähmte Herrschsucht, und nicht die reineren Tugenden seines Vaters besaß. Als nun der Kaiserthron erledigt war, meldeten sich viele Bewerber, und Albrecht war unstreitig der Mächtigste von ihnen. Auch hatte derselbe, da er in allen Würden Rudolphs zu seyn glaubte, sich ohne die Entscheidung des Wahltags abzuwarten, der auf dem Bergschlosse Trifels niedergelegten Reichsinsignien bemächtigt und sie nach Hagenau bringen lassen. Dort hielt er sein Hoflager mit **600** prächtig ausgerüsteten Rittern und Schildknappen, nicht zweifelnd und jede Stunde harrend, daß ihm der Reichsmarschall, Graf von Pappenheim, die Erhebung auf den Thron Karls des Großen verkünde. Doch jener gewaltsame Schritt erregte den Unwillen der Churfürsten: dabei hielt jeder von den weltlichen sich selbst für die Wahl zum Kaiser geeigner, die geistlichen aber wünschten einen Fürsten von geringerer Macht, damit ihr geschwächter Einfluß sich auf's neu verstärken möge. Unter ihnen hatte der Erzbischof von Mainz, Gerard II., ein staatskluger und listiger Prälat aus dem Hause Nassau-Eppstein, das größte Ge-

wich. Seine zweifache Absicht ging dahin, daß ein Kaiser aus seiner Familie gewählt und diese um so mehr dadurch erhoben werde, und daß zugleich er selbst in dessen Namen das Reich beherrschen könne. Er versprach daher den Churfürsten von Trier und Cöln einige ansehnliche Orte und Stifter, und dem von der Pfalz seine Verwandtin Mathilde, zur Gemahlin für dessen Sohn Rupert, mit einem reichen Heirathsgut, wenn ihre Wahlstimmen seinem Wunsche gemäß wären. Demnach schrieb Gerhard als Churerzkanzler einen Reichstag nach Frankfurt aus, der den 2. Mai des Jahres 1292 stattfand.

Die Churfürsten zogen mit einem starken und glänzenden Gefolge von Rittern und Reisigen in die Stadt ein, und die Wahl sollte in der Sakristei der Barfüßer-Kirche vor sich gehen. Schon vorher war, auf Befehl des Erzbischofs von Mainz, die Stadt mit Truppen und jede Straße mit gewonnenem Volke besetzt. Er gab seinem Vetter Adolph, Grafen von Nassau, die Weisung, sich nach der Kirche zu verfügen, und, sobald die Sakristei sich öffne, zu ihm herein zu treten. Unter den Churfürsten wußte er ein gegenseitiges Mißtrauen zu erregen, so daß sie, damit die Wahl nicht auf den persönlichen Gegner des Einen oder des Andern falle, ihm selbst ihre Churstimmen anvertrauten, um Jeden, den er wolle, nur diesen nicht, zu wählen, sey es auch der Herzog von Oestreich, dem der Churfürst von der Pfalz, als seinem Schwager, ohnehin geneigt war. Als sie nun am 5. Mai Alle an dem genannten Orte versammelt waren, erhob sich der Erzbischof und sprach: „Ich habe zum heiligen Geist in der Messe gebetet, auf daß ich durch seine Gnade den Mann erkenne, welchem Gott Ehre geben will. Darum benenne ich, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihn, der das Reich von allen Nöthen befreien wird, und wähle somit den Grafen Adolph von Nassau, der hier vor Euch steht, zum römischen König.“ Darauf begann er den Lobgesang: „**Te Deum laudamus!**“ Die geistlichen Wähler stimmten ein; die weltlichen aber fanden sich im hohen Grad überrascht, und erkannten jetzo, daß der Mainzer sie beliſtet habe. Doch Pfalz ward auf die schon bemerkte Art versöhnt, und die Uebrigen beschwichtigte man durch Gold und gute Worte, so daß die Wahl des Grafen, der zudem als ein Mann von Geist, Kraft und Muth bekannt war, keinen Widerspruch mehr fand. Adolph ward also durch drei Herolde feierlich in den Straßen der Stadt zum Kaiser ausgerufen. Bald darauf erhielt er in Aachen die Krone des Reichs, und die

glänzende Versammlung der Fürsten huldigte ihrem neuen Lehnsherrn.

Als Herzog Albrecht das Resultat der Kaiserwahl vernahm, fühlte sein Stolz sich über die Maßen gekränkt; denn er war, wie gesagt, der Meinung, daß ihm, als dem Sohn eines Königs, die höchste Würde des Reichs gebühre. Da erschienen Gesandte der weltlichen Churfürsten bei ihm, sprachen liebreiche Worte, und schoben den ganzen Vorgang auf die Ränke des Erzbischofs von Mainz. Aber auch dieser ließ sich entschuldigen, indem er vorgab, daß man den Herzog darum von der Wahl habe scheiden müssen, weil er wegen seiner Streithändel mit dem Bischof von Salzburg in dem päpstlichen Banne gelegen. Albrecht erklärte das Letztere für unwahr, entließ aber die Gesandten dem Scheine nach auf ganz freundliche Art. Unruhen, die in der Schweiz ausgebrochen, und Aufstände unter seinen Völkern in Steiermark und Oestreich, bewogen ihn für dießmal zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinsignien aus, und ritt selbst mit einem glänzenden Gefolge nach Oppenheim in der Pfalz, wo Adolph sein Hoflager hielt. Dieser trat ihm freundlich entgegen, und als Beide sich versöhnt, leistete Albrecht dem neuen Kaiser feierlich den Eid für seine Lehen. Dennoch blieb der geheime, finstere Groll im Herzen des Oestreichers, der mit stolzer Sicherheit auf die Krone gerechnet und jetzt ohne sie in seine Erblande heimkehren mußte.

Adolph war ein Fürst von erprobter Tapferkeit, von ritterlichem Sinn und Geist, angenehmer Sitte und einer wissenschaftlichen Bildung, wie sie in damaliger Zeit nicht oft gefunden ward; denn außer andern Kenntnissen besaß er die der deutschen, französischen und lateinischen Sprache. Zugleich war er in Reichsgeschäften wohl erfahren und gewandt, und hatte schon als Obersthofrichter in Dienst des Kaisers Rudolph gestanden, der ihm viele Achtung erwies. Hervorstrahlend jedoch waren sein ritterlicher Muth und seine kriegerischen Talente; auch hatte er in fünf Schlachten durch Kraft und Geschicklichkeit den Sieg erkämpft. Seine Gemahlin, welche die Ehre der kaiserlichen Krone mit ihm theilte, hieß Imagina, Tochter des Grafen Gerlach zu Limburg.

Der Erzbischof von Mainz fand bald, daß er sich in seinem Einfluß auf den neuen Monarchen sehr getäuscht hatte; denn er glaubte in diesem nur einen dankbaren Günstling zu sehen, den er leiten und der nicht anders als durch ihn regieren würde. Aber Adolph fühlte sich, als er den Scepter genommen, stark genug, die Zügel des Reichs mit eigener

Hand zu lenken. Er sah jetzt den stolzen Priester als einen Fürsten von untergeordnetem Rang und gleichsam als eine niedere Stufe an, auf welcher er zum Throne gelangt war, und gab ihm da, wo er sich in die kaiserliche Herrschaft mischen wollte, seine Verachtung zu erkennen. Rudolph von Habsburg war sein herrliches Vorbild in Allem, was die Verwaltung des Staates betraf, und so zeigte er im Anfang seiner Regierung den besten Willen, Kraft, Einsicht und Thätigkeit. Er reiste in den Gauen des rheinischen Landes umher, zog alsdann mit prangendem Gefolge durch das Elsaß und Burgund nach der Schweiz, empfing überall die Huldigung der Fürsten und Städte, und ermahnte sie, indem er Fehden und Streitigkeiten abthat, zur Eintracht und Ruhe. Auf einer Fürstenversammlung zu Cöln bestätigte er nochmals den Landfrieden, und setzte Reichsvögte zur Bewahrung desselben ein. Zudem wurden einige elsäßische Landvögte, die als Schirmer des Friedens bestellt gewesen, ihn aber selbst gebrochen und in Raubritter sich umgestaltet hatten, mit gewaffneter Macht überwältigt und hart bestraft. Der kriegerische Bischof von Straßburg, Konrad von Lichtenberg, der, als Anhänger Albrechts von Oestreich, mit Einigen davon im Bunde war, fürchtete jetzt für seine Burgen und Städte, und unterwarf sich dem König. Er mußte den Landfrieden beschwören, und erhielt dann wieder Gnade.

Doch nicht allein für die Wohlfahrt des Reichs, auch für die seiner Erblande war Adolph redlich besorgt, und gab hier lobenswerthe Beweise von Klugheit und Gerechtigkeit. Die Stadt Wiesbaden war durch frühere Fehden des Hauses Eppstein sehr verwüstet. Er ließ sie mit neuen und schöneren Gebäuden, Kirchen und Palästen versehen, und ertheilte ihrem Schöppengericht eine bessere Gestalt und Ordnung. In dem nahe liegenden Kloster Klarenthal ward sein Familienbegräbniß errichtet. Zudem befestigte er die Schlösser Sonnenberg bei Wiesbaden und Adolphseck bei Schwalbach, deren Trümmer sich noch als edle Denkmale der Vorzeit erheben, gegen innere Feinde und Ruhestörer. Aber auch wider die Anfälle des Auslandes wollte er die Grenzen des Reichs sicher stellen. Frankreich hatte sich einiger deutschen Länder im Königreiche Arelat bemächtigt, und sein Beherrscher, Philipp der Schöne, hegte jetzt Absichten auf die Grafschaft Burgund. Adolph schloß daher ein Bündniß mit Eduard I., König von England, und erhielt von diesem 30,000 Mark Silber zur Anwerbung und Ausrüstung eines starken Heerhaufens, mit dem er sowohl vom Niederrhein als vom Elsaß

her Frankreich bekriegen sollte, während jener wegen des Landes Gavenne mit Philipp im Kampfe war. Aber der Papst Bonifacius III. legte sich in's Mittel, und gebot, Kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, Waffenruhe. Dem Sendschreiben an den Kaiser war noch der Grund beigefügt: „Daß es für einen so mächtigen Fürsten, das erhabene Oberhaupt des römischen Reichs, ungeziemend sey, wie ein gemeiner Ritter um Sold im Felde zu liegen.“ Auch ward Adolph damals **Hipendiarius** (der Söldner) genannt. Die zwei Legaten, welche der Papst an den Kaiser abgeschickt, drohten sogar mit dem Bann, im Fall er und die Reichsfürsten an dem Kriege wider Frankreich Theil nähmen. Dieses Anathem schien wieder mehr geachtet zu seyn, als es unter den Hohenstaufischen Kaisern war. Dennoch hätte es wohl zu einer andern Zeit den kühnen und ritterlichen Adolph nicht an einer Unternehmung gehindert, wobei seine Würde und die Ehre der deutschen Nation im Spiele war; aber das päpstliche Friedensgebot mochte ihm jetzt nicht unwillkommen seyn, da sich Gelegenheit fand, das Haus Nassau im Innern von Deutschland an Eigenthum und Macht zu vergrößern. Allein der Schritt, den er deshalb that, verdunkelte den Glanz seiner Regierung, und ein böser Dämon schien den Fürsten, der von der Natur mit so herrlichen Gaben ausgestattet war, auf eine Bahn zu leiten, die seiner Herrschaft und ihm selbst den Untergang drohte. Wir theilen die Ereignisse, wodurch jener Schritt veranlaßt ward, unsern Lesern mit, weil sie auch auf das Schicksal der Rheinlande einen wesentlichen Einfluß hatten. Albrecht, Landgraf von Thüringen, der sich wegen seines unedlen, man kann wohl sagen liederlichen Betragens den Namen des Entarteten erwarb, war mit Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrich II., vermählt. Die hohe Geburt dieser Fürstin, die Anmuth und weibliche Tugend, welche sie schmückten, und die zärtliche Liebe, die sie zu ihrem Gatten trug, machten dieselbe der größten Achtung würdig; aber ihre stille und sittsame Lebensweise und ihre Abneigung gegen alle Gefallsucht waren gerade das, was dem leichtsinnigen Albrecht mißfiel. Die edle Margaretha ward ihm von Tag zu Tag gleichgültiger, obschon sie ihm während eines dreizehnjährigen Ehebundes mit zwei hoffnungsvollen Söhnen, Friedrich und Dietzmann, beschenkt hatte. Jetzt gelang es einem buhlerischen Hoffräulein, Namens Kunigunda von Eisenberg, das Herz des Landgrafen durch ihre blendende Schönheit zu fesseln. Je verstohlener anfänglich ihr Umgang seyn mußte, je mehr ward Albrechts sinnliche Glut ent-

stammt. Die Folge war ein Sohn, der den Namen Apiz erhielt. Statt Reue und Scham zu fühlen, erhob sich Kunigunda nun mit Stolz und Uebermuth gegen ihre Fürstin, deren verächtlicher Gemahl es geschehen ließ, weil er selbst, und unter ihm sein Land, von der Favoritin beherrscht war. Lange trug Margaretha im Stillen ihren Kummer über diese Verhältnisse; als aber endlich das Gemüth der Kaiserstochter sich zu sehr durch den Hochmuth des Kebsweibes gekränkt fühlte, bat sie weinend ihren Gatten um Hülfe: doch dieser war so tief gesunken, daß er ihren gerechten Aufforderungen kein Gehör gab; ja, die Mißhandlungen, welche sie von ihm und der Buhlerin erfahren mußte, nahmen täglich zu, und endlich entwarfen Beide den abscheulichen Plan, die Fürstin durch einen Knecht im Schlaf ermorden zu lassen. Dieser jedoch, von menschlichern Gefühlen beseelt, als seine schändlichen Gebieter, weckte sie heimlich auf, und bahnte ihr den Weg zur Flucht. Sie trat noch an das Lager ihrer zwei unmündigen Söhne, nahm mit heißen Thränen von ihnen Abschied; umarmte sie auf's Innigste, und biß im höchsten Grad des mütterlichen Schmerzes dem Aeltesten, Friedrich, so stark in die Wange, daß er davon lebenslänglich ein Mahl behielt und den Namen des Gebissenen führte. Alsdann entfloh die unglückliche Dulderin nach Frankfurt, wo sie von den Bürgern sehr ehrenvoll aufgenommen ward, aber noch in demselben Jahr (1270) in einer einsamen Stelle des Weißfrauen-Klosters ihr leidenvolles Leben beschloß.

Der Entartete war so schamlos, sich nach ihrem Tode mit Kunigunden öffentlich trauen zu lassen. Er wandte nun dem Bastard Apiz seine ganze Liebe zu, unterstützte mit den Geldern, die er zum Wohl des Staates hätte anlegen sollen, die Ausschweifungen des Jünglings, und wollte ihm sogar die Herrschaft über das Thüringer Land sichern, weshalb er seine rechtmäßigen Söhne verstieß. Beide jedoch fanden eine Freistatt an dem Hofe ihres Oheims, des Markgrafen von Landsberg, wo die edlen Grundsätze, die Margaretha ihnen eingeflößt, noch mehr ausgebildet wurden. Zu ritterlicher Kraft empor gewachsen, schwur jeder, wie einst Amphion und Zethos in der griechischen Heroenzeit, ihre tief gekränkte Mutter zu rächen und ihre Ansprüche auf das Land mit gewaffneter Macht zu behaupten. Ein Theil der Ritter und Dienstmannen erkannte die Gerechtigkeit ihrer Sache, und trat ihnen bei. Jetzt begann der unnatürliche und empörende Krieg zwischen dem Vater und den Söhnen. Friedrich ward gefangen; der herzlose Vater ließ ihn auf die Wartburg setzen,

und er wäre im Kerker hingeschmachtet, hätten nicht treue Diener seine Bande gelöst. Späterhin jedoch fiel in diesem ganz Thüringen verheerenden Kriege Albrecht selbst in die Gewalt seiner Söhne, und auch sie wollten ihn sein Leben in der Gefangenschaft abschließen lassen; aber die Edlen des Reichs und der bejahrte Kaiser Rudolph traten als Vermittler dazwischen, und es kam zu Eisenach ein Vergleich zu Stande, wonach der Landgraf versprechen mußte, ohne Wissen und Willen beider rechtmäßigen Söhne nichts von seinem herrschaftlichen Besitzthum verkaufen, verschenken oder verpfänden zu wollen. Albrecht sah diesen Vertrag als erzwungen an, und dachte ihn bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen. Doch wagte er dieß erst nach dem Tode Kaiser Rudolphs. Er wollte nun seinem Liebling Apiz, dem Sohn seiner geliebten Kunne, wie er ihn nannte, das größte und reichste Gebiet des Landes, den zwei andern aber nur geringe Burglehen, als Erbtheil überlassen. Die Fehde brach also von neuem und noch heftiger aus. Friedrich und Dietzmann behaupteten sich nicht allein im Besitze der Markgrafschaft Meißen und der Lausitz, welche sie von dem kinderlos verstorbenen Sohn ihres Oheims ererbt, sondern eroberten auch den beträchtlichsten Theil von Thüringen. Da drang Kunigunde in ihren Gemahl, doch Alles anzuwenden, daß das Kind ihrer Liebe nicht unbegütert bleibe. Der Fürst sann auf ein Mittel, und fand es. Er beschloß, dem Kaiser Adolph die Länder Thüringen, Meißen, Osterland und Lausitz zu verkaufen, und mit dem Erlös seinem Bastard einen standesmäßigen Unterhalt zu schaffen. Darum eilte er sogleich nach der Stadt Nürnberg, wo der Kaiser mit seinem Hofe sich befand, und eröffnete ihm seinen Entschluß.

Adolph that nun den unseligen Schritt, der einen gehässigen Schein auf die Lebensbahn des Helden warf, dessen Charakter immer so edel erschien und dessen Regierung so heilsame Früchte getragen hatte. Er sah in diesem Augenblick nur auf den Glanz und die größere Macht, die er durch solchen Erwerb seinem Stammhause verleihen könne, und glaubte auch hier dem Beispiele seines Vorgängers Rudolph, der den Besitz der Habsburger Familie durch reiche Herzogthümer und Grafschaften so sehr verstärkt, folgen zu dürfen. Er gab also dem Antrag eines Fürsten, welcher sich um seines ausschweifenden Lebens und seiner Ungerechtigkeit Willen den Haß und die Verachtung der deutschen Nation verdient, Gehör, und schloß mit ihm den Länderhandel um einen Theil der Summe, die ihm der König von England als Subsidien-

gelder bezahlt hatte. Im Vertrauen auf seine kaiserliche Würde und seinen Thatenruhm zweifelte er nicht an der unbedingten Unterwerfung des an sich gekauften Landes. Aber die meisten Städte und Dörfer desselben erklärten sich für Albrechts Söhne, die, nebst den Landständen, mit feierlichem Widerspruch gegen den so willkührlich geschlossenen Akt ihres Vaters auftraten. Adolph mußte sich daher mit gewaffneter Hand Gehorsam schaffen. Aber die Mehrheit der Fürsten war unwillig über jenen Kauf; er durfte also von ihnen keiner Beihülfe gewärtig seyn, und sein Erbland lieferte ihm nicht die gehörige Menge Vasallen. Er warb darum ein Heer an, das theils aus adeligen Glücksrittern, theils aus rohen Söldnern bestand, und drang damit in Thüringen ein. Wohin diese wilden Geschwader kamen, war ihr Weg mit Raub, Mord und Schändung bezeichnet. Wohl gab der Kaiser einige Beispiele von großer und unerbittlicher Strenge; aber allen Greueln Einhalt zu thun, war ihm nicht möglich. Verzweifelnde Noth, mit der höchsten Erbitterung gegen das zügellose Kriegsvolk, herrschte in ganz Thüringen; und einzelne Rotten erfuhren den Ausbruch glühender Rache, da manchmal Ritter aus den festen Burgen und Landleute aus den Bergschlünden des Waldes auf solche herabstürzten, sie zusammenhieben oder schmählich verstümmelt an ihren Herrn zurücksandten. Adolph hatte jedoch durch seine Uebermacht den größten Theil des Landes erobert; Friedrich und Dietzmann traten mit dem weit kleineren Heerhaufen ihrer Getreuen den Rückzug an. Aber jetzt begab sich der Kaiser mit seinem nächsten Gefolge wieder nach dem Rhein, wohl wissend, daß sein Oheim, der Erzbischof von Mainz die Fürsten gegen ihn aufzuregen gesucht und er diese beobachten müsse. Aber kaum war Er, dem sein Name, seine Tapferkeit und die geschickte Führung des Heeres ein so großes Gewicht schufen, von dem Kriegsschauplatz entfernt, da brachen die zwei Heldenbrüder aus ihrem Hinterhalt in den Gebirgen hervor, warfen sich da und dort auf die königlichen Truppen, und schlugen sie in mehreren Gefechten. Zugleich stand das Landvolk auf, schloß sich in zahlreicher Masse den Schaaren der Prinzen an, und bald war dem Feinde fast Alles, was er von Meißen und dem Osterland erkämpft, wieder abgenommen. Adolph, erzürnt über die große Kühnheit seiner Gegner, und mit Recht befürchtend, daß ganz Thüringen verloren gehe, kam das nächste Jahr mit Verstärkungen zurück, eroberte von neuem das flache Land, und drang tief in das Erzgebirg ein. Nur die schon seit dreizehn Monaten belagerte Stadt Freiberg

widerstand noch muthig. Allein er gewann sie durch List, indem er ihr seinen Schutz versprach, mit dem Beifügen, daß er sie zur freien Reichsstadt erheben wolle. Dies vermochte einen Theil der Bürgerschaft, seinen Truppen bei dunkler Nacht den Weg in ihre Mauern zu eröffnen. Die Besatzung wich auf das Schloß zurück, und vertheidigte es mit der größten Tapferkeit. Endlich ward es mit Sturm erobert. Sechzig brave und treue Ritter fielen in die Gewalt des Königs. Erbittert über den hartnäckigen Widerstand, der ihm viele Leute gekostet, und in der Meinung, es wäre seiner kaiserlichen Würde gemäß, ein Beispiel der Strenge zu geben, ließ er diejenigen, welche man ihm als die Trotzigsten und Verwegensten bezeichnet, wie Rebellen mit dem Tode bestrafen; den Andern blieb die Wahl zwischen einem Lösegeld von **12,000** Mark Silber oder dem Schicksal ihrer Gefährten. Sie wandten sich deshalb an den Markgrafen Friedrich. Der edle Fürst wollte seine Getreuen um jeden Preis retten. Er trat also dem Kaiser die allein ihm noch gehorchenden Städte Meißen, Grimma, Rochlitz und Leissing ab, worauf man die Ritter in Freiheit setzte. Beruhigt durch das Gefühl seiner großmüthigen Handlung, sagte er weinend dem Erbe seiner Väter Lebewohl, und zog, nur von zwei Knechten begleitet, mit seinem Bruder in die Verbannung.

Damit war dieser Kampf geendigt. Adolph besetzte nun das gesammte Thüringer Land, gab ihm eine neue Verwaltung, und ging (**1297**) an den Rhein zurück. Frankreich schien durch manche feindliche Bewegung die Flamme des Kriegs wieder anzufachen. Der Kaiser ward von seinem Verbündeten, Eduard von England, zum lebhaften Beistand ermahnt, und diesmal des Bannes nicht achtend, mit dem der Papst ihn neuerdings bedroht, eilte er nach dem Elsaß, und warb dort eine Truppenschaar an, die, unter Befehl seines Landvogts, des Grafen von Pfirt, gegen den Feind zu ziehen bestimmt wurde. Als er längs dem Strome zurückging, ward ihm hinterbracht, daß der Bischof von Straßburg, sein alter Gegner, ihn mit einer beträchtlichen Zahl Mannschaft zu überfallen bereit sey. Er entkam aber glücklich mit seinem kleinen Gefolge zu Schiff nach Germersheim. Bald darauf zog er selbst mit **2000** Lanzen, die er in seinen Erbstaaten vereint, nach dem Niederland, um sich dem brittischen Könige anzuschließen. Aber dieser hatte sich wieder in einen Waffenstillstand mit Philipp eingelassen, und dem Kaiser mußte die Nachricht hiervon nicht unwillkommen seyn, da sich im Süden

von Deutschland eine dunkle Wetterwolke zusammenzog, die seinem Thron und seiner Herrschaft über das Reich galt.

Der Erzbischof Gerhard, dessen ehrsüchtiger Plan durch die Selbstständigkeit und den kräftigen Stolz seines Neffen ganz vereitelt war, konnte ihm dieß nie verzeihen. Auch die andern Prälaten waren Letzterem nicht hold, weil er Keinen mehr zu beachten schien. Er zeigte wohl diese Stellung um so mehr, als es ihn verdroß, von den weltlichen Fürsten darum, weil die geistlichen seine Wahl entschieden, der Pfaffenkönig genannt zu seyn. Gerhard suchte, wie schon gemeldet, alle Reichsstände gegen ihn zu erbittern, wozu ihm das Verfahren Adolphs wider Thüringen schon genugsamen Anlaß gab. Als die Beschwerden über den Kaiser und das Betragen seiner Söldner von allen Orten her laut geworden, sagte der auf seine Gewalt trotzende Bischof: „Wenn mein Herr Vetter nicht will, wie ich will, so soll er bald sehen, daß ich noch andere Kaiser in meiner Tasche stecken habe.“ Er schlug sich nun auf die Seite Albrechts von Oestreich, und trat mit diesem in Unterhandlung. Die Gelegenheit, seinen Zweck zu erreichen, fand sich bald. Gerhard mußte als Erzkanzler die Krönung des König Wenzels von Böhmen in Prag verrichten. Hier gewann er diesen, den Herzog Albrecht von Sachsen, und den Markgrafen Otto von Brandenburg, für eine neue Kaiserwahl. Bald darauf hatte er mit den zwei Letztern eine Zusammenkunft in Mainz. Hier ward das Volk unter Glockengeläute versammelt, und ihm dann vorgestellt, was die Churfürsten für des Reiches Wohl gethan und noch zu thun Willens seyen. Sodann gingen alle Drei in den Dom, und thaten hier am Altar den feierlichen Ausspruch: „Daß sie vor sechs Jahren den Grafen Adolph von Nassau, als den Tauglichsten unter den Fürsten, zum römischen Könige gewählt, daß er auch bei'm Antritt seiner Herrschaft viele Regententugenden offenbart, sich aber bald ihrem Rath entzogen, durch junge unerfahrene Menschen verleitet den Pflichten seiner hohen Bestimmung zuwidergehandelt, und, da er selbst keine Reichthümer besessen, auch keine Freunde gehabt, die ihn mit Geld unterstützen wollten, Kirchen und Klöster beraubt, ja sogar von einem geringeren Fürsten, dem Könige von England, Sold angenommen habe, der nicht zur Mehrung des Reichs, sondern zum Erwerb ungerechten Gutes verwendet worden.“ Hierzu fügte man noch die Beschuldigung, der Kaiser habe in Thüringen eine Nonne entführt, sie zur Geliebten erwählt, und derselben auf seinem einsamen Bergschloß Adolphseck ihren

Aufenthalt angewiesen. Doch beruhte solches nur auf einem Gerücht, und mochten die übrigen Anklagen begründet oder unbegründet seyn, so verlieh man ihnen dadurch einen Schein von Gerechtigkeit, daß Adolph dreimal vorgeladen ward. Doch erschien er nicht, und jetzt hielten die Churfürsten einen förmlichen Rath unter dem Vorsitze des Erzbischofs, wo dieser in ihrem Namen seinen Vetter des Throns verlustig erklärte.

Mit Albrecht, der bei der obgemeldeten Krönung des Böhmenkönigs in Prag persönlich und mit einem glänzenden Gefolg erschienen, war daselbst schon die Uebereinkunft getroffen, daß er sich rüsten und Adolph mit Heeresmacht bekämpfen solle; man würde ihm kräftigen Beistand leisten und wäre sein Gegner besiegt und vom Throne gestoßen, dann sollte die erledigte Kaiserkrone der Preis seiner Bemühungen seyn. So geheim auch dieser hinterlistige Plan noch gehalten ward, erfuhr ihn dennoch der Kaiser. In edlem Zorn und gewohnter Thatkraft erhob er sich, um sein Recht mit dem Schwerte zu behaupten. Er zog alsbald einen Theil der Truppen, welche er in Thüringen gelassen, an den Rheinstrom; den andern ließ er unter dem Befehl seines Vetters, Heinrich von Nassau, zurück. Aber kaum stand dieser allein, so betrat Markgraf Friedrich aufs Neue das Land, wo man ihn sehnlich erwartete und mit Freude empfing. Er hatte bald neue Schaaren gesammelt, griff die Königlichen an, und schlug sie. Ihr Anführer Nassau ward gefangen, und Friedrich setzte sich in seinem Erblande wieder fest. Aber Adolphs nächste Sorge war jetzt nicht auf Thüringen, sondern auf die Vertheidigung seiner Krone gerichtet. Er vereinte schnell, was ihm an Streitmacht zu Gebot stand, und rückte seinem Nebenbuhler entgegen. Herzog Albrecht hatte zuerst im Elsaß, dann zwischen Mainz und Worms ein großes Heer, wobei mehrere Fürsten und Herren, aufgestellt. Es bestand aus Reitern und Fußknechten verschiedener Lande, zum Theil aus Oestreich, Steiermark, Böhmen und Ungarn hergeführt; dann schlossen sich der Bischof von Constanz, der Adel aus Ergau, der Erzbischof von Salzburg, die Grafen von Würtemberg, Freiburg, Ochsenstein, Leiningen, Lichtenberg und Zweibrücken, mit andern Freunden aus dem Elsaß, so wie der Bischof von Straßburg, des Herzogs wärmster Anhänger, und die Stadt dieses Namens, mit ihren Dienstmannen zu Roß und zu Fuß, seinem Banner an. Als er in der Gegend von Mainz kam, vereinte auch der Churfürst Gerhard seine Reiterschaaren mit ihm. Für den König Adolph waffneten sich der Pfalzgraf Rudolph,

sein Schwiegersohn, der Herzog Otto von Bayern, und der Erzbischof von Trier, mit ihren Heerhaufen; sodann die Ritter aus Nassau und der Wetterau, unter seinem Oheim, dem Grafen von Katzenellenbogen; ferner die Ritter und Reichsmannen aus dem Elsaß, die Schwaben und Franken, und die Nahgauer, von den Grafen von Pfirt, von Weinsberg und von Schonbeim befehligt. Dann ritten mit ihnen der Landgraf von Hessen, und die Schweizergrafen von Feldkirch, Nellenburg und Montfort. Auch führte der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen, der eben so freundlich für den Kaiser als feindlich wider Albrecht gesinnt war, ein starkes Fähnlein Gewappneter ihm zu. Darauf kamen noch die Reisigen der treuen Städte Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen, und andere freie Mannen vom Rhein. So zählte Adolphs Heer etwa **14,000** Streiter, während jedoch das seines Gegners über **24,000** betrug.

Sobald dem Kaiser, welcher die dem Bischof von Straßburg gehörige Stadt Ruffach im Elsaß belagerte, kund ward, daß Albrecht dieses Land verlassen und seinen Marsch über Bitsch und Zweibrücken angetreten, zog er schnell mit seinem Heere den Rhein hinab. In Oppenheim vernahm er, der Herzog wäre, um sich an dem Pfalzgrafen Rudolph zu rächen, von Mainz aus gegen Alzei gerückt. Adolph, der dieses Besitzthum seines Eidams retten wollte, brach sogleich auf. Unter Wegs aber meldete ihm ein Schäfer, daß der Feind die Stadt und das Schloß Alzei bereits verwüstet und seine Richtung nach der Gegend des Donnersbergs genommen habe. Um die Stellung des Gegners zu erforschen, lagerte sich der Kaiser in dem Zeller Thale, auf dem linken Ufer der wildströmenden Primm. Keine Meile von ihm entfernt, da, wo der Riese unter den Höhen des Landes, der waldige Donnersberg, seine felsengrauen Gipfel in die Wolken erhebt, stand Albrechts Heer auf den in das Thal herabziehenden Hügeln — und hier beschlossen die zwei Gegenkönige ohne Aufschub ihr Waffenglück zu versuchen. Am 2. Juli des Jahrs **1298** trafen sie auf einander, und es erfolgte nun die berühmte Schlacht, so über das Loos beider Fürsten und des Reiches entschied, ohnweit des Städtchens Göllheim, das gegen Südost, am äußersten Winkel des Thalkessels, gelegen ist.*

* Man sehe das treffliche Gemälde dieses Kampfes in der, mit reichhaltigen Anmerkungen versehenen, historischen Monographie: Die

Albrecht hatte sein Heer in drei Schaaren geordnet. Im Vordertreffen standen die Kärnthner und Steiermärker, nebst einem Geschwader von Rittern, das der tapfere Ulrich von Waldsee befehligte, an ihrer Spitze Herzog Heinrich von Kärnthen. In das mittlere stellte der Fürst seine Vasallen und Knappen aus Oestreich, und auf ihre Flügel die Speerreiter aus Böhmen und Ungarland. Die Hinterhut bildeten alle Fähnlein von Schwaben, Franken und dem Rhein. Er selbst wollte immer da seyn, wo die Noth ihn rief. Die Sturmfahne ward dem aus einem der ältesten und edelsten Häuser stammenden Grafen von Ochsenstein anvertraut, damit er sie im Streit vorantrage, das Banner von Oestreich aber dem tapfern Pruischink auf Haimburg, des Herzogs Hofmarschall. Nur als einfacher Ritter ausgerüstet, bestieg Albrecht sein Roß. Mehrere seiner treuen Lehusmänner trugen den königlichen Wappenrock, der, so wie die Satteldecken ihrer Streithengste, mit dem schwarzen Reichsadler geschmückt war, um die Augen des Feindes zu täuschen. Eben so rückte Kaiser Adolph mit der oben beschriebenen Heerschaar in drei Treffen heran. Die Vorhut, in Pfälzern, Bayern und Franken bestehend, lenkten sein Schwiegersohn, der Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto. Das Mittelteffen, dem er selbst als Feldhauptmann und erster Kämpe vorstand, war aus seinem Nassauer Kriegsvolk, aus seinen Getreuen vom Rhein- und Nahgau und der Wetterau, den Elsassern, Schwaben und Schweizern gebildet. Als Nachhut ordnete er die Kämpfer, welche ihm die Städte und Burgen zugesandt, unter Befehl seines Marschalls von Isenburg. Das Banner seines Stammhauses mit dem Nassauer Löwen trug der kühne Bastard von Rechberg; das rothe, mit dem weißen Kreuz bezeichnete Reichsbanner, ganz so, wie es der Gegenkönig führte, übergab er dem Grafen von Hanau. In königlicher Rüstung, wie er es dem Reichsoberhaupte gemäß hielt, ritt Adolph mit edlem Stolz auf seinem muthigen Roß einher. Er trug einen goldenen Harnisch, und einen glänzenden, mit der Königskrone prangenden Helm. Sein gelber Wappenrock und die Satteldecke seines Schlachthengstes

---

Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim, von dem königlich bayerischen Herrn Domcapitular und geistlichen Rath J. Geissel. Dieses schätzbare Werk, worin die Geschichte Adolphs von Nassau eben so schön als treu und grundlich dargestellt ist, haben auch wir, so weit es der Raum erlaubte, an mehreren Orten unserer Schilderung benutzt.

waren mit vielen schwarzen Adlern gestickt. So im kaiserlichen Schmuck wollte er dem feindseligen Nebenbuhler um das Reich, dem untreuen Lehnsmann, entgegen treten; so, wie ein Stern in der Nacht, seinem Heer in dem Kampfgetümmel vorleuchten, und als König siegen oder fallen.

Jeder von den zwei großen Gegnern sprengte vor seine Heerhaufen, und befeuerte sie mit kräftigen Worten zum Streit. „Ich bin" sagte unter Anderem Albrecht, „der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil in ihr Gottes und des Reichs Stimme mich in's Feld ziehen hieß. Ich konnte zu Hause der Ruhe pflegen; denn ich hatte der Ehre und des Reichthums genug. Auch konnte ich schon mehrmals an dem, der mich so oft beleidigt hat, gerechte Rache nehmen; allein ich wollte es nicht, weil er mein Heer und König war. Jetzt aber bin ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung zu seinem Herrn gesetzt, und soll das Reich von seiner Tyrannei erlösen. Schändung, Mord, Brand und Raub, und die Ausplünderung unserer Klöster und Gotteshäuser, Alles das wird die Folge seyn, wenn er Sieger bleibt. Er will die Reichslande zu seinem Eigenthum machen, und jeden, der sich dagegen wehrt, dem Henker übergeben. Liebt Ihr daher Euch selbst, die Euern und Euer Land, so zeigt heute, wer Ihr seyd, und eilet zum Sieg!" — In der starken und eindringlichen Rede, die Adolph zu seinen Kriegern sprach, hieß es: „Stehe ich hier als gemeiner Rittersmann oder als König? Da drüben ist Einer, der sich auch römischer König nennt; ich weiß also nicht, wie ich Euch nennen soll, so lange es ungewiß ist, ob Ihr den Feind oder den Kaiser des Reiches unter Euch habt. Aber so viel weiß ich, daß Jener Euch eben so haßt, wie mich selbst, daß er unsern Untergang sucht, und wir also mit einander siegen oder sterben müssen. Bisher hat dieser neue König seinen Kriegsruhm in die Flucht gesetzt; heute endlich wagt er es, im freien Felde gegen uns zu stehen; der Feige wird muthig aus Scham, da ihn der Hochmuth treibt. Sein Dünkel kocht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone sey ein Erbgeschenk seines Vaters, wie der Herzogshut von Oestreich. Aber ich will nicht leben, so er nicht bald wieder ein Graf von Habsburg werden oder noch weniger seyn soll. Und wer hat ihn gegen uns geschickt? Die, so mich vor sieben Jahren selbst gewählt, aber nur einen Schattenkönig wollen, damit sie in seinem Namen die Herrschaft führen. Allein sie sollen fallen, die Meuterer! Das Verderben wird auf ihren eigenen Kopf fallen. Drüben im feindlichen Lager sind sie, meine und Eure Widersacher. Ihre

Zahl iſt groß, aber um ſo größer auch die Ehre, und um ſo reicher die Beute, die uns zu Theil wird. Laßt die Banner fliegen für Ehre und Recht! Bis jetzt habt Ihr die Feinde nur gejagt; heute ſollt Ihr ſie erſchlagen. Auf und voran!“

Albrecht hatte ſein Heer über den großen Wieſenplan bis zu dem Hafenbach herabgeführt. Der Vortrab ſeines Gegners rückte über Maruheim, längs der Primm, heran, und dehnte ſeine Flügel über das Thal von Dreiſen aus. Da kamen ſeine Plänkler mit der Nachricht, daß der Feind in vollem Rückzuge begriffen ſey, und zwar in Folge eines harten Zwiſtes, den der Herzog mit dem Erzbiſchof von Mainz gehabt, ſo daß jeder nun für ſich allein in der Flucht ſein Heil ſuche. Adolph eilte darum ſchneller voran, und fand jene Nachricht um ſo mehr beſtätigt, als er die Zelte des feindlichen Lagers in Flammen ſtehen ſah. Das Ganze war jedoch eine Kriegsliſt, die Albrecht mit dem Erzbiſchof verabredet, um Adolphs ungeſtümmen Muth in die Falle zu locken, bevor ſein Haupttreffen angelangt ſey. Zugleich ward durch die Richtung dieſes Marſches der Vortheil gewonnen, daß des Oeſtreichers Heer die heiße Sonne im Rücken hatte und von den Höhen herab einen ſchnelleren und wirkſameren Stoß mit der Reiterei ausführen konnte, während das ſeines Gegners von den Sonnenſtrahlen geblendet, und ihm durch die mühſamen, bergaufwärts unternommenen Bewegungen der Angriff erſchwert war. Adolph befahl, in die Nachbut der Flüchtigen, welche, wie es ſchien, die Straße von Kaiſerslautern gewinnen wollte, einzuhauen. Der Pfalzgraf und Herzog Otto ſprengten ſogleich mit ihren Reiſigen voran, während er ſelbſt ſie mit dem zweiten Treffen im Nothfall zu unterſtützen bereit war. Als aber jene an den Fuß des Hafenbühls oder Hafenbergs kamen, der nach Südoſten das Thal begrenzt, ſchwenkten die Oeſtreicher plötzlich ihre Roſſe und ſtellten ſich in Schlachtordnung: ja die ganze Höhe war bald mit zurückkehrenden Schaaren beſetzt. Adolph ſah nun, daß man ihn getäuſcht, und erkannte des Feindes Plan. Er fand, was ſeine Vertrauten ihm ſchon vorher geäußert, die Macht deſſelben zu ſtark gegen die ſeinige, und ſchaute mit düſteren Blicken nach dem Berge, wo ſich immer zahlreichere Truppen ſammelten. „Fliehen wir,“ ſo ſprach er jetzt, „dann ſind wir Alle verloren, und ſtreiten wir, ſo weiß nur Gott des Kampfes Ausgang!“ Die Antwort ſeiner Freunde war, daß man freilich nun das Letztere wählen müſſe, indem es zu ſpät und noch gefährlicher ſey, den Rückzug anzutreten. Neben

dem Kaiser hielt sein Sohn Rupert. „Gehe in die Heimat zurück, mein Sohn!“ sagte zu ihm der zärtlich besorgte Vater, „und wage hier dein junges Blut nicht! Dieß wird ein Streit auf Leben und Tod.“ — „Nie, mein Vater!“ rief der entschlossene Rupert, „weiche ich von Eurer Seite, mag es Leben oder Tod gelten!“ Von des muthigen Jünglings Worten gerührt und gestärkt, beschloß er jetzt Alles zu wagen, und erkundete jetzt genauer die vom Feinde besetzten Höhen, an deren Fuß die Bayern und Pfälzer aufgeritten waren.

So erwarteten beide Heere das Signal zur Schlacht. Es war zwischen acht und neun Uhr. Da erklangen die Trompeten von jeglicher Seite; ein mächtiges Kriegsgeschrei erhob sich, und widerhallte in den Thälern und Klüften des Gebirges. Mit eingelegter Lanze sprengten die Pfälzer unter Rudolph den Hasenbühl hinan. Aber der kühne und starke Herzog Heinrich fiel zu gleicher Zeit mit seinen Kärntnern und Steiermärkern von dem Berg auf sie herab. Der gewaltige Stoß durchbrach ihre Reihen; Viele wurden niedergerannt, die Andern geworfen, und der Kärntner Fürst griff jetzt im Thale die noch fester geschlossenen Bayern an. Aber diese, durch das ebene Feld begünstigt, faßten ihre Gegner mit Kraft, und trieben sie nach kurzem Gefecht in wilder Flucht auf die Höhen zurück. Die Pfälzer sammelten sich, und stürmten racheglühend wieder vor. Ein neuer Schlachthaufen der Oestreicher stürzte vom Bergrücken auf sie heran; aber dießmal schlugen sie den Anfall derb zurück, und behaupteten das Feld. Jetzt entbrannte der wüthendste Kampf. Hier griffen Albrechts Schaaren, dort die des Kaisers an; man warf die Lanzen weg, und focht im wilden Handgemenge nur mit den Schwertern. Unentschieden wankte der Sieg. Adolph, der als Feldherr von seinem Standpunkte aus den Kampf beobachtete, sah mit Lust, wie sich die Bayerfürsten schlugen. Von heißer Streitlust beseelt, rief er plötzlich: „Wie wär's, wenn wir auch dorthin sprengten?“ Und ohne auf die Warnungen seines Gefolges zu hören, flog er im schnellsten Galopp, weit vor seinen Dienstmannen her, nach der Wahlstadt. Mit einmal stürzte sein Roß im Wiesengrund. Eilig hoben seine Knappen den vom Falle Betäubten auf, und trugen ihn hinter die zweite Schaar zurück. Kaum erholt von dem Sturze, der ihn am Haupt und an den Gliedern beschädigt, sah er jetzt, wie der Feind durch neu herangeführte Schlachthaufen seine Vorhut in große Noth gebracht. Voll heftiger Ungeduld und Erbitterung schwang er sich wieder zu Roß, und sprengte ohne Helm, den er, wegen der glühen-

den Sommerhitze, an den Sattelknopf hing, das blanke Schwert in der Faust, mit dem ganzen Treffen voran.

Die Oestreicher hatten ihre Schwerter, welche sie jetzt mehr zum Stoß als zum Hiebe gebrauchten, meist auf die Rosse der Gegner gerichtet; schon mehrere derselben waren gefällt, und selbst Rudolph und Otto stritten zu Fuß. Da brach Adolph heran wie ein Löwe, und stäubte den Feind aus einander. Doch bald sammelte sich dieser auf's neu, und stand wieder geschlossen zur Gegenwehr. Ein Ritter, der Albrechts Rüstung und Feldzeichen trug, fiel dem Kaiser an. Aber ein Schwerthieb des Helden stürzt ihn vom Roß, und bald darauf sank ein zweiter, der eben so gewappnet erschien, unter seinem gewaltigen Streiche. Von neuem Muthe belebt, stürmten Adolphs Krieger in den Feind, und glaubten schon Sieger zu seyn. Aber zu groß war des Gegners Uebermacht; zahlreiche Schaaren brachen von den Höhen und aus den Thälern vor, und jetzt fiel noch eine starke Masse, die im Hinterhalte lag, den Königlichen in die Flanke. Dadurch kam plötzliche Verwirrung in das Heer, und es wandte sich zur Flucht. Adolph und die Getreuen an seiner Seite waren fast umzingelt. Aber sie fochten in wilder Verzweiflung, und die große Gefahr entflammte noch stärker den trotzigen Muth des Königs. Furchtbar wüthete sein Schwert im Getümmel; er brach sich weitere Bahn, stets angreifend und abwehrend, und suchte nur seinen Todfeind Albrecht. Endlich erblickte er ihn neben der Landstraße haltend, spornte grimmig sein Roß auf ihn an, und rief mit donnernder Stimme: „Heute entgehst du mir nicht! Hier sollst Du Reich und Leben lassen.“ — „Das steht in Gottes Hand!“ war die Antwort. Da führt Adolph einen schrecklichen Hieb auf den Herzog; aber dieser wich ihm durch eine geschickte Wendung aus, und traf ihn dagegen schnell mit seinem Stahl in's Auge. Zugleich versetzte der Wild- und Raugraf, der an Albrechts Seite ritt, dem Könige einen so scharfen Hieb auf das helmlose Haupt, daß er schwer verwundet von seinem blutenden Roß auf die Erde sank, wo er von einem Reisigen den letzten Todesstoß erhielt.

Voll Wuth und Schmerz über des Helden Fall kämpften noch seine getreuen Ritter; aber die Braven erlagen dem übermächtigen Feind. Der Bannerherr Graf von Hanau, der Graf von Isenburg, und andre Edle, sanken im wilden Getümmle; der Graf von Katzenellenbogen und Adolphs Sohn Rupert fielen in Gefangenschaft. Einige, die ihr Leben und ihre Freiheit nicht so theuer verkaufen gewollt, retteten sich auf Aus-

wegen durch die Flucht. Aber Albrechts Freude, als er seinen gewaltigen Gegner todt vor sich liegen sah, ward noch gehemmt. Denn auf der andern Seite rangen die Bauerfürsten mit unbeschreiblichem Muth, und hielten Stand wider die Kärnthner und Ungarn. Wie dort des Kaisers Banner, so sank hier die königliche Fahne des Oestreichers mit dem Grafen von Ochsenstein, der sie trug. Als aber jene Fürsten nun die Kunde von Adolphs Tod erhielten, und Herzog Otto, so wie Rudolphs Bannerherr, Gottfried von Brunneck, hart verwundet war, da erkannten sie, daß Alles verloren sey, und traten den Rückzug an. In geschlossenen Reihen und immer fechtend gelangten sie glücklich nach Worms, hin; aber der kleinste Theil entrann dem nachsetzenden Feinde. Als die, welche zuletzt das Schlachtfeld verließen, nennt man den tapfern Schweizer Graf Rudolph von Feldkirch, und seinen braven Waffenknecht Rudolph Willer.

Albrechts Sieg war vollständiger, als er hoffen gekonnt, und die Königskrone verdankt er nur dem ungestümmen Muth und der kriegerischen Hitze, die seinen Gegner zu weit in den Kampf gerissen. Außer denen, die wir genannt, waren noch Eberhard von Weinsberg, Reinhard von Hanau, der Abt von Sanct Gallen, und eine Menge Herren und Ritter, unter den Gefangenen. Doch zeigte sich der Verlust, den der Herzog in dieser blutigen, sechs Stunden lang dauernden, Schlacht erlitten, nicht viel geringer, als der des kaiserlichen Heeres. Als die Abendsonne das mit Leichen von Männern und Rossen übersäete Feld beschien, ritt der neue römische König mit dem Erzbischof Gerhard über den Wahlplatz. Man suchte Adolphs Körper unter den Gefallenen, und endlich fanden ihn die Knechte blutig, ohne Rüstung und von Rossesbufen zertreten, im Staube. Da rief selbst sein Oheim, der rachsüchtige Erzbischof in einem Augenblick der Rührung aus: „Hier ist das tapferste Herz gebrochen!“ Aber Albrecht, der den stolzen Prälaten auch gegen ihn des Treubruchs fähig hielt, entgegnete mit finsterem Antlitz: „Ihr dürft nicht von meiner Seite weichen, bevor meine Sache beendet ist.“ — Adolphs gefangene Ritter kamen zu dem Sieger, und baten ihn, er möge den Leichnam ihres gefallenen Herrn nach dem Dome zu Speier, wo die Ruhestatt seiner Vorfahren sey, bringen lassen. Doch der Unversöhnliche schlug es ab, weil jener nicht mehr römischer König gewesen, sondern durch einen Rechtsspruch des Thrones entsetzt worden sey. — Man trug also den Entseelten in das nahe gelegene Nonnenkloster Rosenthal und setzte ihn im dortigen

Grabgewölbe bei. Erſt unter Heinrich VIII., aus dem Hauſe Luxemburg, der nach Albrechts Tod die Herrſchaft des Reichs erhielt, ward er feierlich in der alten Kaiſergruft beſtattet.

So beſchloß der kühne Adolph von Naſſau ſein Leben auf dem Schlachtfelde. Der ritterliche Geiſt, der biedere Sinn, die Heldenkraft, Einſicht in Staatsgeſchäften und Gerechtigkeitsliebe, ſo wie die edle Sitte und manche Tugenden des Gemüths, die er beſaß, hätten für ihn, der noch im rüſtigen Alter war, eine weit längere Wirkſamkeit und überhaupt ein beſſeres Loos verdient, als ihm zu Theil wurde. Sein Wahlſpruch war: **„Præstat vir sine pecunia, quam pecunia sine viro.“** (Der Mann ohne das Geld iſt mehr werth, als das Geld ohne den Mann.) Die Fehler, welche dieſer merkwürdige Fürſt beging, entſprangen — wie es in einer biographiſchen Skizze mit Recht heißt — „größtentheils aus dem Mißverhältniß ſeiner Mittel zu ſeiner Lage; er büßte ſie hart, und die Völker gewannen nichts bei dem Tauſch, der ihnen ſtatt ſeiner Albrecht zum Kaiſer gab.“

Durch den ränkevollen Betrieb des Erzbiſchofs von Mainz wurden die Churfürſten von der Pfalz und von Trier mit dem Herzoge von Oeſtreich wieder ausgeſöhnt. Alle Stimmen vereinten ſich nun zur Wahl deſſelben, und er ward am 9. Auguſt des nämlichen Jahres förmlich zum römiſchen König erklärt und ausgerufen. Dafür beſtätigte er die Churfürſten in allen Rechten, die ihnen Adolph zugeſtanden hatte, und vermehrte ſie noch. Mit großem Pomp geleiteten ſie ihn nach Aachen, wo er die Krone und den Scepter Karls des Großen empfing. In der allgemeinen Freude vergab er auch dem Herzog von Niederbayern, der gegen ihn zu Felde gezogen war.

Das größte Leid trug Adolphs Wittwe, die edle Fürſtin Imagina. Tief gebeugt und im Trauergewande kam ſie nach Nürnberg, trat vor die Stufen des Throns, auf dem der neue Kaiſer mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth ſaß, und flehte weinend die Letztere um Fürbitte bei dem Monarchen an, daß er ihren gefangenen und in Feſſeln liegenden Sohn Rupert, der, wie es die kindliche Pflicht erheiſche, für ſeinen Vater gekämpft, wieder frei geben wolle. Mitleidsvoll unterſtützte die Königin ihr Geſuch; aber Albrecht gab zur Antwort: „Euer Sohn iſt in des Mainzers Gewalt. Kann ich ihn von dieſem zurückerhalten, dann ſoll Eure Bitte gewährt ſeyn.“ Allein der unglücklichen Mutter war es nur allzuwohl bewußt, daß der rachſüchtige Gerhard ihren Wunſch nicht erfüllen würde. Jammernd rief ſie ihn der Königin

nochmals in's Gedächtniß, und schloß mit den Worten: „Schafft mir wieder mein Kind, damit Euch Gott an Euerm Gemahl nicht das Leid widerfahren lasse, das ich an dem meinigen erlebt habe!" — Erst in der Folge gab der Erzbischof den wiederholten Vorstellungen Gehör, und ließ den jungen Fürsten frei zu seiner Mutter zurückkehren, jedoch nur um den Lösungspreis mehrerer Burgen. Auch der Graf von Kazzenellenbogen und die Andern wurden ihrer Haft entledigt.

Aber Gerhard sah sich bald dafür gestraft, daß er, durch Stolz und Haß verleitet, die neue Königswahl auf Unkosten seines eigenen Hauses bewerkstelligt hatte. Denn ganz anders erwies sich Albrecht der König, als Albrecht der Herzog, gegen ihn. Die rheinischen Churfürsten erhielten nicht die Rechte und Vortheile, welche sie erwartet, denn im Jahre **1301** beschied sie Albrecht auf einen Landtag, der in Nürnberg gehalten ward, und begehrte von ihnen die Einschränkung der Rheinzölle und unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze des Reichs. Dieß wurmte gar sehr den übermüthigen Erzbischof, und er äußerte oft seinen Grimm über die Undankbarkeit des Fürsten, dem er auf den Thron geholfen habe; ja, bei einer großen Jagd, wo er sich mit seinen Collegen befand, stieß er in das Hifthorn und rief die Worte: „Aus diesem Horn will ich bald einen andern Kaiser herausgeblasen haben!" Schnell darauf verleitete er die andern Churfürsten zu seiner Absicht, und sie hielten mit ihm eine Versammlung in Rense, nicht weit von Coblenz. Hier steht am Rhein der noch erhaltene, berühmte Königstuhl (**thronus regalis**), ein rund gewölbtes, auf neun Säulen ruhendes Gebäude, wo ehemals die deutschen Kaiser und Könige gewählt und feierlich ausgerufen, auch andere fürstliche Zusammenkünfte gehalten wurden. Auf diesem erhabenen Felsenthrone ward nun der einmüthige Beschluß gefaßt, daß der Pfalzgraf, vermöge seines Amtes, den Kaiser Albrecht richten und ihn der Oberherrschaft über das Reich verlustig erklären solle. Aber dieser beispiellose Akt war ihm gerade vortheilhaft. Die Fürsten, Grafen und Ritter am Ober- und Niederrhein, welchen die anwachsende Macht der vier Churfürsten dieses Landes gefährlich schien, ja auch das Volk, traten dem Kaiser bei und unterstützten ihn mit gewaffneter Hand. Er kam bald mit einem starken Heer, fiel die Länder der Verschworenen auf drei Seiten an, eroberte oder beunruhigte sie. Vorzüglich aber richtete er seine Macht und seinen Zorn gegen die Besitzungen des Erzbischofs von Mainz, weil er den feindseligen Plan wider ihn angestiftet und geleitet hatte. Alle wurden

hinweggenommen, und zuletzt auch die Feſte Bingen, trotz dem tapfern Widerſtand der Truppen und Bürger. Gerhard kam nun in eine mißliche Lage, um ſo mehr, als die übrigen Churfürſten, von Albrecht und ſeinen Vaſallen ſchwer bedrängt, um Frieden baten und ſich ihm unterwarfen. Der ſtolze Erzkanzler mußte ſich alſo perſönlich nach Bingen, in des Kaiſers Hauptquartier, begeben, und erhielt von demſelben, auf ſeine demüthige Bitte, Verzeihung.

An der Stelle, wo Kaiſer Adolph den Heldentod fand, ließ ſeine Gattin Imagina oder einer ihrer Söhne zu ſeinem Gedächtniß ein einfaches Denkmal errichten. Es beſtand in einer feſten Mauer; inmitten derſelben erſchien ein Chriſtusbild am Kreuze von Stein, zu deſſen Füßen der Naſſauer Löwe, ſo wie der Reichsadler, eingehauen ward. Eine Steintafel an der Mauer enthielt folgende Inſchrift: **Adolphus a Nassau, Romanorum Rex interficitur ad Gellinheim ....** (Adolph von Naſſau, römiſcher König, ward bei Göllheim getödtet.) Die übrigen Worte waren unleſerlich, als im Jahr **1611** Graf Ludwig von Naſſau das durch Sturm und Regen verwitterte Denkmal neu ausbeſſern und ihm die Inſchrift geben ließ: **Anno milleno trecentis bis minus annis in Julio mense Rex Adolphus cadit ense. Renovatum hoc monumentum sub Ludovico Comite Generalissimo a Nassau. Anno 1611.** (Im Jahre **1298**, im Monat Juli, ſank König Adolph hier dem Schwert. Dieſes Denkmal ward unter dem edlen Grafen Ludwig von Naſſau **1611** wieder hergeſtellt.) — So blieb dieſes, von dem uralten Rüſterbaume noch beſchattete Monument, das Königskreuz genannt, bis auf unſere Zeit; hatte aber auch ſeither durch den Einfluß der Elemente ſowohl, als auch durch Verſtümmelung Manches erlitten. Im Jahre **1828** ward es, auf Verwendung des, für die Denkmale vaterländiſcher Geſchichte ſo rühmlich beſorgten, Herrn Regierungspräſidenten des Rheinkreiſes, vermittelſt eines Beitrags Sr. M. des Königs von Bayern und der Gemeinde Göllheim, gegen weiteren Unfall geſichert. Jetzt aber wird noch der lobenswerthe Plan ausgeführt, daſſelbe nach der von einem geſchickten Künſtler entworfenen Zeichnung auf würdige Art zu verſchönern. Wir verdanken Solches dem, von der Gemeinde Göllheim geſchehenen, Ankauf der Grundſtücke, worauf es erbaut iſt, ſo wie den Beiträgen, welche S. D. der Herzog von Naſſau, und der hiſtoriſche Verein des k. b. Rheinkreiſes, vermöge einer Subſcription auf das oben gedachte Werk, hiezu geliefert haben. Zugleich prangt in der Domkirche zu Speier das marmorne Denkmal,

einen Sarkophag mit vier geflügelten Löwen, und auf ihm den ritterlich gewaypneten, im Gebete knieenden Helden darstellend, das 1824 der Herzog von Nassau seinem Ahnherrn errichten ließ.

So weit die Kunde, welche uns die Geschichte über den Kaiser Adolph meldet, der in meist unverdientem Mißgeschick seine Laufbahn endigte. Aber sein ritterlicher Geist, sein Hang zu kriegerischen Abentheuern, und der damit innigst verbundene, zarte Sinn für Ehre und Liebe, gaben auch der romantischen Poesie manchen Stoff, wie es schon bei andern Helden jener Zeit geschehen war. Schließen wir also diesen Artikel mit einer rührenden Sage, deren Hauptinhalt nicht historisch begründet und vielleicht aus dem bereits erwähnten Gerüchte von Verhältnissen des Königs mit einer thüringischen Nonne hergeleitet seyn möchte. *

Der Bischof von Straßburg trat in Bund mit Frankreich wider Adolph, den König der deutschen Lande. Da zog der starke und kühne Held mit Mann und Roß nach den Fluren des Elsasses, um jene zu bekämpfen. Die Heerschaaren stießen auf einander unweit der herrlichen Stadt, deren Dom sich in die Wolken erhebt, und rangen im heißen Waffenstreit; aber unentschieden wankte die Schaale des Sieges. Jetzt aber riß Adolphs stürmischer Muth ihn zu weit in das Gedränge der Schlacht hin: da traf ein Wurfgeschoß ihn so stark, daß er viel des Blutes verlor; seiner Hand entsank der Speer, und er konnte sich kaum mehr in dem Sattel halten. Einige Knechte trugen den ermatteten Herrn von der Wahlstatt, und sein treuer Knappe geleitete ihn zu einem Nonnenkloster, das fern im einsamen Haine lag, und empfahl ihn der Sorgfalt der frommen Schwestern. Gern pflegten sie den edlen König mit heilsamer Kost, mit Balsam und schmerzenlindérndem Kraute. Aber unter Allen ruhte sein Blick auf einer Jungfrau, die so schön wie ein Frühlingsmorgen, und so unschuldvoll wie ein Engel, vor sein Lager trat. Sie hieß Imagina, ** und war entsprossen aus edlem Stamme, dessen Burg in einem waldigen Thale der Vogesen lag. Zu

---

* S. Schreibers Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes, und meine Romanze in den Volkssagen des Rheinlandes ꝛc. ꝛc. (Heidelberg bei Engelmann, 1828.) Das darin genannte Bergschloß Adolphseck soll zwar, nach Einigen, erst 1366 erbaut seyn; vielleicht aber stand schon vorher eine Burg an dieser Stelle.

** Es ist merkwürdig, daß dieß auch der geschichtliche Name seiner rechtmäßigen Gemahlin war.

Adolphs Wärterin bestellt, vollzog sie schüchtern und mitleidsvoll ihr Amt; auch in stiller Nacht wachte sie bei dem Verwundeten, der bald wieder zu genesen anfing. Allein es erkrankte sein Herz, und eines Tages faßte er ihre weiche Hand, und sprach: „Fräulein! Ich fühle mich, Dank Eurer Pflege! nicht mehr schwach; aber Euer süßer Blick schlug mir neue Wunden.“ Da senkte sie erröthend ihr sanftes Auge, und entfernte sich mit einem leisen Ach! —

Vergebens harrte Adolph mit schwülem und gepreßtem Herzen auf ihre Wiederkehr. Endlich trat bei'm Abendschimmer ein anderes Weib in das Gemach. „Wo bleibt Eure Schwester?“ fragte er schnell. „Sie ist krank; (war die Antwort) darum bin ich zu Euerm Befehle hier.“ Traurig und unmuthsvoll hörte er diese Worte, und brachte fast drei Tage in der bangsten Erwartung zu. Aber in mitternächtlicher Stunde vernahm er plötzlich einen zarten Ton, und — Imagina schlich mit einer hellen Kerze herein. „Wonne! (rief er) ich sehe Dich wieder!“ Doch ängstlich entgegnete sie: „Flieht, edler Herr! Der Bischof will Euch heute Nacht überfallen, und gleich werden seine Knechte hier seyn. Ich führe Euch durch geheime Pforten in den nächsten Wald, und Ihr könnt Euch dann über den Strom retten.“ Sogleich sandte er seinen Knappen nach der Gegend, wo sein Heerhaufen unter den Rittern Pfirt und Bergheim stand, und folgte, nebst einem treuen Windspiele, das nie von seiner Seite wich, der holden Führerin durch den Garten und darauf durch den Wald bis zum Rhein. Imagina wollte jetzt nach dem Kloster, in das sie erst vor wenigen Monden aufgenommen war, zurückkehren; aber mit Thränen bat sie der Held: „O folge mir, geliebtes Wesen! Denn ohne Dich blüht mir kein Erdenglück.“ Unentschlossen noch stand die Maid; doch konnte sie der flehentlichen Bitte des Mannes, der auch ihr so theuer war, nicht lange widerstehen, und eine innere Stimme rief ihr zu: „Dein Gefühl ist keine Sünde!“ — Sie traten nun Beide schnell in einen Fischerkahn, der sie zum jenseitigen Ufer in Sicherheit brachte.

Von neuem schlug sich des Königs Heer mit dem Feind; es stand ihm muthig und fest in jedem Kampfe, und bald erscholl Nachricht, daß die Fehde wieder geendet sey. Adolph führte nun die geliebte Jungfrau in sein Erbe, das Nassauer Land. Dort ist ein einsames Eichenthal, wo der Waldbach von Felsenwänden berabrauscht und grüne, blumenreiche Auen durchschlängelt. Auf einem Hügel, der sich in diesem Thal erhebt, ließ der König eine Burg erbauen, und nannte sie

Adolphseck. Hier raſtete er manchmal von den Sorgen um das Reich, ſchuf ſich mit ſeiner Holden ein wahres Götterparadies, und Beide lebten dann in warmer Liebe, ſo treu, rein und harmlos, wie die Hirten arkadiſcher Fluren.

Aber ach! Zu bald trieb ein Sturm die Wolken herauf, welche das Licht ihrer Wonne verdüſterten. Herzog Albrecht von Oeſtreich, der mit Adolph um den hohen Kaiſerthron buhlte, zog an der Spitze mächtiger Heerſchaaren zum ernſten Kampf heran. Doch ſchnell war auch der kühne Held gerüſtet. Er ſammelte ſeine treuen Krieger um das königliche Panier, und rückte dem ſein Recht bedrohenden Feind entgegen. Dort, wo von düſterm Wald umweht, der Donnersberg über alle Höhen des rheiniſchen Landes emporragt, unweit Göllheim, ſtießen Naſſau's und Habsburgs Schaaren auf einander, und die tobende Schlacht begann. Adolph war Feldherr und Ritter zugleich. Wie ein Blitz vor ſeinen tapfern Reihen daherfliegend, lenkte er ſie bald hier, bald dort, zum Angriff und zum Widerſtande; kräftig ſchlug ſein Heldenſchwert, und viele Tapfere ſanken dem Arm des Königs. Als aber Oeſtreich mit neuen zahlloſen Geſchwadern in die Flanke ſeines Heeres einbrach, da ſtürmte er wüthend, den Seinigen zu weit voran, in den wildeſten Kampf, und rang wie ein Löwe des Gebirges. Aber plötzlich im Gewühl vom Stahle hart getroffen, entſank er ſeinem verwundeten Roß. Beſtürzung ergriff das Heer; es wankte, und — Albrecht ſiegte.

Imagina war ihrem Gatten bis zu dem nicht weit von der Wahlſtatt entfernten Nonnenkloſter Roſenthal gefolgt. Mit troſtreichen Worten hatte er ſie gebeten, an dieſem Ort bis nach der Schlacht zu weilen; denn er hoffe Sieg, und werde ſie bald wiederſehen. Angſtvoll und weinend betete hier das liebende Weib am Altar, indeß ihr Held im heißen Kampfe ſtand. Als aber die ſchattende Nacht kam, und der Geliebte nicht erſchien, auch keine Kunde vom Erfolg der Schlacht zu ihr gelangte, da widerſtand ſie nicht mehr der bangen Qual, und trat an die Pforte des Hofes. Mit einmal rauſchte es im Gebüſch und winſelte an ihr empor. Sie erkannte ſein getreues Windſpiel, das ihr zu rufen ſchien. Blaß und bebend folgte Imagina durch Wald und Haid ihm nach. Das Thier leitete ihren Schritt zu einer Felſenbucht, und — im Glanze des Mondes, der hinter dem Gewölke hervortrat, entdeckte ihr Auge den König todt in ſeinem Blute liegend. Jammernd warf ſich die Unglückliche über des Entſeelten Leib. Als der Morgen erſchien, ward er nach dem Stifte Roſenthal gebracht, und dort in das kühle Grab geſenkt. Aber

die trostlose Gattin betete jeden Tag an seiner Ruhestatt, und bald erhörte der Himmel ihren sehnlichen Wunsch, und vereinte sie wieder in einer besseren Welt mit dem Geliebten. Albrecht, dessen Zorn der Tod seines Gegners nicht versöhnt hatte, ließ Adolphseck durch seine Krieger zerstören. Aber auch in ihren Trümmern bleibt diese Burg ein Denkmal edler Liebe, der stets noch treue Seelen im Schatten des bemoosten Hains ihr Opfer von Blumen und Thränen weihen.

Einige Charakterzüge Kaiser Rudolphs von Habsburg.

Größer als Fürst und als Mensch, denn Albrecht, der mit Adolph um das Reich gestritten, war sein Vater Rudolph I., entsprossen aus dem edlen Geschlechte der Habsburger, deren Schloß noch in majestätischen Trümmern, umgeben von der herrlichsten Schweizernatur, auf einem Berg erscheint, an dessen Fuß die wildrauschende Aar vorbeiströmt. Wir haben schon der hohen Wirksamkeit gedacht, welche dieser Stammvater mehrerer deutschen Kaiser von dem auch das jetzt regierende Haus Oestreich seinen Ursprung herleitet, während seiner Herrscherbahn in Deutschland geübt, wie er durch machtvolles Wort und kräftige That den Landfrieden wieder hergestellt, den wilden Fehdegeist gebändigt, und Ordnung und gesetzliches Recht auf's neu zurückgeführt und vervollkommnet hat. Mit der ausgezeichneten Tapferkeit, dem Feldherrntalent und der Staatsklugheit dieses Monarchen waren auch die schönsten Tugenden des Privatmannes vereint. Einfach von Sitten, schlicht und mäßig in seiner Lebensart, bewies er sich gegen Jedermann freundlich, herablassend und gerecht. Wohl strebte er, seine Erblande durch Eroberung zu mehren, und mochte auch, was die Wahl seiner Mittel zur Erreichung dieses Zweckes betraf, manchmal etwas rasch und gewaltsam verfahren seyn. Aber als nun die Herrschaft seines Stammhauses fester gegründet war und er gegen jeden innern und äußern Feind mehr als hinlängliche Macht besaß, da wandte er seine ganze Sorgfalt auf das Reich, dessen Gebiet er selbst oft bereiste, und wo er sich, die Streithändel der Hohen wie der Geringen persönlich schlichtend, den Namen des lebendigen Gesetzes erwarb. Bald erstanden mit regem Fleiße wieder Handel und Gewerbsamkeit, die Künste blühten empor, und ein höheres geistiges Leben ward auf's Neue begründet. —

Auch haben wir schon bemerkt, daß Rudolph ein sehr frommer und tugendhafter Fürst, jedoch ein Feind und Unterdrücker der Priesterherrschaft war, die nicht des Heilands Worte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ beherzigen, sondern selbst den weltlichen Scepter und die Fürstenkrone tragen wollte. Daran dachte wohl der Bischof von Basel, dessen Hauptstadt Rudolph belagert hatte; denn als er vernahm, dieser wäre zum Kaiser gewählt, rief er aus: „Nun stehe fest, lieber Herrgott, sonst wirft Dich Rudolph vom Himmel herunter!“ — Allein der wahrhaft religiöse und menschenfreundliche Sinn des Kaisers hatte sich schon bei mancher Gelegenheit bewährt. Als Graf von Habsburg war er einst bei stürmischer Witterung auf der Jagd. Da kam des Waldweges ein alter Priester, der ein Kruzifix trug. Rudolph fragte, wohin er an diesem ungestümmen Tage gehen wolle. „Einen Kranken will ich besuchen, (war die Antwort) und ihm das heilige Abendmahl reichen.“ Der Graf stieg vom Pferde, warf dem zu leicht bekleideten Priester seinen Mantel um, und hieß ihn aufsitzen. Als dieser es bescheiden ablehnen wollte, sprach er zu ihm: „Es wäre nicht recht, wenn ich ritte, und Ihr, der mit dem Bilde des Erlösers einen Kranken besucht, zu Fuße ginget. Darum steigt auf mein Roß!“ Der Geistliche, über des Grafen fromme Demuth erstaunt, gehorchte ihm endlich. Rudolph folgte demselben zu Fuß, mit entblößtem Haupte, nach der Wohnung des Leidenden, und brachte ihn auf die nämliche Art wieder zurück. Bei'm Abschiede gab ihm der Priester den Segen, und fügte die Worte hinzu: „Mögen Du und Deine Nachkommen einst das deutsche Reich beherrschen!“ Der Graf aber schenkte ihm das Pferd, nebst einem Stück Feld, damit er es unterhalten könne.

Als Rudolph in der That nicht lange Zeit darauf zum Oberhaupte des Reiches erwählt worden und zu Aachen im kaiserlichen Schmuck auf dem Throne saß, da trat ein Sänger mit der Harfe herein, und sein Lied verkündete lobpreisend im Verein der Fürsten jene fromme Handlung. Mit freudigem Erstaunen sah nun Rudolph in ihm den greisen Priester, den er geleitet hatte. Er war unterdeß Kaplan des Erzbischofs von Mainz geworden, und hatte viel auf die Churfürsten gewirkt, daß sie den Grafen von Habsburg zum Kaiser wählten. *

* Man kennt Schillers herrliche Ballade, wozu diese Begebenheit den Stoff lieferte.

Nach Italien ist dieser Kaiser nie gekommen. Lange Zeit hielt man für nothwendig, daß die römischen Kaiser und Könige die Krone von dem Papst empfingen, der aber nicht, wie bei Napoleon, desfalls in ihre Hauptstadt zu kommen genöthigt war; sondern sie selbst mußten sich in die seinige begeben: daher die bekannten, für das Reich so verderblichen, Römerzüge. Erst unter Kaiser Karl IV. ward durch die goldene Bulle, als Grundgesetz des deutschen Reiches, zuerst Aachen, und nachmals der Wahlort Frankfurt am Main, genau als die Stadt bezeichnet, wo allein die Krönung vollzogen werden sollte. Aber schon Rudolph, der 1273 den Thron bestieg, ließ diese Ceremonie nur in Aachen verrichten, und gab dem Papst Hadrian IV., der ihn zur Krönung nach Rom einlud, die schriftliche Antwort: „Ich bin römischer König und Kaiser, und hoffe dem Reich so viele Dienste zu leisten, als wäre ich zweimal in Rom gekrönt worden." Bei dieser Gelegenheit sagte er scherzend zu seiner Umgebung: „Ich denke hier an den Fuchs in der Fabel: **Vestigia me terrent!** (Die Fußstapfen schrecken mich.)" —

Rudolph war einfach in seiner Kleidung. Gewöhnlich trug er einen schlichten grauen Rock. Auch im Essen und Trinken bewies er sich sehr mäßig, und konnte sogar mit der geringsten Kost vorlieb nehmen. Als es ihm einst im Felde an Lebensmitteln fehlte, stieg er an einem Acker, wo er gerade hielt, vom Roß, raufte sich eine Rübe aus, und sagte: „Auch dieß ist gut für den Hunger." — Bei Eröffnung eines Feldzuges fragte ihn einer seiner Vertrauten: „Wo sind Eure Schätze verwahrt?" Er versetzte darauf: „Ich habe noch fünf Schillinge im Vermögen." — „Damit (entgegnete jener) kann man einen solchen Krieg nicht führen." Der Kaiser sprach: „**Dominus providebit!** (Der Herr wird Sorge tragen.)" — Das heißt: Mit Gott und einem weisen Staatshaushalt werden sich die Mittel finden. — Einst murrten seine Bedienten über die zu weit getriebene Sparsamkeit des kaiserlichen Hofes, und verlangten besseren Wein und weißes Brod. Rudolph gab ihnen sogleich den Abschied. „Ich habe (sagte er) keine Diener nöthig, die es besser haben wollen, als ihr Herr." — Sehr mildthätig bewies er sich gegen die Armen, fand wohl aber auch, daß Mancher seine Freigebigkeit mißbrauchte. Ein unverschämter Bettler sprach ihn eines Tages mit den Worten an: „Bruder, gib mir ein Almosen!" — „Woher bin ich Dein Bruder?" fragte Rudolph. „Von Adam her sind wir Alle Brüder," war des Bettlers Antwort. Der Kaiser gab ihm einen Pfenning, und als jener dieß für zu wenig

hielt, wies er ihn unwillig ab, und sagte: „Gehe auch zu Deinen andern Brüdern, und laß Dir einen Pfenning geben; dann bringst Du mehr Geld zusammen, als ich selbst habe.“ Uebrigens hatten seine Trabanten Befehl, den Aermsten und Geringsten, der mit ihm sprechen wolle, vor ihn zu lassen; „denn (sagte er) ich bin nicht darum Kaiser geworden, daß ich mich in einen Schrank verschließe.“ —

Bekanntlich war Ottokar, König von Böhmen, der mit Rudolph nach der Kaiserkrone gestrebt, sein Todfeind. Ein Mensch, der des Kaisers Gunst und einen reichen Lohn zu erhalten hoffte, erbot sich, ihn von diesem Widersacher, der sehr böse Gesinnungen hege, zu befreien, indem er denselben auf der Jagd ermorden wolle. Zornig erwiderte Rudolph: „Entferne Dich von mir! Ist auch Ottokar unser Feind, so wird er es doch nicht so weit bringen, daß wir die Grenzen der Ehre und der Gerechtigkeit überschreiten.“ Aber auch Ottokar dachte zu edel, als daß er einen gleichen Anschlag auf seinen Gegner im Sinne gehabt. Die blutige Schlacht, so bei Weidenfeld in Oestreich erfolgt und worin beide Fürsten und ihre Heere mit angestrengter Tapferkeit rangen; entschied sein Loos. Rudolph, obgleich verwundet, blieb Sieger, und der Böhmenkönig verlor im Kampfe sein Leben. Friedrich II., jener letzte und herrlichste Kaiser aus dem Hohenstaufer Geschlecht, der Rudolphs Pathe war, hatte diesen an seinem Hofe erziehen lassen, und den hohen Sinn für alle ritterlichen Tugenden und wissenschaftlichen Kenntnisse, die er selbst in so großem Umfange besaß, der empfänglichen Seele des edlen Schweizers eingeflößt. Am kaiserlichen Hofe befand sich ein Astrolog. So oft dieser den jungen Grafen von Habsburg sah, neigte er sich tief vor ihm. „Warum erweiset Ihr meinem Zögling so große Ehre?“ fragte ihn eines Tages sein Gebieter. „Weil ich (war die Antwort) in den Sternen lese, daß ihm der Kaiserthron beschceret ist.“ Wohl mochte ihm schon die erhabene männliche Kraft und der kühn emporstrebende Geist des Jünglings darauf hindeuten, daß er diese Würde zu erlangen fähig sey. Bald auch zeichnete sich Rudolph im Heere des Kaisers durch Heldenmuth und geschickte Führung seiner Schaaren aus. Nachmals wandte er die Gewalt seiner Waffen zum Schutze friedlicher Bürger gegen die Bedrückungen und Räubereien mächtiger Burg- und Zwingherrn an. Wie kräftig er die Stadt Straßburg wider die Feindseligkeiten ihres übermüthigen Bischofs vertheidigt, haben wir in einem andern Artikel gemeldet. Er wurde Schirmvogt der kleinen Kantone und Städte

in der Schweiz, welchen ein so tapferes Schwert willkommen war. Besonders hatten Uri, Schwyz und Zürich einen kräftigen Bund gegen die Gewaltigen in den Schlössern gebildet. Die Stadt Zürich, deren Handel und Schifffahrt auf dem See einige verwegene Raubritter von ihren Burgen herab störten, wählte den edlen Grafen von Habsburg zum Feldhauptmann, und seine großen Dienste schufen ihr bald Sicherheit und Ruhe. Hierher gehört folgende merkwürdige That. Der gefährlichste Feind Zürichs war Graf Ulrich von Regensberg, der nahe dabei auf einem festen Bergschloß hauſete. Bebend, schlau und kampfgeübt fiel er oft plötzlich mit seinen rüstigen Mannen über die Güter der Stadt her, raubte sie, und verschwand, wenn neue Verstärkung kam, wie der Blitz, wo er dann von seinem uneinnehmbaren Felsennest herab mit lachendem Hohne Trotz bot. Doch bald wußte ihm Graf Rudolph mit Muth und List zu begegnen. Ulrich hatte den Brauch, in weißer Tracht, mit zwölf weißen Rossen und einer Koppel weißer Hunde auf die Jagd zu ziehen. Als man nun eines Morgens die Kunde erhielt, daß er wieder auf diese Art in den Forst geritten sey, kleidete sich der Habsburger in die nämliche Farbe, und gebot den Zürchern, ihn mit gewaffneter Hand und mit großem Geschrei, als wäre er flüchtig, nach des Raubgrafen Burg hin zu verfolgen. Dieß geschah, und er sprengte weit vor ihnen her den Berg hinan. Die Besatzung dachte, es sey ihr Herr, ließ sogleich die Zugbrücken herab, und Rudolph stürmte mit seiner ganzen Schaar in das Schloß, wo denn ein großer Theil der Knechte niedergehauen und die Feste mit leichter Mühe erobert ward. Solches geschah in den letzten Jahren des Interregnums. Als der Graf von Habsburg Kaiser geworden, blieb er den Völkern seiner Heimat freundlich zugethan, ehrte den Adel derselben mit neuen Würden, gab den Städten Vorrechte und eigne Gerichtsbarkeit, und bekräftigte nochmals die Verordnung, wonach die drei Waldstädte am See Unmittelbare des Reichs bleiben sollten. Wie ungleich ihm hierin sein Sohn und Nachfolger Albrecht war, und wie wenig er die Freiheit der Städte und Länder achtete, ist aus der Geschichte bekannt. *

---

* Man sehe die treffliche Schweizerlands-Geschichte, von Zschokke, S. 59 ꝛc., worin es zugleich von dem Charakter dieses großen Mannes heißt: „In derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolph von Habsburg.“ — Auch verweisen wir, was seine Thaten bei Zürich betrifft, auf den schönen Balladen-Cyklus,

Sobald Rudolph den Thron erlangt, war er hauptsächlich darauf bedacht, das Gleichgewicht zwischen dem Adel und dem Volke zu erhalten. Darum begünstigte er vorzüglich den Bund der rheinischen Städte, und wachte über den Landfrieden, der diesen von so großer Wichtigkeit war. Als er im Jahre 1288 nach Mainz kam, erklärte er sich scharf gegen die straßenräuberischen Friedensstörer, die noch auf mancher Burg ihr Wesen trieben, und drohte ihnen mit der höchsten Strafgewalt. „Kümmert Euch nicht (sagte er im Kreise der Fürsten) um diese Räuber! Die das Volk bedrängen und den Landfrieden stören, sind keine adelichen Männer; denn der wahre Adel soll ritterlich und bieder seyn. Er gewährt tapfern Schutz gegen alle Unbilde, und verübt sie nicht selbst." — Hier geschah es auch, wo Rudolph, unbeschadet der kaiserlichen Würde, seinen alten wackern Freund, den ehrlichen Jakob Müller von Zürich, neben sich an die Tafel setzen ließ. Die Colmarische Chronik erzählt noch eine lustige Anekdote von seinem Aufenthalt in Mainz. Er befand sich mit seinem kaiserlichen Gefolg und einem starken Zuge von Kriegsmannen in dieser Stadt, ging aber oft allein und in einfacher Kleidung aus. So wandelte er eines Morgens durch die Straßen, und trat, da es sehr kalt war, in eines Bäckers Haus, um sich zu wärmen. Die Bäckerin, die ihn nicht kannte und ihn für einen gemeinen Krieger hielt, sagte ganz unwillig: „Es wäre am besten, die Herren Soldaten blieben von uns armen Leuten weg." — „Ei, liebe Frau, (erwiderte der Kaiser) gönnt mir doch ein Plätzchen an Euerem Feuer! Ich bin ein alter Wehrmann, habe mein ganzes Vermögen im Dienste des geizigen Rudolphs aufgeopfert, und doch gewährt er mir nicht den nöthigen Unterhalt, den er versprochen hat." — „Das geschieht Euch ganz recht! (rief die schnellzüngige Frau) Warum dient Ihr einem Mann, der Alles verheert und verstört? Auch wir arme Bäcker in Mainz werden dadurch zu Grunde gerichtet." Rudolph wollte das Gespräch fortsetzen; doch die Bäckerin hörte ihn nicht mehr an, sondern goß ein großes Gefäß voll Wasser in die Flamme, so daß ein dicker Rauch entstand und der Kaiser wieder gern zur Thüre hinaus eilte. Aber bei der Mittagstafel erzählte er diesen Schwank seinen hohen Gästen. Zugleich ließ er dem entrüsteten Weibe durch seine Diener einen Schweinskopf und

---

von J. J. Reithard von Kühnacht, in seiner Monatschrift: Schweizerischer Merkur, 1tes und folgende Hefte.

eine Flasche Wein überbringen. Als die Bäckerin jetzt vernahm, wer diesen Morgen in ihrem Hause gewesen, kam sie in bebende Furcht; sie lief in aller Eile nach Hof, warf sich vor dem Kaiser auf die Kniee, und flehte um Verzeihung. „Die soll Euch werden (sprach er), doch unter der Bedingung, daß Ihr alle Schmähungen in Gegenwart dieser Herren und Damen wiederholet. „Man kann wohl denken, mit welcher Gemüthsangst dieß geschah. Darauf ward sie unter dem Gelächter der ganzen Versammlung entlassen.

Rudolph hatte seine erste Gemahlin durch den Tod verloren. Schon in höheren Jahren vermählte er sich zum zweiten Male, und zwar mit der schönen und tugendreichen Prinzessin Agnes von Burgund, welche ihm sowohl durch den Reiz und die Anmuth ihrer Gestalt, als durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens, ein sehr heiteres Alter schuf. Das Beilager ward zu Speier mit glänzender Pracht gefeiert. Darauf führte der Kaiser seine hohe Gattin nach dem Palaste, den er zu Germersheim, da, wo der Queichbach in den Rhein fällt, erbauen lassen, und lebte daselbst mit ihr glücklich bis an's Ende seiner Tage. Er hatte sich immer gern an diesem Ort aufgehalten und in den Wäldern umher die Jagd geübt. Darum erweiterte er denselben zu einem Städtchen, und begabte ihn mit allen Freiheiten der Stadt Speier. Hier, in der alten Königsburg, beschloß er sein ruhmvolles Leben im Jahre **1291**, und wurde sodann in der Gruft seiner Vorfahren zu Speier beigesetzt. Germersheim blieb Reichsgut, ward aber nachmals an die Pfalzgrafen verpfändet, und ihnen endlich im Jahre **1330** von dem Kaiser Ludwig dem Bayer ganz abgetreten. Von der im 17ten Jahrhundert zerstörten Burg steht noch einiges Mauerwerk, aber nichts mehr von den Festungswerken, womit ehemals die Stadt umgeben war. Doch hat man dieselbe, wegen ihrer vortheilhaften Lage zwischen Gewässern, Sümpfen und Wald, auch in neueren Kriegen oft verschanzt und als einen guten Vertheidigungspunkt betrachtet.

Obschon Kaiser Rudolph als ein kluger, und dabei ehrgeiziger, Fürst auf die Erhaltung und Vergrößerung seines Hauses bedacht war, so schätzte er doch eine weise Staatsverwaltung viel höher, als Eroberungen. Daher sein Wahlspruch: **Melius bene imperare quam regnum ampliare.** (Es ist besser, gut regieren, als seine Herrschaft erweitern.) Er kannte die lateinische Sprache, welche bis zu seiner Zeit in den Gerichtsakten eingeführt war. Allein er machte nun die zweckmäßige und patriotische Verordnung, daß künftighin alle Man-

date, Privilegien, Edikte, Ehevertrage, Kaufbriefe, und andere schriftliche Urkunden, in deutscher Sprache ausgefertigt werden sollten. Da Rudolph im Kriege Muth und ritterliche Kraft mit Geschicklichkeit und List genau zu vereinen wußte, so erhielt er in solchem Betracht den Namen des deutschen Odysseus, weil, wie der alte Homer singt, dieser griechische Fürst unter den Helden bei Troja durch die nämlichen Eigenschaften berühmt war.

Das Heidelberger Schloß.

Wenige Orte in Deutschland sind dem Reisenden, der Naturschönheiten und Erinnerungen der Vorzeit liebt, so anziehend, als die Stadt und Gegend von Heidelberg. Hier das Thal, an dessen Eingang sie erscheint, zwischen hohen Waldgebirgen und schroffen Felsen, wo der Neckarfluß heranrauschte — eine wahre Vorhalle der Schweiz — dort die lachende, fruchtbare Ebene, die sich nach dem Rhein hin ausbreitet, und auf einer stolzen Höhe die prächtigen Trümmer der alten Churfürstlichen Burg, nebst so mancher andern merkwürdigen Stelle — Alles das überrascht und entzückt den, der diese Gegend zum ersten Male betritt, eben so sehr, als es jedem für solche Reize Empfänglichen, der sie bewohnt oder öfter besucht, ein stets neuer und herrlicher Genuß bleibt.

Heidelberg war ehemals die eigentliche Hauptstadt der Pfalz am Rhein, und fünf Jahrhunderte hindurch meist die Residenz ihrer Beherrscher. Ueber den Ursprung der Stadt und ihres Namens sind die Geschichtschreiber nicht einig. Unter vielen Gründen hält man zwei für die wahrscheinlichsten. Einige benennen dieselbe nach dem an der rechten Seite des Neckars sich erhebenden Heiligenberg, der früher, wie sie behaupten, der Heidenberg hieß, und diesen Namen nach Einführung des Christenthums, entweder in Bezug auf die Römer (von welchen er **Mons pyrus** genannt war), oder auf einen altgermanischen Wohnsitz, erhalten hat. Wenigstens erblickt man hier noch die sogenannten Heidenlöcher, zwei gewölbte Höhlen, auf diesem Berge. Dagegen scheinen Andere, z. B. der Dichter Melissus, der zu den Orig. palat. des Marquardus Freherus die verschiedenen Meinungen anführt, den Namen lieber von den in diesen Wäldern häufig wachsenden Heidelbeeren abzuleiten, weil auch der Fichtel-

berg in Franken nach den Fichten oder Tannen, womit er bepflanzt sey, und das Harzgebirg nach dem Harz der Waldbäume, genannt werde. Ja, der nämliche Dichter, der schöne lateinische Verse über diesen Gegenstand verfertigt hat, meldet, daß er einen Wappenstein gesehen, worauf ein Berg mit Heidelbeerstauden, und auf demselben eine Jungfrau, die einen Strauß von dieser Frucht hält, abgebildet sey; auch wäre der Löwe auf dem ältesten Stadtsiegel mit einem Heidelbeerkranze geschmückt. Obschon diese Behauptung nicht ohne Gewicht seyn mag, so entscheiden sich doch die Meisten, und namentlich J. P. Kayser in seinem historischen Schauplatze der Stadt Heidelberg, für die erstere. Wir übergehen die andern, sehr fabelhaften, Nachrichten von dem Ursprunge dieser Stadt, der immer noch ein Räthsel bleibt, da in keiner glaubwürdigen Schrift vor Ende des 12ten Jahrhunderts ihrer besonders gedacht und unter der fränkischen Monarchie kaum ihr Name genannt wird. Daß römische Niederlassungen an diesem Orte statt gehabt, davon zeugen die auf dem Heiligenberg und anderswo gefundenen Alterthümer. Zudem ist es sehr wahrscheinlich, daß die Römer bei Heidelberg eine Ueberfahrt über den Neckar, und vielleicht auch ein Kastell, angelegt hatten. Nach und nach scheinen in diesem Thale mehrere Wohnhütten und endlich ein Ort entstanden zu seyn, der aber noch unbeträchtlich war, bis im 13ten Jahrhundert Pfalzgraf Otto der Erlauchte, aus dem bayerischen Hause Wittelsbach, seinen Regierungssitz auf der Burg Stahleck, bei Bacharach, verließ und ihn auf den schönen Gebirgen dieser romantischen Gegend nahm. Da geschichtliche Kunden über ausgezeichnete Denkmale der vaterländischen Vorzeit ein wesentlicher Gegenstand unserer Darstellungen sind, so wenden wir uns nach dieser wahrhaft königlichen Feste, durch welche die Stadt hauptsächlich berühmt worden ist.

Die Ruine des Heidelberger Schlosses erscheint an der linken Seite des Neckars, auf dem sogenannten kleinen Geisberge, der ohne Zweifel seinen Namen von Ziegenheerden erhielt, die in den Wäldern umher treffliche Weide fand.... Die Zeit, wo dieses Schloß erbaut worden, ist ungewiß, um so mehr, als manche Nachrichten hiervon es mit der ältern, etwas höher gelegenen, Burg verwechseln. Die Anhöhe, worauf es steht, heißt der Jettenbühl oder Jettenhügel. Der Name Jetten bedeutet in der nordischen oder scandinavischen Mythologie zauberhafte Götterwesen, die nächtlich umher wandeln, in öden Felsklüften wohnen, und Schreckbilder der Menschen sind. Freundlicher jedoch erscheint

hier ein Wesen dieser Art, von dem die Sage Folgendes meldet: „Eine altdeutsche Alraune oder Wahrsagerin, Namens Jetta, wohnte auf dem Hügel, wo jetzt das Schloß erbaut ist, und zwar in einem alten Tempelchen, das man noch um das Jahr 1544, da Pfalzgraf Friedrich II. Churfürst geworden, sah. Dieser ließ hier einen schönen Palast bauen, den man den neuen Hof nannte. Jetta war wegen ihrer Wahrsagekunst sehr berühmt, kam aber selten aus ihrem Tempel hervor, um desto ehrwürdiger zu scheinen. Sie gab darum ungesehen den Fragenden Antwort durch das Fenster. Unter Anderem verkündete sie in feierlicher Weise und ungeordneten Versen, „das Schicksal habe beschlossen, daß in künftiger Zeit ihr Hügel von königlichen Männern bewohnt, geehrt und geziert, das Thal unter demselben aber mit einer Menge Menschen bevölkert und mit herrlichen Tempeln geschmückt werden solle." — Dagegen wollen einige Antiquare der früheren Zeit aus geschriebenen Urkunden und aus Denkmälern Nachstehendes beweisen: „Um das Jahr 510 nach Christi Geburt wohnte ein fränkischer Herzog, Namens Anthysus (der das Dorf Handschuhsheim gegründet haben soll), in der Pfalz. Seine Gemahlin war eine Gräfin aus dem Kraichgau und hieß Jutha. Ihr zu Ehren ließ der Herzog das alte Heidelberger Schloß, so wie die Kirche zu Schlierbach, erbauen, und nannte den Hügel, worauf jenes stand, Jutha-Bühel, was nachmals in Jetten-Bühel verwandelt ward." Doch hat die Sage von der Zauberin Jetta einen wahrscheinlichern Grund. Historisch-wahr ist, daß im 12ten Jahrhundert Konrad von Staufen, Herzog in Schwaben und nachmals Pfalzgraf am Rhein, die, oben erwähnte, alte Burg, noch ehe er zu dieser Würde gelangt, bewohnt habe. Er empfing sie als Lehen von dem Bisthum Worms, dessen Schirmvogt er war. Pfalzgraf Otto verlegte, wie gemeldet, seine Residenz hierher, und so blieb dieser Ort im Besitze der Churfürsten bis auf unsere Zeit, wo die an dem rechten Rheinufer liegende Pfalz größtentheils dem Hause Baden zufiel.

Jenes ältere Schloß ward im Jahre 1278 durch eine Feuersbrunst zerstört, jedoch sogleich wieder aufgebaut und in bewohnbaren Stand gesetzt. Nicht lange nachher scheint das neuere auf dem Jettenhügel errichtet worden zu seyn, und das ist die prächtige Ruine, welche man jetzt bewundert, und woraus sich erkennen läßt, daß dieses erhabene Gebäude unter allen Bergschlössern Deutschlands nicht seines Gleichen hatte. Hier thronte Ruprecht I., der, nachdem die Reichsstände (1400)

den König Wenzel abgesetzt, auf den Kaiserthron erhoben ward, wegen seiner strengen Gerechtigkeit der deutsche Justinianus und wegen seiner Milde Clemens (der Gnädige) genannt; hier Friedrich I., dessen glänzende Thaten wir geschildert, und so mancher ruhmwürdige Fürst. Besonders hat Philipp der Aufrichtige dieses Schloß um Vieles erweitert, und nach dessen 1508 erfolgtem Tode ließ sein Sohn Ludwig der Friedfertige den herrlichen Bau noch mehr vollenden. Ihm verdankte man auch den großen runden Thurm, der 16 Schuh dicke Mauern hat und nach dem zu Bourges in Frankreich der stärkste seiner Art seyn soll. Sehr verschönert und ausgeschmückt, ja noch vergrößert, ward es durch die Churfürsten Friedrich II., Otto Heinrich, Friedrich IV. und V. Auch hat der Letztere um das Jahr 1616 einen anmuthigen Schloßgarten, mit schönen Wasserkünsten, daselbst angelegt. Sein Sohn und Nachfolger Karl Ludwig, der sich durch ritterliche Tapferkeit sowohl, als durch weise Staatsregierung und menschenfreundliche Privattugenden ausgezeichnet, weßhalb er auch den Namen des deutschen Salomon erlangt, liebte sehr diesen herrlichen Sitz, wo er geboren war, und wirkte von ihm herab für das Wohl seines Volkes. Er war es auch, der die von Rupert I. 1386 gestiftete Universität Heidelberg erneuet und fester gegründet hat, wie das am 1. September 1652 erlassene Dekret, worin sich seine Liebe zu den Wissenschaften und sein Eifer in Beförderung des Guten, Schönen und Nützlichen verkünden, beweiset. Die Blüthe und den Ruhm, wozu diese Anstalt in unsern Tagen gelangt ist, verdankt sie bekanntlich dem weisen Großherzog Karl Friedrich von Baden, der daher mit Recht für ihren dritten Stifter gelten kann. Leider mußte Karl Ludwig den unglückseligen Sturm und die Gräuel der Verwüstung erleben, die sowohl im dreißigjährigen als im darauf erfolgten französischen Kriege sein schönes Land trafen. Auch in seiner Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Hessenkassel war dieser vortreffliche Fürst nicht glücklich. Er trennte den Bund, und ließ sich mit der schönen und geistreichen Fräulein Maria Louisa, Tochter des Generals und Freiherrn von Degenfeld, an die linke Hand trauen.* Diese erhob er in den Grafenstand, erzeugte mit ihr 14 Kinder, und Beide lebten in unzertrennlicher Liebe zwanzig Jahre lang,

* Die Trauung geschah durch den evangelischen Prediger Heyland im Schwetzinger Schloß.

wo sie der Tod ihm entriß. Er ehrte ihr Gedächtniß durch eine sinnvolle Denkmünze, und folgte ihr drei Jahre später (1680) nach. Mit seinem einzigen rechtmäßigen Sohne Karl erlosch die Pfalz-Simmer'sche Linie in ihrem Mannsstamme, und die Neuburgische kam auf den Thron. Unter dem Churfürsten Philipp Wilhelm brach der sogenannte Orleans'sche Krieg aus, indem König Ludwig XIV. von Frankreich, im Namen der mit seinem Bruder, Herzog Philipp von Orleans, vermählten Churpfälzischen Prinzessin Elisabetha Charlotte, Anspruch auf einige Länder der Pfalz machte. Er überfiel dieses Land im Jahre 1688. Brand und Raub bezeichneten die Märsche seines Heeres. Doch erst im Mai des Jahres 1693 sollte die wohlbefestigte Stadt Heidelberg und das churfürstliche Schloß der große Unstern treffen. Eine feindliche Heerschaar von 20,000 Mann erschien vor ihren Thoren, und fing die Belagerung an. Eine andere starke Abtheilung zog über die Gebirge, um den bei Heilbronn stehenden Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Markgrafen Ludwig von Baden, zu beobachten. Die Garnison Heidelbergs bestand nur aus zwei Regimentern dieser Armee, unter Kommando des Generals von Heydersdorf, der die Bürgerschaft mit Forderung großer Geldsummen hart beschwerte. Der Feldmarschall hatte ihm den Befehl ertheilt, sich tapfer und bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Demungeachtet ließ er noch bei Zeit alle seine Bagage über den Neckar wegführen, was schon Jedermann für ein böses Zeichen hielt, so daß Mehrere der vornehmsten Bürger sich aus der Stadt wegbegaben und ihre besten Sachen in Sicherheit brachten. Uebrigens waren alle Posten von den Soldaten, den Bürgern und Landleuten gut besetzt, und man suchte fünf Tage lang den Feind an Aufwerfung der Schanzen durch muthige Gegenwehr zu hindern. Nur der genannte Kommandant bewies sich anders; sey es nun aus Einverständniß mit dem Feinde (dessen er sich auf mancherlei Art verdächtig machte) oder aus Unerfahrenheit und daher entstandener Furcht. Denn er ließ bei'm näheren Heranrücken der Franzosen einen Posten nach dem andern räumen, so sehr auch die braven Offiziere, Soldaten und Bürger (welche Letztere sich besonders tapfer zeigten), darüber empört waren. Hierdurch ward dem Feind ein Weg gebahnt, und er drang am 22. Mai, nach einem heftigen Angriff in die Stadt ein. Plünderung, Brand, und Ausschweifungen aller Art waren in seinem Gefolge. Der Kommandant zog sich mit den Soldaten, einigen Bürgern, Weibern und Kindern auf das Schloß. Man trug ihm eine

Capitulation an; doch verlangte er einen Waffenstillstand, um die Einwilligung seines Feldmarschalls erhalten zu können. Dieß wurde verweigert, und das Schloß, wofern die Uebereinkunft nicht sogleich statt habe, mit einem Bombardement bedroht. Im feindlichen Lager selbst äußerte man, der Commandant habe die Stadt auf liederliche Art verlassen und dadurch so viele arme Leute in's Verderben gestürzt, da er doch eine sehr gute Capitulation hätte schließen können; ja, die französischen Offiziere sagten, wenn Einer in des Königs Dienst ein Solches gethan, würde er ohne Weiteres gehängt worden seyn. Er verstand sich jetzt zu den Bedingungen, die man ihm für das Schloß anbot, und die Besatzung erhielt freien Abzug mit Ober- und Untergewehr, 2 Feldstücken und ihrer Bagage. Die hier befindlichen Bürger, Frauen und Kinder schlossen sich derselben an. Das Schloß ward darauf durch Sprengung der Minen, Abwerfung der Brücken und Verbrennen der Gebäude gänzlich zerstört, so daß nur ein Theil des festen, aller Verheerung Trotz bietenden Mauerwerks stehen blieb, und man nicht mehr in das Schloß gehen, sondern nur über die Steine hinauf klettern konnte. Der General von Heydersdorf ward wegen seines zweideutigen und pflichtvergessenen Betragens vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Allein der Kaiser begnadigte ihn und verwandelte seine Strafe in ewige Landesverweisung. Heidelberg ward bald darauf durch den tapfern Feldmarschall Ludwig von Baden wieder eingenommen.

Das Schloß hatte man zwar von neuem zur churfürstlichen Residenz eingerichtet. Doch im Jahr 1720 verlegte Churfürst Karl Philipp, aus Unwillen, daß ihm die Reformirten den ihnen gesetzlich zugefallenen Hauptheil der Stifts-Kirche zum heil. Geist in Heidelberg für die Katholiken verweigert, seinen Sitz nach dem schönen Mannheim, wo bereits Friedrich IV. ein Schloß und eine Festung angelegt, und wo schon früher einige Pfalzgrafen sich manchmal gern aufhielten. Am 24. Juni 1764 erlitt das, was vom Heidelberger Schlosse noch stand, wieder großen Schaden durch einen furchtbaren Donnerstrahl, der es in Flammen setzte. Alle Einzelnheiten dieser merkwürdigen Ruine zu beschreiben, erlaubt weder der Plan, noch der Raum unseres Werkes. Auch sind dieselben durch so manche anziehende Schilderungen genugsam bekannt. Ueberall zeigen sich noch in schönen Trümmern die Spuren der herrlichen Gebäude, welche die Pfalzgrafen angelegt. Die vorzüglichste Aussicht auf die Stadt, das wildromantische Thal und die reizende Fläche genießt man

von dem Stückgarten aus, wo noch die von Epheu umschlungene Hälfte des dicken Thurmes zu schauen iſt, die der berüchtigte Mélac bei dem erſten Aufenthalt der Franzoſen in dieſer Gegend (1689) ſprengen und einen Theil davon hinabwerfen ließ. Die kunſtreichen, in Lebensgröße ausgehauenen Bildniſſe der Churfürſten zieren noch das Schloß. Ehedem ſtanden auch hier die fünf gegoſſenen Säulen, welche von dem Palaſte Karls des Großen in Ingelheim an dieſen Ort gebracht wurden. Staunen erregt der mit Pulver geſprengte Thurm, davon ein Stück in der Luft zu ſchweben ſcheint. Dabei iſt ein ſo traulicher grüner Platz, wo Waſſer vom Felſen herabrieſelt, gewöhnlich das Plätzchen Matthiſon's genannt; weil dieſer gefühlvolle Sänger hier ſeine Elegie in den Ruinen eines Bergſchloſſes gedichtet haben ſoll. Eine Bemerkung in ſeinen Schriften läßt jedoch vermuthen, daß eine andere zerfallene Burg an der ſchönen Bergſtraße die Idee zu dieſem trefflichen Liede ſchuf. Nahe dabei iſt ein friſcher Quell, der das Fürſtenbrünnlein heißt. Allein dieſer Name gilt wohl eher einem Brunnen im Schloßgarten, aus dem der genannte Churfürſt Karl Philipp das tägliche Trinkwaſſer nach ſeiner neuen Reſidenz Mannheim holen ließ. Unter dem von Friedrich IV. errichteten neuen Bau lag das bekannte große Faß, welches der Pfalzgraf Johann Caſimir 1591 verfertigen ließ. Da es aber im dreißigjährigen Kriege Schaden litt, ſo ward, auf Befehl des Churfürſten Karl Ludwig, im Jahr 1664 ein neues, weit größeres gebaut, das mit mythologiſchen und anderen Figuren, einem ſtattlichen Bacchus, zechenden Faunen ꝛc. geſchmückt war. Es enthielt über 204 Fuder. Auch dieſes ward durch den franzöſiſchen Brand ſehr beſchädigt. Darum ließ der Churfürſt Karl Theodor 1751 ein drittes verfertigen, das noch in demſelben Keller liegt und 250 Fuder hält. Doch iſt auch dieß letztere ſchon lange Zeit unbenutzt und nicht mehr in brauchbarem Stande.

Unter die geſchichtlichen Erinnerungen und Merkwürdigkeiten der beiden Schlöſſer rechnet Kayſer in ſeinem hiſtoriſchen Schauplatze namentlich Folgendes: 1) Ward, wie gemeldet, im Jahr 1278 das ältere Schloß, wie auch die Stadt, durch Feuer verheert. 2) Starb daſelbſt im Jahr 1295 der Pfalzgraf Ludwig II., Sohn Otto's des Erlauchten, in dem nämlichen Zimmer, worin er geboren war. 3) Saß 1225 der Prinz Heinrich, Sohn Kaiſer Friedrichs II., hier gefangen, weil man ihn beſchuldigt, er habe ſeinem Vater mit Gift nach dem Leben geſtanden. 4) Ward 1415 der

Cardinal Balthasar Cossa, der sich unter dem Namen Johannes XXIII. zum Papst aufgeworfen, eine Zeit lang im neuen Schloß eingekerkert. 5) Wurden der Bischof von Metz, der Herzog von Wurtemberg und der Markgraf von Baden, welche Churfürst Friedrich der Siegreiche in der Schlacht bei Seckenheim gefangen, hierher in Haft gebracht. 6) Sandte man 1497 den großen Hecht, der im Kaisersweg zu Lautern gefischt worden, nach diesem Schloß. 7) Erfolgte 1689 und 1693 die Verwüstung desselben durch das französische Heer. 8) Kamen verschiedene Alterthümer hierher, nämlich: a) ein steinerner römischer Altar, den ein Bauer unter den Ruinen der zerstörten Burg, die ehedem zwischen Kirchheim und Mohrbach gestanden, ausgrub. Er war dem Gott Mercurius geweiht. Marquardus Freherus kaufte ihn an sich, und schenkte ihn dem churfürstlichen Schloß, wo er unter dem Bildniß eines bei Neuenheim gefundenen Mercurs eingemauert ward. b) Ein merkwürdiger, auf dem Heiligenberg gefundener Stein, der einen Sieg der Römer vorstellt, mit den Bildern des dem Jupiter geweihten Adlers, der Victoria oder Siegesgöttin, des Vulkan oder Waffenschmieds der Götter, und einer allegorischen Frauengestalt. Er diente eine Zeit lang für das Weihwasser in der Sanct Stephanskirche, und ward darauf nach dem Schlosse gebracht.

Den an die Burg grenzenden Schloßgarten ließ, wie bereits erwähnt, Churfürst Friedrich V. anlegen. Sein Schöpfer hieß Salomon von Caus, der 1620 eine Beschreibung desselben herausgab. Der Garten war mit Blumenbeeten, Gesträuchen, Orangepflanzungen, Fischteichen, Grotten und mancherlei Wasserkünsten geschmückt. Doch erlitt er, wie das Schloß, in dem dreißigjährigen und dem Orleans'schen Kriege manche Verwüstung, ward aber unter den nachmaligen Churfürsten wieder hergestellt. Ein geschmackvoller Kenner, Herr Oberforstrath Gatterer, hat das große Verdienst, die neue, von allen Freunden der Natur und Kunst geliebte und bewunderte Anlage geschaffen zu haben. Alle Stellen, die vorher noch durch den Schutt versperrt waren, sind zugänglich gemacht und bilden freundliche Wege durch blühende Gesträuche, frische grünende Rasenplätze, herrliche Baumgruppen und liebliche Pflanzungen von mancherlei Art. Die ehemals künstlichen Quellen ergießen sich jetzt im freien Laufe hier und da von den Hügeln herab. Besonders schön und anziehend ist der Contrast, den die lachende Natur dieses Gartens mit den ehrwürdigen Trümmern des fürstlichen Gebäudes darstellt. Von da führt der schöne Spaziergang nach

dem Wolfsbrunnen, der eine halbe Stunde oberhalb Heidelberg, nach dem Dorfe Schlierbach hin, im schattigen Thalgrund, am Fuße des Geisbergs liegt. Churfürst Friedrich V., der, wie seine Gemahlin Elisabeth, Tochter Jakob's I. von England, diesen anmuthigen Ort zu seinem Lieblingsplatz erwählt, ließ die Quelle mit Quadersteinen umfassen, und legte einen Teich an, der noch jetzt mit rothen Forellen und andern Fischen bevölkert ist. Nahe dabei steht ein Haus, wo der Wanderer die nöthigen Erfrischungen haben kann. Der prächtige Lindenbaum, der die grünbelaubten Aeste über den spiegelhellen Weiher bog, ist nicht mehr. In seinem Schatten dichtete Opitz, der Wiederhersteller unserer deutschen Poesie im 17ten Jahrhundert, das liebliche Sonett auf den Wolfsbrunnen, worin es heißt:

Du edler Brunnen Du, mit Ruh' und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und dort als einer Burg umringt,
Prinz aller schönen Quell', aus welchen Wasser dringt,
Anmuthiger denn Milch, und köstlicher denn Reben! ꝛc.

Auch durch **La Fontaine's** gefühlvollen, auf eine wahre Begebenheit gegründeten, Roman: **Clara du Plessis**, worin er die Geschichte einer ausgewanderten Familie Frankreichs erzählt, ist diese Stelle im Auslande näher bekannt worden. Hören wir noch, was von ihr eine Sage der Vorzeit meldet; „Die schöne Zauberin Jetta, auch Welleda genannt, welche aus nordischen Landen kam, und dort, wo jetzo die Trümmer des alten Schlosses sind, ihren Wohnsitz aufschlug, hatte unter den Jägern des Landes einen Geliebten, mit dem sie oft, wenn der Mond sein Licht durch die schauerlichen Wipfel der Urwälder goß, ihre traulichen Zusammenkünfte hielt. Aber die Wahrsagerin kannte ihr eigenes trauriges Geschick, das sie — wann und wo, war ihr unbekannt — zur Beute eines Wolfes bestimmt hatte. Einst kam sie bei Nacht an den bezeichneten Ort, ehe noch der edle Jäger daselbst angelangt war. Da stürzte plötzlich ein Wolf aus dem Gebüsche und zerriß die Unglückliche. Auf ihr Klaggeschrei eilte der Geliebte, der sich schon auf dem Wege befand, mit Windesschnelle herzu, und durchstieß voll Wuth das Unthier mit dem Jagdspeere. Doch seine Holde konnte er nicht mehr vom Tode retten — und von dieser rührenden Geschichte wird die Quelle, an der sie vorging, noch der Wolfsbrunnen genannt." Die Poesie hat jene Kunde sehr ausgemalt und verschönert, wie besonders in neuerer Zeit die reizende und sinnvolle Dichtung der Frau Amalia von Helwig, geb. von Imhof, bewiesen hat.

Auch kennt man noch zwei Punkte auf der südlichen Seite des Schlosses, wohin der Einheimische, wie der Fremde, gern wallfahrtet. Der eine ist der Königsstuhl, der über demselben, auf der Spitze des Gäsberges, steht. Nach einer, mehr mythischen als geschichtlichen, Sage befand sich hier die Burg des Estermann, eines uralten Erzkönigs der Deutschen, der um das Jahr der Welt 2250 regiert haben soll. Er nannte sie nach seinem Namen die Esterburg. Aber späterhin, im Jahr 442 nach Christi Geburt, hauste im Odenwalde, am Flüßchen Jart, da, wo der Flecken Rankenheim liegt, ein gräulicher Tyrann, Namens Carocus oder Carojus. Diese verheerte die Gegenden von Klein-Frankreich oder der Pfalz am Rhein. Auch die Esterburg ward von ihm zerstört und geschleift, und das, was noch davon stehen geblieben, in dem darauf erfolgten Heerzuge des Hunnenkönigs Attila gänzlich verwüstet. Man nennt diese Trümmer noch den Königsstuhl, weil hier der Sitz oder Stuhl eines Königs war. In neuerer Zeit erhielt er von einem Besuche Franz I. den Namen Kaiserstuhl. Ehedem war dieses Denkmal von einer alten Eiche beschattet. Jetzt erblickt man nur noch einige graue Steine, die unter den Waldbäumen umher zerstreut sind. Der andere Gang führt weiterhin an dem Geisberge nach dem Riesenstein, einer erhabenen Felsengruppe, die durch Namen und Gestalt den Geist und die Naturgebilde germanischer Vorwelt in's Gedächtniß ruft. *

Die Ritter von Hirschhorn und von Handschuhsheim.

Wir fügen die nachstehende, wahre Begebenheit den Geschichten vom Heidelberger Schlosse bei, da der Vorfall in dessen Mauern geschah.

In dem wald- und felsenreichen, vom Neckar durchflossenen Thal, oberhalb Neckarsteinach, erscheint das Städtchen Hirschhorn, dessen Lage, mit seiner auf der Höhe thronenden, theils zerfallenen Burg einen sehr malerischen Anblick gewährt. Schon seit 1232 wohnte hier ein angesehenes rit-

* S. über diesen Artikel, außer den angeführten Schriften, Zeiller, Topogr. palat.; Widder's Beschreibung der Pfalz, Schreigenwart u. a. —

terliches Geschlecht, das Burg und Stadt von Churmainz zu Lehen trug. Im Jahr 1439 ertheilte Herzog Otto von Mosbach, als Vormund des minderjährigen Churfürsten Ludwig IV. von der Pfalz, dieser Familie das Truchsessenamt, welches sie fast zwei Jahrhunderte lang bekleidete. Sie stand in Heirathsverbindungen mit fürstenmäßigen Häusern, besaß einen Lehenhof adelicher Vasallen, und war sehr reich an Gold und liegenden Gütern aller Art. Keiner dieser Ritter jedoch war stolzer auf die gedachte Würde, als Friedrich von Hirschhorn, der unter Churfürst Friedrich IV. lebte. Das uralte Geschlecht der Colen von Handschuhsheim, dessen Stammhaus sich in dem ohnweit Heidelberg liegenden Dorfe gleichen Namens befand, hatte sich immer durch ritterliche Thaten bewährt. Johann von Handschuhsheim leistete noch als Edelknecht dem Churfürsten so treffliche Dienste, daß ihm dieser seine besondere Gunst zugewandt, ihn im Jahr 1600 selbst zum Ritter schlug, und ihm Schwert und Wehrgehäng verehrte. Als Friedrich von Hirschhorn solches vernahm, entbrannte sein ungeheurer Stolz, weil er in der Meinung war, daß Keiner, der sich nicht auf einer so hohen Stelle, wie die seinige, befand, diese Auszeichnung unmittelbar von dem Landesherrn empfangen könne. Er sandte deßhalb dem Ritter von Handschuhsheim ein Schreiben, worin es hieß: „Der Pfalzgraf hat einen Irrthum begangen. Ich bin Erbtruchseß, und nur einem Solchen gebühret aus seiner Hand das Schwert und das Wehrgehänge. Bedenke dieß, mein Freund, und liefere mir Beides aus!“ Johann fand diese Zumuthung sehr lächerlich; doch entgegnete er dem Truchseß in bescheidenen Worten: „Das Wehrhaftmachen ist Lohn und Lob für treu und gut erwiesenen Dienst; darum will ich das, was mir geschenkt ward, behalten.“ Da überstieg der Zorn des von Hirschhorn alle Grenzen; er schickte jenem einen Fehdebrief, und forderte ihn auf Hieb und Stoß zum Kampfe. Der muthige Jüngling war sogleich dazu bereit, und sie begaben sich, mit ihren Waffenzeugen, hinter das Heidelberger Schloß, wo der Churfürst sein Hof-Lager hielt. Der Zweikampf begann: Hirschhorn focht mit Erbitterung als älterer schwertgeübter Ritter, Handschuhsheim ruhiger, doch mit Kraft und Geschicklichkeit. Unentschieden war der Sieg, als im erneueten Gang ein unglückseliger Nachstoß, den der Truchseß führte, die Brust seines edlen Gegners mit einer so tiefen Wunde traf, daß er bald darauf (am 1. December 1600) an den Folgen derselben starb. Was der gerechte Pfalzgraf Fried-

rich, der sich selbst durch Hirschhorn's Reden gekränkt fühle mußte, beschloß, ward nicht gemeldet. Ohne Zweifel wird Letzterer nicht ohne Strafe davon gekommen seyn. Aber die Kunde vom Tode ihres geliebten Sohnes versenkte Johann's verwittwete Mutter Amalia, aus dem Hause der Beußer von Ingelheim, in die tiefste Traurigkeit. Er war der letzte männliche Zweig seines Namens! „Ich flehe (so rief sie in ihrem Schmerze) vor Gottes Thron um Rache wider den, der den einzigen Sprößling meiner Hoffnung erschlagen hat. Wie Trauben von der Rebe, wie Rosenblätter von ihrem Strauche, so mögen auch seine Kinder fallen, und er, der Bösewicht, möge sie alle überleben!" —

Friedrich von Hirschhorn war zuerst mit Ursula von Sternenfels vermählt, die ihm mehrere Kinder gebar; sein zweiter Ehebund mit Agnes Margaretha von Helmstatt blieb ohne Erben. Jedoch alle jene Kinder starben nacheinander hin, und der allein noch übrig gebliebene Sohn Johann Kasimir ward am 3. August 1632 bei Heilbronn durch einen Jagdschuß getödtet. Von Reue und Gram gebeugt, folgte ihm der Vater den 22. September desselben Jahres nach und so erfüllte sich der flehende Wunsch jener unglücklichen Mutter. Der Stamm von Hirschhorn war mit ihm erloschen: „Ein Beispiel (sagt der Freiherr Wipprecht von Gemmingen, der 1661 dieses Ereigniß meldete), woran man sich zu spiegeln hat, und darf man oft nicht fragen, warum die Geschlechter ausgehen." * —

Die Spanier vor Oggersheim und Frankenthal.

Bekanntlich hatten die Böhmen im Jahr 1619 den Nachfolger ihres Königs Mathias, Kaiser Ferdinand II., der Krone des Landes verlustig erklärt, und sie dem reformirten

* Wie J. P. Kayser, und auch Widder, berichtet, so wäre Johann von Handschuhsheim, und zwar nach Ersterem meuchelmörderisch von einem Unbekannten, nach Letzterem von einem Herrn von Hirschhorn, auf dem Marktplatze in Heidelberg erstochen worden. Doch jene Schändlichkeit wird durch die Urkunden im Archive der Freiherrn von Gemmingen, aus welchen Fr. Haug den Stoff zu seiner rührenden Ballade (Zeitschrift Charis 1822. Nr. 55.) schöpfte, widerlegt, indem darin gemeldet ist, daß der junge Ritter im ordentlichen Zweikampfe mit dem übermüthigen Truchseß gefallen sey.

Churfürſten Friedrich IV. von der Pfalz übertragen. Allein der groſſe 1620 erfolgte Sieg der liguiſtiſchen Truppen über die der proteſtantiſchen Union am weißen Berge bei Prag zwang den unglücklichen Fürſten, der durch ſeinen Edelmuth ſich den Namen Sincerus (der Aufrichtige) erwarb, zur Flucht, und er ward ſogar in die Reichsacht erklärt. Aus Scheu vor der groſſen kaiſerlichen Macht entließen die Verbündeten nach einander ihr Kriegsvolk; nur der General Horatio Veer und der Obriſt Oberntraut führten noch den Befehl über eine unbeträchtliche Heerſchaar von engliſchen, holländiſchen und pfälziſchen Truppen. Als der türkiſche Kaiſer das Unglück des neuen Böhmenkönigs erfuhr, ſandte er ihm ein Schreiben auf Pergament mit goldenen Buchſtaben, und verſprach ihm bei dem lebendigen Gott und dem groſſen Propheten Mahomet eine Hülfsmacht von 200,000 Mann; allein groſſmüthig lehnte Friedrich ſein Anerbieten ab. Unterdeſſen war der kaiſerliche Obergeneral Marcheſe von Spinola mit einem ſtarken Heere von Spaniern und Burgundern oder Wallonen in die Pfalz eingerückt, verheerte das Land, und nahm Kreuznach, Oppenheim, Bacharach, und andere auf dem linken Rheinufer gelegene Orte, hinweg. Da nun der gröſte Theil der Unionstruppen auseinander gegangen war, zog er mit einer bedeutenden Zahl ſeiner Armee aus der Pfalz ab, und ließ nur daſelbſt den ſpaniſchen General Don Corduba mit der von ihm befehligten Schaar. Es ſtehe hier eine eigenthümliche, dahin gehörige, Scene aus dieſem, Deutſchland verwüſtenden, dreißigjährigen Kriege, der zwar nicht mehr zu den Begebenheiten des eigentlichen Mittelalters gehört, aber demſelben doch in manchen Zügen noch ähnlich iſt. Wir geben ſie hauptſächlich nach dem, was das die Ereigniſſe jener Zeit ſchildernde Theatrum europaeum, und J. P. Kayſer in dem mehrgedachten Werke hiervon meldet.

Nach verſchiedenen Gefechten, worin bald die Spanier, bald die Pfälzer und ihre Bundesgenoſſen Vortheile erlangt, aber Freund und Feind dem Lande groſſen Schaden gebracht hatten, ging Don Corduba über den Rhein, bemächtigte ſich der Orte Bensheim, Heppenheim, Weinheim und ihrer Burgen, und ſeine Parteien ſtreiften bis vor die Thore Heidelbergs. Der General Veer ließ ſogleich die Beſatzung dieſer Stadt, ſo wie die von Mannheim und Frankenthal, verſtärken. In Heidelberg war Alles in groſſen Schrecken geſetzt; die Collegien der Stadt und der Univerſität zerſtreuten ſich, und die Räthe, Profeſſoren und vornehmſten Bürger flohen nach Bretten und in andere Gegenden hin. Man eilte

jetzt, wiewohl etwas spät, die Festungswerke dieser Haupt- und Residenzstadt der Pfalz wieder herzustellen. Aber der spanische General ging über den Rhein zurück, nahm Kaiserslautern, Otterberg ꝛc., und rüstete sich dann zur Belagerung der Stadt und Festung Frankenthal. Er mußte daher die umliegende Gegend besetzen, und ließ seine Truppen in der baumreichen, mit Bächen und Sümpfen durchschnittenen Ebene des Städtchens Lambsheim, wo er sein Hauptquartier aufschlug, das erste Lager beziehen. Als dieß in dem 1½ Stunden von da entlegenen Oggersheim kund ward, kam große Bestürzung unter die Einwohner, und die Reichsten und Angesehensten flohen mit Allem, was sie in der Eile fortbringen konnten, nach Mannheim; doch ließen sie den meisten Hausrath, Wein, Vieh ꝛc. zurück. Auch dieser beträchtliche Ort, den noch vor etlichen und 40 Jahren das Schloß der Churfürstin Elisabeth, und dessen anmuthiger Garten (wenn auch nicht so groß und kunstreich wie der zu Schwezingen) verschönte, war damals eine Art Festung.

Nur etwa 24 Bürger, welche nicht viel zu verlieren hatten, blieben in der Stadt zurück. Sie zogen die Brücken auf, verschlossen die Thore, und begaben sich auf die Stadtmauer und die zwei Pfortenthürme, um den weiteren Erfolg zu erwarten. Bald darauf erschienen 17 Schwadronen Reiter im Feld, und einige Abtheilungen sprengten voran gegen die Stadt. Auf den Thoren waren 15 Doppelhaken aufgepflanzt.* Diese feuerten die Bürger einigemal ab, in der Meinung, die Spanier würden dadurch erschreckt und zurückgetrieben. Doch Letztere rückten in Masse vor; ein Trompeter gab ein dreimaliges Signal und forderte den Ort auf. Da ward den Bürgern nicht wohl zu Muth; sie sprangen auf der andern Seite, wo die Mauer am niedrigsten war, hinab und liefen davon. Ein Mann, Namens Hans Warsch, der die Kühe und Schafe des Städtchens hütete, blieb allein auf seinem Posten. Dieser kühne Hirte, seiner braven Standesgenossen in den Schweizeralpen würdig, dachte der geliebten Gattin, die ihrer Entbindung nahe war, und zugleich erhob ein Gefühl edlen Muthes und vaterländischer Pflicht sein biederes Herz. Er stieß in das Horn, mit dem er seine Heerden auf die Weide führte, und gab dem Trompeter die entschlossene Antwort: „Wollt Ihr mich bei meiner evange-

* Doppelhaken: alte, 4 — 5 Fuß lange Feuergewehre, die auf kleinen Gestellen lagen, und sowohl in der Schlacht, als bei Vertheidigung fester Plätze, gebraucht wurden.

lisch-protestantischen Religion lassen, auch mich, mein Weib und Kind in Schutz und Schirm aufnehmen und der Stadt kein Leid thun, dann soll sie Euch übergeben seyn." Alsbald näherten sich einige vornehme Offiziere, und versicherten auf Ehrenwort, daß man seinen Vorschlag eingehe und die Bedingungen treulich halten werde. Jetzt öffnete Hans Warsch das Thor, und der General Don Corduba zog mit glänzendem Gefolge und den Schaaren seiner Krieger ein. Doch wie erstaunt waren Alle, da sie keinen einzigen Soldaten, sondern Niemand als den Hirten, schlicht bewaffnet und mit seinem Harsthorn, vor sich sahen. Erfreut ob seiner männlichen Besonnenheit und seines unerschrockenen Muthes hielten ihm die ritterlichen Spanier nicht allein Wort in Allem, was sie versprochen, sondern erzeigten ihm auch, den ächten Grundzügen ihres ursprünglichen Nationalcharakters treu, viele Ehre. Sie stellten eine Schutzwache vor sein Haus, und hielten überhaupt strenge Mannszucht im Orte. Auch kehrten die Heerden von Kühen und Schafen, welche der Hirt allein auf der Aue gelassen hatte, am Abend sicher in ihre Ställe zurück. Den folgenden Tag kam die Frau des braven Hans Warsch mit einem Sohne nieder. Der General Don Corduba und die ersten spanischen Offiziere hoben ihn aus der Taufe, und stellten ein munteres Gastmahl auf ihre Kosten an, wobei der Hirt an die Tafel des Feldherrn gezogen ward.

Von da marschirte Corduba (19. September 1621) in dreifacher Schlachtordnung gegen Frankenthal. Die eine Colonne setzte sich von Heßheim, die andere von Lambsheim, und die dritte von Oggersheim aus in Bewegung. Diesen rückte die Frankenthaler Besatzung ebenfalls in drei Schaaren, obgleich in weit geringerer Zahl, entgegen. Der Trupp, welcher die Oggersheimer Straße hinzog, bestand meist aus freiwilligen Bürgern zu Pferd, nebst wenigem Fußvolk. Er griff die Spanier an und trieb sie nach einigem Gefecht in die Flucht. Ein Corporal der Burgundischen Reiter, der vom Pferde geschossen ward, stieß einen gräßlichen Klagruf aus, und fluchte, daß er in diesem Lande und vor einer so verdammten Stadt sein Leben lassen müsse. Der Bürger Johann de Cerf, welcher ihm die Kugel gesandt, rief dagegen: „Du stirbst wohl billig in diesem Lande, wohin Du unschuldige Leute zu bekriegen kamst!" — Jetzt aber verschanzten sich die Spanier in dem damals bei Studernheim, zwischen Oggersheim und Frankenthal befindlichen Walde, und die Belagerten kehrten in ihre Feste zurück. Der Feind kam mit seinen Trancheen der Stadt immer näher und

fing an sie zu beschießen. Da geschah noch ein starker Ausfall, der ihn mit großem Verluste zurückwarf. Jedoch in mächtiger Ueberzahl bedrängte er von neuem den Ort sehr scharf, dem er aber, weil sein Geschütz zu hoch ging, nur wenigen Schaden zufügte. Auch hier fehlte es nicht an Verrath. Einige Schlechte bedienten sich zu dem Ende zweier Knaben, die man, um Rüben von einem Acker zu holen, in das Feld schickte. Sogleich benachrichtigten sie die Spanier von der geringen Wirkung ihrer Schüsse. Darauf gab man den Kanonen eine bessere Richtung, und das Schießen hielt so gewaltig an, daß mehrere Häuser und Pforten sehr stark beschädigt und bis zum 4. Oktober schon über 1000 Kugeln aus schwerem Geschütz versendet wurden. Am 6. griff der Feind die zwei Schanzen am Speyerer und Rheinthor an. Die erste, von den sonst braven Engländern zu nachlässig bewacht, ward durch Ueberfall genommen; 6 Mann blieben auf dem Platze, die Uebrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Um so leichter nun eroberten die Spanier auch die andere Schanze und drangen bis zum halben Mond vor; jedoch hier fanden sie den heftigsten Widerstand; sie wurden theils niedergestoßen, theils zurückgedrängt. In diesem Kampfe gerieth ein deutscher Soldat aus dem Ansbachischen in die Gefangenschaft der Belagerten, welcher aussagte, daß er, nebst vielen Andern, für den angeblichen Dienst des Pfalzgrafen geworben, und darauf mit denselben wider Willen in das spanische Lager geschickt worden sey.

Da nun der Feind auf solche Art nichts ausrichten konnte, verdoppelte er seine Anstalten, und warf am 9. Oktober 80 Pfund schwere Feuerkugeln in den Platz. Aber auch dieser Maßregel wußten die Pfälzer zu begegnen. Sie bestellten Wachen von Bürgern und Bauern, sogar auch Weiber und Kinder, die fleißig auf die glühenden Kugeln Acht haben und sie sogleich mit frischen Ochsenhäuten dämpfen mußten, so daß wenig Schaden und Unglück geschah; doch eine der Bomben schlug ein kleines Häuschen nieder, tödtete eine Jungfrau, und beschädigte ihren Vater und ihre Schwester; eine andere, welche das Schießhaus traf, zündete zwei Tonnen Pulver an, und sprengte jenes nebst einem Soldaten in die Luft. Die Spanier versuchten jetzt einen Sturm, und schossen am 11. Oktober Tag und Nacht Feuerkugeln in die Stadt; dennoch blieb ihre Anstrengung fruchtlos. Da sandten sie am 13. Oktober einen Trompeter ab, der die Festung im Namen des Kaisers zur Uebergabe aufforderte. Es ward versprochen, daß die Bürgerschaft bei ihren Freiheiten und

ihrer Religion gelassen, den Soldaten aber freier Abzug mit Trommelschlag, fliegenden Fahnen und brennenden Lunten, auch gutes Quartier, gestattet werde. Allein der Gouverneur von Frankenthal, Freiherr Johann Borres, gab dem feindlichen General schlechten Bescheid. Er wies ihn nach Mannheim an den Oberbefehlshaber General Veer, und bemerkte ihm dabei, daß es wundern müsse, wie man, gegen allen Kriegsgebrauch, eine Stadt so heftig beschossen und sie dann erst aufgefordert habe. Ihm, als treuen Diener seines Herrn, wäre die Festung anvertraut, und er werde seine Pflicht thun. Was das Versprechen in Betracht der Privilegien und der Religion anlange, so wäre dem nicht zu trauen, indem seine Gegner es auch an manchem andern Orte, wo man sie friedlich aufgenommen, nicht erfüllt hätten. „Unser Quartier in der Stadt (fügte er bei) ist uns gut genug; wollen die Spanier ein besseres haben, so mögen sie sehen, wo sie es erhalten.“ — Diese abschlägige Antwort stand dem Feind übel an. Das Bombardement ward gegen Abend erneut, und dauerte mit großer Erbitterung den ganzen folgenden Tag. Aber jetzt kam den wackern Vertheidigern Hilfe in der Noth.

Zwei Helden, wahrhaft romantischen Muthes, der Graf Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig, waren treu auf des Pfalzgrafen Seite geblieben. „Von der kleinmüthigen Politik der Großen verlassen, und von ihm selbst aufgegeben — sagt Rotteck in seiner allgemeinen Geschichte — erhob sich Friedrichs Sache von neuem gegen Oestreichs und Spaniens und der Ligue furchtbarste Uebermacht durch den starken Arm und die wundergleiche Kühnheit eines Mannes und einiger kleinen Fürsten.“ Mansfeld entwand sich in der Oberpfalz geschickt der großen, ihm weit an Zahl überlegenen Streitmasse des berühmten und berüchtigten Tilly (den er nachmals bei Wimpfen schlug), und erschien plötzlich mit einem Heerhaufen am Rhein. Ihm strebte der tapfere und feurige Herzog Christian nach. Das Ritterschwert in der Faust, den Handschuh der Pfalzgräfin, für die er begeistert war, auf dem Helm, und die Devise: „Alles für Gott und Sie!“ auf seinen Fahnen, stürzte er sich rasch und in verheerendem Zuge mit einer starken Waffenschaar auf die niedersächsischen, westphälischen, und endlich auch auf die oberrheinischen Bisthümer. Seinen Wahlspruch: „Gottes Freund, aller Pfaffen Feind!“ ließ er auf Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber prägen. Er besonders war ein Schrecken des katholischen Clerus, „den er (wie Schiller sagt) ritterlich haßte,“ und der geistlichen Länder. Aber auch manches

weltliche Gebiet, das seine und Mansfelds Schaaren, meist wilde Abenteurer, betraten, erfuhr keinen geringen Unglimpf.

Als nun, wie gemeldet, die Spanier auf's Neue die Stadt Frankenthal so hart bedrängten, da erscholl zu ihrem Schrecken die Nachricht, daß der Graf von Mansfeld mit 108 Fähnlein zu Fuß und ungefähr 10,000 Reitern im Anmarsch sey, um die Feste zu entsetzen. Auch waren der General Veer mit 2000, und fünf Kriegsobristen, nämlich Merven mit 1200, Waldmannshausen mit 2000, Landschad mit 1000, zu Fuß, Oberntraut mit 9, Meggau mit 6 Standarten Reitern, 4 Halb-Karthaunen (24pfündnern) und 2 Feldstücken, zu ihm gestoßen. Diese gingen vereint, am Morgen des 16. Oktobers, bei Mannheim über die Rheinbrücke, und marschirten auf Frankenthal. Hier aber fanden sie das Lager von den Spaniern verlassen, welche sich schon um Mitternacht entfernt, und viele Kranke und Verwundete, zudem eine Menge von Gewehren, großen Kugeln, Bettung ꝛc. zurückgelassen hatten. Die Soldaten und Bürger kamen aus der Stadt, und fanden hier gute Beute.

Während dieser starken Belagerung hatten sich der Graf Ludwig von Wittgenstein, Befehlshaber der Truppen, die englischen Hauptleute Ferver und Derter mit ihrer Mannschaft, das deutsche oder pfälzische Kriegsvolk, und die Bürgerschaft, sehr brav und tapfer gezeigt: ja Letztere schloß einen Bund, für ihre Stadt, Religion und Freiheit, Gut und Blut einzusetzen, und drohte Allen, die von Vergleich oder Uebergabe sprächen, den Tod; etliche Bürger überließen auch den Soldaten 6 bis 10 Fuder Wein, damit sie desto eifriger im Kampfe wären. Auch der Landausschuß hielt sich brav; nur ein Theil davon entrann, da er Alles für verloren hielt, in seine heimatlichen Sitze. Von den Spaniern waren 3000 geblieben und eine große Zahl in Gefangenschaft. In der Stadt kamen 9 Bürger, 300 Soldaten, und zwei Offiziere, der Capitain Ferver und ein holländischer Lieutenant, um, und der Lieutenant Lamprecht ward gefangen. Höchst froh über den braven Entsatz der Festung zahlte der Rath dem Grafen von Mansfeld 12,000 Gulden. Am 17. Oktober zog Letzterer den Spaniern nach bis auf Stein. * Aber sie hatten sich hier zwischen dem Rhein und einem großen Sumpfe so gut verschanzt, daß nichts auszurichten war. Daher wandte

* Ehedem ein festes Schloß am Rhein, etwa eine Meile von Worms gelegen, das nachmals (1631) von den Spaniern zerstört wurde.

er sich nach dem Bisthume Speier, um es zu brandschatzen, Veer aber kehrte nach Mannheim, und Merveu, nebst Landschad, nach Heidelberg zurück.

Da wir hier nur eine ausgezeichnete Begebenheit dieses Krieges darstellen gewollt, so verweisen wir, was die folgenden Ereignisse angeht, auf die Geschichte jener Zeit.

Michael Mort, der Kreuznacher.

Das uralte Reichsgrafengeschlecht von Spanheim besaß in den Zeiten des Mittelalters ansehnliche Leben- und Erbgüter im Nahegau. Zu ersteren gehörte die Stadt Kreuznach, zu letzteren das Bergschloß Böckelheim, welches ihre ritterlichen Vögte beschützten. Im Jahre 1277 war diese Burg im gemeinschaftlichen Besitz der Brüder Johann und Heinrich von Spanheim. Johann erschien mit allen Rittertugenden geschmückt, eben so tapfer und streitgewandt, als edel, liebenswürdig und weise. Er war noch nicht lange mit einer schönen und trefflichen Dame vermählt, deren Liebe er bei einem Turniere gewonnen, wo er die besten und stärksten Kämpfer des Rheins besiegt hatte. Und wie zeigte sich sein Bruder Heinrich? Wohl auch brav in Fehden und Krieg, aber, wie es scheint, leichtsinnig, verschwenderisch, und dabei nicht sehr gewissenhaft. Denn er verkaufte plötzlich, ohne den arglosen Johann darum zu fragen, nicht allein seinen Theil an Böckelheim, sondern die ganze Burg, dem Erzbischof Werner von Mainz um 1400 Mark Aachener Pfenning. Johann erklärte nun diesen, sein Recht kränkenden, Verkauf als ungültig; doch wollte er noch alle Gewalt vermeiden, und erbot sich zur Auslösung. Aber der Erzbischof, ein geistlicher Fürst von klugem, unternehmendem und ehrgeizigem Sinne, dem an der Vergrößerung seines Landes gelegen war, gab diesem Vorschlage kein Gehör. Da rüstete sich der edle Graf, sein Eigenthum mit den Waffen in der Hand wieder zu erringen, und in Bund mit ihm traten seine Vettern, die Grafen von Sayn, auch die von Leiningen, Vehingen und Zweibrücken, der Landgraf von Hessen, und andere edle Herren.

Unter den tüchtigen Waffenknechten Johann's war einer, den er wegen seiner oft erprobten, felsenfesten Treue und

Tapferkeit besonders werth hielt. Er nannte sich Michael Mort, und sein Geburtsort war die Stadt Kreuznach, welche so schön am Waldgebirg, auf der reichen, vom Nahefluß durchströmten, Flur, gelegen ist. Er hatte den Grafen im prächtigen Zuge begleitet, als dieser seine schöne Braut heimholte, und Johann lobte ihr warm den Muth und die Ergebenheit des wackern Dieners. Darum setzte die Gräfin ein großes Vertrauen auf ihn, und als nun ihr Gemahl in's Feld zog, und sie auf der Kreuznacher Burg mit Thränen von ihm Abschied nahm, da rief sie noch vom Söller herab in den Schloßhof, wo die reisigen Schaaren sich aufgestellt: „Michael, habt Acht auf meinen Herrn!“ Denn sie kannte zu sehr Johann's feurige und verwegene Kühnheit. Mort gab zur Antwort: „Das gelobe ich hier auf mein Schwert, edle Frau! — Aber geschworen sey auch, wie gestern die hohen Grafen von Leiningen und Vehingen gethan, als sie mit unserm Gebieter die Hand auf den Stahl legten: Wir lassen nicht ab von Spanheims Recht! — Ja, dem Hause Spanheim gehört die Burg. Was geht sie den Pfaffen an? Der stecke sein Schwert ein, und dann mag er friedlich zurückreiten!“ —

So geschah es denn, daß im Jahre 1279 des Grafen und seiner Verbündeten Heerschaar, an Reisigen und Fußknechten stark, von Kreuznach muthig zum Kampfe zog. Aber noch zahlreicher rückte ihr der Feind entgegen. Der Erzbischof prangte selbst unter seinen Kriegern. Sonst mit dem rothen, von Edelstein schimmernden Hut, mit der Kirche Talar und dem Krummstabe geschmückt, trug er jetzt das zweischneidige Schwert, die blanke Rüstung mit goldenem Kreuz, und den Helm, worauf die Schwungfedern seines Wappens wehten. Schon trafen einzelne Schaaren auf einander. Des Flammbergs Hiebe, der Lanze Stoß fielen mit Erbitterung von jeglicher Seite, und meist wurden die Söldner des Bischofs von den Streitern Johann's zurückgedrängt. Aber die Hauptheere begegneten sich jetzt in geschlossenen Zügen auf dem Blachfelde, so zwischen Genzingen und Sprendlingen, an den Ufern der Nahe, sich ausbreitet. Da sprengten die Grafen Johann von Spanheim, und die von Leiningen und Vehingen hervor, und riefen laut: „Bischof, über Dein Haupt das unschuldige Blut, so hier vergossen wird! Wie kannst Du fremdes Erbe an Dich reißen? Wir schwören nochmals bei Gott und Ritterehre, nicht abzulassen von Spanheims Recht!“ — Und feierlich erscholl Werners Antwort aus seinen Hausen: „Das unschuldige Blut komme über Euch, verwegene Männer! Mein Recht ist nach der Ordnung erkauft; denn

ich habe Spanheims Bruder die Menge Silber zugewogen. Darum ist und bleibt das Schloß Böckelheim mir!“ — Da ließ Graf Johann das Banner schwingen, und gab das Zeichen zum Angriff.

Wie ein heftiger Sturmwind von Westen heranbraust, und ihm von Osten die donnernde Fluth entgegen rollt, so rannten die Reiter auf schnaubenden Rossen, mit hochgeschwungenem Schwert, so drangen die Schaaren des Fußvolkes mit vorgehaltenem Speer auf einander los. Staubwirbel wogte ringsum; Blutende sanken da und dort; Pfälzer und Mainzer wütheten wie Löwen und Tiger im gräßlichen Streit. Kein Schonen! Kein Erbarmen! Denn jeder hielt es für gerechten Kampf, und rang mit glühendem Hasse gegen seine deutschen Brüder. Jetzt aber wich, doch langsam, des Bischofs Heer. „Noch einen kräftigen Sturm, und unser ist der Sieg!“ So riefen Johann und Emich von Leiningen, freudig die Reihen durchfliegend — und es geschah der Stoß, so mächtig, daß von seinem Klange weithin die Wälder und Fluren widerhallten. Aber zu dem, was man Flucht nennt, wandten sich die hartnäckigen Mainzer noch nicht. Wohl zogen sie zurück, doch in geordneten Schritten, und muthig fechtend wider die scharfen Hiebe und Stöße ihrer Feinde. Da siehe! mit einmal brach, dem schwarzen Rabenfluge gleich, der aus den Bäumen auf das Feld herab sich schwingt, ein neuer Schwarm aus dem dichten Gebüsche, wo er im Hinterhalte lag, hervor, und fiel bei hohem Trompetenklang in den Rücken der schon siegtrunkenen Pfälzer. Verwirrung kam in ihre Reihen; doch raffte sich neu ihr Muth empor, und schlug wie rasend im zwiefachen Kampfe. Allein der Graf Johann, bald da, bald dort die Schaaren sammelnd, ward, da des Feindes weichende Schaar nun wieder vorwärts drang, plötzlich umringt, und sein getreuer Michael, der heldenmüthig an seiner Seite focht, war, im Getümmel fortgerissen, jetzt von ihm getrennt. „Rettet, Spanheimer! O rettet Euren Herrn!“ So rief verzweiflungsvoll der edle Mort. Er hielt die Flüchtigen auf; er sammelte ein Häuflein Getreuer. „Folgt mir nach! (so scholl sein Donnerruf) Rettung oder Tod!“ Ritter und Knechte schlossen sich, von Kühnheit neu belebt, dem braven Reisigen an. — Am trüben Morgen war die Schlacht begonnen; sie währte bis zum hohen Mittag schon; das graue düstere Gewölk zertheilte sich, und ihre Strahlen schoß die Sonne, erhellend die Wahlstatt mit Erschlagenen bedeckt. Neu hatten sich die tapfern Pfälzer geordnet — ha! da kam abermals Hilfe den Mainzern zu; ein

Fähnlein rüſtiger Streiter von des Rheingau's weinbelaubten Höhen. Einbrach die übermächtige Maſſe, gleich der ſtürmiſchen Fluth, die Dämme und Bäume niederreißt; Leiningen wich, Vehingen auch, nach tapferem Widerſtand, mit ihrer Mannſchaft auf dem rechten Flügel. „Wir ſind geſchlagen! Rette ſich, wer kann!“ So ſcholl es ringsumher, und Flüchtige bedeckten Feld und Haide. „Triumph! Triumph! Setzt nach ihr braven Mainzer!“ So tönte es in der Feinde Heer, und unter dem wilden Geſchrei erhob der ſtolze Biſchof ſeine Stimme: „Johann von Spanheim iſt im Garn. Habt Acht, daß er Euch nicht entrinnt! Im tiefſten Thurme ſoll er ſchmachten; kein Löſegeld ſoll ihn befreien!“ Ganz eingeſchloſſen war der Graf; er hieb ſich durch, jetzt ſchon zum vierten Male; er ließ die zerbrochene Lanze fallen; riß ſeine Streitart von dem Gürtel los, und fünfundzwanzig Helme fielen, und fünf der Männer ſtürzten todt vom Roß durch ſeiner Hiebe Kraft. Jetzt drang er in grimmiger Wuth auf Werner ein, zerſpaltete ihm ſein Schwert, und riß ihn fort am Panzerkragen. Der Biſchof, wehrlos, ſchnaubte wie der Keuler, den Herkules, der große Held, vordem gefangen und gekuebelt; ha! vollbracht war faſt ſchon die glorreiche That, der Graf ſchon weit mit ihm — da rannte ein Bannerträger von hinten ſeines Fähnleins Lanze durch des Edlen Lende, — da fiel auch ſein Roß, vom Pfeil in's Auge getroffen, raſſelnd unter ihm; er riß den Biſchof von dem Renner mit ſich auf den Grund, und rief: „Ich werde nicht in Deinem Thurme ſitzen. Doch ſterben ſollſt Du mit mir, Du Teufel, der die Heiligen anruft!“ Er hatte ihn an der Kehle feſt gefaßt, wollte ihn erdroſſeln — aber jach nun warfen ſich zwanzig anſprengende Ritter auf des geſtürzten Grafen Leib, befreiten Werner ſchnell, und banden ſeinem Gegner Arme und Füße. — Und wo blieb Mort, der wackere Kämpe, der ihn retten wollte? Sein Häuflein war getrennt, mit fortgeriſſen auf der Flucht; nur fünf ſtreitkräftige Männer aus Kreuznach waren noch um ihn. Mort dachte ſeines Schwurs. „Auf, meine Brüder! (ſo rief er) Wir ſind ihm nah'; ſeht dort! Sie haben ihn gefeſſelt. Auf! Folgt mir! Rettung oder Tod!“ Und er ſtürzte voran, die Tapfern ihm nach; jedem Hieb und Stoß ſank ein Feind, und Entſetzen faßte die, ſo den Grafen umdrängt. Sie wichen zerſtäubt, wie wenn fünf Rieſen aus der Zauberwelt die ehernen Keulen über ſie geſchwungen. Mort ſchnitt die feſſelnden Riemen entzwei, zog aus Johann's Seite den Speer, und trug ihn, trotz der ſchweren Rüſtung, auf ſtarken Schultern fort. Die fünf getreuen Krie-

ger schützten ihn voll Kraft mit Lanze und Schwert; doch neu und immer mehr vom Feind umringt, starb jeder den glorreichen Heldentod für seinen edlen Herrn. „O Himmel! Laß des Nahstroms Ufer mich erreichen! (so flehte Michael) dann rette ich ihn vielleicht auf einem Kahn. Wo nicht, so laß nur eine kleine Schaar der Unsern auf dem Felde mir begegnen, und wir schlagen uns mit ihm durch!" Umsonst erklang sein Ruf; denn erst am Wald von Bosenheim hielt der tapfere Leiningen die flüchtigen Reiter auf, und sammelte von neuem, was dorthin zu Roß und zu Fuß sich warf. Mort — ohne Roß, das schon, als er den blutenden Herrn auf seine Schultern lud, des Feindes Beute ward — sah sich auf's Neu umringt von Reisigen und Schützen. Da legte er den Verwundeten an eines sandigen Hügels Rand, stieß mit dem Speer einen Reiter vom Pferde, schwang sich darauf, und schirmte den Gebieter mit dem Schwerte. Sie drangen wüthend auf ihn los; die Pfeile prasselten auf seiner Rüstung. Allein er kämpfte, wie nur Roland und Reinald, die Spiegel hoher Ritterschaft, einst wundersam gethan. Hier fiel ein Reisiger, ein Ritter dort von seinem gewaltigen Streich. Eilf lagen schon im Gras, dabei drei Jünglinge feurigen Muths, die Söhne des Ritters vom weißen Roß, die am prachtvollen Hof des Bischofs glänzten. Wohl blutete Mort, doch leicht verwundet nur; noch hielt die stählerne Rüstung. Da sank der Hengst, auf dem er ritt, von einem Wurfgeschoß; doch Michael sprang empor, und deckte im stehenden Kampfe den Herrn. Werner, der sich von der Todesangst erholt, kam jetzt herangetrabt, und schrie mit gräßlichem Ton: „Ist dieser Mensch unüberwindlich? Rennt ihn nieder mit Euern Rossen! Ordnet Euch, ihr Schützen, und wohl gezielt!" Dreißig Schützen traten vor; ein Hagel starker Pfeile sauste auf Mort, und fünf durchdrangen ihm die Beine, wo des Panzers Schienen sich geöffnet. Er sank in die Kniee; doch bekämpfte er den Schmerz, und erhob das Schlachtschwert mit beiden Händen; es funkelte wie ein Wetterstrahl, und unter jedem Streiche fiel ein Gegner. Jedoch fast abgespannt war nun des Helden Kraft, dessen Arm schon Uebermenschliches gethan. Da horch! Ihn däuchte, er höre im Kampfgetümmel des braven Leiningers Ruf. Und neu ermannte er sich, und heulend stürzte, wer herangestürmt, von seinem Schwert durchbohrt, und Keiner wagte es, ihm den Grafen zu entreißen. Jetzt drangen Leiningen, auch Vehingen und Sayn, mit ihren Geschwadern heran, die tapfern Hessen von der andern Seite. „Halt aus, Mort! (scholl es nahe)

die Retter kommen!“ — „O Freunde, bald nur, bald! Die Sinne schwinden mir — Gott wolle mit Euch streiten!“ So entgegnete er matt. „Schnell, schnell! (riefen jetzt voll Grimm die Mainzer) der Würgengel sinkt! Durchrennt den Grafen mit dem Speer, ehe ihn der Feind befreit!“ — Doch mit dem letzten Blick der Siegeswonne stieß Michael den blanken Stahl dem Fahnenträger, der voranschritt, durch die Hüften. Er blieb in der Wunde — Mort sank zurück auf des Grafen Leib, ihn noch im Tod beschützend, und seine Worte: „O Himmel, Dir befehle ich meinen Geist! Verlaßt, ihr Brüder, Euern Herrn nicht!“ unterbrach ein dichter Wald von Lanzen, der ihm den Rücken durchfuhr. Und donnernd drangen die Pfälzer heran, und jagten die Mainzer davon, wie Sturm die düstern Gewölke. Der Bischof selbst entkam mit Noth auf seinem beschweißten Rosse, und unentschieden war sein Sieg durch des Einen gewaltige Thatkraft.

Todt lag der edle Mort, in erschlagener Feinde Schaar, auf dem Leibe des halbtodten Gebieters, die Speere im Rücken geheftet. So ruhmreich fiel Leonidas, der Sparter, so Winkelried, der große Schweizerheld. Die Krieger, tief gerührt, bestatteten ihn mit ritterlichen Ehren, und trugen den Grafen nach seinem Schloß, wo er durch heilsame Pflege zu neuem Leben, neuer Kraft erstand. Er und seine Gattin beweinten lange den, der sich so heldenmüthig ihm geopfert, und sorgten redlich für die Seinen.

Und welches Schicksal hatte nun die Burg von Böckelheim, um die so viel des Blutes geflossen war? Rudolph von Habsburg, der bald darauf den Kaiserthron bestieg, und dessen Wahl der Erzbischof Werner geleitet, entschied dahin, daß diesem zwei Drittheile des Schlosses verbleiben, und Johann für das, was er verlor, nach Recht entschädigt werden sollte. Doch später maßte sich das Erzstift Mainz die Herrschaft über das Ganze an, bis es endlich im Jahre 1462 an Herzog Ludwig von Zweibrücken verpfändet ward, dem es Friedrich der Siegreiche von der Pfalz wieder entriß.

Aber Michael Morts edle Treue und hohe ritterliche That, und sein glorreicher Fall — sie leben ewig im Gedächtniß seiner Landsgenossen. Ein Dichter, * welcher die geliebte Vaterstadt und ihre herrliche Natur so warm besang,

---

* Maler Müller, aus Kreuznach gebürtig, dem wir bei Beschreibung der Schlacht in der Hauptsache gefolgt sind.

hat diesem auserwählten Streiter im begeisterungsvollen Lied ein schönes Denkmal hier gesetzt.

Fust von Stromberg.

In dem waldreichen Nahegau, bei dem Städtchen Stromberg, erblickt man die Trümmer einer uralten Burg, die wahrscheinlich im Mittelalter ein Eigenthum der deutschen Kaiser, und der Sitz ihrer Grafen in diesem Gau und anderer Lehusmänner war. Schon zur Zeit der ersten Kreuzzüge soll hier das Rittergeschlecht der Fuste von Stromberg gehaftet und daher das Schloß bis auf unsere Zeit den Namen der Fustenburg erhalten haben. Im Anfang der 1780er Jahre kam der längst verstorbene churpfälzische Hofgerichtsrath Maier, ein sehr geistreicher und besonders der vaterländischen Geschichte befreundeter Mann, wegen eines amtlichen Geschäfts in diese Gegend. Seine Neigung, nach einheimischen Denkmälern zu forschen, ward hier zwischen der Nahe und Mosel, wo sich so vieles dieser Art aus der römischen, wie aus der altdeutschen Zeit findet, auf mannigfache Weise befriedigt. Die Feste Stromberg erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Er wußte sich Urkunden aus ihrer früheren Geschichte zu verschaffen, und schrieb hiernach das Ritterschauspiel Fust von Stromberg, das ein Seitenstück zu seinem vorher gegebenen Sturm von Borberg ist und auf mehreren Bühnen Deutschlands noch immer gern gesehen wird. Da unter allen Produkten dieser Gattung sich keines würdiger an Göthe's trefflichen Götz von Berlichingen anschließt, und da selbst Schiller dasselbe, nebst den ihm beigefügten schätzbaren Anmerkungen über Sitten, Gebräuche und Rechte jener Zeit, „das treffendste Bild des Mittelalters" nennt, so glauben wir, indem uns auch unbekannt ist, wie weit Herr Maier den Stoff zu seiner Arbeit aus den erwähnten Urkunden, und wie weit er ihn aus seiner eigenen, ihrem Geiste vertrauten, Phantasie entnommen hat, diejenigen Leser, welche dieses Drama noch nicht kennen, durch Angabe seines Inhaltes um so mehr zum Genusse desselben einzuladen.

Ein Ritter, Namens Brenner Fust, hatte einen Sohn, der Wolfried, und eine Tochter, die Adelheid genannt war, hinterlassen. Wolfried Fust von Stromberg bewährte sich als ein edler und braver Rittersmann; Adelheid

ward eine heuchelnde Frömmlerin. Der berühmte Kreuzzug unter Gotfried von Bouillon (1096) begann. Auch Fust schloß sich demselben, wie viele deutsche Ritter, an, und um die Kosten für seine Ausrüstung und den Marsch aufzubringen, verpfändete er ein Besitzthum, das besonders schöne Weinberge enthielt, an den Abt Beda von Sponheim. Fust machte sich in Palästina durch Thaten berühmt, und zeigte sich dort, wie im Vaterlande, nicht nur als ein tüchtiger Streiter und Führer im Heere, sondern auch als ein redlicher Beschützer der Unschuld, der Armen und Wehrlosen. Seine Kampfgenossen waren die Ritter Landschaden von Steinach und von Flörsheim.

Fust hatte seine Gattin schon vor dem Zuge verloren. Die Tochter; welche er mit ihr erzeugt, hieß Bertha. Sie wuchs als eine schöne, blühende und sittsame Jungfrau heran. Die Ritter kehrten nach vollbrachtem Werk in ihre Heimath zurück. Da entstand ein Liebesbund zwischen Steinach und Bertha. Fust sah ihn gern, und Beide verlobten sich. Steinach war aus einem der angesehensten ritterlichen Geschlechter in der Rhein- und Neckargegend, und dabei ein sehr reicher Mann. Er wollte die dem Abt versetzten Güter Fusts wieder einlösen; aber dieß behagte jenem nicht. Die scheinheilige, und dabei unsittliche, Adelheid, die auch in Fusts obengenannter Burg wohnte, war auf der Seite des Abts, und suchte ihren Bruder zu bereden, dem Sohne des Ritters von Arnstein, welch Letzterer Schirmvogt dieses Prälaten war, seine Tochter zu geben. Allein er wies den Antrag mit Abscheu zurück; denn die Arnsteiner waren als Räuber und bösartige Leute berüchtigt. Nun hatte Fust einen geschickten Maler, Namens Arrimes, aus Konstantinopel mitgebracht. Dieser hatte seitdem ein schönes Gemälde für den Abt verfertigt und sich deshalb seine Gunst erworben. Bei einem Trinkgelage bedauerte der Abt sehr, daß er das verpfändete Gut wieder herausgeben müsse. Sein arglistiger Vogt aber beruhigte ihn, indem er sagte, daß ihm, während Fust an seinen im Saracenenkrieg erhaltenen Wunden krank gelegen, Adelheid dessen geheime Schriften zugesteckt, und er im Pfandbriefe das Wort versetzt in verkauft umgeändert habe. (Auf solche Art mögen wohl manche ritterliche Güter im Besitze der Klöster geblieben seyn!) Zugleich (bemerkte der Vogt weiter) habe er dort eine wichtige Urkunde erhäscht, worin enthalten sey, daß Fust Vater sich mit einer Leibeigenen des Klosters Sponheim eingelassen, und Wolfried mit dieser, und nicht mit seiner ehelichen Hausfrau, erzeugt wäre; die Tochter des

Letztern, Bertha, wäre darum des Abtes leibeigene Magd, mit der Steinach sich nicht vermählen könne. Da Fusts Maler zugegen war und eine spöttische Bemerkung fallen ließ, so erkannten Beide, daß sie im Trunke zu laut geworden. Arnstein war in Furcht, daß Artimes die ihm abgelauschten Geheimnisse verrathen möchte. Er ließ ihn daher durch seine Knechte heimlich auffangen und in das Geiselgewölbe der Abtei setzen. Man gab ihm sehr kärgliche Nahrung; aber ein gutherziger, alter Edler, Namens Volrath, der bei den Kreuzzügen zum Krüppel gehauen worden und jetzt in Sponheim eingepfründet war, hatte sich einen Schlüssel verschafft, und versorgte ihn zuweilen insgeheim mit Speise und Trank. Um die Langeweile zu tilgen, zeichnete Artimes im Gewölbe zwei Grabsteine, auf deren einem ein Esel, mit Schildern, Schwertern und Helmen belastet, auf dem andern aber Schwert und Handschuh, als Zeichen adelicher Würde, ausgehauen waren. Eines Tages kam Volrath, und brachte ihm die schreckliche Nachricht, daß man im Kloster von seiner Einmauerung gesprochen, daß er selbst aber eine Maueröffnung erspäht, wodurch ihm der Weg zur Flucht gebahnt sey. Dieß ward auch alsbald und glücklich ausgeführt. Da des Abts Leute den Maler auf Steinachs Grund und Boden gefangen, so kündigte Letzterer, sobald es ihm kund ward, jenem die Fehde an. Steinachs Reisige nahmen ihm einen starken Zug von Weinfässern hinweg. Sie und die Reisigen Flörsheims, beide Ritter an der Spitze, drangen bis an das Kloster vor, und begehrten den Maler heraus. Der Abt hätte ihn gern für den Wein losgelassen, aber nun entdeckte es sich, daß er entronnen war. Da der Abt Fusts verpfändete Güter nicht herausgeben wollte, so forderte sie Steinach durch einen Zweikampf in den Schranken zurück. Der Sohn des Vogts Arnstein überbrachte ihm den Fehdehandschuh. Als alle Edlen mit ihren Mannen bei'm Kampfgerichte versammelt waren, und beide Ritter schon die Schwerter gegen einander aufgehoben, stürmte plötzlich der ältere Arnstein mit einigen Knechten herein, und rief, daß Ritter Steinach hier nicht streiten könne, weil er den Burgfrieden gebrochen, und noch ehe man Gottes Frieden ausgeläutet, den Abt seiner Güter beraubt habe, und darum in Acht und Bann verfallen sey. Steinach erwiderte ihm, daß er lüge, weil die Sonne schon über dem Berg gewesen, und der Abt erst später, nicht Gottes Frieden, sondern den für seine Fässer, habe ausläuten lassen. Fust wollte für Steinach in die Schranken treten, um zu beweisen, daß er ein ehrbarer Ritter sey. Doch Arnstein

gab zur Antwort, Fust wäre dieses Kampfes unfähig; denn er sey ein Leibeigener, weil seine Mutter des Abtes Magd gewesen. Darüber kam es zu einem heftigen Kampfgetümmel zwischen Fusts und des Abtes Mannschaft.

Unterdeß hatte die argliſtige Adelheid, deren Ränke überall im Spiele waren, die junge Bertha, welche über den Ausgang des Kampfes in großer Angſt ſchwebte, mit verſtelltem Mitleid ermahnt, auf dem Grabe ihrer Mutter für die Erhaltung ihres Ritters zu beten. Aber zugleich traf ſie Anſtalt, daß Bertha aus der Kapelle von des Abtes Reitleuten entführt werde. So ward die arme Jungfrau daſelbſt überfallen und fortgeſchleppt. Unter Weges jedoch ſtieß Ritter Flörsheim mit ſeinen Reiſigen auf den Schwarm, und jagte ihm die ſchöne Beute wieder ab.

Der alte Fust war untröſtlich über das, was ihm Arnſtein vorgeworfen. Da kam ſein Fehdegeſpann, Ritter Fetzer von Schwalbach, mit ſeiner Reiterſchaar ihm zu Hülfe an. Er und Steinach ſprachen ihm Troſt zu, und Letzterer ſchwur, ſeine Bertha zum Weibe zu nehmen, wenn ſie zehn Mal Leibeigene ſey; denn nur der Mann adle, und er werde ihr Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen wiſſen. Aber alles das konnte den unglücklichen Vater nicht beruhigen, und ſein Schmerz ward fürchterlich erhöht, als er nun den Raub ſeiner Tochter erfuhr. Steinach eilte wüthend fort, um ſie zu befreien. Auch Fust ſtürmte in Verzweiflung davon. Fetzer jedoch, der ſich Beiden anſchließen wollte, erhielt plötzlich Nachricht, daß man wohl auf der Burg ſelbſt die beſte Kunde über Bertha's Entführung haben könne, weil der Maler Artimes und Adelheid oft beiſammen wären, und ein Koch des Abts hin und her laufe. Er ließ ſogleich den Maler vorbeſcheiden, fand aber bald, daß er ein redlicher Mann ſey. Artimes wies nun dem Ritter ſeine Zeichnungen von den Grabſteinen, und entdeckte ihm Adelheids Ränke, die er ausgeforſcht hatte. In dieſen Zeichnungen ging Fetzern ein neues ſchönes Licht auf. Er eilte ſogleich nach dem Kloſter, und nahm den Maler mit. Vergebens waren Fust und Steinach in der Gegend umher nach Bertha geſtreift. Sie kehrten in Verzweiflung zurück. Da langte Flörsheim mit ihr an, und führte ſie in die Arme ihres Vaters und ihres Geliebten. Nach der erſten Freude über die Rettung ſeiner Tochter verſank Fust wieder in tiefen Gram wegen ſeines und ihres künftigen Schickſals. Jetzt aber kam Fetzer aus dem Kloſter zurück, und brachte Urkunden, wonach Fusts Mutter eine Edle von Lützelſtein geweſen, Adelheid jedoch, die ſich in

rechtmäßiger Ehe geboren hielt, die Tochter einer Müllerin, des leibeigenen Kebsweibes von Brenner Fuſt, ſey. So hatten ſchon die Aufſchriften der zwei von Artimes gezeichneten Grabſteine und ihre Symbole gelehrt. Dieß brachte neue Wonne und neues Leben in den Kreis dieſer Edlen. Da meldete ſich der Vogt Arnſtein, trat mit glatten und ehrerbietigen Worten in den Saal, und verkündete im Namen ſeines Abtes, daß Fuſt die verpfändeten Güter auslöſen, auch Alles, was etwa ſein Vater an Koſtbarkeiten im Kloſter hinterlegt gehabt, in Empfang nehmen könne, und alle Fehde abgeſtellt ſeyn möge. Dieß ward denn von jeglicher Seite bedungen und feſtgeſetzt. Arnſtein erbot ſich ſogar, daß, wenn Fuſt und ſeine Fehdegenoſſen ihn ſelbſt in ihren Ritterbund aufnehmen wollten, er ihnen ſtets alle geheimen Anſchläge des Abtes eröffnen werde; denn es nütze dem Vogte nichts, wenn ſein Abt zu mächtig würde, und man müſſe die Mönche unter den Sporen halten. Aber Fuſt entgegnete ihm, ſie hätten in ihrem Bunde Schilde, Bogen und Schwerter, doch Verräther könnten ſie nicht brauchen; allein er ſetze noch die Bedingung, daß zur künftigen Sicherheit der Nachbarſchaft ihm und ſeinen Helfern die Burg Sponheim, das Haus Felseck und Feſtberg offen ſeyn müßten. Adelheid zeigte nun die Bußfertige und Zerknirſchte, um ſo mehr, als Fuſt ſie großmüthig mit einem ſeiner Güter von der Leibeigenſchaft loskaufte. Die Wünſche des edlen Ritters von Steinach und ſeiner geliebten Bertha waren erfüllt, und ſie konnten ihr glückliches Eheband ſchlieſſen.

Die Gräfin von Starkenburg.

Haben wir doch ſchon einiger Prälaten gedacht, die ſich eben ſo ſtark in weltlicher als geiſtlicher Herrſchaft bewährt, ja eines Manchen unter ihnen, der mehr für das erobernde Schwert, als für den kirchlichen Krummſtab und das Weihrauchfaß geboren ſchien, und weiß man doch ſogar von einem Biſchof, der in den unruhigſten Zeiten des Fehde- und Fauſtrechts dem lehnspflichtigen Ritter eine auf hohen Felſen gelegene Burg zur Wohnung anwies, und auf deſſen Frage, wovon er ſich da ernähren ſolle, ohne weiteres Wort die vier Heerſtraßen zeigte! — Die Geſchichte des Mittelalters ſtellt uns unter dieſen geiſtlichen Oberhäuptern einen Charakter auf, der ſtreit-

süchtiger, heroischer, klüger und kräftiger erscheint, als die meisten seiner Commilitonen. Dieß war der Erzbischof Balduin von Trier, aus dem gräflichen Hause von Luxemburg. Der Einfluß dieser Familie auf die Stadt und das Domkapitel war überhaupt sehr groß, und sie behauptete ihr Gewicht bei jeder neuen Bischofswahl; ja, wenn auch manchmal die Luxemburger im gewaffneten Streite verdrängt waren, so herrschten sie doch bald wieder mit verstärkter Kraft in dem Trierischen Lande. Endlich gelang es ihnen, im Jahr 1307 einen Fürsten aus ihrem eigenen Geschlecht, in der Person des genannten Balduin, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Von ihm sagt ein Geschichtschreiber: „Listig und geschmeidig in Unterhandlungen, aber kühn und tapfer in den Fehden, stolz und gebieterisch gegen seine Feinde, aber großmüthig und belohnend gegen die, welche ihm wohlwollten, sparsam und pünktlich in seiner Verwaltung, aber prächtig und freigebig an seinem Hofe, hat er die meisten geistlichen Staaten am Rhein unter seine Herrschaft gebracht, und machte sie ihren Feinden und Nachbarn fürchterlich." — Wir wissen, daß, obschon die Erzbischöfe damals viele reiche Städte und blühende Herrschaften erlangt, doch in ersteren die Bürger noch große Freiheiten, und in letzteren der Adel noch wichtige Vorrechte, bewahrt hatten. So bildeten sich neben der Landeshoheit auch Landstände, die, namentlich in dem Erzstift Trier, aus dem Adel, dem Domkapitel und den Aebten, und aus Deputirten der angesehensten Städte zusammengesetzt waren. Balduin suchte die Grenzen seiner herrschaftlichen Macht zu erweitern, und dieß gelang ihm, nach manchen Kämpfen, durch Politik sowohl, als durch die Gewalt der Waffen. Darauf wandte er sich gegen äußere Feinde, die durch seine Größe und sein Glück bedroht, ihm öfter in das Land fielen, und bestand sehr blutige Fehden mit den Pfalzgrafen, den Grafen von Spanheim, Sayn und anderen, wobei er am Ende mehr im Vortheil als im Nachtheile blieb, und sein Gebiet durch einige Eroberungen noch vergrößerte. Wie bedeutend das Ansehen dieses Erzbischofs in Deutschland war, geht daraus hervor, daß durch seine Entscheidung zwei Kaiser, erst sein eigner Bruder Heinrich VII., sodann Friedrich der Schöne von Oestreich, auf den Thron gewählt wurden. Was übrigens die vorherrschende Kriegslust dieses geistlichen Fürsten anlangt, so behauptet ein anderer Schriftsteller, daß sie noch mehr auf Verheerung, als auf Eroberung berechnet war, indem überall, wo er mit seinem Kriegsvolk eindrang, Burgen zerstört, Hütten verbrannt und Städte geplündert

wurden. Daß es aber Fälle gibt, wo Uebermuth und Gewalt an den Dämmen edler Entschlossenheit und Klugheit einer weit geringeren Macht sich brechen muß, davon zeigt uns die nachfolgende Kunde ein schönes Beispiel.

Auf der Starkenburg, einem an den Ufern der Mosel liegenden Schloß, wohnte zur Zeit des genannten Erzbischofs die Wittwe des Grafen Heinrich II., der, aus dem Hause Spanheim stammend, von dieser Burg genannt war. Lauretta (so hieß sie) vereinte mit großer Schönheit und Sanftmuth eine bewundernswürdige Seelenstärke, und sogar einen bei Frauen ganz ungewöhnlichen Muth. Das Andenken ihres edlen und braven Gemahls, mit dem sie in der zärtlichsten Ehe gelebt, war ihr so werth, daß sie zu keiner zweiten Vermählung sich entschließen konnte, und umsonst warben die angesehensten Ritter des Landes um den Besitz der schönen Gräfin. Unter ihnen war der tapfere, durch viele herrliche Tugenden bekannte, Ritter Arnulf, der auf der Burg Rheingrafenstein bei Kreuznach hausete. Auch seine Wünsche blieben unerfüllt; doch genoß er vor Allen die Achtung und das Wohlwollen der Dame. Sie war für ihn so sehr das höchste Ideal der Schönheit und Güte geworden, daß er sich entschloß, unvermählt zu bleiben, wenn sie ihm nur vergönnen wolle, stets in ihrer Nähe zu seyn und ihr die reinste Huldigung zu widmen.

Die Fehde des ehr- und habsüchtigen Erzbischofs mit den Herren von Spanheim war geendigt, auch schien er gegen die Gräfin Lauretta ganz freundlich gesinnt. Aber eines Tages kam Ritter Arnulf auf seinem schaumbedeckten Roß in ihren Hof gesprengt, und meldet ihr die überraschende Nachricht, daß er von seinem Oheim, dem Domdechant in Trier, vernommen, der Erzbischof hege wieder böse Absichten gegen ihr Haus, und bedrohe die Starkenburg mit einem Ueberfall. Die Gräfin, obwohl nicht furchtsam, schien doch jetzt ein wenig ängstlich zu seyn, weil ihr Schloß nicht in gehörigem Wehrstand, und die Hülfe ihrer Vettern, der von Spanheim, noch zu entfernt war. Doch Ritter Arnulf beruhigte sie, indem er schwur, sie mit seinem und ihrem Häuflein bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und fest war nun ihr Entschluß, sich lieber unter den Trümmern der Burg zu begraben, als dem stolzen Priester eine Scholle ihres Eigenthums abzutreten.

Bald darauf hörte man, der Erzbischof reise zu Wasser nach Koblenz. Sogleich wurde zwischen dem Ritter und der Dame ein Plan verabredet. Als das Schiff, auf dem Bal-

duin die Mosel herabfuhr, sich der Starkenburg näherte, ward er plötzlich von den Reisigen der Gräfin angehalten und er selbst als Gefangener in das Schloß geführt. Er war außer sich vor Zorn über die Schmach, in der Gewalt eines Weibes zu seyn; aber Lauretta ließ ihm ein schönes Gemach anweisen und ihn gut bewirthen, erklärte ihm jedoch, daß er so lange in ihrem Verwahr bleiben müsse, bis er Urphede geschworen habe, allen Schaden, welchen er den Häusern von Spanheim und Rheingrafenstein gebracht, zu ersetzen. Doch trotzig schlug er dieß Begehren ab und drohte ihr mit dem Kirchenbanne des Papstes. Die Gräfin setzte unterdessen mit Hülfe des Ritters ihr Schloß in guten Vertheidigungsstand; aber eines Morgens war Arnulf plötzlich verschwunden. Lauretta gerieth in Angst, daß er vielleicht auf seinen heimlichen Ausritten ermordet worden sey. Da kam er nach einigen Tagen zurück und meldete ihr, daß er verkleidet in Trier gewesen, und dort vernommen habe, es werde bald ein zahlreicher Heerhaufen zur Befreiung des Erzbischofs heranziehen. Er bat sie, ihn nur einen Tag allein walten zu lassen; dann hoffe er, daß Alles gut zu Ende gebracht und auch der Kirchenbann abgewendet werde. Sie willigte ein. Arnulf trat sogleich in das Gemach, wo man Balduin gefangen hielt, und kündigt ihm an, daß eine Truppenschaar von Trier die Starkenburg nächstens belagern wolle, daß man sie aber auch im äußersten Falle nicht übergeben würde, sondern der Erzbischof müsse darauf gefaßt seyn, sich mit ihm und der Gräfin unter den Trümmern des Schlosses zu begraben. Nur allein durch Erlegung von 30,000 Goldgulden und durch Zurückgabe der Spanheimischen Güter im Birkenfelder Lande erhalte er sogleich die Freiheit. Die Bedingung war hart, aber die Entscheidung dringend, und dem sonst so Uebermüthigen bangte vor der großen Gefahr, die ihm bevorstand. Er unterschrieb also den Vergleich, ließ das Geld durch zwei seiner Dienstmänner abholen, und ward dann wieder auf freien Fuß gestellt.

Lauretta fühlte wohl, wie sehr sie dem Ritter verpflichtet sey. Sie sprach zu ihm: „Edler Mann! Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet. Ich weiß, daß Ihr mich liebt, und achte selbst Euch mehr, denn alle andern Männer. Aber ihr kennt meine Gedanken über eine zweite Ehe. Wollt Ihr mein Gatte seyn, ohne die Rechte zu fordern, wodurch das Weib am meisten von dem Manne abhängig wird, so soll unsere Trauung statt haben.“ Da rief der Beglückte: „Wie gern, edle Gräfin, unterwerfe ich mich dieser Bedin-

gung, wenn es mir nur vergönnt iſt, bei Euch zu leben und ſtets um Euch zu ſeyn!“ — So wurden Beide ein Paar. Die von Balduin erlegte Geldſumme ward zum Bau einer Stadt und eines neuen Schloſſes angewandt. Jene nannte die Gräfin Trarbach, dieſes Frauenburg. Sehr bald vereinten, unter Arnulf's thätiger Leitung, ſtarke Mauern und Wälle beide Feſten, und Lauretta bot, von dieſen und dem Schwert ihres kühnen Ritters beſchirmt, forthin allen Anſchlägen des mächtigen Feindes Trotz.

Wer da, wo ſich die Moſel durch das anmuthige, mit Rebenhöhen umkränzte, Wieſenthal hinabſchlängelt, nahe bei Enkirchen, vorüberwallt, der ſieht noch auf einem Berge die ehrwürdigen Ruinen der Starkenburg, die jene Geſchichte verherrlicht.

Genovefa.

Als die Franken, ein deutſcher Völkerbund, im Anfang des 5ten Jahrhunderts Gallien erobert und ihm den Namen Frankreich ertheilt hatten, ward die ſchon bei ihren Urſtämmen geltende Ordnung eingeführt, daß die Könige in jeden Gau einen vornehmen Mann ſetzten, der, mit der Würde eines Grafen bekleidet, in ihrem Namen die Aufſicht über den Heerbann, ſo wie über das Verwaltungs- und Gerichtsweſen, führte. Das, auch ſchon damals (wie man aus ſicheren Nachrichten weiß) an Naturſchönheiten und an Fruchtbarkeit reiche, obgleich im Ganzen noch wildere, Land, ſo zwiſchen dem Rhein, der Maas und Moſel liegt, und Auſtraſia (Oſtland) genannt war, ſtand ſeit dem Jahre 628 ganz unter der Herrſchaft der fränkiſchen Könige, nachdem es eine Zeit lang ſeinen eigenen Fürſten aus dieſem Stamme gehabt. Einer der hohen Gaugrafen Auſtraſiens, die im 8. Jahrhundert lebten, war Siegfried, ein Ritter aus dem edelſten Geſchlechte, der wegen ſeiner Tapferkeit, Weisheit und Rechtſchaffenheit das höchſte Vertrauen der fränkiſchen Könige beſaß. Er hatte ſeinen Sitz auf dem Schloſſe Pfalz oder Pfälzel, in der Gegend, wo der Saarfluß ſich mit der Moſel vereint. Der Name Pfalz (palatium) bedeutete ohnedin ein königliches Schloß oder einen Palaſt, wovon auch die, nachmals weit mächtiger gewordenen, Pfalzgrafen benannt wurden. Siegfried, ſchon in reiferen Jahren, aber noch in voller männlicher Kraft, vermählte ſich mit der jungen

Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, die eben so schön, als fromm und tugendhaft war. Ihre Geschichte, so das alte treuherzige Volksbuch erzählt und die späterhin zwei Dichter unserer Zeit verherrlichten, möge auch hier wieder gegeben seyn,

Siegfried und seine Gemahlin lebten schon einige Jahre im glücklichsten Ehebund, aber noch kinderlos. Da brachen die Araber, auch Saracenen oder Morgenländer genannt, welche Spanien erobert hatten, über die Pyrenäischen Gebirge in das Reich der Franken ein. Die Schaaren des Königs, welche man zur Bewachung der Grenzen aufgestellt, waren trotz ihrer tapfern Gegenwehr zu schwach gegen diese wilden und zahllosen Horden, die, ihren Weg mit Verheerung bezeichnend, unter dem kühnen Feldherrn Abdorahmen gegen die Loire vordrangen. Schnell rief der König alle Herzoge, Grafen und Ritter des gesammten Reiches auf, mit ihren Dienstmannen, Reisigen und Fußknechten ein Heer zu bilden, das diesem übermüthigen Feind einen Damm entgegensetze und mit Gottes Hülfe das Land wieder von ihm befreie. Graf Siegfried eilte, mit seinem Banner sich anzuschließen, und die Ritterschaft vom Rhein- und Moselstrand gesellte sich mit ihren Fähnlein zu ihm. Die zärtliche Gattin wollte ihrem Gemahle folgen, und bat ihn weinend und flehend darum, weil die Angst um sein Geschick sie nicht ruhig in der fernen Heimat lasse. Doch Siegfried erlaubte nicht, daß sie diesem gefährlichen Kampfe so nahe sey; denn jetzt mußte es sich entscheiden, ob die Fahne der Christenheit oder der furchtbare Halbmond in Europa herrschen sollte. Sie gab endlich seinen Vorstellungen, seinem durch Muth und Vertrauen belebten Troste Gehör, und entschloß sich zu bleiben. Nun befand sich am Hof des Grafen ein junger Edelmann, Ritter Golo von Drachenfels, der diesem durch seinen Verstand, seine rüstige Gewandtheit, und besonders durch die treue Anhänglichkeit, so er ihm bewies, vor Allen werth geworden. Ihm übertrug Siegfried, als er nun in den Mohrenkrieg zog, das Siegel und die Verwaltung seines Gaues, und empfahl die zurückbleibende Gräfin seinem ritterlichen Schutze. Freilich gab es einige redliche Dienstmannen, die den starken Glauben an einen Jüngling, der, wenn auch mit tüchtigen Eigenschaften begabt, noch in so unreifen Jahren stand, nicht gutheißen mochten. Allein der Graf beharrte auf dem gefaßten Entschluß. Traurig war der Abschied des liebenden Ehepaares; Siegfried jedoch bekämpfte seinen Schmerz durch das Gefühl

der Pflicht und Ehre, und zog mit seiner muthigen Schaar von dannen.

Genovefa weilte nun still in ihrem Gemach auf dem Schlosse, mit schöner Stickerei und anderer zarten Frauenarbeit beschäftigt. Hier sprach sie oft mit einer treuen Kammerfrau von ihrem entfernten Gemahl, und betete für sein Heil auf der gefahrvollen Bahn, die er betreten; auch wandelte sie manchmal unter den Blüthen des Gartens, und erleichterte ihr sehnendes Herz in der frischen, heiteren Natur. Wohl war Ritter Golo, der jetzt an des Grafen Statt in diesem Lande gebot, ein Mann von anmuthigen Sitten, von Geist und tiefem Gefühl; auch Treu' und Redlichkeit waren ihm eigen; aber die Leidenschaft hatte große Macht über ihn, und war, wo sie in's Spiel trat, stärker, als die edlen Regungen seines Herzens, gleich dem Unkraut, das die guten Pflanzen übersteigt. Die bezaubernde Schönheit der jungen Gräfin hatte ihm schon lange eine geheime Glut in das Herz geflößt; doch barg er sie noch tief aus Scheu und gewissenhaftem Sinne. Nichts hätte seinen Ehrgeiz gehemmt, wider die Araber in's Feld zu ziehen; nicht der Stolz, des Landes Obmann zu seyn; aber — als Siegfried ihm noch besonders den Schirm seiner Gattin anvertraute, da widerstand er nicht, und nahm mit klopfendem Herzen den Befehl seines Gebieters an. „Ich darf ihr doch nahe, ihr dienend und gefällig seyn! — Aber Siegfried's Edelmuth mißbrauchen — mich vergehen! — Nein! Das kann nur der Schlechte, kein ehrlicher Rittersohn. Viel eher fort von hier und in eine Wüste! — Sonnen will ich mich in ihrem Anblick; er soll mir Ruhe geben, und das süße Gift lindern, das in meinem Innern kocht!" — So dachte der Unselige, und täuschte sich noch selbst über die Gewalt seiner Liebe. Genovefa erlaubte ihm zuweilen gern den Besuch in ihrem Saale, wo sie ihn im Kreis ihrer Frauen empfing. Auch wies er sich bescheiden und fein, und war den Damen ein unterhaltender Gesellschafter durch sinnreiches Gespräch, schönen Gesang und Spiel auf der Zither. Und sollte ihn die Gräfin nicht werth achten, da ihr Gemahl ihm so hohes Vertrauen geschenkt? Doch seine Leidenschaft wuchs täglich mehr, kaum konnte er sie in Gegenwart Genovefa's bergen; aber noch kämpfte sein guter Engel mit ihr. Sein Herz ward nun trübe, sein aufgeweckter Geist schwermüthig; er suchte einsame Stellen im Wald, und klagte seinen Schmerz den Bäumen und Felsen. Am liebsten war ihm ein Platz im gebüschreichen Thale, wo ein klarer Bach unter dem Gewölbe von Weiden und

Erlen rieselte. Einst behorchte ihn ein Jäger, der Abends von den Höhen herab stieg, wie er, traurig auf dem Rasen wandelnd, zur Laute sang:

Hier wünsch' ich zu ruhen,
Am Weidenstrand;
Nichts scheuchet die Liebe,
Nichts löschet den Brand!
Ich hab' euch, ihr Büsche,
Mein Leid vertraut:
Mein Grab sey an Weiden,
Vom Bächlein bethaut! —

Die Kunde hiervon gelangte zu den Ohren der Gräfin. Golo war schon einige Zeit nicht mehr im Saale erschienen; auch die Pflicht seines Amtes kümmerte ihn wenig, und er überließ fast allen Dienst, der ihm oblag, dem wackeren Schloßhauptmann zu Pfälzel. Als Genovefa ihn endlich bescheiden ließ und seinen tiefen Kummer sah, da fragte sie ihn um die Ursache. Jedoch er verstummte, und sie hielt seinen Gram für unbeglückte Liebe zu irgend einem schönen Burgfräulein der Gegend, und ihr mitleidvolles Herz wünschte nichts mehr, als erwirken zu können, daß dieser treffliche Ritter, ihres Gatten Freund, bald das Ziel seiner Sehnsucht erreichen und die ihr noch unbekannte Geliebte als Braut heimführen möge.

Auf einer Burg am Rhein wohnte die Wittwe eines Freiherrn, bei welcher Golo erzogen war. Sie hieß Mathilde, war schön, selbst noch im mittleren Lebensalter durch ihre Reize Glück machend, ehr- und ränkesüchtig. Ihre Anmuth, ihr Witz und Geist nahm Männer und Frauen ein, ja Manche, die auch ihre schlimme Seite kannten, vergaßen sie in ihrem zauberischen Umgange. Sie hatte einmal ihren Bruder, den Schloßhauptmann auf Pfälzel, besucht, wo auch der unschuldvollen Genovefa, welcher nichts von den bösen Eigenschaften dieser Frau bewußt war, das freundliche, verständige und belebte Gespräch derselben gefiel. Die Gräfin äußerte jetzt dem traurigen Golo den Wunsch, einen Besuch von seiner Erzieherin zu erhalten, damit vielleicht er, und auch sie selbst in ihrer Einsamkeit, durch deren geistreiche und angenehme Unterhaltung ein wenig erheitert würde. Er sandte sogleich einen Eilboten mit der Einladung ab. Gern hätte Mathilde gesehen, daß ihr Zögling sich im Saracenenkampfe Ruhm und hohe Ehrenstellen erworben; doch schmeichelte ihr auch das Ansehen und die Gewalt, so ihm der Graf während seiner Abwesenheit verlieh. Sie kam bald nach Pfälzel, und die trübe Stimmung Genovefa's ward manchmal in ihrer

anziehenden Gesellschaft etwas helle, wie wenn ein Sonnenstrahl den dichten Nebel durchschimmert, aber nicht völlig zerstreut. Doch Golo, dessen düsterer Sinn jener raschen und lebenslustigen Weise, die sie vorher an ihm gewöhnt war, so sehr widersprach, hatte keine Ruhe und keine Freude mehr. Sie forschte dringend nach der Ursache seines Grams, und nach langem Zögern gestand er ihr endlich, daß er Genovefa liebe, daß er ohne ihren Besitz nie glücklich seyn, aber auch an seinem edlen Herrn keinen Verrath begehen werde; „ja — fügte er hinzu — entweder muß ich fliehen oder sterben!“ Wohl hätte ein reines Herz ihm zur Flucht gerathen; allein Mathilde, die durch Verführungskünste so manchen schnöden Kranz errungen, die sich so sehr in Hofkränken gefiel, lächelte über seine Gewissenhaftigkeit, und zeigte ihm das Vergehen, vor dem er noch zurückschauderte, in einem Licht, wo es ihm bei weitem nicht mehr so schwarz und so unerlaubt erschien; aber hierdurch ward auch seine unbezwingliche Glut bis zur Raserei gesteigert. Er beschwor sie, ihm hülfreich zu seyn, und das verderbte und stolze Weib versprach, seinen Plan zu fördern. Wohl kannte sie Genovefa's Reinheit und Unschuld; wohl hatte sie ihren Ernst und ihr Erröthen bemerkt, als sie einmal in ihrer Gegenwart einige leichtfertige Worte fallen ließ; aber die Lasterhafte war so sehr von dem bösen Geist ihrer eigenen Natur besessen, daß sie auch bei Andern ihres Geschlechtes nicht an unerschütterliche Tugend glauben konnte.

Gleich der Schlange, die verdeckt in Blumen heranschleicht, um ihr Gift desto sicherer auszuspritzen, setzte Mathilde nun ihre Künste in Bewegung. In der Theilnahme, so die gefühlvolle Seele der Gräfin an Golo's Kummer bewies, schien ihr noch etwas mehr zu liegen. Sie forschte mit Scharfsinn und leise, fand aber in allen Aeußerungen der Gräfin nichts, als den lebhaften Wunsch, daß Golo wieder froh und glücklich seyn möchte, und die strengen Grundsätze der Tugend und Sittlichkeit. Aber dennoch, zu sehr auf ihren Verstand und die Gewalt der Verführung bauend, gab sie ihren Plan nicht auf, und stärkte von neuem die sinkende Hoffnung des Jünglings. Nun befand sich unter den Dienern des Schlosses ein treuer und biederer Hausverwalter, Namens Dragones. Er war thätig und erfahren in seinem Geschäft, und zugleich ein Kenner der Natur und ihrer mannichfachen Wirkung in Blumen, Pflanzen und Steinen. Genovefa hielt viel auf diesen redlichen Mann. Oft brachte er ihr seltene Kräuter und Blumen, oder schöne Vögel des

Waldes, welche sie dann in dem zierlichen Käfig ihres Gemaches oder in dem grünen Gehäuse des Hofgartens mit ihrem Gesang ergötzten. Als er hier eines Morgens dem Gärtner einen Auftrag gab und durch das Gebüsche zurückging, hörte er in demselben Golo und Mathilde mit einander flüstern. Wie erschrack der tugendhafte Mann, als ihm einige halb verständliche Worte den sündhaften Anschlag auf seine Gebieterin kund gaben! Er eilte nach dem Schloß, bat um Gehör bei der Gräfin, und warnte sie heimlich vor dem Ritter und der fremden Dame. Die Denkungsart, so Mathilde einigemal offenbart, hatte schon Mißtrauen bei Genovefa erregt; dieß vermehrte sich nun; doch hoffte sie noch in ihrer Unschuld, Dragones könne falsch gehört haben, zeigte sich aber ernster und kälter gegen Mathilden und weniger theilnehmend an Golo's Traurigkeit. Das schändliche und übermüthige Weib schöpfte sogleich Verdacht; sie hatte Dragones im Gebüsche bemerkt, hatte oft Genovefa die Kenntnisse und die Gesinnungen dieses Mannes rühmen gehört, und da das Laster immer einen Haß auf die Tugend wirft, die es nicht zu seinen Zwecken verleiten kann, so beschloß sie, entweder ihren Plan mit Gewalt durchzusetzen, oder, wenn er fehlschlüge, die Gräfin und ihren treuen Diener zu verderben. Sie schürte jetzt noch heftiger Golo's Flammen, spornte ihn zu einem entscheidenden Schritt und versicherte ihn ihres Beistandes. So bewog sie ihn leicht, Genovefen bei der ersten Gelegenheit seinen sträflichen Antrag zu thun. Doch wenden wir uns einige Augenblicke von diesen Scenen der schlauen Bosheit und der unseligen Leidenschaft, und sehen, wie es dem Grafen Siegfried im Heere der Franken erging, wo er sich schon seit mehreren Monaten befand.

Die übermüthigen Araber hatten über die Schaaren des Königs einen neuen Sieg erkämpft, und zogen schon wie ein finsteres Gewölk längs den schönen Ufern der Loire. Aber mit Riesenschritten eilte ihnen jetzt das neugebildete Heer entgegen, befehligt von Karl Martel, dem Oberfeldherrn des Reichs, einem Kriegsmann, der eben so gewaltig an Geist, als an ritterlichem Muth und an Kraft seines Armes war. Bei Tours kam es zur Schlacht. Einsicht und beharrliche Tapferkeit rangen auf beiden Seiten um den Sieg; aber endlich entschied er sich für das Panier der Franken; die fürchterliche Macht des Feindes ward gebrochen, Abdorrhaman fiel selbst im Streit, und seine Krieger sanken oder flohen in Verwirrung der Grenze zu. Hier bat ihr Oberhaupt um Frieden, und er ward ihm bewilligt auf den feierlichen Schwur,

daß keine seiner Schaaren mehr die Pyrenäen übersteigen solle. Siegfried hatte mit seinem Heerhaufen Wunder gethan, und selbst der große Karl Martel rühmte ihn hoch, und dankte ihm einen Hauptantheil an der Entscheidung des Kampfes. Aber im Nachsetzen ward der Graf von einer Wurflanze schwer am Beine verwundet. Seine Knappen trugen ihn nach dem Zelt, wo geschickte Aerzte die heilkräftigen Mittel anwandten. Die Wunde schloß sich endlich wieder; aber noch konnte Siegfried sein Roß nicht besteigen, und ging, auf seinen Speer gestützt, mühsam einher. Am Tage nach der blutigen Schlacht hatte er Botschaft an seine Gemahlin gesandt, und ihr gemeldet, daß der Sieg errungen, daß er nur leicht verwundet und außer Gefahr sey. Jedoch lange schon hatte er keine Nachricht von ihr erhalten, ward unruhig und dachte so oft auf seinem Lager an sie mit zärtlicher Liebe und Besorgniß. Jetzt, da der Friede geschlossen und er wieder auf dem Wege der Genesung war, rief er einen Ritter, der heldenmüthig unter seiner Fahne gestritten, einen riesenhaften Araber im Zweikampfe erlegt und den Elephanten, der ihm die Waffenrüstung nachtrug, erbeutet hatte, zu sich und sprach: „Karl vom Rheingrafenstein! Nimm Dein schnellstes Roß, eile nach Pfälzel und sieh', wie meine Gemahlin sich befindet. Sag' ihr, ich würde sie bald in meine Arme schließen, und sende mir dann sogleich Antwort oder komm' selbst nach Straßburg am Rhein, wohin ich in einigen Tagen gehe, um meine Heilung zu vollenden. Ich setze alles Vertrauen in Dich." Der Ritter neigte sich tief vor dem edlen Bannerherrn, und versprach, sein Gebot auf das genaueste zu erfüllen. Noch in der Nacht ritt er aus dem Lager fort.

Unterdessen war Siegfried's Kunde nach der Schlacht bei der ängstlich harrenden Gräfin angelangt. Weinend und betend dankte sie dem Himmel, der ihn im gefahrvollsten Kampfe geschirmt, und wünschte nur dort zu seyn, um ihn zu warten, um selbst den lindernden Balsam auf seine Wunde zu legen. Doch er gab ja diese für so leicht aus, und sie durfte deßhalb beruhigt seyn. An einem schönen Sommerabend, als die untergehende Sonne Wald und Felsen röthete, ging Genovefa, sinnend und einsam, auf dem labyrinthischen Pfad, der sich durch die Gebüsche ihres Gartens wand, und kam an den entlegensten Ort, wo der von Pappeln umwehte Teich einen klaren Springquell aufnahm, und wo sich eine Grotte, mit buntem Muschelwerk verziert, am Hange des Hügels wölbte. Sie setzte sich in der Grotte auf einen bemoosten Stein, dachte an des guten Dieners Warnung, an

die Möglichkeit, daß sein Argwohn gegründet sey, und an ihren entfernten Gemahl. Mit trauriger Sehnsucht wünschte sie seine Zurückkunft, wozu das Gefühl, daß sie auf dem Wege sey, Mutter zu werden, sie noch stärker antrieb. Plötzlich tönten leise Tritte und Golo stand vor ihr. Bebend fuhr sie auf; blaß und verwirrt stammelte er einige Worte, faßte sich aber schnell und that ihr das Geständniß seiner Liebe. Genovefa wollte fliehen; aber mit Gewalt hielt er sie zurück. „Elender! (rief die Gräfin) Du wagst dieß gegen die Gemahlin Deines Herrn, der sie Deinem Schutze vertraut, den ich selbst für so gut und treu hielt?“ Aber die Glut des Wahnsinns flammte aus seinem wilden Blick, er wollte die Erschrockene umarmen; sie stieß ihn von sich und schrie um Hülfe. Dragones, der Genovefa im Gebüsche wandeln und Golo ihr nachschleichen gesehen, eilte herbei. „Zur Hölle mit Dir!“ rief der Wüthende, zog sein Schwert und verwundete ihn. „Recht, Golo! Halte den Verführer!“ scholl jetzt Mathildens Stimme, die in der Nähe gelauscht hatte. „Abscheuliches Weib!“ rief Genovefa, wankte und fiel ohnmächtig nieder. Auf das Klaggeschrei, das er vom Teiche her vernahm, hatte Adam, der Gärtner des Schlosses, die nächsten Wachen geholt. Sie kamen eilig, den Burgvogt an der Spitze. „Was begab sich hier?“ fragte Letzterer. „Verhaftet diesen Mann! (sagte Mathilde, auf Dragones zeigend) Ihr werdet das Schändliche erfahren.“ Der nur leicht Verwundete ward sogleich in's Gefängniß abgeführt und mit Ketten belegt. „O! (rief er) ich habe nichts Schändliches begangen. Aber Weh' Euch, ihr Bösen, dereinst vor Gottes Gericht! Weh' Euch vielleicht noch hier! Man trug die Gräfin nach ihrem Gemach, wo sie die Augen wieder aufschlug. Ihr erstes Wort war der Name ihres Gatten, und bald versank sie wieder in sprachlosen Schmerz. Die treue Kammerfrau saß weinend bei ihr, und Wache stand an ihrer Pforte.

Mathilde sah nun in Genovefa's standhafter Unschuld die Unmöglichkeit, ihres Zöglings Leidenschaft zu befriedigen, und schritt, eben so sehr aus Zorn, daß ihr Plan mißlungen war, denn aus Angst um ihre eigene Sicherheit, zu den grausamsten Mitteln. Sie ahmte des Dragones Handschrift nach, worin das Geständniß seines unerlaubten Umganges mit der Gräfin abgelegt und erklärt war, daß Golo ihn mit derselben im Garten überrascht und darum verwundet habe. Ein verschmitzter Knappe, der sich in ihrem Dienst befand, mußte schnell diese Erklärung und ein Schreiben von ihr dem

Grafen Siegfried in das fränkische Lager bringen. Dem unglücklichen Dragones, in dessen Kerker sie nur Leuten, die ihr eigen und von ihr erkauft waren, den Zutritt erlaubte, ließ das boshafte Weib Gift in der Speise reichen, und er verschied unter den ärgsten Qualen. Da wurd nun behauptet, er habe sich selbst vergiftet, damit er nicht einem schmählichern Tod anheim falle. Ergeben in ihr trauriges Schicksal, und nur nach der Wiederkunft ihres Gatten seufzend, der gewiß ihre Unschuld erkennen und die Verbrechen ihrer Feinde strafen würde, brachte Genovefa schon Monate lang in der Gefangenschaft hin. Freilich hatte sie der guten Kammerfrau, und auch dem Burgvogt, der ein edler, tüchtiger Mann war, und die Sinnesart seiner ihm so ungleichen Schwester wohl kannte, Alles nach der Wahrheit erzählt, und Beide glaubten ihr; auch alle Hausgenossen trauerten über das Unglück der frommen Gebieterin, und zweifelten nicht an ihrer Reinheit und an der des gemordeten Dragones. Aber wer konnte noch die schwarzen Beschuldigungen Mathildens und Golo's vernichten? Jetzt gebar Genovefa ein Knäblein. Sie nannte es Schmerzenreich, um der Leiden Willen, die sie erdülden mußte. Das Kind war Siegfrieds Ebenbild. Da scheuete die Furie des Grafen Wiederkehr, und eilte mit ihrem Schlachtopfer. Sie beschloß einen Ritterrath zu versammeln, dem Golo seine falschen Beweise vorlegen, und der dann Genovefa richten sollte. Golo war wieder in tiefe Schwermuth versunken; Reue und Liebesglut kämpften in ihm; aber Mathilde wies ihm die Nichtigkeit seiner Träume, und regte seinen Stolz und sein Rachegefühl an. Der Tag des Gerichts war bestimmt. Da traf der rheinfränkische Ritter, den Siegfried abgesandt, auf Pfälzel ein. Mit Staunen und Abscheu vernahm er die schnöde Klage wider Genovefa, und verlangte sie zu sprechen. Er stärkte die Hoffnung der Niedergebeugten mit der Nachricht, daß ihr Gemahl bald hier seyn werde, erbot sich ihre Sache zu führen, und trat in die richtende Versammlung. Golo klagte Genovefa des Ehebruchs an, und behauptete, ihr Knäblein sey mit Dragones erzeugt. Karl vom Rheingrafenstein nannte ihn einen Lügner und Ehrenschänder. Einige, des Ritternamens unwürdige, von Mathilden bestochene, Räthe trugen auf den Tod der Gräfin an. Karl und der wackere Burgvogt wollten ihre Unschuld in geschlossenen Schranken wider Golo vertheidigen, und begehrten, daß einer von ihnen durch das Loos gewählt sey. Es fiel auf Karl. Am nächsten Morgen begann der Zweikampf. Golo, auf alle Freuden des Lebens verzichtend und

von Gewissensangst gequält, wünschte sich den Tod. Doch kämpfte er muthig; allein der kräftige Gegner zerspaltete im ersten Gange seinen Schild. Er nahm einen andern, und als Karl zu heftig eindrang, rannte er sich selbst in des Feindes Schwert. Er sank mit den Worten: „Dieß war ein Sieg der Hölle!" und verschied. Seine Geliebte, des Burgvogts Tochter, starb aus Gram.

Genovefa ward nun von dem Rathe für schuldig erkannt. Sie sollte sterben, und auch ihr Kind, weil es im Ehebruch erzeugt wäre. Doch wagte Mathilde keine öffentliche Hinrichtung; sie fürchtete einen Auflauf unter den treuen Anhängern der Gräfin, und zugleich einen neuen Ausbruch von Golo's Leidenschaft, der bald finster brütend umberging, bald, einem Gespenste gleich, auf der einsamen Stelle des Waldes in der Nacht sein trauriges Lied summte. Sie gab daher zweien ihrer Knechte Befehl, Genovefa, mit ihrem Knäblein auf dem Arm, tief in den ungeheuern Hochwald zu führen und dort zu tödten. Als Zeichen der geschehenen That sollten sie ihr die Zungen beider Opfer zurückbringen. So ward die Unglückliche um Mitternacht heimlich abgeführt. In einem tiefen Bergschlunde des Waldes kündigte man ihr an, daß sie noch ihr Gebet verrichten könne und dann mit ihrem Kinde sterben müsse. Ihr klägliches Flehen, doch nur des armen Kindes zu schonen, fand bei den rohen Seelen kein Gehör. Schon zogen sie die Dolche — da fuhr ein Pfeil aus dem Gebüsch, und traf die Schulter des einen Mordknechtes so scharf, daß er den Dolch fallen ließ. Adam, der baumstarke Schloßgärtner, sprang jetzt hervor, und faßte den andern Knecht. Er hatte Genovefa am Garten bei Fackelschein vorbeiführen sehen, und war unbemerkt in den Wald nachgefolgt. Er bot den Mördern fünf Goldgülden an, die er sich erspart hatte, wenn sie die Gräfin und ihr Knäblein nicht tödten wollten. „Besteht Ihr darauf (setzte er hinzu), so theile ich vorher mein Leben mit Euch!" Auf ihre Antwort, daß sie Beider Zungen ihrer Gebieterin zustellen müßten, versprach er, ihnen die Zungen eines Schafes und die eines Lammes, so er geschlachtet, zu übergeben. Sie standen von der That ab, nahmen das Geld, und gingen auf sein Geheiß voran. Adam wies Genovefen in ein sicheres dichtwölbendes Gebüsch im Nebenthale, wohin er ihr jede Nacht die Kost bringen wolle, und folgte den Knechten nach. Am Morgen empfing Mathilde die zwei Zungen, und, mit teuflischer Seele triumphirend, gab sie reichen Lohn. Adam schlich alle Nächte mit Nahrung in den Wald, und tröstete

Genovefa, die ihrem von dem Himmel gesandten Retter beißen Dank aussprach, mit der baldigen Rückkehr ihres Gemahls.

Siegfried hatte jetzt Mathildens Nachricht erhalten. Sie traf ihn wie ein Donnerschlag. Wüthender Zorn, tiefer Schmerz, und Vorwürfe gegen sich selbst, daß er an Weibestugend geglaubt, wechselten in seinem Gemüthe. Noch nicht ganz genesen bestieg er sein Roß, und schlug mit reisigem Gefolge den nächsten Weg nach seiner Burg ein. Mathildens Knappe war vorausgeeilt, um ihn anzukünden. Die Schändliche hatte Argwohn geschöpft, daß Adam über den Vorfall im Garten genauer belehrt sey; sie kannte seine treue Anhänglichkeit an das gräfliche Haus, und kaum war sie von Siegfrieds Nähe unterrichtet, als man eines Morgens den braven Gärtner am Eingange des Waldes ermordet fand. Da Genovefa seit diesem Tage ihren Retter nicht mehr sah, ahnete ihr sogleich eine böse That, und sich an diesem Orte nicht mehr sicher glaubend, ging sie trostlos in das tiefere Gehölz, wo sie eine geräumige Felsenhöhle fand, die Schutz vor Wind und Regen gab. Hier lebte sie kümmerlich von Wurzeln und Kräutern der Wildniß, und bald versiegte die Nahrung, welche sie ihrem Säugling bisher noch reichen konnte. Inbrünstig flehte sie das höchste Wesen an, daß es der leidenden Unschuld beistehen wolle, und ihr Gebet ward erhört; denn als Genovefa im nächsten Morgenschein aus ihrer Höhle trat, stand eine Rehkuh mit ihrem Jungen am Eingange, sah sie mit mitleidigen Blicken an, und bot ihr den Euter zu Milch für sie und ihr Kind. So kam täglich das gute Waldthier, und nährte die beiden Verlassenen.

Der Graf war auf Pfälzel angelangt. Die Beweise, so ihm Mathilde vorgelegt, der Ausgang des gesetzlichen Zweikampfes, den man als ein Gottesgericht ansah, sprachen für Genovefa's Schuld. Dennoch zürnte er, daß man mit ihrer Strafe nicht bis zu seiner Ankunft gewartet; und wie verödet erschien ihm seine Burg! Wie traurig war sein Daseyn! — Golo, den Mathilde zur Fassung bewogen, obschon sein Inneres zerrissen war, übergab ihm das Siegel des Landes, und zog auf sein Gut, das in einer einsamen Gegend lag, weil er, seinem Vorgeben nach, sich von dem traurigen Amte, so ihm auf Pfälzel zu Theil geworden, erholen müsse. Auch Mathilde begab sich wieder nach ihrem Schloß. Wohl hatte Siegfried gehört, daß Genovefa den Golo angeklagt; wohl entnahm er selbst aus den verwirrten

Reden des alten Burgvogts, der aus Schmerz über den Verlust seiner Tochter und über die ganze unglückliche Begebenheit in Melancholie und Schwachsinn verfallen war, manches Argwöhnische; doch, konnte ihn alles dieß von der Unschuld seiner ihm einst so theuern Gattin überzeugen? Aber in einer Nacht erschien ihm der Geist des gemordeten Dragones im Traum, und sprach: „Ich bin schuldlos, Deine Gattin ist schuldlos; Wehe, wehe den Bösen!“ — Er fuhr auf, und hatte keine Ruhe mehr. Doch kam ihm der Gedanke: „Dieser Geist kann aus der Hölle seyn; ihr ist noch Macht über uns gegeben; darum stehe fest in jeder Prüfung, und vertraue nur den Winken des Himmels!“ —

So lebte Graf Siegfried über drei Jahre lang düster und einsam auf seinem Schlosse. Genovefa duldete still in der Höhle des Waldes, betend für Alle, von denen sie einst Gutes erhalten, und auch für ihre Verfolger. Ihr höchster Kummer war, daß der Gemahl an ihrer Unschuld zweifeln könne; manchmal wollte sie zu ihm eilen, fürchtete aber dann plötzlich für ihr Leben und noch mehr für das ihres Sohnes. Sie erzog diesen in der Liebe zu Gott und der Natur, in den Gefühlen der Tugend und Frömmigkeit, wie er sie dereinst gegen seine Mitmenschen üben sollte, und lehrte ihn die Blumen und die Gewächse des Waldes kennen. Sein Gespiele war das junge Reh, dessen Mutter ihm und der seinigen fortwährend Unterhalt verlieh. — Welches Schicksal aber traf ihre Feindin? Einer ihrer schnöden Liebhaber ließ sie aus Eifersucht vergiften, und zwar durch die nämliche Hand, welche, auf ihren Befehl, dem unschuldigen Hausverwalter das Gift gereicht hatte. Sie berief in den Stunden des Todes Golo nach ihrem Schlosse, vertraute ihm, daß er ihr Sohn, daß er im Ehebruch erzeugt wäre, und verschied in der heftigsten Gewissensangst, laut die Namen ihrer Schlachtopfer rufend. Aber in derselben Nacht erschien wieder dem träumenden Siegfried der Geist des Dragones, und rief: „Entbiete Golo zur Jagd im Hochwalde! Die Bösen erwartet ihr Gericht!“ — Schaudernd verließ der Graf am Morgen sein Gemach; des Geistes Worte hatten ihn tief erschüttert, und er beschloß, ihm Folge zu leisten. Sogleich sandte er nach Golo's Burg, und da man ihn dort nicht fand, zu dem Schlosse Mathildens. Von ihrer Bestattung zurückgekehrt saß der Elende dumpf vor sich hinstarrend im Saal, und besinnungslos folgte er dem Ritter, der ihn zur Jagd einlud. Blaß und von wildem Gram entstellt trat er vor Siegfried. Dieß konnte ja Schmerz über den Tod seiner Pflegerin seyn!

„Die Jagd wird Euch ein wenig zerſtreuen," ſagte der Graf, und gebot den Forſtmännern, Alles auf den kommenden Tag zu rüſten.

Im Frühthau zog man über die Haide, und drang weit in den großen Forſt hinein. Hundgebell und Hörnerklang ſcheuchte das Wild aus dem Dickicht, und es flogen die Geſchoſſe der Jäger. Mit einmal ſprang eine prächtige Rehkuh vor Siegfried auf. Der ſonſt ſo ſichere Wurfſpeer fehlte ſie; alles ſtürmte ihr nach, und das Thier floh in eine Felſenhöhle. Der Graf ſtieg vom Roß, und wollte hinein; da lief ihm ein kleiner Knabe entgegen, der aber weinend und erſchrocken zurückwich, als er die gewaffneten Männer ſah. Doch jetzt erſchien auch ein bleiches zitterndes Frauenbild, und rief: „Siegfried! Dein Weib und Dein Sohn!" — „O Gott, Genovefa!" war ſein Gegenruf. „Ja — ja! es iſt Genovefa!" erſcholl es im ganzen Gefolge. Sie erzählte nun dem kaum ſeinen Sinnen trauenden Gemahl ihre unverſchuldeten Leiden und ihre Rettung. Er riß den bebenden Golo aus dem Haufen herbei, und fragte mit donnernder Stimme: „Kennſt Du Genovefa noch?" — „Ja! (ſtammelte er) ſie iſt unſchuldig!" und geſtand dann ſein und Mathildens Verbrechen. Siegfried umarmte mit Thränen der Freude und des Schmerzes ſeine Gattin und ſein Kind. Aber jetzt gebot er: „Feſſelt den Verruchten! Er werde gerichtet und zum Tode geführt!" Genovefa bat knieend um ſein Leben; doch der Graf blieb auf ſeinem Entſchluß. „Ich will ſterben! (ſagte Golo) das Leben iſt mir eine drückende Laſt. Aber gewährt mir die einzige Bitte! Laßt mich fallen unter den Weiden des Baches im Thal, dem ich oft meine einſamen Klagen vertraute, und gebt mir dort ein ritterliches Grab!" — „Dieß ſey ihm vergönnt! (ſprach Siegfried) jenes abſcheuliche Weib war noch ſchuldiger, als er." Dann betrauerte er mit ſeiner Gattin und der ganzen Schaar, die tief gerührt umher ſtand, die Treuen, welche die Bosheit hingeopfert, und den edlen Ritter, der Genovefa's Unſchuld vertheidigt und durch ein Blendwerk der Hölle gefallen war. Zwei Ritter führten Golo an den bezeichneten Ort; ſie hielten ihm die blanken Schwerter vor, er ſtürzte hinein, ſank todt nieder, und ward unter den Weiden des Thales beſtattet.

Siegfried kehrte mit ſeiner Gemahlin nach dem Schloſſe zurück. Welches Staunen, welche Freude unter den Hausgenoſſen! Treu waren auch die beiden Rehe gefolgt, und erhielten ſorgſame Pflege in dem Garten der Gräfin. Häusliches Glück und Friede lohnten wieder nach ſchweren und bit-

tern Leiden dem edlen Paar, und Schmerzenreich blühte schön, in ritterlicher Kraft, bieder und verständig, heran. Aber mit Ehrfurcht huldigte Alles umher, Vornehm und Gering, der frommen Dulderin Genovefa, und sie ward nach ihrem Tode unter den Heiligen genannt.

Heinrich Frauenlob.

Wir haben schon in andern Artikeln, zuerst in dem von Richard Löwenherz, der lieblichen Kunst der Minnesänger gedacht, welcher sich viele Edle und Ritter, ja selbst einige hohe Fürsten, mit dem herrlichsten Erfolge weihten. Doch die Blüthe des wonnereichen Gesanges schien sich in der düstern und sturmvollen Periode des Zwischenreiches immer mehr zu verlieren, und entfaltete sich auch, als Ruhe und feste Ordnung wiedergekehrt, nie mehr so reizend und frisch, wie sie unter den Hohenstaufen gelächelt. Doch hörte man in dieser spätern Zeit, am Ende des 13ten Jahrhunderts und im Anfange des 14ten, noch manchen schönen Saitenklang, von Frühling, Liebe, Andacht und Weisheit beseelt, wie die Lieder eines Konrad von Würzburg, Johann Hadloub in der Schweiz, und Anderer, beweisen. Da aber ein großer Theil des ritterlichen Adels, durch unaufhörliche Fehden verwildert, sich nicht mehr darin gefiel, die Harfe mit dem Schwert zu vereinen, zog sich die Kunst hinter die friedlichern Mauern der Städte zurück, wo manches Talent den Minnesängern aus der goldenen Zeit nacheiferte. Die Erinnerung an das anarchische Wesen, dem das deutsche Reich unterworfen war, bis Rudolph von Habsburg es mit weiser Herrschergewalt zu dämpfen kam, hatte einen solchen Widerwillen gegen alles Ungesetzliche eingeflößt, daß man sogar die Poesie, nicht allein hinsichtlich der Kunst, die mit der schönen Natur im freien Bunde steht, sondern auch in Bezug auf ihr Verhältniß zu der bürgerlichen Welt, einer strengen Regel zu unterwerfen suchte. Daher bildeten sich in den verschiedenen Städten Vereine von Dichtern, die unter sich eine Zunft stifteten, welche die der Meistersänger genannt ward. Anfänglich scheint dieselbe ein Werk der Gelehrten und Anderer vom gebildeten Stande gewesen zu seyn: späterhin fanden auch gewöhnliche Bürger, Handwerker ꝛc. Geschmack an dieser Beschäftigung, und trieben sie zur Erholung von ihren Berufs-

arbeiten. Die deutsche Poesie kam in Verfall. Man ahmte die Minnesänger wohl in der Form nach; aber der edle, romantische Geist, der in ihren Dichtungen waltet, fand sich nicht mehr in der gereimten Prosa jener Meistersänger, obschon Einige davon, namentlich Hans Sachs, sich durch Erfindungsgabe und Fruchtbarkeit der Phantasie auszeichneten. —

Heinrich von Meißen, welcher in der oben genannten Zeit zu Mainz lebte, soll der Erste gewesen seyn, der eine solche Zunft von Meistersängern errichtet, die sodann in allen rheinischen und schwäbischen Städten nachgebildet ward. Ob dieser Mann, wie Einige behaupten, ein Domherr von Mainz oder ein Doktor der Theologie war, oder ob er sich, nach anderer Meinung, unabhängig den Wissenschaften und der Dichtkunst gewidmet habe, lassen wir dahingestellt seyn. Aber so viel ist gewiß, daß ihn die Muse mit einem warmen Gefühl und einem reinen Sinn für das Edle und Schöne begabt, und daß man ihn vielleicht den Würdigsten ihrer Jünger nennen kann, welche von neuem die Bahn der Minnesänger betraten. Er weihte seine zarten Lieder meist der Jungfrau Maria, als dem höchsten Ideal weiblicher Güte, und dem Lobe edler Frauen. Darum ward ihm von seinen Zeitgenossen der Name Frauenlob ertheilt, und unter diesem kennt und ehrt ihn die Nachwelt. Aber ein Beweis von dem dichterischen Geist und dem reinen Naturgefühl, so in jenen Tagen geherrscht, ist vor Allem die lobenswerthe Huldigung, welche das schöne Geschlecht seinem gefeierten Sänger widmete. Gern empfingen die angesehensten Frauen und Jungfrauen der Stadt den geistreichen Dichter, den ächten Herold weiblicher Tugend und Würde in ihren Kreisen, und als er im Jahre 1317 dieser Welt entrissen ward, sprach sich ihr Dankgefühl in einer Begräbnißfeier aus, wie sie noch keiner seiner Mitgenossen in alter und neuer Zeit erhalten hatte. Wir geben hier, was Geschichte und Sage davon melden.

In den Frühstunden erklang das Geläute aller Glocken in der am herrlichen Rheinufer liegenden Stadt Mainz, und ein großer Leichenzug wallte die Straße nach dem Dom herab. Ein ansehnlicher Theil des Gefolges bestand aus Frauen und Töchtern des Adels, wie des Bürgerstandes, die in Trauergewanden, schwarz umflort, und schwermüthig einher gingen. Acht der Schönsten trugen einen Sarg, mit Rosen, Lilien und Myrthen bekränzt. So trat der Zug in die gewölbten Hallen des Tempels, wo Fahnen, schwarz und weiß, die Wände schmückten, und helles Kerzenlicht sich auf die Leidtragenden herabgoß. Im Kreise umstanden sie jetzt ein offenes

Grabgewölbe, und unter den Hochgesängen des Chors und den feierlichen Tönen der Orgel ward der Sarg hinabgesenkt. Während man es verschloß, sangen die Damen ein Trauerlied von der rührendsten Melodie, das mit den Worten begann:

Ruh' sanft! An Deinem Grabe steht
Versunken jede Freundin tief in Schmerz;
Du hast uns oft in Deinem Lied erhöht,
Und dafür lohnt Dir unser Herz. —

Alsdann traten die acht Trägerinnen nach einander vor, und streuten Rosen, Myrthen und Rebenlaub auf das Grabmal. Andere näherten sich mit goldenen Pokalen, und goßen den herrlichsten Wein, der auf den malerischen Hügeln des Rheingaues reift, hier aus, so daß er in den Gängen der Kirche floß. Mit Klagen und Thränen schieden sie wieder von der geweihten Gruft, und horchten in Andacht dem Hochamte. Aber ein fremder Ritter, der eben erst in der Stadt angelangt, und, als er vernommen, daß ein sehr feierliches Begräbniß statt habe, sogleich nach dem Tempel geeilt war, begrüßte, als man diesen nun verlassen wollte, sehr ehrerbietig eine der Damen, und sprach: „Wollet mir sagen, hochedle Frau, wem Ihr die Ehre einer so ausgezeichneten Bestattung erwiesen habt! War es ein hoher Fürst, der mit Macht und Klugheit sein Reich beherrschte, oder ein ritterlicher Held, der in Schlachten und Turnieren sich glänzenden Ruhm und Dank erwarb?" Ernst und traurig gab ihm die Dame zur Antwort: „Geehrt sey uns der Fürst, der weise, mild und kräftig die Zügel seines Staates lenkt; geehrt der Rittersmann, dessen tapferes Schwert treu die Unschuld und das Recht beschirmt! Doch Er, den wir zu dieser Ruhestatt geleitet, war nicht von irdischem Glanz umstrahlt; aber unverwelklich ist der Lorbeer, welcher sein Haupt schmückt. Auch führte sein Arm kein Heldenschwert, sondern er trug nur eine goldene Harfe. Mit dieser gewann er Ruhm und Sieg in allen Gauen des Vaterlandes. Wisset also! Wir trugen hierher einen edlen Sänger, der in seinen unsterblichen Liedern die Tugenden unsers Geschlechts verherrlichte. Darum bekränzten wir sein Grab mit Blumen und Laub, die als Naturbilder seiner schönen Dichterphantasie erscheinen; darum ward ihm dieß Opfer des Weines, den wir ihm oft zum Ehrentrunke gereicht. So bringen wir ihm unsern letzten Dank, und sein Name wird im Buch aller Zeiten leben. Er hieß Frauenlob!" — Tief gerührt neigte sich der Ritter, und gewahrte jetzt eine schone Jungfrau, die thränenlos, abgehärmt, und blaß, wie die welkende Lilie des Gartens, mit langsamen Schritten zurück-

wallte. Ihr Glück und ihre Ruhe war (so schien es) mit dem frommen Dichter in die bessere Welt hinübergegangen, und auf ihrem lieblichen Antlitze sprach sich die Sehnsucht aus, bald dort mit ihm vereint zu werden. Mitleidsvoll sah ihr der Fremde nach, und trat in ernsten Gedanken aus dem heiligen Tempel.

Der Grabstein des edlen Heinrich Frauenlob stand ehedem an dem sogenannten Wendelstein in der Domkirche zu Mainz. Darauf war sein umkränztes Brustbild und der mit drei Blumenkronen geschmückte und von acht Frauen getragene Sarg ausgehauen. Als man im Jahre 1744 hier einen neuen Bau vornahm, ward er aus Schuld der Werkleute zertrümmert. Doch der treffliche vaterländische Geschichtschreiber Niklas Vogt, dessen warmem Eifer wir so manche Kunde rheinischer Vorzeit danken, bewirkte im Jahre 1783, daß dem Dichter, nach der noch vorfindlichen Zeichnung des alten, in der Nähe jenes Platzes ein neues Denkmal errichtet wurde.

Von seinen Gedichten enthält die Manessische Sammlung zwei schöne Stücke. Auch finden sich deren noch in andern Urkunden aus der damaligen Zeit. *

Der Palast in Ingelheim,

und

die Geschichte von Eginhard und Emma.

Es wird unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir der Kunde von Eginhards und Emma's Liebe die historische Nachricht über den Ort, wo ihre Scene war, vorangehen lassen.

Karl der Große, dieser mächtige Fürst, der nicht allein als König der Franken erscheint, sondern auch den größten Theil von Deutschland, Italien, Ungarn, dem nördlichen

---

* S. über den vorliegenden Gegenstand die schöne Ballade der Stiftsdame Fräulein Adelheid von Stolterfoth, mit Anmerkungen. — Ein vortreffliches Gedicht von größerem Umfange hat mein verstorbener Freund, der allgemein geschätzte Herr Hofrath Jung in Mainz, zu Ehren Frauenlobs gesendet.

Spanien ꝛc. besaß, und das römische Kaiserthum wieder herstellte, der, obschon nicht ohne manche Fehler und in manchen Vorurtheilen seiner Zeit befangen, doch zugleich mit hohen Tugenden, welche man in dieser, wie in allen Zeiten, findet, ausgestattet war, soll in dem Flecken Niederingelheim, so in der schönen Gegend, Ingelheimer Grund genannt, zwischen Mainz und Bingen liegt, geboren seyn. Durch diesen Umstand, so wie durch die Reste des kaiserlichen Palastes, welche man noch erblickt, ist dieser Ort unstreitig einer der merkwürdigsten des Rheinlandes geworden. Zwar sind sowohl die romantischen Dichter, welchen jene an ritterlichen Alterthümern so reiche Periode manchen herrlichen Stoff gab, als die Geschichtschreiber, nicht einerlei Meinung über die Geburtsstätte dieses Monarchen. Denn Einige verlegen sie nach Aachen, Andere nach Paris, und Andere sogar nach dem Schlosse Salzburg in Oberbaiern. Doch haben wohl die, so Ingelheim dafür annehmen, den wahrscheinlichsten Grund für sich. Eins der wichtigsten Zeugnisse bleibt die Stiftungsurkunde, welche Kaiser Karl IV. den Augustiner-Chorherrn zu Ingelheim ausgestellt. In dieser wird es ausdrücklich der Geburtsort Karls des Großen genannt. Jedenfalls aber ist historisch erwiesen, daß Letzterer in den Jahren 768—774 hier einen prächtigen Palast von gehauenen Steinen erbauen ließ, und ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt wählte. Ein Chronikenschreiber, der unter Karls Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, lebte, hat eine weitläuftige Beschreibung von dem Glanz und der Herrlichkeit dieses Palastes geliefert. Er war mit hundert Säulen geschmückt, die man von Rom und Ravenna hierher brachte. So stand er mehrere Jahrhunderte lang, und ist zugleich durch viele darin gehaltene Reichs-Versammlungen und Concilien berühmt geworden. Den ersten feierlichen Reichstag hielt Karl der Große selbst im Jahr 774 an diesem Ort. Auch ward 791 Ludwig der Fromme hier mit dem Schwert umgürtet und wehrhaft gemacht. Aus der Regierungszeit des Letztern bietet das Schloß noch manche historische Erinnerungen. Er empfing daselbst die Gesandten des morgenländischen Kaisers Leo, und feierte bald darauf hier seine Vermählung. Während der, 826 in Ingelheim gehaltenen, Reichsversammlung kam der König Harold von Dänemark, nebst seiner Gemahlin aus dem hohen Norden den Rhein herauf, um den Kaiser Ludwig zu besuchen. Dieser bewog ihn, zum Christenthum überzutreten, wo dann die Taufhandlung in der Kirche des Ortes von dem Bischof von Würzburg vollzogen ward. Mit

großer Pracht kam 831 eine Gesandtschaft des Kaisers Theophilus aus Constantinopel hierher, und brachte für Ludwig sehr reiche und kostbare Geschenke mit. Als dieser jedoch fühlte, daß seine Kräfte immer mehr abnahmen, ließ er sich auf einer anmuthigen Insel des Rheins, ohnweit Ingelheim, eine schöne Sommerresidenz einrichten. Doch war ihm dieser Aufenthalt nur vierzig Tage lang vergönnt; denn im Juni des Jahrs 840 starb der milde, besonders durch kindlichen Gehorsam und Wohlthaten gegen die Armen schätzbare Fürst, und ward im Dome von Metz bestattet. Seine drei Söhne theilten unter sich, vermöge des bekannten Vertrags in Verdun, das große väterliche Reich. Wir übergehen die einzelnen denkwürdigen Ereignisse, welche unter seinen Nachfolgern in dem Palaste von Ingelheim statt fanden. Karl IV. war wohl der letzte Kaiser, der ihn besucht hat. Er verpfändete den Ort mit andern des Reichs, und so kam derselbe bald an das Churfürstenthum Pfalz. Während des Kriegs, den Pfalzgraf Friedrich I. mit dem Erzbischof Adolph von Mainz geführt, zog eine Schaar Mainzer, nebst ihren Bundesgenossen von Veldenz und Leiningen, vor Niederingelheim. Viele Einwohner hatten sich in das Schloß oder den sogenannten Saal geflüchtet. Dieser ward von den Feinden erstürmt. Als aber der Pfalzgraf zum Entsatz herbei kam, steckten jene den Ort in Brand und eilten davon. Späterhin brachten ihm die bayerische Fehde, der Bauern- und dreißigjährige Krieg großen Schaden, und im Jahr 1689 ward er von den Franzosen nochmals durch Feuer verheert. So sank dieses herrliche Denkmal des Alterthums in Trümmer, und es blieb nur ein Theil des Mauerwerks von dem kaiserlichen Palaste, welches man zur Erinnerung der vaterländischen Nachwelt in einer treuen Zeichnung bewahrt hat.* Noch ist der mit einem Graben umgebene Bezirk, in dem er lag, an der nordöstlichen Seite des Fleckens zu schauen. Am Eingange des großen Thors befindet sich noch ein Stück der gegossenen Säulen, worauf im Jahr 1628 eine Inschrift eingehauen ward, die Widder, dem wir einen Theil dieser Nachrichten verdanken, in seinem Werke anführt. Es heißt darin: „daß vor 810 Jahren dieser Saal des Kaisers Karl, nach ihm seines Sohnes Ludwig, im Jahr 1044 aber Kaiser

* Sie findet sich bei einer Abhandlung, welche der hochverdiente Geschichts- und Alterthumsforscher J. D. Schöpflin, Verfasser der **Alsatia illustrata**, der im 17. Jahrhundert in Straßburg lebte, unter dem Titel: **Dissertatio de Caesareo Ingelheimensi Palatio** herausgab, und in den **Act. Acad. Palat.** abgedruckt ist.

Heinrich's, und 1360 Kaiser Karls IV., Königs von Böhmen, Palast gewesen; daß Karl der Große die gegenwärtige und andere Säulen von Ravenna in Italien hierher führen lassen, und daß man erstere jetzt wieder unter der Herrschaft Ferdinand's II. und Philipps IV. in Spanien, und der von ihnen verordneten Regierung der Pfalz, aufgerichtet habe." Die übrigen Säulen wurden unter Churfürst Philipp auf das Heidelberger Schloß gebracht. Sebastian Münster, der 1489 in Niederingelheim geboren war und 1552 in Basel starb, meldet in seiner Kosmographie, daß er noch 5 oder 6 Säulen in der Probstei seines Geburtsortes gesehen, die Karl der Große (nebst andern, so man nach Aachen geführt) hierher habe kommen lassen, welche nunmehr der genannte Churfürst nach Heidelberg gesandt habe. Doch alle wurden in den verderblichen Kriegsjahren zerstört. Auch hat die Ruine des Palastes in späterer Zeit durch Verbauung ꝛc. noch mehr gelitten.

Melden wir jetzt die oben erwähnte Geschichte des liebenden Paares, welche historisch begründet und auch von manchen Dichtern der ältern und neuern Zeit besungen ist.

Karl der Große hatte sowohl mit seinen rechtmäßigen Gemahlinnen, als mit Kebsweibern, mehrere Kinder beiderlei Geschlechts erzeugt. Welche von ersteren die Mutter seiner reizenden Tochter Emma war, ist in den Urkunden jener Zeit nicht gemeldet. Einard Eginhard, ein talentvoller Jüngling, war an des Kaisers Hof erzogen. Die vorzügliche Geistesbildung, die wissenschaftlichen Kenntnisse und die Gewandtheit in Staatsgeschäften, so wie der rechtliche und biedere Charakter dieses Mannes, erwarb ihm die Gunst seines Fürsten dergestalt, daß ihn derselbe zu seinem Geheimschreiber ernannte, und sich nicht allein über die Angelegenheiten des Reichs, sondern auch oft über die seines eigenen Hauses, mit ihm berieth. Endlich ward er auch zum Unterricht der kaiserlichen Prinzessin Emma bestellt. Es war überhaupt in der Zeit des Mittelalters Gebrauch, daß man sein gebildeteren Männern vom gelehrten Stande die wissenschaftliche Erziehung junger vornehmen Damen anvertraute. Man ließ sie oft mit diesen allein und die Lehrstunden wurden von Niemand gestört. Wenn nun ein solcher Mann, außer den Vorzügen des Geistes, auch andere persönliche Eigenschaften besaß, die ihn liebenswürdig machten, so konnte es manchmal leicht geschehen, daß bei der Jungfrau, neben der Bewunderung, die sie für die Kenntnisse desselben hegte, auch ein Interesse des Herzens nach und nach in's Spiel kam, und daß er selbst

für ihre mit geiſtigem Streben verbundene Schönheit nicht gleichgültig blieb. Waren nun Beide nicht auf ihrer Hut und noch durch einen und den andern Umſtand begünſtigt, ſo entſpann ſich unvermerkt ein liebendes Verhältniß, deſſen Erfolg zuweilen glücklich, aber auch nicht ſelten traurig war, Das Letztere beweiſet namentlich die rührende Geſchichte von Heloiſe und Abelard. Eben ſo mußten zwei edle, für alles Gute und Schöne in der Natur, Wiſſenſchaft und Kunſt offene Gemüther, wie die von Eginhard und Emma, dabei Er mit männlicher Kraft und Schönheit, Sie mit aller Anmuth und allen weiblichen Reizen geſchmückt, einander verſtehen, und bald trat ein zärtliches Gefühl, das nicht blos gegenſeitige Achtung war, in ihre Seelen. Emma, wißbegierig, unſchuldvoll und tiefempfindend, wußte noch nicht, daß ſie in Eginhard ſchon mehr als ihren Lehrer und ihren Freund ſah; er ſelbſt fühlte wohl, was in ſeinem Herzen vorging; doch kämpfte er noch wider den Sturm der Liebe, da ſich die Klippe, ſo Geburt und Stand begrenzt, warnend vor ſeinen Augen erhob. Aber die Macht der Natur iſt ſtärker, als alle Betrachtungen, und adelt nur in reinen Seelen das, was in niedern der gemeine Sinn verderbt und herabwürdigt! —

Eginhard durfte ſeine Schülerin auch auf ihren Spaziergängen in dem blühenden Garten des Schloſſes Ingelheim und auf der lachenden Flur begleiten, wo die mannigfaltige Ausſicht über die glänzende Fluth des breiten Stromes, auf den herrlichen Rheingau mit ſeinen maleriſchen Gruppen von Wald, Wieſen und Rebenhügeln entzückt. Der blumenreiche Frühling, der ährenbegrenzte Sommer und der fröhliche Herbſt wirkten mit den Reizen der Natur noch ſtärker auf die liebende Regung der Herzen; oft wurden die Lehrſtunden in einer ſtillen Laube des Gartens oder in einer gewölbten Grotte des einſamen Haines vorgenommen, und — ach! ſie waren nur zu bald in Schäferſtunden verwandelt. Als nun der ſtürmiſche Winter kam und die Liebenden in des Palaſtes Hallen zurückwies, auch die Zeit des Unterrichts mehr beſchränkt und öfter von einem fremden Beſuch unterbrochen ward, da fühlten ſich Beide weniger glücklich, und dachten endlich auf Mittel, wie ſie den Drang ihrer unbezwinglichen Neigung befriedigen könnten. Eginhard vergaß in der Gewalt ſeiner Leidenſchaft die ſtrenge Pflicht, welche er auch von dieſer Seite dem Gebieter ſchuldig war; ja, es ſtieg wohl manchmal der kühne Gedanke in ihm auf, daß er für die großen und treuen Dienſte, ſo er dem Kaiſer geleiſtet, des höchſten und ſüßeſten

Lohnes würdig sey; und auch Emma, die harmlose, tugendhafte Jungfrau, ward von der Macht ihrer Gefühle so verblendet, daß sie, dem Werth des Geliebten und der Güte ihres Vaters, wenn er den heimlichen Bund entdecken würde, vertrauend, jenem oft eine nächtliche Zusammenkunft in ihrem Gemach erlaubte. Die Gebäude, worin jedes von ihnen seinen Aufenthalt hatte, waren durch den großen Raum des Schloßhofes getrennt. Wenn die Mitternacht vom Himmel sank, schlich Eginhard, in einen Mantel gehüllt, zu seiner Holden herüber, und entfernte sich manchmal erst dann, wenn der Hahn die Morgendämmerung verkündet, wieder nach seiner Wohnung. Der Minnesold ward ihm gewährt, und das drohende Bild der Zukunft, das zuweilen im Hintergrund erschien, verlor sich in den seligen Träumen der Liebe.

Aber eines Morgens, als der Burgglocke Schall zum Abschied ermahnte, und Eginhard aus der zärtlichen Umarmung an das Fenster trat, sah er im frühen Mondscheine den ganzen Hof mit Schnee bedeckt. Welch ein Schrecken für ihn und seine Geliebte! Die Fußtritte eines Mannes, der bei Nacht aus dem Frauengebäude kam, hätten sogleich den ärgsten Verdacht erregt, und die schärfste Untersuchung des Kaisers war zu fürchten. In verzweifelnder Angst sannen die Liebenden auf ein Mittel, das ihre Schuld verbergen und sie retten könne; aber es fand sich keines, und Beide sahen nur ihren unabwendbaren Untergang. Mit einmal trat ein kühner Entschluß in die Seele der Fürstentochter. „Sey ruhig, mein Geliebter," sprach sie, „und vertraue Dich mir an! Ich trage Dich über den Schloßhof bis nahe an Deine Wohnung. Man sieht dann nur weibliche Fußtritte, die hin und her gegangen sind, und schöpft nicht Argwohn." Kein anderer Ausweg blieb zu seiner und ihrer Sicherheit; er willigte also gern in das Erbieten der Jungfrau. Sie nahm den ihr so theuern Mann auf den zarten Rücken, und trug ihn über den Schnee. Leicht athmeten Beide, als sie wieder in ihren Gemächern angelangt waren, da alles im Palaste noch im tiefen Schlummer lag. Sie glaubten unbemerkt geblieben zu seyn, und — hatten sich getäuscht! Kaiser Karl, den ernste Geschäfte des Staates früh erweckt, sah von seinem Fenster herab das seltsame Schauspiel. Erst glaubend, daß er einen Diener und eine Dienerin des Hofes erblicke, die geheimer Liebe gepflogen, erkannte er bald im Mondlichte seine eigene Tochter und den Mann, dem er sein Vertrauen geschenkt, dem er so große Gunst erzeugt, und der ihm jetzt als der Verführer seines Kindes erscheinen mußte. Zornig

einen Stahl ergreifend, riß er schon die Pforte auf, um hinabzueilen, und den frechen Bubler und die entartete Bublerin schnell in das Schattenreich zu senden. Doch plötzlich gefaßt, wie er oft war, wenn ein zu rascher Entschluß ihn hinreißen wollte, trat er zurück. Vaterliebe und Dankbarkeit für manchen wichtigen Dienst rangen mit dem Gefühle der Schmach, die sein königliches Haus erlitten, in der großen Seele des Helden — und kaum war der purpurne Tag an den östlichen Höhen emporgestiegen, so berief er seinen hohen Rath in den Rittersaal.

Sich wundernd, daß sie schon bei der ersten Frühe versammelt werden, und in der Meinung, es betreffe eine sehr dringende Angelegenheit des Reiches, nahmen die Richter und Hofleute Sitz, und harrten gespannt auf den Vortrag und die Befehle ihres Herrn. Auch Eginhard saß hier als Geheimschreiber. Obschon er sein nächtliches Abenteuer nicht für entdeckt hielt, so konnte er sich doch einer gewissen Unruhe und einer düstern Ahndungswolke, die vor ihm stand, nicht erwehren. Jetzt erschien der Kaiser in dem Saal, und sprach mit ernstem und strengem Blick, in dem man zugleich einen Zug inneren Grames lesen konnte, zu der Versammlung: „Sagt an, getreue Räthe meines Hofes und meines Reichs, welche Strafe derjenige verdient, der in schnöder Liebe die Tochter des Kaisers verführt hat?“ — Höchst erstaunt ob dieser Anrede, und in großer Verlegenheit, was darauf zu antworten sey, wagte Keiner einen Spruch; denn sie dachten schon, daß am Hofe selbst ein solches Verbrechen sich ereignet habe. Doch dem wiederholten Aufrufe des Herrschers gehorchend, sagte nun einer der Aeltesten: „Möge dieß dem Kaiser und Vater anheim gestellt seyn!“ Darauf wandte sich Karl zu seinem Geheimschreiber mit den Worten: „Eginhard, ich verlange Deine Meinung.“ — Nicht zweifelnd, daß sein Vergehen offenbar geworden und in neu erwachter Gewissenspein, daß er an seinem Fürsten und Wohlthäter gefrevelt, erhob sich Eginhard, und erwiderte mit festem, aber bescheidenem Tone: „Wer dieß begangen hat, ist des Todes schuldig.“ — Da fühlte sich der Kaiser tief gerührt von der Reue seines Lieblings, und von dem Urtheile, so dieser über sich selbst ausgesprochen hatte. Er dachte zugleich an die verzweifelte Lage, in welche die seinem Herzen so werthe Tochter eine nähere, den Gesetzen des Reiches entsprechende, Untersuchung jenes unglückseligen Schrittes versetzen könne. Er entließ daher den Rath, und sprach zu Eginhard: „Folge mir!“ —

Emma hatte keine Ruhe mehr auf ihrem Lager gefunden. In banger Ungewißheit, ob nichts von dem Ereigniſſe der verfloſſenen Nacht kund geworden, ging ſie in ihrem Gemach umher. Allein wie bebte ſie, als jetzt ihr Vater, und hinter ihm Eginhard, dieſer blaß und verſtört, dereintraten. Mit hart ſtrafenden Worten verwies der Kaiſer Beiden ihre Schuld; doch liebreich und gerührt fügte er hinzu: „Ich denke immer daran, daß du, Emma, vor dieſem Fehltritt mein geliebtes und gehorſames Kind warſt. Auch vergeſſe ich nicht den Fleiß, die Treue und Geſchicklichkeit, welche Du, Eginhard, mir in den oft ſo ſchweren Sorgen und Geſchäften erwieſen haſt, mit welchen ein König beladen iſt, dem das Wohl, die Ordnung und der Ruhm ſeiner Staaten und Völker am Herzen liegt. Darum will ich nicht die Strenge des Reichsgeſetzes über Euch rufen; aber an meinem Hofe könnt Ihr nicht länger ſeyn. Entfernt Euch alſo heimlich, vermählt Euch, und Gott wird Euer weiteres Schickſal lenken!“ — Mit Thränen ſtürzten Beide vor ihm hin, umfaßten ſeine Knice, und baten, daß er ihnen nur die Schuld vergeben möge; dann wollten ſie gern ihr Loos ertragen. „Sie ſey Euch vergeben!“ rief der Kaiſer, umarmte voll ſchmerzlichen Gefühles ſeine tiefgebeugte Tochter und verließ das Gemach. —

Mit einer Goldſumme verſehen, die ihnen Karl noch zuſtellte, und getröſtet durch den Edelmuth, welchen der ſo ſchwer gekränkte Fürſt und Vater gegen ſie bewies, ſchieden die Liebenden von dem Palaſte, der Zeuge ihrer Wonne und ihrer Leiden war. Doch fühlten ſie ſich auch in der Verbannung nicht unglücklich, da die große Liebe, ſo Eins für das Andre empfand, ihre Herzen ſtärkte und ihren Muth erhob. Sie fuhren über den Rhein, und zogen nach dem Gebirge des Frankenlandes. Hier wurden ſie in der Waldkapelle eines Einſiedlers getraut. Darauf nahm das treue Paar ſeine Wohnung in einem kleinen wirthlichen Hauſe, das an den ſchönen Ufern des Maines lag, da, wo er ſeine blauen Fluthen, an Wald- und Rebenhöh'n vorbei, durch Wieſen und fruchtbare Felder windet.

Jahre lang ſchon hatten Eginhard und Emma hier in zärtlicher Liebe und häuslichem Glück ihr ländliches Leben geführt, ohne daß Kaiſer Karl und ſein Hof ihren Aufenthalt wußten. Da traf es ſich, daß er einmal in dem großen, wilden Forſt dieſes Gebirges eine Jagd anſtellte. Während derſelben ritt er mit Einigen aus ſeinem Gefolge an dem Orte vorbei, wo ihre Hütte ſtand, hielt an, und bat um eine kleine Mahlzeit. Daß die Liebenden ſogleich den königlichen

Vater erkannt, läßt ſich wohl denken; daß ſie aber ihm noch verborgen blieben, war nicht wunderſam, da ihre durch den früheren Gram entſtellten Züge und die ſchlichte ländliche Kleidung ſie unkenntlich machten. Während der Kaiſer ſich mit ſeinen Begleitern in dem prunklos, aber nett eingerichteten Zimmer unterhielt, ging Eginhard in den Hof, um auch für die Knechte und Roſſe zu ſorgen, und Emma eilte nach der Küche zur Bereitung des Mahls. Sie verſtand dieſes häusliche Geſchäft, nach der Sitte jener Zeit, wo man, wie in der griechiſchen Heroenwelt, die Fürſtentöchter am Spinnrocken und am Heerde ſah. Oft hatte ſie ihrem Vater ſeine Lieblingsſpeiſe gekocht, und dieß geſchah auch jetzt mit aller Sorgſamkeit. Der Tiſch ward nun ſäuberlich gedeckt; man trug die Schüſſeln auf, und die hohen Gäſte, deren Eßluſt durch die lange und rüſtige Bewegung auf der Jagd nicht wenig gereizt war, nahmen vergnügt ihre Plätze ein. Doch wie erſtaunte der Kaiſer, als er ein wahrhaft königliches Mahl, als er ſogar ſein Lieblingsgericht auf der Tafel einer einfachen Landwirthin fand! Mit größerer Aufmerkſamkeit warf er nun ſeinen Blick auf die Bewohner des Hauſes, und — erkannte ſeine verwieſene Tochter und ihren Gatten. Weinend und kindlicher Liebe voll ſanken Eginhard und Emma, wie einſt bei der Trennung, ihm zu Füßen, und Karl rief im höchſten Gefühl der Vaterfreude und des Wiederſehens, indem er Beide in ſeine Arme ſchloß: „Seelig ſey der Ort genannt, wo ich auf's Neue meine Emma gefunden habe!“ —

Noch mehr that der verſöhnte Vater. Er ſchenkte dem liebenden Paare viele Güter um den Ort ſeines Wohnſitzes her, reiche Fluren, und zudem herrliche Forſte in den Gebirgsthälern des uralten Speſſart und des Odenwaldes. Lange noch lebten ſie froh und glücklich in ihrem bisherigen Aufenthalte, der jetzt in ein angenehmes Landſchloß verwandelt ward. Auch erblühte ihnen die ſüßeſte Hoffnung in einem lieblichen Kinde, das Emma ihrem Gatten gebar. Doch mußten ſie auch den Schmerz erleben, daß es ihnen von dem unerbittlichen Tode wieder entriſſen ward. Emma ging vor ihrem Gemahl in die beſſere Welt. Er trug tiefes Leid um ſie, und ſtiftete zu ihrem Gedächtniß, da wo die Wohnung ſtand, ein Kloſter, dem er alle von Karl empfangenen Güter ſchenkte. Zugleich verordnete er, daß einſt ſeine Aſche mit der ſeiner Gattin vereint werden ſolle. Dieß geſchah; und noch ſieht man das prächtige Grab des in Liebe geprüften Paares in der Kirche der Stadt, welche an jener Abtei nach und nach erbaut worden. Sie wurde Seeligenſtadt genannt,

nach den Worten, die der Kaiser beim Wiederfinden seiner Tochter aussprach. Den Sarg aber, der die Gebeine Eginhard's und Emma's verschloß, sandte in neuerer Zeit der Großherzog von Hessen, mit dessen Landen nun Seeligenstadt vereint ist, als Geschenk dem Grafen von Erbach, der, wie Einige behaupten, von einem Zweig aus Eginhard's Geschlecht abstammt. Diese merkwürdige Reliquie befindet sich nun in der herrlichen Sammlung von römischen und altdeutschen Denkmälern, welche das Erbacher Schloß im Odenwalde zur Bewunderung der Reisenden, enthält. Sehenswerth ist hier besonders der Rittersaal, wo mehrere Könige, Fürsten und Ritter in denselben Rüstungen, die sie einst getragen, theils zu Roß, wie Konrad von Künsberg, Erasmus Schenk von Erbach, ein Graf von Leiningen, Herzog Ernst von Sachsen, Kaiser Friedrich III. und Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, theils stehend, wie Herzog Philipp der Gute von Burgund, Kaiser Maximilian I., Gustav Adolph von Schweden, Albrecht von Wallenstein, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen ꝛc. ꝛc., gebildet sind; so daß wohl keine Sammlung besteht, die ein so treues und anschauliches Bild von den Helden des Mittelalters, und daher jedem Freund der Denkmale unserer Vorzeit ein höheres Interesse gewährt, als diese schätzbare Anstalt, welche man dem Vater des jetzt regierenden Grafen von Erbach verdankt.

Fügen wir noch einige historische Nachrichten über Eginhard bei. Außer den großen Verdiensten, die er um die Staatsangelegenheiten des fränkischen Reichs hatte, besaß er auch das, ein gründlicher und gelehrter Schriftsteller zu seyn; ja er war der älteste deutsche Geschichtschreiber. Von ihm hat man noch eine genaue [illegible] umfassende Biographie Karls des Großen, ferner die Annalen von Frankreich über die Jahre 741 — 829, und eine Sammlung Briefe, worin sehr wichtige Aufschlüsse über die Geschichte seines Zeitalters gegeben sind. Unter dem, was er im staatswirthschaftlichen Fache geleistet, soll auch ein Plan befindlich seyn, nach welchem das deutsche Meer oder die Nordsee mit dem mittelländischen und schwarzen Meere durch zwei Kanäle verbunden werden sollte. Hierdurch wäre zugleich einerseits die Mosel mit der Saone in Verbindung gesetzt, anderseits ein Weg von dem Rhein nach der Donau eröffnet worden. Auch von Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, war dieser Mann geschätzt und geehrt. Er schenkte ihm nach einer Urkunde aus früherer Zeit, den Ort Michelstadt im Odenwalde,

mit einem zwei Meilen umfassenden Gebiet, welches die Gegend begriff, wo nachmals das Schloß Erbach entstand. Dieses Besitzthum übergab Eginhard in der Folge dem Kloster Lorsch, unter Bedingung, „daß es einer seiner Erben bittweise von dieser Abtei erhalten und behalten solle.“ Hierauf gründet sich die oben angeführte Meinung, daß die Grafen von Erbach unter seine Nachkömmlinge gehören. Was nun Eginhard's Liebesgeschichte mit der Tochter des Kaisers betrifft, so mag sie wohl, wie viele aus Karls des Großen Zeit mit der dichterischen Sage verwebt worden seyn. Vielleicht hat er, wie Vogt glaubt, aus Schonung so zart und dunkel über diese Dame geschrieben, und gab ihr, um das Geheimniß seiner Liebe zu decken, den süßen Namen Emma, Imma, oder Biene (Emma bezeichnet zwar sonst, nach Johann von Müller, einen angenehmen Waldbach). In Karls Lebensbeschreibung gedenkt Eginhard ihrer nicht unter allen daselbst namentlich angeführten Kindern dieses Monarchen, und in den Briefen an seinen Freund, den Abt Lupold, worin er ihren durch den Tod erlittenen Verlust so rührend beklagt, findet man nicht, daß sie des Kaisers Tochter war. Da aber diese Verwandtschaft in den Jahrbüchern der Klöster Seeligenstadt und Lorsch ausdrücklich angemerkt ist, so möchte ihr historischer Grund keinem Zweifel unterworfen seyn. Daß ein solches Verhältniß möglich war, beweiset die Geschichte der Bertha, einer andern Tochter Karls des Großen, welche sich, nach zuverlässiger Nachricht, mit ihrem Lehrer Engelbert in heimlicher Ehe verbunden, woraus der als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmte Nithard entsprang.

Die Königin Hildegard.

Entsprossen aus einem der edelsten rheinländischen Geschlechter, dessen Stammburg in den wildromantischen Thälern des Schwarzwaldes lag, war Hildegard auf dem Schloß ihrer Väter fromm und häuslich erzogen. Reizend wie eine Huldgöttin, sittsam und voll sanfter Würde wie Madonna, zart und von klugem Geist, erschien sie als das reinste Bild der Tugend, Weisheit und Unschuld. Fürsten und Ritter von hoher Geburt und durch rühmliche Thaten erprobt, warben um ihre Hand und ihr Herz; aber ehe noch ihre Wahl entschieden war, kam eines Tages Karl, der König des großen

fränkischen Reiches, nach ihrer Burg geritten, und erbat sich die edle Jungfrau zur Gemahlin. Hildegard schloß ihren ehelichen Bund mit dem Könige, nicht sowohl wegen seines fürstlichen Glanzes und seiner großen Macht, als weil die männliche Schönheit, die ritterliche Kraft, die Weisheit und hohe Tugend des Helden ihr Herz gewann. Er führte sie nach seinem Palast in Ingelheim, und Beide lebten miteinander glücklich und froh, in einfacher Häuslichkeit, wie sie in jenem schlichten Zeitalter auch an Höfen, und vor allen an dem des großen Karl gefunden ward. Es stehe darum hier neben der rührenden Geschichte seiner Tochter auch die der zweiten Gemahlin des berühmten Herrschers.

Die Völker des Landes Aquitania, das, von der Garonne bis an das wilde pyrenäische Gebirg, und vom Ocean bis nach der glänzenden Stadt Toulouse sich erstreckend, den südwestlichen Theil des Reiches bildete, waren unter Waffen getreten; denn sie wollten von den Franken unabhängig und nur von Fürsten aus ihrer Mitte beherrscht seyn. Doch mit Adlerseile zog Karl an der Spitze seiner Heerschaaren nach diesem Land. Der Kampf war blutig und der Sieg lange zweifelhaft; aber die Klugheit und Tapferkeit des Königs, so wie der Muth und die Kraft seiner edlen Paladine und ihrer Streitgenossen, überwand endlich alle Hindernisse, die der Feind, welcher, des heimischen Bodens kundig, alle Hecken, Gräben und Felder zu seinem Vortheile benutzend, ihm entgegenstellte, und ein entscheidendes Treffen gewann dem König auf's neue die aquitanischen Gauen. Der große Feldherrngeist, den er in diesem Kriege offenbarte, schlug den aufrührischen Sinn jedes Vasallen nieder, der noch hier und da aus Eigennutz oder Herrschsucht dem Scepter des Reichsoberhauptes sich entziehen wollte, und er kehrte mit Sieg und Ruhm bekränzt an den Rhein zurück.

Aber nicht lange sollte Karl in den schönen Fluren, wo seine Lieblingsburg stand, und am Busen seiner trauten Gemahlin, der Ruhe genießen. Die Sachsen, ein kriegerisches Volk aus dem Norden Germaniens, das, den Franken stammverwandt, noch nicht dem Christenthum, sondern, wie einst auch diese, dem Naturglauben huldigte, welcher uns noch in den Gesängen der Skalden erscheint, die den großen Wodan und seine herrliche Schaar von Göttern und Göttinnen priesen, hatte sich zwischen der Elbe und Weser angesiedelt, und seine Streifzüge beunruhigten die dortige Grenze des Reiches. Stark und kühn waren diese Sachsen, fest wie Felsen des Brockens, der in der Kette des Harzgebirges als

der höchste Gipfel sich über die Wolken erhebt, und auf den sie, wie die Griechen auf den majestätischen Olymp, den Thron ihres obersten Gottes verlegten. Wild und frei, aber nach eigenthümlichen, in manchem Betracht weisen, den Sitten ihres Landes entsprechenden, Gesetzen regiert, gehorchten sie Fürsten, die jedoch mehr ihre Heerführer im Kampf, als ihre Beherrscher genannt werden konnten. Noch stand das Volk unüberwunden da, als Karl, sowohl für die Sicherheit seiner Lande, als aus Hang zu großen Unternehmungen und zur Erweiterung seines Gebietes, den Plan entwarf, diese heidnische Nation, wie man sie nannte, zu bekriegen, welcher Vorsatz noch von dem Gedanken begleitet war, daß sie durch Aufnöthigung der christlichen Religion — die man in jener Zeit, ihren wahren und reinen Grundsatz nicht recht erkennend, an alle Eroberungen knüpfte — sey es durch Gewalt oder überzeugendes Wort, um so treuer und fester an seinen Thron gefesselt werde. Einen besondern Vorwand zu diesem Kriege gab ihm jetzt die Nachricht, daß ein Zug von Sachsen über den Weserstrom gesetzt und dort mit seinen Grenzwachen im Kampfe gewesen sey. Er versammelte schnell wieder seinen sieggewohnten Heerbann, und rüstete sich zum Abmarsche. Traurig sah ihn die Gattin, welche er erst durch seine heitere Zurückkunft erfreut, auf's Neue zu Streit und Gefahr in die Ferne eilen. Doch beim Abschied sie umarmend, sprach er liebreich und tröstend zu ihr: „Sey ruhig, meine Holde! Bald kehr' ich wieder, und lege einen frischen Lorbeerkranz in deinen Schoos. Einstweilen laß' ich dich zurück unter dem Schutze des Höchsten und eines braven Mannes!" — Darauf zog er mit seinen stolzen Kriegern über den Rhein und gen Norden hin.

Unter den Grafen des Reichs, die Karl nicht mit in's Feld nahm, sondern als Richter in den Gauen der Frankenlande zurückließ, befand sich einer, Namens Taland, den sein Vater Pipin mit einem Kebsweibe erzeugt hatte. Er war fein von Sitten, schön von Gestalt, und sowohl wegen seiner anmuthigen Unterhaltung, als wegen der nahen Verwandtschaft mit dem Könige, bei den Herren und Damen des Hofes beliebt und hoch geachtet. Dieser Mann, in dessen Treue und aufrichtige Gesinnung Karl ein unbegrenztes Vertrauen setzte, war nun der, in dessen Schutz er seine Gattin empfahl. Aber Er und Alle wußten nicht, daß in Taland's Herzen schon längst eine geheime Glut für Hildegard loderte — sie wußten nicht, daß bei ihm die Maske der Redlichkeit den bösen Feind der Arglist, der Tücke und der sinnlichen Lust

verbarg. Hildegards Taubenunschuld entflammte noch stärker seinen unreinen Trieb, und schon einige Tage nach des Königs Entfernung gab er der edlen Fürstin, erst durch Blicke, dann durch Worte, zu verstehen, wie sehr er von ihr bezaubert sey. Sie erschrack und bebte, wie die zarte Hirtin, wenn sie im Frühling auf der Wiese Blumen sammelt und ihr plötzlich die kalte Natter aus dem Gras entgegen zischt. Mit Abscheu entwich sie der Rede des Frechen, und verschloß sich in ihr Gemach. Aber am folgenden Tage trat er mit wildglühendem Blicke herein, und erklärte ihr seine Liebe. Sie erhob sich in edlem Stolz, und suchte mit sanften, und als er nicht abließ, mit drohenden Worten seiner Zudringlichkeit einen Damm zu setzen. Aber nichts half alle Mahnung an die strenge Pflicht, die er seinem Herrn und König schuldig sey, der ihm sein Theuerstes anvertraut habe, und an die Treue des Vasallen; nichts die Warnung vor der unausbleiblichen Rache, die wie ein Donnerstrahl seinen verbrecherischen Vorsatz treffen würde. Doch, von der wildesten Leidenschaft gespornt und wie außer sich gab er zur Antwort: „Nein! ich lasse nicht von Euch, und wenn das Firmament des Himmels auf mich herabfiele, wenn der Erde Schlund sich öffnete und ich versänk' in den hölischen Abgrund!" Ihr müßt meinen Willen thun; wo nicht, so soll Euch oder mich der Tod vernichten." Erblaßt schauderte Hildegard zurück, doch wie von höherer Macht gestärkt, faßte sie plötzlich einen wagsamen Entschluß. „Taland! (sprach sie jetzt) ich seh', Eure Liebe ist unbezwinglich. Ihr dauert mich, und ich will die Sache überlegen. Aber hier sind wir nicht sicher und können belauscht seyn. Kommt heute, wenn die Abenddämmerung eintritt, in das einsame Landschloß, das am nahen Haine liegt. Dort werd' ich Euch erwarten." Freudig eilt er fort, und als die Sonne hinter die westlichen Hügel hinabgesunken war und die Vögel der Nacht mit schauerlichem Ruf die bemoosten Thürme verließen, da schlich er in vermummender Tracht den Waldweg hin nach der kleinen Burg. Als er die Wendeltreppe hinanstieg, sah er schon Hildegard auf dem Gange. „Folgt mir (sagte sie) in ein verborgenes Gemach, das am Ende des Schlosses liegt! Dort sind wir ungestört." Voll glühenden Verlangens ging er ihren Schritten nach. Jetzt öffnete sie eine eiserne Pforte, und sprach in mildem Ton: „Tretet hinein, mein Freund!" Er gehorchte; aber schnell verriegelte sie hinter ihm das Thor und rief die zürnenden Worte: „Hier, Schändlicher, sollst Du verschlossen seyn, und ausharren, bis mein Herr und Gemahl aus fernem Lande wiederkehrt!"

Taland, der sich in einem kleinen öden Gemache befand, dessen Fenster eiserne Stäbe wohl verwahrten, gerieth in Wuth; er flucht' und dräuete, jedoch umsonst. Endlich weint und fleht er um Befreiung, und versprach, nie mehr ihre Tugend zu kränken; aber auch dieses war vergebens. Er mußte seinen unzüchtigen Anschlag büßen mit Gefangenschaft und schlechter Kost, die ihm jeden Tag durch eine schmale Oeffnung des Zimmers gereicht wurde. Nur eine treue und verschwiegene Dienerin Hildegards wußte um den Vorfall. Am Hofe war man über Talands Abwesenheit befremdet, und konnte sich nicht erklären, wohin er so allein verschwunden sey. Aber die Königin bewahrte das Geheimniß, weil sie selbst den schmählichen Verrath ihrem Gemahl entdecken wollte.

Unterdessen war Karl mit seinem Heer in das Gebiet der Sachsen vorgerückt. Nach einigem Kampfe, der mehr auf die Täuschung des Feindes, als auf ernstlichen Widerstand berechnet war, zogen sich ihre Schaaren in das wilde hercynische Gebirg und nahmen dort in den Schluchten der Thäler und Höhen, zwischen Wald, Wiesen und rollenden Bergströmen, eine feste Stellung. Hier kam es täglich zu heißem Gefecht, wo die Sachsen, vertraut mit allen Stellen des unwirthbaren Landes umher, und von eben so hoher Tapferkeit beseelt, wie ihre Gegner, oft unvermuthet aus den Dickichten des Forstes auf diese herausfielen und ihnen großen Verlust brachten. Der König ordnete sein Heer in weitgedehnter Linie zum Angriff wider die Hauptschaar des Feindes. Aber stark und unerschütterlich, wie die tausendjährigen Eichen und die himmelanstrebenden Tannen des Gebirges, stand dieser dem stürmischen Andrange von Roß und Mann. Zürnend, weil es seiner Macht nicht gelang, diesen Felsendamm zu brechen, sandte Karl einige Kriegshaufen ab, die das seinem Schicksal überlassene flache Land verheeren und zugleich einen Weg erspähen sollten, wodurch vielleicht der trotzige Feind aus seiner unbezwinglichen Stellung verdrängt werden könne. Man forschte lange vergebens. Doch endlich hatte der kühne Paladin Reinald von Montalban, der mit seinem Fähnlein in das höhere Thal ausgesandt war, das sich, mit malerischer Aussicht auf die Fluren der Elbgegend, an dem Fuße des Brockens hin windet, einen Zugang entdeckt, auf dem der Sachsen Heer umgangen werden könne. Sogleich ging eine beträchtliche Schaar dorthin ab, und fiel dem Feind in den Rücken, während der König mit dem Hauptheere gerade auf ihn anstürmte. In wilder Verzweiflung fochten die Sachsen

unter dem rauschenden Banner Wodan's, tapfer und besonnen die Franken unter der Lilienfahne des Reichs. Wunder thaten hier die auserwählten Ritter Roland, des Königs vielbesungener Neffe, Reinald und Olivier, mit ihren kampfgeübten Mannen, Wunder auch die heldenmüthigen Führer des Sachsenheeres und ihre für den theuern Heerd der Heimath, und Alles, was ihr heilig war, fechtende Streitmasse. Aber des Königs höhere Kriegskunst entschied. Seine Gegner mußten weichen, und zogen sich, nicht in ängstlicher Flucht, sondern stets in braver Gegenwehr, nach den Ufern der Elbe hin. Doch hier kam ihnen neue Verstärkung über den Strom; sie hielten wieder fest, und Karl, für dießmal zufrieden, daß er ihnen die Gewalt seiner Waffen gezeigt, kehrte stolz, als hätt' er einen Hauptsieg errungen, mit reicher Kriegsbeute nach seinem Lande zurück. Daß es ihm erst weit später gelang, dieses kühne Volk durch die Uneinigkeit, welche sich unter seinen Fürsten erhob, zu überwinden, ist aus der Geschichte bekannt.

Am Rhein erscholl die frohe Kunde von der nahen Heimkehr des Herrschers und seiner ruhmvollen Krieger. Auch Taland ahnete sie in dem öden Kerker, und ihn ergriff eine furchtbare Angst. Er ließ durch die Zofe, welche ihm seine tägliche Kost brachte, Hildegard flehentlich bitten, daß sie ihn doch der Haft entlassen, auch so mild und barmherzig seyn möge, dem König von seiner Sünde, die er seitdem tief bereuet habe, nichts zu entdecken, weil er sonst nicht allein sein hohes Amt, sondern wohl auch sein Leben, verlieren würde. — Hildegard war unentschlossen; doch siegte endlich das ihrem Herzen angeborne Mitleid; auch wollte sie, dem Himmel für das baldige Wiedersehen ihres Gemahles dankend, in seiner Seele keinen Sturm erregen, auch nicht die frohen Tage durch eine blutige Handlung trüben, so gerecht diese auch war. Der Schlechte ward also in Freiheit gesetzt. Er gab unter den Höflingen vor, daß er in geheimen Angelegenheiten des Staates so lang entfernt gewesen sey. Wohl bezeigte er der Königin seine Dankbarkeit; aber das Gefühl der Rache kochte im Innern des Bösewichts, und er trieb nunmehr seine Schuld auf den höchsten Grad. Karl näherte sich schon dem Rhein. Da zog Taland ihm eilends entgegen, traf ihn eine Tagreise weit von Ingelheim an, und sprach zu ihm: „Sey gegrüßt mein Fürst und edler Bruder! Du hast mir, während Dich in fernen Landen der Kampf mit dem Feinde beschäftigt, Deine Gemahlin zu Schutz und Schirm anvertraut. Aber schlecht hat sie deiner Sorgfalt und

meiner Treue gelohnt. Einen Ritter aus Britannien, der auf Abenteuern das Land durchzog und Herberge in unserem Schlosse fand, überraschte ich mit ihr in sträflicher Lust. Jener entrann, und ist wohl schon über die Wellen des Meeres hinweg, und die Strafe der Ehebrecherin mußte ich Dir selbst anheimstellen. Doch wollte ich sie nicht mehr sehen, und begab mich so lange in andere Gauen des Reichs, bis ich von Deiner Wiederkunft hörte."

Bei der glühenden Liebe, die Karl für seine Gattin empfand, brach die Flamme der Eifersucht und der Rache, die jetzt an ihre Stelle trat, um so heftiger in ihm aus. Den Worten des Falschen, den er für so redlich hielt, vertrauend, schwur er im höchsten Grimm ihr den Tod. Aber ein Knappe, den er vorausſandte, um bei Hofe seine Ankunft zu melden, gab seiner Geliebten, jener treuen Zofe, Nachricht von Talands Verleumdung. Sie beschwor ihre Gebieterin, heimlich zu entfliehen und sich so lange verborgen zu halten, bis man dem König in ruhigern Augenblicken die Schändlichkeit zu enthüllen vermögend sey. Empört über den zweifachen höllischen Verrath, wich sie doch endlich der weiblichen Furcht, und entfernte sich bei Nacht vom Schlosse.

Der stolze Heerzug ging über den Strom, und Karl eilte nach seiner Burg. Ohne die huldigende Bewillkommung seines Hofes abzuwarten, fragte er sogleich: „Wo ist Hildegard?" — „Die Königin ist seit gestern nicht mehr hier;" war die Antwort; „man weiß nicht, wohin sie sich begeben hat." — „Ha!" rief er wüthend, „ihr Verbrechen ist nur allzuwahr! Wann, o wann soll ich meine Rache befriedigen?" Es wurden Botschafter nach ihr ausgesandt; doch konnten sie nichts erforschen. Der König aber haßte die Welt, ward düster, bart und menschenfeindlich.

Nach langen, bittern und kummervollen Tagen, die er meist im Innern seines Schlosses oder in den einsamsten Gründen der Gegend zubrachte, ward endlich sein Leid durch die Sorgen für den Staat und das Heer ein wenig verdrängt, und eines Tages beschloß er, sich durch eine große Jagd in den Gebirgen des Nahgaues zu erholen. Er zog also mit einem großen Gefolge von Rittern und Jägern dorthin, und des Hifthorns muthiger Klang, der Meute Gebell und die Hetzen auf das Wild scheuchten für heute die Wolken von des Königs Stirne. Aber jetzt führte sein Weg ihn zu einem schlichten Hause, das im öden Felsenthale stand. Am Fenster gewahrte er eine schöne Dame; doch schien sie traurig, war blaß wie ein nächtlicher Geist und entfesselt wehte ihr das

goldene Haar um die Schultern. Er sah nochmals hin — es war Hildegard! — Wie ein wogendes Meer stieg neu der Zorn in seiner Seele empor. „Dieses Weib will ich nicht schauen!“ rief er. „Fort mit der Buhlerin, ihr Knechte, in den tiefsten Wald! Dort raubet ihr das Licht der Augen, und dann stoßt sie nieder!“ Die Unglückliche ward gefaßt und fortgezogen in die Wildniß. Sie flehte um Barmherzigkeit, aber die Scheu vor dem Gebieter hörte nicht darauf. Da plötzlich kam ein Rittersmann mit zwei Reisigen des Wegs. Er war von Adelinen, der Schwester Hildegards, die, mit dem Grafen Otto vermählt, am Strand der Mosel wohnte, nach Ingelheim gesandt, um Kunde von dem weiteren Schicksal der Königin zu erfahren. Er sah die Noth der Schönen, gedachte der Pflicht seines Berufes, und sprengte die Knechte mit blankem Schwert auseinander. Die Fürstin gab sich ihm zu erkennen, und erzählte, was sie schuldlos leiden müsse. „Ihr sollt Ruhe finden!“ sprach der edle Ritter, nahm die Befreite auf sein Roß, und führte sie nach einer stillen Burg im fernen Walde. Die Diener, welche selbst Mitleid für Hildegards Loos gefühlt, und darum nicht ungern am Vollzuge des grausamen Befehls gehindert wurden, kehrten zurück, und meldeten dem König, was geschehen war. Er wollte den Mann, der das Wagstück vollendet, für seine Kühnheit strafen; da aber jene ihn nicht kannten, so war sein Späh'n umsonst.

Hildegard weilte nun traurig im entlegenen Thal. Aber Rosina, ein Fräulein aus Bodmers edlem Geschlechte, ward ihre Freundin und ihr Trost im Kummer. Als die Dulderin sich auch hier nicht mehr sicher fand, beschloß sie, in ein fremdes Land zu ziehen. Die gute Rosina bot sich zur Gefährtin an. In dunkler Tracht und mit dem Pilgerstabe verließen Beide das Schloß, und wanderten nach Rom. Hildegard nannte sich Emma. Sie hatte schon frühe die Kräfte der Natur in Pflanze und Stein, und die heilsame Wirkung der Kräuter kennen gelernt. Sie weihte ihre Stunden dem frommen Gebet, der Wohlthätigkeit gegen die Armen, und der Heilung vieler Kranken, welche in der Stadt und aus nahen und fernen Gegenden ihre Hülfe ansprachen. Gesund und freudig kehrten sie schaarenweise vom Tiberstrande zurück, und durch das italische Land, und durch Frankreich bis zum Rhein, erscholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom.

Aber der schnöde Taland fühlte mit einmal die Strafe Gottes, welche er durch sein schweres Verbrechen auf sich geladen hatte. Der bisher so starke und blühende Mann ward

ſiech und erkrankte immer mehr, ſo daß kein Arzt ihn zu heilen vermochte und er ſich bald am Rand des Grabes ſah. König Karl war auf der himmelhohen Alpenbahn, die ſchon der berühmte karthagiſche Held Hannibal gebrochen und die in neuerer Zeit durch den Heerzug des größten Feldherrn ſo ſehr verherrlicht ward, mit ſeinen Kriegsſchaaren nach Italien geeilt, wo er, wie wir in einer andern Darſtellung gemeldet, den König Deſiderius ſchlug und ſich die lombardiſche Krone gewann. Dieſer Fürſt hatte dem Papſte Hadrian das Exarchat von Ravenna entriſſen, das König Pipin dem Vorfahren desſelben geſchenkt. Karl gab es dem Papſte zurück, und ward von ihm zu einem Beſuche nach Rom eingeladen. Als Taland die heilbringenden Kuren des gottbeſeligten Weibes vernahm, ließ er ſich, an Kräften erſchöpft, in einen Wagen heben, und folgte ſeinem Herrn nach jener Stadt. Er klopfte hier an der Pforte der Aerztin. Roſina öffnete und fragte um ſein Begehr. Als er ſeinen Namen genannt, und ſodann bat, daß man ihn, des Kaiſers Halbbruder, von einer ſchweren Krankheit befreien möge, ging ſie weg, und kam bald wieder mit der Meldung: „Beichtet vorher einem Prieſter Eure Sünden! Dann erſt kann Euch Emma's fromme Hülfe werden.“ Dieß geſchah; darauf kam er wieder, und empfing ein Kräutchen aus Roſina's Hand, und ihren Rath, wie er es gebrauchen müſſe. Kaum war das Heilmittel angewandt, ſo fühlte er ſich neu belebt und geſtärkt, und bald war er von ſeinem Uebel geneſen.

Karl, erſtaunt ob dieſem Wunder, verlangte die Retterin auf dem Schloſſe zu ſehen. „Nicht dort“ war ihre Antwort, „aber Morgen, beim erſten Schimmer des Tages, will ich in Sanct Peters Dome vor dem König erſcheinen.“ Er kam zu dieſer Stunde mit dem Papſt in den heiligen Tempel, und bald darauf traten die zwei Pilgerinnen leiſen Schrittes herein. Karl wandte ſich, und — Himmel! war es ein Traum oder Wirklichkeit — vor ihm ſtand ſeine Hildegard. Sie war es; noch lebte ſie; ihre blauen Augen, die ſie ernſt und traurig zu ihm aufſchlug, trafen wie ein Zauberlicht ſein bebendes Herz — und jetzt hörte er die Geſchichte ihrer Leiden, und wie ſie der Schändliche verleumdet und in's Unglück geſtürzt habe. Taland ward ſogleich herbeigerufen. Erſchüttert und beſchämt ſtand er da, und bekannte ſtammelnd ſeine Schuld. Reuevoll und weinend fiel der König ſeiner Gattin um den Hals, und rief: „O Dank dem Herrn, der über uns iſt! Ich darf Dich wiederſehen. Vergib, vergib meinen Argwohn! — Aber Du, frecher Böſewicht, ſey zu

schmählichem Tode verdammt!“ Da warf sich Hildegard vor ihm nieder, und flehte: „Schenke ihm das Leben, mein Gemahl! Gott hat es so gefügt, daß er hart gestraft worden und ich seine Retterin vom Tode sey, damit er sich von seiner Sünde bekehren und die Gnade des Höchsten erlangen könne.“ Und der König sprach: „Wohlan! Der Höchste hat Dich mir wieder geschenkt, und ich will das neue Werk Deiner Güte nicht stören. Doch verwiesen sey der Schlechte auf ein Eiland, das, öd und rauh, im fernen Ocean liegt! Dort mag er in Buße und Reue sein Leben hinbringen.“ — Der Papst segnete das neubeglückte Paar, und sagte warm und tief gerührt: „Ja! diese Großmuth ist bewundernswerth. Darum sey auch künftig Sie, gleich ihrem mächtigen Gatten, die Große genannt!“

Karl führte seine Gemahlin, zur Freude des Hofes und alles Volkes, nach der Königsburg am Rhein zurück. Die treue Freundin schloß sich an, und blieb von ihr ungetrennt. Aber zum Dank, daß der Himmel einen so wunderbaren Beweis ihrer Unschuld gegeben, stiftete Hildegard die Abtei Kempten im schwäbischen Land. In deren Jahrbüchern diese Kunde bewahrt ist.

Die Schwedensäule, oder: Gustav Adolph am Rhein.

Ein merkwürdiges Denkmal an den Ufern des Rheins führt uns nochmals auf einige Begebenheiten, die der dreißigjährige Krieg in diesem Lande schuf.

Nach den Vorfällen bei Oggersheim und Frankenthal, die wir geschildert, erfolgten noch viele hartnäckige Gefechte mit abwechselndem Glücke in der Pfalz. Doch die Befehlshaber der churfürstlichen Truppen, so wie Mansfeld, Braunschweig und der edle Markgraf von Baden, konnten sich, trotz aller Tapferkeit und Geschicklichkeit, nicht mehr lange wider die große kaiserliche Armee halten, und so ward das ganze Land von derselben erobert, und der Herzog Maximilian von Bayern erhielt durch die überwiegende katholische Parthei des Wahlfürstenraths die Churwürde. Jetzt ergriffen die protestantischen Fürsten in Norddeutschland wieder die Waffen; aber zugleich warb der berühmte Wallenstein, Herzog von Friedland, auf eigene Kosten ein Heer für des Kaisers Dienst, wodurch dieser mächtiger als jemals ward, und die Sache der Protestanten in die höchste Gefahr kam. Die schöne und frucht-

bare Pfalz, welche durch die verderblichen Heerzüge, durch Mißjahre und anderes Ungemach, so viel gelitten, erfuhr auch das traurige Schicksal, daß der beträchtlichste Theil des Volkes in der Ausübung seiner Religion, die ihm allem noch Trost in jenen Drangsalen verlieh, gekränkt ward. Im Jahre **1624** wurden alle Pfarrer des Churfürstenthums, und alle Professoren von Heidelberg, die protestantischen Glaubens waren, ihrer Stellen entsetzt; ja in den folgenden Jahren verwies man sogar Erstere des Landes, und zwang viele Einwohner, ihre Religion zu ändern. Da erschien **1631** der große Schwedenkönig **Gustav Adolph** auf dem Kriegsschauplatze. Er schloß ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutschen Fürsten, und landete in Pommern mit einem Heere von **30,000** Mann. Nachdem er die von **Wallenstein** belagerte Festung Stralsund wieder befreit, und den General **Tilly**, der sich mit einem Theile seines Heeres nach Sachsen gewandt, bei Leipzig geschlagen hatte, drang er siegreich bis an den Rhein.

Seine erste Absicht ging auf **Mainz**. Aber die Kanonen der Festung hinderten den Uebergang bei Kassel. Er suchte also der Stadt von einer andern Seite beizukommen, und brach am **1.** December von Frankfurt gegen Darmstadt auf. Ohne Widerstand nahm er alle Orte an der Bergstraße von Bensheim bis Ladenburg weg, da die Spanier und Bayern solche schnell verlassen und sich auf das linke Rheinufer geworfen hatten. Aber dieß mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen, war ihr fester Entschluß. **Gustav Adolph** dachte nun darauf, wie er am besten über den Rhein setzen könne, und begab sich zu dem Ende nach **Stockstadt**, das zwischen Gernsheim und Oppenheim liegt. Der Feind hatte jedoch alle Fahrzeuge theils verbrannt, theils in den Strom versenkt, und jenseits standen seine Schaaren, zur furchtbarsten Gegenwehr bereit. Der König entschloß sich hier zu einem großen Wagestück. Um den jenseitigen Strand in Augenschein zu nehmen, fuhr er am **6.** December mit vier seiner tapfern Genossen in einem kleinen Kahne (Einige sagen auf dem Thor einer Scheune) über den Fluß. Aber kaum war er gelandet, so sprengte ein Trupp spanischer Reiter auf ihn; doch die schnellste Rückkehr rettete ihn und seine Begleiter aus der drohendsten Gefahr. Aber etliche Schiffer, besonders einer aus **Nierstein**, hatten alle Mühe angewandt, ihm Vorschub zu leisten, und wirklich brachten sie am folgenden Tag einige größere Fahrzeuge herbei. Er ließ daher auf zweien derselben den Grafen von **Brahe** mit **500** Schweden über den Strom

setzen. Allein sie fanden hier den heftigsten Widerstand; vierzehn Compagnien spanischer Kürassiere und Dragoner (letztere abwechselnd zu Pferde und zu Fuß streitend) fielen sie wüthend an. Aber obgleich in weit stärkerer Zahl, obgleich dreimal gegen die nordischen Krieger heranstürmend, war jede Bemühung des Feindes umsonst; denn diese hielten fest und unerschüttert den Drang der entflammten Südländer auf, und schlugen sie jedesmal mit der größten Tapferkeit zurück. Unterdessen rückte der König mit Verstärkung nach, und der Feind mußte nach hartem Verlust das Feld räumen. Er ließ 600 Mann todt auf dem Platze; die übrige Schaar warf sich theils in Oppenheim, theils floh sie nach Mainz.

Der fromme König ließ, um für diesen ersten Erfolg seiner Waffen am linken Rheinufer die Allmacht zu preisen, das Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde sag' ich Dir Lob und Dank!" anstimmen, während ein Theil seines Heeres herüberzog. Die jenseits gebliebene Schaar rückte gegen die Sternschanze an, die der Feind am Strande, gegen Oppenheim über, errichtet und noch besetzt hielt. Sie ergab sich aber sogleich mit Kapitulation. Gustav Adolph wandte sich diesseits mit seinen Truppen wider Oppenheim. Diese Stadt, welche bekanntlich an einer Anhöhe, mit schöner Aussicht auf den Rhein und die jenseitige Ebene, erbaut ist, war damals noch fest. Die Chronikenschreiber melden — wie Widder sagt — viel von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Sie hatte, nach ihnen, drei große Vorstädte, mit 16 hohen und festen Thürmen; die Einwohnerschaft bestand aus 600 Bürgerfamilien, und war in 11 Zünfte getheilt. Da man in jener Zeit geneigt war, auf Alles biblische oder religiöse Gegenstände anzuwenden, so ward auch Oppenheim mit der Stadt Jerusalem verglichen, und in diesem Bezuge ward das Schloß Landskron der Burg Davids oder Sion, die Kirche zur heiligen Katharina dem Tempel Salamons, und andere Gebäude den Wohnungen des Pilatus, Kaiphas, Herodes ꝛc. ꝛc. an die Seite gestellt. Die Katharinenkirche, ein sehr merkwürdiges Denkmal altdeutscher Baukunst, war, nach der Stadt-Chronik, ehemals einer der prächtigsten Tempel in Deutschland. Noch jetzt erblickt man in derselben vorzügliche Glasgemälde. Auf den Gipfeln der Höhen oberhalb der Stadt erscheinen noch die Trümmer der alten Burg Landskron, welche mit jener durch Ringmauern verbunden war. Im Mittelalter hatte man die Besatzung dieser Feste den Rittern des Landes mit ihren Edelknechten anvertraut, so daß Erstere wechselsweise in einer gewissen Zeit des Jahrs die Burghut

entweder persönlich oder durch Letztere versehen mußten: dafür genossen sie Einkünfte von Lehengütern, welche ihnen erst der Kaiser und das Reich, späterhin aber Churpfalz, ertheilte. Dieses Schloß also und die Stadt Oppenheim hatten die Spanier nunmehr besetzt. Der Schwedenkönig ließ seine Heerabtheilungen auf den Ort anrücken, und drängte ihn mit scharfer Belagerung. Aber der Feind leistete muthigen Widerstand. Endlich ward am 8. December ein Sturm gewagt. Die Schweden drangen unter hitzigen Gefechten in die Stadt ein, und die Bürger, welche in dem König ihren Retter sahen, und herzlich wünschten, der Spanier los zu seyn, traten auf ihre Seite und erschlugen Viele der Letzteren. Noch schwerer und blutiger war der Angriff gegen das Schloß. Allein trotz der braven und verzweifelten Gegenwehr seiner Vertheidiger ward es ebenfalls erstürmt, und an 500 Spanier wurden niedergehauen. Die schwedische Fahne wehte stolz von den Zinnen der Burg herab. Gustav Adolph ließ an dem Ort, wo er über den Rhein gesetzt, nämlich aufwärts von Oppenheim gegen Stockstadt, ein Ehrendenkmal errichten, das noch jetzt unter dem Namen der Schwedensäule bekannt ist. Es besteht in einer viereckigen, 56 Fuß hohen Säule von pyramydalischer Form. Darauf war ein marmorner Löwe, der eine Helmkrone und in der rechten Klaue ein bloßes Schwert trug, abgebildet. Noch während des dreißigjährigen Kriegs nahm ein kaiserlicher Offizier, der in dieser Gegend stand, das Schwert hinweg, und überreichte es dem Kaiser Ferdinand II. Er versprach sich dafür eine große Gnade und ein reiches Geschenk. Jedoch edler war die Gesinnung des Monarchen. „Denn — sagt Grimm in seinem mehrmals angeführten Werke — statt der goldenen Kette, von der jenem Manne schon geträumt, hätte ihn der Kaiser beinahe an einer eisernen aufhängen lassen, weil er eines so tapfern Helden aufgerichtete Flammsäule durch Raub also verunehrt.“ Es wird unsern rheinländischen Lesern nicht uninteressant seyn, wenn wir noch Einiges über die folgenden Ereignisse jenes Kampfes, insoweit er diese Gegenden betraf, hinzufügen.

Mit Schrecken hörten die Spanier und Lothringer, welche in der Pfalz umher vertheilt standen, die Nachricht von des Königs Rheinübergang und der Eroberung Oppenheims. Sie verließen jeden nicht haltbaren Ort, und suchten ihr Heil in der Flucht, noch ehe die Schweden auf sie gestoßen waren. Die Feste Stern ward in Brand gesteckt, worauf ein Theil dieser Schaaren nach Mainz, der andere nach Frankenthal,

flob. Die Stadt Worms war bisher von einer Abtheilung Lothringer besetzt, die ihr viele Drangsale und Schaden gebracht hatten. Am schlimmsten verfuhren sie bei ihrem Abzuge. Ihr Obrist, Namens Osseland, zwang die Stadt, ihm 200 Dukaten, 3000 Reichsthaler und einen Sack voll Silberwerk zu geben; nebst dem verlangte er noch 10,000 Reichsthaler; da man aber diese Zahlung nicht mehr leisten konnte, nahm er den Stadtmeister Danner und den Rathsherrn Hartmann Seidenbinder als Geißel so lange mit sich fort, bis die Summe entrichtet war. Auch warfen diese Lothringer bei ihrem Abmarsche 50 Tonnen Pulver neben der Andreaskirche in ein Loch, und zündeten solche an, wodurch viele Menschen und Häuser stark beschädigt wurden. So hausten sie auch an andern Orten auf die gröblichste Art. Die Wohnungen wurden ausgeplündert, der Hausrath verdorben oder verbrannt, das Bettwerk in die Luft gestreut, und muthwillige Grausamkeiten gegen die wehrlosen Bürger begangen. Doch warteten sie die Schweden nicht ab, sondern eilten, wie gesagt, davon, obgleich sie an Zahl stärker waren, als diese.

Der König rückte vor Mainz, wohin sich der Kern der spanischen Truppen gezogen hatte. Zugleich beremte der Landgraf von Hessenkassel diese Festung auf der rechten Seite des Rheins. Die Spanier wehrten sich brav, und warfen eine Menge glühender Kugeln in das schwedische Lager, wodurch mancher tapfere Soldat sein Leben verlor. Dennoch kamen die Schweden dem Hauptwerk immer näher, und rüsteten sich zum Sturme. Das traurige Schicksal von Magdeburg, das Tilly's Heer auf so unmenschliche Art verwüstet, und die Rache, welche man dafür an der prächtigen Residenz eines katholischen Fürsten nehmen würde, stand den Belagerten vor Augen. Mehr zur Verhütung dieses Unglücks, als zur Rettung ihres eigenen Lebens, trugen sie jetzt auf eine Kapitulation an. Diese ward geschlossen, und die spanische Besatzung erhielt nicht allein freien Abzug, sondern der großmüthige König ließ ihr noch sicheres Geleit bis nach Luxemburg geben; doch Mehrere davon nahmen Dienst bei seinem Heer. In der Stadt fanden die Schweden 80 Kanonen, 120 Tonnen Pulver, und einen großen Vorrath an Kriegsbedürfnissen. Gustav Adolph nahm sein Hauptquartier im Schloß. Die Bürger mußten 80,000 Reichsthaler, die Geistlichkeit und die Juden aber noch eine besondere Summe, als Erlaß der Plünderung, zahlen. Die herrliche Bibliothek des Churfürsten schenkte der König seinem Kanzler, dem berühmten Grafen von Oxenstierna, welcher sie dem Gymnasium

zu Westeräs überließ. Aber das Schiff, dem sie anvertraut war, scheiterte, und der gelehrte Schatz versank in den Wellen der Ostsee.

Der Sieger setzte nun rasch seine Schritte fort, und nahm einen Ort nach dem andern, so daß die Spanier in der Pfalz sich fast nirgends mehr behaupten konnten. Neun ihrer Schwadronen, welche zur Verstärkung der Frankenthaler Besatzung anrückten, schlug der Rheingraf Otto Ludwig, ein ausgezeichneter General des Königs. Speier ergab sich freiwillig, und ward Truppen für den schwedischen Dienst; Landau und Weißenburg traten gern den Schweden bei; darum wichen die Spanier auch aus Germersheim und Neustadt. Mannheim aber ward durch eine Kriegslist den Bayern entrissen. Der junge Herzog Bernhard von Weimar, ein ritterlicher Held, der sich in diesem Kriege noch so hohen Ruhm erwarb, rückte am 29. December in aller Frühe mit 300 Mann schnell vor die Festung; denn er wußte wohl, daß die Wachen sehr übel bestellt waren. Der erste Posten fragte: „Was für Volk seyd Ihr?" — „Von den Euern," war die Antwort; „die Schweden verfolgen uns; wir bitten daher, laßt uns geschwind ein!" — Die Wache meldete ihr Begehr, und zugleich ward ihnen das Thor geöffnet. Jetzt aber stürmten sie mit gewaffneter Hand auf die Besatzung los, und hieben an 250 Mann zusammen; nur den Deutschen gaben sie Pardon; der Kommandant Maraval und sein Fähndrich wurden als Gefangene hinweggeführt, nach entrichtetem Lösegeld jedoch wieder frei gelassen. Aber dieß war ihr Unglück; denn als sie in Heidelberg angelangt, ließ der Gouverneur Beide verhaften, und ein Kriegsgericht verdammte sie zum Tode, weil durch ihre Nachlässigkeit die wohlbefestigte Friedrichsburg in Mannheim verloren gegangen war. Allerdings mußte ihr Verlust den Bayern schmerzhaft seyn, da ihnen hierdurch der Paß am Rhein gesperrt und die Zufuhr nach Heidelberg abgeschnitten wurde.

Gustav Adolph verlegte jetzt seine, durch die großen Anstrengungen des Feldzugs ermüdeten, Truppen in die Winterquartiere. Er selbst nahm seinen Aufenthalt in Mainz, und verwandte hier seine Zeit auf Staatsgeschäfte mit dem Reichskanzler, auf Unternehmungen ꝛc. ꝛc. Zugleich ließ er die Stadt noch weit stärker, als vorher, befestigen, und legte ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rhein bildet, eine Citadelle an. Sie ward nach ihm die Gustavsburg genannt, worauf sie noch den charakteristischen Namen Pfaffenraub, auch Pfaffenzwang erhielt.

Der Churfürſt und König Friedrich hatte ſich bisher im Haag, der Reſidenz des Statthalters von Holland, aufgehalten, wo er mit der höchſten Geduld den Erfolg ſeiner Angelegenheiten abwartete. Als nun der König von Schweden am Rhein ſo manchen Sieg erkämpft und ſchon im December 1631 den größten Theil der Pfalz erobert hatte, lud er den Churfürſten zu ſich nach Frankfurt ein. Dieſer kam den 11. Februar 1632 daſelbſt an, und erlegte dem König eine ſtarke Summe Geldes, damit er ihn noch ferner in dieſem Kampfe unterſtützen und ihm zur Wiedererwerbung ſeines Landes behülflich ſeyn möge. Noch in demſelben Monat zog eine beträchtliche Zahl ſchwediſcher Truppen, der ſich auch eine Schaar Pfälzer anreihete, nach der feſten, von den Spaniern beſetzten, Stadt Kreuznach, und ſchloß ſie ein. Die zwei Könige begaben ſich ſelbſt vor dieſen Ort, und bald nach ihrer Ankunft erfolgte ein Sturm, wo denn die Stadt mit Gewalt erobert und die wenigen Spanier, ſo ſich nicht in das Schloß geworfen, niedergehauen wurden. Doch hielt Guſtav Adolph die ſtrengſte Mannszucht, und jedes Bürgerhaus ward mit Plünderung verſchont. Aber einen weit härteren Stand hatten nun die Belagerer an dem auf einer Höhe oberhalb der Stadt gelegenen Schloſſe Kauzenberg, das ſchon in dem früheren Mittelalter erbaut und eine ſehr haltbare Feſte war. Die Beſatzung wehrte ſich mit dem ſtärkſten Muth und der höchſten Verzweiflung, und brachte den Schweden noch größeren Verluſt, als es bei'm Angriff gegen das Oppenheimer Schloß geſchehen war. Dieſe Felſenburg mit Sturm zu erkämpfen, ſchien faſt unmöglich. Da ließ der König ſie untergraben und eine Mine ſpringen, wodurch eine bedeutende Oeffnung entſtand. Die Spanier ſahen jetzt, daß Alles verloren ſey, rührten die Trommel, und baten um Pardon. Sie mußten ſich daher auf Gnade und Ungnade ergeben und ihr Gewehr ablegen. Allein großmüthig, wie vor Mainz, und ihren tapfern Widerſtand lobend, ſchenkte ihnen der König die Waffen, und ließ ſie davon ziehen. Während dieſer Belagerung hatten die Schweden ohngefähr 200 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt: ja Guſtav Adolph ſelbſt, der, ſtets wachſam, kühn und beſonnen, ſeine Truppen in dem wildeſten Gedränge anfeuerte, war einigemal in der größten Gefahr.

Noch vor dieſem Ereigniß, und zwar am Schluß des vergangenen Jahres, nahm der oben genannte Feldherr, Rheingraf Otto Ludwig, die Stadt Kirchberg auf dem Hundsrücken mit ſtürmender Hand. Hier wurden über 140 Ita-

liener und Burgunder niedergesäbelt; die Deutschen aber, etwa in 100 Mann bestehend, erhielten Pardon, und traten in schwedischen Dienst. Sodann erschien der Rheingraf vor Bacharach, und ließ am Neujahrstage 1632 die Stadt, nebst der Burg Stahleck, im Namen des Königs von Schweden zur Uebergabe auffordern. Diese Burg war schon in den ersten Ritterzeiten gegründet, und schützte durch ihre hohe Lage auf dem Berg sowohl die Stadt, als die Schifffahrt auf dem Rhein. Sie hatte einen runden Thurm, dessen Mauern 14 Schuhe dick waren. Wälle und Gemäuer verschlossen auf jeder Seite den Weg aus Bacharach; der Eingang war mit drei Pforten unter hohen Thürmen verwahrt. Als der dahin abgesandte Trompeter sich seines Auftrages entledigt, gab ihm der spanische Kommandant des Schlosses, Paul Berdrangle, einen Trunk Wein und beschenkte ihn mit einem Reichsthaler. Alsdann schickte er ihn mit folgender Antwort zurück: „Ich danke für den Glückwunsch zum neuen Jahr. Weil ich aber kein anderes als das Soldatenhandwerk gelernt, es mir auch schimpflich wäre, ein so starkes und wohl verproviantirtes Schloß zu übergeben, so will ich die Schweden erwarten und mein Bestes thun.“ Zwei Tage darauf erschien nochmals ein Trompeter, der aber die nämliche Antwort zurückbrachte. Jetzt entwarf der General einen Plan, wie man zuerst die Stadt und dann um so leichter das Schloß erobern könne. Am 6. Januar, Morgens um zwei Uhr, rückten 200 Schweden leise heran, brachen ein Loch durch die sogenannte Münzpforte, und drangen so in die Stadt. Hier wurden schnell Wachen an die Kirche, den Kirchhof und die Schule von St. Werner gestellt; darauf erstieg man den Zollthurm; die spanische Wache gab Feuer, ward aber theils niedergehauen, theils gefangen. Drei katholische Pfarrer aus Bacherach, Diebach und Mannebach fielen den Schweden in die Hände; sie wurden sehr unglimpflich behandelt, doch auf erbotenes Lösegeld wieder entlassen. Zugleich eroberten jene das Diebacher Schloß Fürstenberg und die Burg Stahlberg im Steger Thale. Der protestantische Pfarrer Philipp Insebius hielt jetzt wieder die erste Predigt in Bacherach. Bald kam den Schweden noch Verstärkung, die ein Oberstwachtmeister von dem Sachsen-Weimarischen Regiment heranführte. Mit dieser Hülfe bedrängten sie nun die Burg Stahleck, und setzten ihr durch Schüsse und Untergraben dergestalt zu, daß den Spaniern übel zu Muth ward. Sie baten zwei Tage lang um Vergleich. Dieser ward endlich geschlossen, und die Besatzung, etliche 50 Mann stark, erhielt freien Ab-

zug. Die Meisten jedoch traten in schwedische Dienste; nur 10 Mann davon marschirten mit ihrem Capitain weiter. Merkwürdig ist der geringe Verlust, den das schwedische Corps bei dieser Belagerung erlitt; denn nur ein Sergeant und ein Soldat wurden verwundet, und der Knecht eines Nagelschmieds erschossen. Während dieser Begebenheit sandte der Landgraf Wilhelm von Hessen den Obersten Konrad von Uffeln mit einem Regimente vor die Stadt Caub und vor die Schlösser Gutenfels und Pfalz oder Pfalzgrafenstein, welches Letztere (von dem wir in einem unserer folgenden Artikel ein Näheres melden) bekanntlich auf einem Felsen im Rheine liegt. 400 Mann drangen bei Nacht in die Stadt, und machten Einige von der Besatzung nieder, während die Andern sich eilends auf das Schloß und den sogenannten Diebsthurm zurückzogen. Jetzt forderten die Belagerer die zwei wohlbesetzten Schlösser auf, erhielten aber abschlägige Antwort. Sogleich geschah der Angriff; doch die Spanier wehrten sich tapfer, und schossen stark heraus. Da kam noch der Oberstlieutenant von Yßler mit beträchtlicher Mannschaft und drei Halb-Karthaunen an. Man beschoß nun die Festen so heftig und bedrängte sie so ernsthaft, daß sie endlich eine Kapitulation schlossen. Die Garnison zog mit fliegenden Fahnen, Waffen und Gepäck aus, und ward von den Hessen bis nach Koblenz geleitet.

Noch hielten sich die Spanier in Heidelberg und Frankenthal; ja sie beunruhigten durch öftere Ausfälle die ganze umliegende Gegend, und nahmen Vieh, Getreide und andere Sachen mit sich fort. Aus Frankenthal wagten sich sogar etliche Compagnien bis nach Neustadt, und forderten diesen Platz auf. Er war allein von der Bürgerschaft und einer Anzahl Bauern, die man hineingeschickt, vertheidigt. Diese leisteten sehr tapfern Widerstand, und erlegten einige Spanier; doch mußten sie sich endlich ergeben. Der Feind erbeutete hier 300 Stück Vieh, nebst anderm Bedarf, und zog damit eilends nach jener Festung zurück.

Der König Gustav Adolph wandte sich bald nach der Eroberung Kreuznach's mit dem Hauptheere gegen Franken, um den Feind aus dem Lande, wo bisher der Graf Tilly selbst und der schwedische General Horn mit abwechselndem Glücke wider einander gekämpft, zu vertreiben. Damit jedoch das, was man in der Pfalz erobert, beschützt werde, ließ er den Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurück. Im Juli dieses Jahrs wurden die Mauern und Wälle der Stadt Kirchberg, die

der Rheingraf eingenommen, zerstört und geschleift, damit die Spanier niemals wieder einen Haltpunkt daselbst fänden. Dagegen aber rückten im Anfange des August die Kaiserlichen, unter dem Obersten Ossa und dem die Artillerie kommandirenden Grafen von Montecuculi, dem Oheim des nachmals so berühmten Feldherrn, vor Bretten, und nahmen bald diese Stadt ein. Sie ward geplündert und ein Theil der Mauern niedergerissen. Auch verbrannte man die Pforten und führte neun der angesehensten Personen als Geißel nach Bruchsal. Die darin gelegene, 200 Mann starke, Besatzung der Schweden mußte kaiserliche Dienste nehmen. Zugleich belagerte der bairische Statthalter, Freiherr Heinrich von Metternich, das feste Städtchen Wißloch, welches drei Stunden südwärts von dieser Stadt, am Fuße des dort anfangenden waldreichen Gebirges, liegt, so gegen Ost den Elsenzgau und gegen Süden den Kraichgau begrenzt. Hier hatte bereits im Jahre 1622 der Graf von Mansfeld, in Gegenwart des Churfürsten Friedrichs V., den Bayern, unter Tilly, eine Schlacht geliefert, worin er sie, mit Verlust von 2000 Todten, 4 Kanonen, 13 Standarten, 4 Fahnen und einer Menge Gefangener, in die Flucht schlug. Von den Grausamkeiten und Verwüstungen, welche Tilly's Truppen während der damaligen Kämpfe in diesen Gegenden verübt, kennt man noch mehrere durch das Volk überlieferte Beispiele. So ließ dieser General, nachdem er das Städtchen Neckargemünd mit Sturm erobert, nicht allein die ganze Besatzung, sondern auch die Bürgerschaft mit Weib und Kind, ohne Schonung niederhauen und Alles rein ausplündern. Der alte Pfarrer Jakob Hintzer ward auf der innern Treppe seines Hauses von einem Feldwebel mit einer Partisane niedergestoßen. Ja es heißt irgendwo, daß Tilly, da schon Alles erwürgt war, seine Soldaten gefragt habe: „Ob Niemand mehr übrig sen?“ und auf die Antwort eines Waffenknechts: „Nur zwei kleine Kinder, die ich nicht umbringen konnte, weil sie mich angelacht,“ habe er diese auf den Markt bringen und erstechen lassen. Daß Tilly, dieser geschickte Feldherr, roh, fanatisch und im Kriege, besonders wenn er einen Posten mit Gewalt nahm, wild und grausam war, ist aus der Geschichte bekannt. Sonst war er einfach, mäßig, legte keinen Werth auf äußere Ehrenbezeigungen, und soll sogar da, wo seine Hauptleidenschaft nicht in's Spiel kam, Züge von Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit geäußert haben. Möge, in welchem schauderhaften Gedächtniß auch Tilly und sein Heerzug stehen, jener, des niedrigsten und scheußlichsten Henkers würdige Befehl unge-

gründet seyn! — Mansfeld und die übrigen Anführer konnten sich, wie oben gemeldet, gegen die Uebermacht des Feindes in die Länge nicht behaupten.

Die Truppen der Ligue blieben daher auch in dieser Gegend so lange stehen, bis sie im Jahre **1631** von den Schweden verjagt wurden. Letztere hatten seit zwei Monaten auch Wißloch wieder eingenommen und besetzt. Der Statthalter von Heidelberg drängte nun scharf diesen Ort, und schon waren drei Häuser in Brand geschossen. Da rückte plötzlich der schwedische Feldmarschall zum Entsatz heran, und trieb die Belagerungsschaar nach ihrer Festung zurück. Metternich hatte Beistand von den Kaiserlichen erwartet; auch eilte wirklich ein Corps derselben zur Verstärkung herbei. Aber schnell war die Schlachtordnung ihrer Gegner gebildet. **1000** Mann kaiserlicher Reiter, alle schlachtgeübt und die trefflichsten Rosse lenkend, ja meist Küraſſiere, die man als die erlesensten Truppen, und, wie Friedrich der Große sagt, als die Pfeiler des Reichs ansah, brachen aus dem Walde hervor; doch mit reißender Schnelligkeit und ganz unvermuthet warf sich ihnen die schwedische Reiterei theils entgegen, theils fiel sie in ihre Flanke, und nach kurzem, jedoch hitzigem Gefechte ward der Feind in die Flucht geschlagen und bis Mingolsheim verfolgt. Das Regiment des Rheingrafen zeichnete sich hier vor Allen aus. Der kaiserliche Oberst Montbaillon, sein Oberstlieutenant, einige Rittmeister und über **200** Soldaten blieben todt; viele sprangen von ihren Pferden, und suchten Schutz in den Gebüschen des Waldes; aber Manche davon wurden von dem nachfolgenden Troß erlegt, und zudem brachte man eine große Zahl Gefangener ein. So war diese stolze Reiterei fast ganz zu Grunde gerichtet. Als das Fußvolk ihre Flucht sah, wartete es kaum den Angriff des schwedischen ab, und zog sich in Eile zurück. Die Folge dieser für die Kaiserlichen so unglücklichen Schlacht war, daß eine Abtheilung Schweden, nebst einem Trupp Landvolk, nach der Stadt Heidelberg zog, sie stark blockirte und ihr alle Zufuhr abschnitt. Auch Frankenthal ward im October von einer Schaar des Rheingrafen und von pfälzischem Landausschuß umringt. Die Spanier sahen wohl, daß kein längeres Halten in diesem Platze möglich war, und erboten sich zur Kapitulation, im Fall solche die in Brüssel residirende Infantin Klara Isabella Eugenia gut heißen würde. Es ward ihnen bewilligt, einen Kurier an diese Fürstin zu senden. Sie genehmigte die Punkte, worüber beide Theile sich verstanden; darauf erhielt die spanische Besatzung am **3.** November freien

Abzug, und nahm ihren Weg nach der Mosel hin. Mit Recht sagt Kayser — dem wir manchen Stoff zur Schilderung dieser Ereignisse verdanken — in seinem historischen Schauplatze der Stadt Heidelberg, daß dieses **1632**er Jahr durch Krieg, Theurung, Absterben großer Fürsten, und die ansteckende Seuche, welche in einem Theile der Pfalz herrschte, viel Unglück gebracht. Auch die schwedischen Truppen, obschon von den meisten Einwohnern als Freunde begrüßt, erlaubten sich, seitdem ihr Monarch wieder aus diesen Gegenden entfernt war, hier und da ein excessives Betragen, so daß noch jetzt unter dem Volke der bekannte Knittelvers im Umlauf ist:

Der Schwed' ist kommen,
Hat Alles mitgenommen ꝛc. ꝛc.

Selbst manche ihrer Hauptleute bedrängten das Land durch Geldforderungen und auf andere Art. Am **19.** November starb zu Mainz, wohin er sich begeben, Friedrich V., Churfürst von der Pfalz und König von Böhmen, nach so vielen Widerwärtigkeiten und Drangsalen des Geschicks, die er alle mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen hatte. Er stand im **37**sten Jahre, und im **23**sten seiner churfürstlichen Regierung, mitgerechnet die Zeit, wo er sich unter Vormundschaft befand und wo er im Unglück herumirren mußte. Am **6.** November war sein hoher, mächtiger Bundgenosse, der große, edle und reine Held Gustav Adolph von Schweden, im Kampfe für Deutschlands religiöse und politische Freiheit, in der Schlacht bei Lützen, wo er den erfolgreichen Sieg errang, gefallen. Friedrichs Leichnam ward von seinem Bruder Ludwig Philipp nach Sedan in Frankreich geführt, und daselbst beerdigt. Letzterer übernahm die Vormundschaft über dessen minderjährigen Sohn Karl Ludwig, den wir schon als einen der rühmlichsten Beherrscher der Pfalz genannt. Am **17.** Januar **1633** ging das Bergschloß Dilsberg, nachdem man das dabei liegende Städtchen gleichen Namens mit Sturm erobert, durch Kapitulation an die Schweden über. Obschon der Statthalter von Heidelberg während der Belagerung dieses Schlosses durch einige kühne Ausfälle der umliegenden Gegend Schaden brachte, so ward ihm doch jetzt nach Einnahme desselben auch von dieser Seite alle Zufuhr abgeschnitten, und am **15.** Mai bemächtigten sich die Schweden, unter Kommando des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, der Stadt durch schnellen Ueberfall und ohne Verlust eines einzigen Mannes; das Schloß jedoch leistete noch Widerstand, ward aber von den Belagerern so geschickt und tapfer bedrängt, daß endlich der Kommandant zum Kapituliren

geneigt war. Am 24. Mai kam der Vergleich zu Stande, wonach die Garnison mit Gewehr, Bagage und so viel Proviant, als ihr unterwegs nöthig war, abziehen, aber alle übrigen Lebensbedürfnisse, so wie das schwere Geschütz, die Munition, und das an diesem Orte befindliche Landesarchiv, zurücklassen sollte. Am 26. geschah der Ausmarsch, der nach Hagenau im Elsaß gerichtet wurde, und so war jetzt die ganze Unterpfalz von den Kaiserlichen, den Spaniern und Bayern befreit. Sehr bald nach Eroberung des Schlosses (7. Juni) ward hier eine fürstliche Zusammenkunft angestellt, wobei der schwedische Reichskanzler Graf von Oxenstierna, die Pfalzgrafen Ludwig von Simmern, Johann von Zweibrücken und Christian von Birkenfeld, so wie viele andere Fürsten, Grafen und hohe Standespersonen, auch Generale, Oberste und mehrere vornehme Militärpersonen, sich einfanden. Die Verhandlung betraf hauptsächlich die Art, wie die, im Lande befindliche, schwedische Armee zu versorgen sey. An diesem Tage hielt man wieder zum erstenmal protestantischen Gottesdienst in der St. Peterskirche. Die Schweden und ihre Bundesgenossen rüsteten sich mit dem höchsten Eifer zu Fortsetzung des Kampfes; deshalb mußte ihnen von allen Früchten doppelter Zehnten entrichtet werden; zudem gaben die Pfälzer nach gesammelter Ernte 6 Ziel Schatzung und von jedem Hundert 3 Batzen, was Alles zu Kriegsbeiträgen verwendet ward. Glücklicher Weise war das folgende Jahr an Getreide, Obst und Wein eines der gesegnetsten, die man noch gehabt: doch konnten sich die Einwohner des Ertrags, den ihnen Gott, die Natur und ihr Fleiß gewährt, nur wenig erfreuen, da ihr Land nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen wieder eine Zeit lang der Kriegsschauplatz wurde, bis man endlich durch neu errungene Siege der Schweden und Frankreichs im Stande war, den berühmten westphälischen Frieden zu schließen, welcher Deutschland für jetzt die Ruhe wieder gab.

König Pharamund und das Ritterfräulein.

Die Franken, wie schon anderswo gemeldet, ein Kriegsbund verschiedener norddeutscher Völkerschaften, der Katten, Cherusker, Chamaver, Brukterer, Chauzen, Sikamberer ꝛc. ꝛc., hatten sich zur Zeit der großen Völkerwanderung unter ihrem

Könige und Heerführer, dem mehr in der Sage als in der eigentlichen Geschichte berühmten Pharamund, an dem linken Ufer des Rheinstromes niedergelassen. Hoher Wuchs, blondes Haar, Waffen, Kleidung, so wie Sitten und Lebensweise, offenbarten ihre germanische Abkunft. Nach dem kriegerischen Geist dieser Stämme ward der neu erwählte König auf einem Schild erhoben und dem Volk als sein Oberhaupt im Krieg und Frieden gezeigt. Pharamund — so melden einige Chronikenschreiber nach dunkeln Urkunden * — saß am Mittelrhein, im Lande der Vangio..en, und erbaute daselbst wieder die zerfallene Stadt Gworria, welche nach ihm Pharamunda, alsdann Pharmacia, und endlich Wormatia oder Worms genannt wurde. Zugleich befand sich ein anderer Fürst der Franken, Namens Mörolus, der Bruder Pharamunds, am Niederrhein, in dem Landstrich, der nachmals die Herrschaften von Köln, Berg, Cleve und Jülich umfaßte. Als nun die Gothen von den Römern unter Gratianus und Honorius in Kleingallien am Rhein großes Ungemach erlitten, riefen sie die Franken u.. Beistand an, worauf Mörolus an der Spitze seines Heeres den Strom heraufzog und sich mit dem unter seinem Bruder stehenden vereinigte. Zum Gedächtniß der Stelle, wo er hier sein Lager aufschlug, gründete er einen Ort, der den Namen Mörolsheim erhielt. In der Folge nannten ihn die Deutschen Frankenthal, weil an diesem Punkte des schönen Rheinthals die Franken eine Stellung genommen hatten. ** Pharamund und Mörolus eilten im Jahr 393 den Gothen zu Hülfe, und es kam bei Antharswahr, dem nachmaligen Flecken Annweiler, zu einer großen Schlacht, wo die Franken und ihre Bundesgenossen den Sieg erkämpften und der Feind aus diesem Lande vertrieben ward. Der Gothenkönig Rodegast hatte seinen Sitz auf der Riedburg, die um das Jahr 1200 als Ritterfeste genannt wird und jetzt noch als Ruine auf jenen Höhen erscheint. Er baute am Fuße des Berges den Ort Rode, zwischen Neustadt und Landau, der jetzt Rhodt oder Roth heißt, und wegen des trefflichen Traminerweins, den man daselbst erzielt, bekannt ist. Dieser Herzog Rodegast wollte nun, nachdem man die Römer verdrängt, ganz Gallien be-

---

* Namentlich die im Manuscript vorhandenen Antiquitates imperii primi ad Rhenum.

** In der Nähe von Frankenthal liegt das Dorf Mörsch, das in den Lorscher Urkunden Möriſche heißt und schon durch seinen Namen an die Sage vom König Mörolus erinnert.

herrschen und es mit gothischem Volke besetzen. Aber die Franken behaupteten dieses Reich, und gaben den Gothen an dessen Statt Hispania.

So weit unsere Chronik. Wie die Franken schnell nach einander das gesammte gallische Land eroberten, ist in geschichtlichen Nachrichten, welche man über die damalige Zeit aus Urkunden und Ueberlieferungen geben kann, hinlänglich gemeldet. Schon unter ihrem ersten Könige scheinen sie in die obere Gegend der Mosel und noch weiter vorgedrungen zu seyn. Obschon man nicht untersuchen kann, wie weit das oben Gemeldete historisch begründet oder mährchenhaft ist, so bleibt es doch immer für die Bewohner unserer heimischen Gegend merkwürdig. Wir wollen demselben auch eine romantische Sage aus Pharamunds Zeit beifügen.

Die Franken, damals noch den Wodan und die andern Gottheiten ihrer Väter in heiligen Hainen verehrend, und überhaupt noch die altgermanischen Gebräuche in ihren Sitten und ihrer Verfassung beobachtend, dienten im Heere als freie Mannen zu Fuß und zu Roß. Doch scheint in der ersten Zeit die Zahl der Reiter nicht groß gewesen zu seyn, so daß meist nur die Könige und Fürsten, ihre gewaffnete Begleitung und der Hauptanführer jeglicher Schaar beritten waren, wiewohl ein Theil der fränkischen Krieger, z. B. der vom Stamme der Tencterer, in dieser Waffe besonders geübt seyn mochte. Eine Art von Ritterstand, der freilich weit später seine genauere Bestimmung und Vollendung erhielt, war damals schon unter den Edlen des Reichs gebildet. Die Elemente desselben finden sich in weit früherer Zeit unter den Germaniern, deren Sitten und Gebräuche Tacitus schildert, den Normannen ꝛc. ꝛc., wie auch bei andern Nationen des Alterthums, die durch Heldenfahrten und heroische Abenteuer berühmt sind. Ein solcher Frankenritter, der sich unter den Stämmen, die mit Pharamund im Bangionischen Lande hausten, befand, hatte im einsamen Thale, auf einer Höhe des waldigen Gebirges, ein Schloß erbaut. Die Neigung der Deutschen, sich in der schönen frischen Natur der Berge und Wälder anzusiedeln, besonders da, wo das herrliche Gemälde von buschreichen Thälern, Wiesenauen und Strömen vor ihnen lag, war tief in ihrem freiheitliebenden und gemüthlichen Charakter begründet, und sie wohnten, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, auf jenen uralten Felsburgen, noch ehe man an eigene Befestigungen dachte, wo ein solcher Aufenthalt zu Schutz und Trutz nöthig ward. Der genannte Ritter war wegen seiner hohen Tapferkeit, und wegen seiner

Stärke und Kunſt in Führung der Lanze und des Schwertes, ſowohl bei feſtlichen Waffenſpielen, als gegen den Feind, ſehr rühmlich bekannt. Tief ſchmerzte ihn der frühe Verluſt ſeiner geliebten Gattin, und weder das rüſtige Naturleben, noch die Wildjagd und ritterliche Abenteuer, hätten die Wolke des Grames von ſeiner Stirne geſcheucht, wäre ihm nicht in einer lieblichen, jetzt in der Jungfrauenblüte ſtehenden Tochter ein neuer Stern troſtreicher Hoffnung aufgegangen. Pharamund ehrte dieſen Helden, der ihm auf ſeinen Heerzügen ſo kräftige Dienſte geleiſtet, und deſſen Treue und Biederkeit ſo feſt erprobt waren, durch alle Beweiſe von Gunſt und Achtung. Manchmal beſuchte ihn auch der König auf der einſamen Burg, und ſah mit Wohlgefallen das ſchöne, ſtille und ſittige Fräulein. Als der neue Kampf mit Roms Schaaren die Mannen des Frankenreichs wieder in das Feld rief, da waffnete ſich ſchnell der kühne Ritter mit Panzer, Schwert und Speer, ließ ſeine Knechte aufſitzen, und beſtieg ſein ſtarkes und muthiges Roß, von dem edlen Geſchlecht ſtammend, das auf Daniens grasreichen Fluren erzogen wird. So eilte er mit ſeinem Banner zu dem Heere.

Wohl heiß waren die Gefechte, ſo Pharamund, ſein Bruder und der Gothenfürſt mit den Römern beſtanden, und hart die Beſchwerden bei Tag und in den kalten Nächten des Herbſtes. Doch faſt überall ward der Feind beſiegt, und jetzt erfolgte jene Hauptſchlacht in dem Thale der Queich, wo er gänzlich geſchlagen und weit in Großgallia hin verfolgt wurde. Sueno (ſo hieß unſer Ritter) hatte ſich wieder in allen Zügen und Kämpfen ſo wachſam, klug und tapfer gezeigt, daß ſein Ruhm noch höher ſtieg, ja daß ſelbſt der König an der Spitze des Heers ſein Lob verkündete, und ihm ein Schwert mit goldenem Griff, das man von einem der römiſchen Tribune erbeutet, zum Ehrengeſchenk gab. Durch die gewaltige Anſtrengung erſchöpft, bezog ſein Heer das Lager in den Ebenen des weſtlichen Landes. Auch zwang der ſtürmiſche Winter und das Austreten wilder Bergſtröme zur einſtweiligen Waffenruhe. Der König ſelbſt aber zog mit einem Theile ſeiner Kriegsmannen nach dem Oberrhein, und lagerte ſich hier, um einen neuen Feind, der von Süden her drohete, zu beobachten. Ritter Sueno blieb bei der Waffenſchaar in Gallien zurück. Eines Tages, wo düſtere Nebel zogen und der, in der Luft wirbelnde, Schnee auf Felder und Gebüſche herabfiel, ſaß er voll ernſter und trauriger Gedanken in ſeinem Zelt, und dachte der, ihm von dem Tod entriſſenen, Gattin und der lieben Tochter auf der heimiſchen

Burg. Seufzend und in Sehnſucht nach dem theuern Kinde wandte er den Blick gegen Oſten hin. Da erſchien ihm ein von fern heranſprengender Reiter, und noch ehe dieſer bei den Zelten angelangt, erkannte Sueno in ihm einen der Saſſen, denen er ſein Schloß zur Bewachung übergeben hatte. Der Reiſige ſtieg ab, neigte ſich vor ſeinem Herrn, und ſprach: „Send gegrüßt, edler Ritter und hoher Führer im Streit! Mich ſendet der Burgwart. —“ „Halt ein!“ unterbrach ihn der Ritter mit bebender Stimme; „Dein Auge ſo ſtier und graß, verkündet mir ſchlimme Botſchaft. Doch nein! Sage mir ſchnell, was Dich hierher führt! Iſt meine Tochter krank? Haben die Todesgötter ſie geraubt? Oder hat ein anderer Unfall die Burg getroffen?“ Da faßte ſich der Knecht, und fuhr in ſeiner Rede fort: „Leider bringe ich keinen guten Bericht. Send mannhaft, Herr Ritter! wie Ihr Euch in Fehden und Schlachten zeigt und laßt Euer edles Herz nicht vom Zorn und Gram bewältigen! Mich ſendet der Burgwart, Euch zu ſagen, wie es die Pflicht gebeut, daß Fräulein Ida, welche Ihr ſeinem Schutz anvertraut, Euern Lehren nicht gehorſam war; denn — ſie hat heimlich ein Kind im Schooße getragen.“ — Mit Schauer und Entſetzen hörte Sueno dieſe Nachricht. Er wankte wie vom Blitz getroffen; aber plötzlich fuhr er auf, und donnerte voll Grimm: „Sattelt mein Roß! Ich muß hin. Bei'm Hammer Thors! Ich werde mein edles Blut rächen.“ Er eilte hinweg aus dem Lager, von jenem und noch zwei Knechten gefolgt, ritt Tag und Nacht, und gönnte ſich kaum ein Stündchen Ruhe, und als der graue Morgen hinter dem Tannenwald emporſtieg, zog er in ſeine Burg ein. Ida, aus ſchweren Träumen erwacht, vernahm den Hufſchlag der Roſſe, und trat an's Fenſter. Sie ſah ihren Vater, und erwartete ihn zitternd im Vorſaale. Doch voll Wuth ſtürmte er die Treppe herauf, faßte ſie knirſchend, und rief: „Schändliche! Wo iſt Dein Verführer? Vor Allem ſage mir, wie dieſer Bube heißt!“ — „O Vater! (flehte die Unglückliche) ein lügenhaftes Gerücht hat mich verleumdet. Glaube ihm nicht! Mein Herz iſt ſo rein, als es die Götter ſchufen.“ Sie ſprach noch manches zärtliche Wort, hat nur um einige Tage Zeit; dann würde er Alles erfahren, und ihr gewiß nicht mehr zürnen. Jedoch umſonſt! Er riß die Jammernde fort, und ſchleppte ſie in ein finſteres Gemach der Burg. „Himmel! Wo bringſt Du mich hin?“ rief ſie kaum athmend und mit bebenden Lippen. „Das ſollſt Du erfahren!“ brüllte er, ließ Dornen und Geißeln holen und zerhieb ſo grimmig und ſtark ihren zarten Leib,

daß ihr das Blut wie ein Strom aus den Adern floß. Sie ſank auf den kalten Boden, und flammelte noch die letzten Worte: „Erbarmt Euch, Vater! O, erbarmt Euch mein im Tode! Die Götter wollen es Euch und auch mir verzeihen, wenn ich geſündigt habe! Doch bewahrt und pflegt mein Kindlein wohl! Es iſt Pharamunds königliches Blut. Er verſprach mir....“ Und ſie neigte das ſeidenlockige Haupt, und verſchied. Da ward des Ritters Wuth in den tiefſten Schmerz verwandelt. „O meine Tochter! (ſo rief er, die Hände ringend) O, hätteſt Du mir das früher geſagt! Wie hart ſtrafen mich die Götter!“ — In dumpfer Traurigkeit, öde und verlaſſen, brachte er den düſtern Winter auf ſeiner Burg hin.

Als kaum der Frühling Wald und Auen ſchmückte, ritt Pharamund mit glänzendem Waffengefolg in den Burghof ein. Er ſtieg ab und Sueno trat bebend ihm entgegen. „Seyd gegrüßt, edler Ritter!“ ſprach der König, Ihr, der in Schlachten und Gefahren mir ſo brav gedient hat! Ich komme, Euch um die Hand Eurer ſchönen und tugendreichen Tochter zu bitten. Schon hat Freia's Huld uns vereint. Seyd Ihr es zufrieden, ſo gebt ihr den Segen, und laßt ſie mit mir ziehen!“ — O, wie gern, hoher König, (war Sueno's traurige Antwort) o, wie gern wollte ich Euerm Wunſche gehorchen! Aber ach! — mein Kind iſt nicht mehr. Seht dort ihr Grab, dem ſchon gelbe Blümchen entſproſſen.“ Und er meldet ihr unglückliches Loos. Da rief Pharamund im höchſten Zorn: „Grauſamer, hartherziger Mann! Das thateſt Du meiner Geliebten? Erfahre dasſelbe von mir! Und er riß ſein langes Schwert aus der Scheide, und ſtreckte mit einem fürchterlichen Hiebe den Ritter in das Hofes Sand. In ſtummem Gram verſenkt, weilte er noch am Grabe der holden Braut; dann ließ er ſich das theure Söhnlein bringen, hob es auf ſein Roß, und verließ weinend die einſame Burg.

König Dagobert.

Die erſten Könige der Franken, über welche man genauere, wenn auch nur unvollkommene, hiſtoriſche Nachrichten hat, waren Klodion (den Einige für Pharamunds Sohn halten) und deſſen Sohn und Nachfolger Meroväus, von welchem der Stamm, der bis zu ſeinem Sturze durch die Karolinger das Reich beherrſchte, den Namen führt. Dieſer, wie

schon gemeldet, vereinte seine Streitkräfte mit denen des Gothenkönigs Theodorich und des römischen Feldherrn Aetius, wodurch der Hunnenkönig Attilla in den Ebenen von Chalons geschlagen ward. Daß während jener Periode unter den Franken, wenn sie auch ihren kriegerischen Muth behielten, doch, was die Einfalt und Reinheit der Sitten ihrer Väter betraf, manche Entartung einriß, stellt sich aus der Geschichte dar. Ueberhaupt zeigt uns die ganze Dynastie der Merovinger wenig Erfreuliches. „Schlachten und Fehden — sagt Vogt — Hofränke und Meuchelmord, Jagden und Trinkgelage, Zweikämpfe und Klosterstiftungen, sind fast die einzigen Begebenheiten, welche die Jahrbücher des Gregorius von Tours und Fredegars anfüllen. Die Könige ließen sich von Weibern, Geistlichen und ihren Hausmaiern (Majores domus) regieren, und machten ihre Würde und ihr Geschlecht verächtlich." Allerdings würde sich die fränkische Monarchie nicht so lange aufrecht erhalten haben, bis sie durch Pipin, und noch mehr durch Karl den Großen, wieder befestigt ward, wenn nicht dieselbe Verwirrung und ein ähnliches wildes Treiben auch in andern Staaten geherrscht hätte. Daß zwischen dem Unkraut auch manchmal hier und da einzelne Weizenhalme aufschossen und einzelnes Gute geschah (wie z. B. unter der Regierung Klodwigs II. und Siegeberts), kann man nicht leugnen, obschon es im Ganzen gegen die Reihe von Uebeln wenig in Betrachtung kommt. — Klodwig I., der 481 den Thron bestieg, erweiterte sein Reich durch Siege über die Römer, die Allemannen am Oberrhein, die Westgothen ꝛc. Er vermählte sich mit Klotilde, einer Tochter des Burgundenkönigs, welche sich zur christlichen Religion bekannte. In der Schlacht bei Tolbiac, wo der erste Angriff seiner Truppen wider das tapfere allemannische Heer mißlang, versprach er dem Gott seiner Gemahlin, er wolle ihre Religion annehmen, wenn er ihm den Sieg verleihe — und im wiederholten Kampfe ward der Feind geschlagen. Da ließ sich Klodwig von dem heiligen Remigius, der als frommer Einsiedler im Westricher Waldgebirg wohnte, zu Rheims in Champagne taufen, und 3000 seiner Unterthanen folgten diesem Beispiel. Er soll, als ihm der Priester die Geschichte vom Leiden und Sterben Christi vorlas, Thränen vergossen und zugleich im kriegerischen Eifer ausgerufen haben: „O das sollte ihm nicht widerfahren seyn, wäre ich mit meinen Franken dort gewesen!" Eine Niederlage, die sein Heer bei Arles erlitt, machte ihn (sagen die Geschichtschreiber) ungerecht und blutgierig, und er vergrößerte

ſich von jetzt an nur durch Mord und Tyrannei. Er ſtarb zu Paris, welches unter ihm zuerſt die Hauptſtadt des Reichs wurde. Nach Klodwigs Tod aber theilten ſeine Söhne und Enkel das Land, ſo daß bald vier, bald drei, bald zwei Königreiche entſtanden, auch immer Einer den Andern zu beeinträchtigen ſuchte. Doch blieb zuletzt die Haupteintheilung in das von Neuſtrien oder Weſtfranken und Auſtraſien (Auſtrien) oder Oſtfranken, welches Letztere die Länder auf der linken, und einige auf dem rechten Ufer des Rheinſtroms enthielt. Unter den Nachkommen jenes Fürſten iſt Dagobert der Wichtigſte für unſere Rheingegend, weßhalb von ihm Einiges hier gemeldet ſey.

Dagobert I. war König von Auſtraſien, als er im Jahre 628 ſeinem Vater Klotar II. in der Regierung folgte, wodurch das getheilte Frankreich wieder unter einen Monarchen vereint wurde. Man nannte ihn den Großen, weil er ſich durch Kriegsthaten auszeichnete; denn er bekämpfte mit glücklichem Erfolg die Gasconier, Bretagner, Sachſen, Thüringer und Slavonier. Allein Willkühr, Grauſamkeit und zügelloſe Ausſchweifung, was meiſt aus ſeiner heftigen Neigung für das weibliche Geſchlecht entſprang, verdunkelte die trefflichen Eigenſchaften, womit die Natur ihn begabt hatte. Uebrigens muß man geſtehen, daß unter ihm manches Gute für das Reich geſchah. Er ließ die beſtehenden Geſetze vervollkommnen, und fügte noch beſſere und beſtimmtere hinzu. Beſonders wandte er ſein Augenmerk auf das ihm ſo werth gewordene Auſtraſien. Auch hielt er ſich immer gern daſelbſt auf, und hatte zuerſt ſeinen königlichen Sitz in Dachsburg, den er ſodann nach Weiſſenburg, und ſpäterhin nach Strasburg, verlegte. In dieſen Landen gründete er viele Stifter, Klöſter und Gotteshäuſer, wohl aus zwiefacher Abſicht, erſtlich weil er kinderlos war und ſeinen, ihm feindlich geſinnten, Brüdern nichts von ſeinem eigenen Gute hinterlaſſen wollte, und dann, weil er durch fromme Stiftungen die Laſter ſeines Lebens zu vergüten ſuchte. So wurden von ihm die Bisthümer Strasburg und Speier errichtet und reichlich begabt. In Weiſſenburg ließ er eine ſchöne Kirche erbauen, und eine goldene Krone von ungeheuerem Umfange darin aufſtellen, woher auch die Stadt den Namen Kron-Weiſſenburg erhielt. Dieſe Antiquität war bis in die neuere Zeit noch dort zu ſehen. Aber in den erſten Jahren des franzöſiſchen Revolutionskrieges kam ein Bataillon Marſeiller nach Weiſſenburg, eilte ſogleich in demokratiſchem Eifer, oder vielmehr aus Raubſucht, nach der Kirche, und ſchlug die Krone

entzwei. Doch fand ſich die Habgier dieſer Wüthenden ſehr getäuſcht, indem das Werk nur aus gewöhnlichem Metall beſtand, das übergoldet war. Außerdem ſtiftete König Dagobert die Kirchen zu Landau, Klingenmünſter, Haßloch bei Neuſtadt ꝛc. In der Letztern befand ſich ein goldener Scepter, den der Graf von der Hardt dem Könige von Frankreich bei ſeiner Krönung übergeben und dann wieder an dem genannten Ort bewahren ſollte. Auch wird ihm der erſte Bau des Domes in Worms, ſo wie die Errichtung mehrerer Kirchen und Klöſter, wie zu Dirmſtein, Kreuznach, Mainz, Hornbach im Weſtrich ꝛc. zugeſchrieben.

Nach Urkunden, durch welche man nicht allein dieſe Stiftungen, ſondern auch andere heilſame Verordnungen Dagoberts, zu erweiſen ſucht, hat er ſich noch durch Dotationen von ſehr nützlicher Art um das Land am Rhein Verdienſt erworben. Dahin gehört namentlich die Schenkung eines beträchtlichen Strichs von Waldungen, der im Dürkheimer Thal, in der ſogenannten Iſenach, wo der Bach gleichen Namens entſpringt, gelegen iſt. Dieſer ward mehreren Ortſchaften am Hardtgebirg und auf dem flachen Lande zu ihrem jährlichen Holzbedarf eingeräumt. Nachmals kam er zu dem Fond der Abtei Limburg, und erhielt daher den Namen Dürkheim-Limburger Wald. Doch blieben die Gemeinden, trotz mancher Widerſprüche und Streitigkeiten, die ſich deßhalb erhoben, fortwährend bei ihrem deßfallſigen Recht, was ihnen auch ſpäterhin unter den Regierungen von Churpfalz, Frankreich und Bayern erhalten ward. Wir gedenken hier einer ſonderbaren Ceremonie, die ſich auf dieſe Schenkung bezog. Dieß war der Ritt des ſogenannten Käſe-Königs, der, noch in neuerer Zeit, auf den zweiten Pfingſttag mit einem kleinen Gefolge von Dürkheim nach dem Eigersheimer Hofe, welcher 1½ Stunde von da in der Ebene liegt, gezogen kam, worauf daſelbſt eine ländliche Luſtbarkeit folgte. Vermuthlich hatten die Ortſchaften der obern Verwaltung jener Dotation ehedem einen Tribut an Käſen zu entrichten, woraus denn dieſes Feſt, wie ſo manche aus den Feudalgebräuchen der Vorzeit, entſtanden ſeyn mag. Zudem ſoll das alte Weidrecht einiger Gemeinden in dem großen Dürkheimer Bruch, der ſich bis zu dem genannten Hof erſtreckt, unter die Schenkungen Dagoberts gehört haben.

Große Jagden waren ein Hauptvergnügen der fränkiſchen Könige und ihres ritterlichen Gefolges. Auch Dagobert liebte ſie ſehr, und mochte beſonders gern in den herrlichen Forſten des Wasgauer Gebirges die Hirſche, Wölfe und Eber verfol-

gen. Darum waren ihm ſeine tüchtigen Hunde, die ſo oft bei dieſer rüſtigen Uebung trefflichen Dienſt geleiſtet, ſehr werth. Als er auf dem Sterbebett lag, ließ er ſie, wie die Kunde meldet, vor ſich bringen, und ſagte: „Lebt wohl, ihr treuen Thiere! Es gibt keine gute Geſellſchaft, die ſich nicht einmal trennen muß.“ —

Das Hauptwerk unter den kirchlichen Stiftungen dieſes Königs war die berühmte Abtei Saint-Denis. Schon ſein Vater Klotar baute hier eine Kirche, und weihte ſie dem heiligen Dionyſius. Die Legende erzählt Folgendes: „Dagobert, noch Beherrſcher von Auſtraſien, hatte den Hausbofmeiſter ſeines Vaters ſchimpflich beleidigt, und mußte die Rache des Königs fürchten. Er floh in die Kirche von Saint-Denis, um ſich den Verfolgungen der Wache zu entziehen. Hier ſchlief er auf dem Grabe der Märtyrer ein; ſie erſchienen ihm bei Nacht im Traum, und verſprachen ihn zu retten, wenn er ihnen an dieſer Stelle einen prächtigen Tempel erbauen wolle. — Er gelobte es, und ging am folgenden Tage getroſt in den Palaſt ſeines Vaters, um Vergebung zu erflehen, und leicht ward dieſer durch die Fürbitte ſeiner Hofbeamten verſöhnt. Als Dagobert König von Frankreich geworden, ließ er ſogleich den Tempel erbauen, und ihn mit Edelgeſtein, Gold und Silber ausſchmücken.“ — Wie man aus der Geſchichte weiß, hat Dagobert dieſes Gebäude ſechs Jahre vor ſeinem Tode vollendet. Er ſtarb zu Epinay im Alter von 36 Jahren, und ward im Dome von Saint-Denis beerdigt, welcher von dieſer Zeit an die Ruheſtatt der königlichen und anderer hoben Perſonen wurde. Das Schickſal dieſer Abtei in der Revolution und ihre Wiederherſtellung iſt bekannt.

Die Rieſenſäule.

Obſchon es unſer Zweck nicht iſt, eine Beſchreibung der Denkmäler, ſowohl römiſchen als germaniſchen Urſprungs, woran die Ufer unſers vaterländiſchen Stromes ſo reich und die ſchon ſo häufig von erprobten Alterthumskennern geſchildert ſind, zu geben, ſondern die Oertlichkeit nur da näher anzuzeigen, wo ſie auf eine dieſer, aus der erſten bis auf die ſpäteſte Zeit des Mittelalters entnommenen Geſchichten und Sagen Bezug hat, ſo dürfen doch koloſſale Erſcheinungen

dieſer Art, deren Charakter entweder eine große Naturrevolution oder den wilden und kühnen Schöpfungsgeiſt urdeutſcher Zeit verkündet, nicht unbemerkt bleiben, wenn man auch kein beſtimmtes Ereigniß daran zu knüpfen weiß. Es folge demnach hier eine kurze Darſtellung zweier ſolcher merkwürdigen Gegenſtände, mit Anwendung deſſen, was in Grimms Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße ꝛc., und in Konrad Dahls hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Beſchreibung des Fürſtenthums Lorſch, darüber gemeldet iſt.

Wenn der Reiſende, dem Schönheiten der Natur und Erinnerungen längſt entſchwundener Tage aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes werth ſind, den nordweſtlich von Reichenbach liegenden Felsberg erſtiegen hat, dann lohnt ſich ihm zuerſt in einem wahrhaft ſchweizeriſchen Gemälde die mannichfaltigſte Ausſicht auf herrliche Ebenen und grüne, waldreiche Thäler umher. Setzt er nun ſeine Schritte fort durch den ſchattigen Hain und wendet ſich links am Berge hin, dann ſteht er plötzlich vor dem Felſenmeere, das ſich am Abhange der Höhen verbreitet. Dieſes bildet eine ungeheure Maſſe von großen und kleinen Felsblöcken aus Granit, die, wie herabgefallene Eisſtücke und Lawinen der Gletſcher, über einander geworfen, auch hie und da drei- und vierfach aufgethürmt ſind, ſo daß ſie als künſtliche Felſen in der weiten Bergſchlucht erſcheinen. Hörbar, aber nicht ſichtbar, rauſcht unter ihnen ein ſtarker Bergquell in das Thal herab, der vielleicht ehedem als mächtiger Waldſtrom die kleineren Felſen mit ſich fortriß, während die größeren, ſchon durch eine gewaltige Erdrevolution hierher gedrängt, das rollende Waſſer in ihren Schoos aufnehmen. Daß hier eine ſolche Naturbegebenheit erfolgt ſey, daran zweifelt wohl Niemand, der dieſe ſtaunenswerthe Scene mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Wahrſcheinlich entſtand ſie durch eine unterirdiſche Wirkung, ſey es durch Feuer oder Waſſer. Obgleich das Erſtere ſehr wohl möglich iſt, ſo kann man doch eben ſo gut das Letztere annehmen, da in der Urzeit manche Gewäſſer noch höher ſtanden, als Berge, die den Gipfel des hier geſchilderten weit überragen, wofür die verſteinerten Seegewächſe, Fiſche, Muſchelthiere ꝛc., welche man noch auf ſolchen Höhen findet, ein klarer Beweis ſeyn möchten. Leicht alſo ward die große Felſenmaſſe durch den unaufhaltſamen Drang einer gewaltigen Waſſerfluth von dieſem Gebirge herabgeſchwemmt.

Weiterhin zur Linken, noch ehe man von dieſer Seite zum Gipfel gelangt, erſcheint das ungeheuere Werk, ſo unter dem Namen der Rieſenſäule bekannt iſt. Sie beſteht

aus einem Gesteine, das man, wie die deutliche Spur zeigt, in den nahen Felsen brach, so daß also die Säule noch auf derselben Stelle liegt, wo sie gehauen wurde. Ihre Länge beträgt 31 — 32, ihr unterer Durchmesser 4½, und der obere beinahe 4 Fuß; die Schwere derselben wird auf 375 Centner geschätzt. Sie verdient daher mit Recht ihren Namen, da man wohl in ganz Deutschland kein Denkmal dieser Art antreffen mag, das ihr an Größe gleich kommt. In der Nähe befindet sich noch ein großer viereckiger Fels, der behauen oder vielmehr abgesägt ist, und 40 Schuh im Umfange hat. Man nennt ihn den Riesenaltar. Nach der Meinung einiger Beobachter war derselbe zum Fußgestelle der Säule bestimmt. Allein K. C. von Leonhard (Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend) zweifelt daran, weil er außer allen Verhältnissen mit dem Hauptwerke sey, und sich in jener Voraussetzung auch die Sägeinschnitte nicht erklären ließen.

Was nun die Zeit der Entstehung dieser Riesensäule betrifft, so kann uns weder die Geschichte, noch die Volkskunde, etwas Bestimmtes darüber melden. Nach der Letzteren scheint sie von Hünen germanischer Vorzeit, einer Art Giganten, herzurühren, denen man, wie den Cyklopen der griechischen Mythologie, die Verfertigung riesenmäßiger Kunstwerke zuschrieb. Da es nun an historischen Nachrichten fehlt, so hält man sie gewöhnlich für eine Arbeit der Römer während ihres Aufenthalts in diesen Gegenden. Der Bischof Häfelin, der eine Abhandlung in französischer Sprache über diese Säule (Colonne des Géans) schrieb, bemerkt darin, daß sie aus ächtem Granit, und zwar von der nämlichen Art, bestehe, wie man ihn an einem Denkmale des Kaisers Commodus, so der Antiquitätensaal in Mannheim enthält, und auch an römischen Säulen zu Trier, gefunden habe. Auch Leonhard, und andere gelehrte Forscher, wie Knapp, Wenk, Creuzer ꝛc. sind geneigt, die Römer als Urheber dieses Werkes zu betrachten, und Letzterer in seiner Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar nimmt an, daß dieses Volk sie, als redendes Denkmal seiner Herrschaft, in einer Feste, die es gegen die Ueberfälle der Allemannen erbaut, habe aufrichten wollen, aber durch Letztere daran gehindert und endlich verdrängt worden sey. Manche vermutheten auch, Karl der Große habe diese Säule verfertigen lassen; doch Andere widersprechen dieser Meinung, weil der Kaiser gewiß nicht jene Granitsäulen (die Einige als gegossene nennen) für seinen Ingelheimer Pallast aus Ravenna habe kommen lassen, wenn er dieselbe Steinart so nahe gewußt hätte. Uebrigens

hält Grimm mit Recht für sehr möglich, daß Karl erst späterhin diese rauhe Gegend und ihre Produkte kennen gelernt, und solches Gestein zur Ausarbeitung größerer Denkmale bestimmt habe, um so mehr, da sein Geheimschreiber Eginhard auch Baumeister und zugleich ein gebornter Odenwälder gewesen sey. Indessen wird von sachkundigen Männern behauptet, daß die Säule nicht aus Granit, sondern aus Syenit, bestehe, und daß man im Mittelalter die Bearbeitung desselben in Deutschland nicht gekannt oder doch wieder verlernt habe.* Immer jedoch bleibt es ein schöner und erhebender Gedanke, unsere Vorfahren aus germanischer, noch vorgeschichtlicher, Urzeit für die Schöpfer dieses Riesendenkmals, und den in der Nähe liegenden Fels für einen dem Odin geweihten Opferaltar, zu halten — unsere Vorfahren, deren Kraft und Geist auch da, wo die Sonne der Wirklichkeit schon die Thaten einer fabelhaften Götter- und Heldenwelt beleuchtet, so groß und mächtig erscheint, und die, wie der edle Dichter Uz sagt:

„Einst rauh, doch furchtbar frei, für ihre Wälder stritten." —

Herzog Rupert von Bingen.

Da, wo der majestätische Rhein, nachdem er von Mainz herab seine Wogen, stolz und breit, an den schönen, mit Rebenhügeln, Wiesen und Wald geschmückten Fluren des Rheingaues vorbeigeströmt, die aus den freundlichen Auen der Pfalz ihm zufließende Nahe empfängt, und, mit einmal zwischen hohen Gebirgen in ein finsteres Thal tretend, jetzt in engen schließenden Ufern dahin rollt, erblicken wir am Eingange der Bergschlucht die uralte Stadt Bingen. Als der römische Feldherr Drusus (Stiefsohn des Kaisers Augustus und Bruder seines Nachfolgers Tiberius), der besonders durch zwei glückliche Feldzüge wider die Deutschen berühmt ist, obschon seine Siege am Strand der Elbe gehemmt wurden, längs dem Rhein hin 50 Kastelle erbauen ließ, um sich sowohl gegen die Ueberfälle der Germanier, als gegen die manchmal

---

* Das Erstere Herr von Leonhard in dem angeführten Werke, das Letztere Herr Dr. Batt in Weinheim, dessen Güte und Freundschaft auch wir manche sehr schätzbare Quellen zu der gegenwärtigen Arbeit verdanken.

ausbrechenden Empörungen der Gallier, zu sichern, schien ihm der gegenwärtige Punkt, wegen der Natur des Landes und wegen seiner Lage am Einfluß der Nahe in den Rhein, sehr wichtig, und er legte hier eine Festung an, die er Bingium nannte, woher auch die Soldaten der Besatzung den Namen Bingenser erhielten. Daß Drusus oder seine Nachfolger auch hier eine Brücke über die Nahe, so wie einen Brunnen, Bäder und Altäre errichtet, ist sowohl aus einigen Stellen des Geschichtschreibers Tacitus, als aus den Trümmern verschiedener Denkmale, zu erkennen. Schon damals gingen von diesem Ort zwei Heerstraßen, eine über die wilden Gebirge des Hundsrückens, nach Trier, die andere den Rhein hinab nach Köln. Einige nennen die Feste auch Vincum; so der über 300 Jahre später lebende Ausonius in seinem beschreibenden Gedichte Mosella:

Ueber den reissenden Strom der Nava ging ich im Nebel,
Staunend dem neuen Kastell gebaut an das alternde Vincum,
Dort, wo Gallia gleich einst ward der latischen Cannä,
Da unbeweint und nackt das Feld Erschlagene deckten. —

Die zwei letzteren Verse, worin eine hier vorgefallene Schlacht mit der bei Cannä, in der Provinz Apulien, welche Hannibal gegen die Römer gewann, verglichen wird, beziehen Manche auf einen Sieg, den Letztere und ihre Hülfstruppen, unter dem Feldherrn Tutor, im batavischen Kriege über die Trevirer davon trugen, wiewohl auch während dieses Aufstandes, den die Bataver, unter Anführung des heldenmüthigen Civilis erregt, der genannte römische Feldherr bei Bingium geschlagen ward, und sich mit den Trümmern seines Heeres in die Thäler des Hundsrückens zurückziehen mußte. Als späterhin die Deutschen mit größerer Macht in Gallien hereinbrachen, ward, wie alle Festen am Rhein, auch diese von ihnen zerstört.

Nach der kleinen Abschweifung, die wir uns hier in Bezug auf die Lokalität erlaubt, kommen wir zum Hauptgegenstande unsers Artikels. Erst unter der fränkischen Monarchie ward an dem Orte, wo das verheerte Kastell sich befand, ein, mit Mauern umgebenes, Städtchen erbaut, das nach jenem den deutschen Namen Bingen erhielt. Die Grafen des Nahegau's hatten dort ihren Sitz; ja man nennt sogar Herzoge von Bingen, unter welche namentlich ein gewisser Rupert gehört, dessen Schicksale in dieser an Wundersagen, romantischen und abenteuerlichen Geschichten so reichen Gegend berühmt wurden. Vogt hat sie bereits nach einer Legende, so das Werk der zur Zeit der Kreuzzüge hier lebenden Pro-

phetin Hildegard iſt, mitgetheilt, worauf wir denn auch die gegenwärtige Darſtellung gründen.

Als Karl der Große, oder ſein Nachfolger Ludwig der Fromme, das Reich der Franken beherrſchte, ward das ganze Land, ſo zwiſchen den Flüſſen Heimbach, Simmer, Selz und Bliés, von Bingen bis nach Lothringen ſich erſtreckt, durch einen mächtigen Herzog am Rhein verwaltet. Die Kunde meldet uns nicht ſeinen Namen, aber den ſeiner Tochter, die Bertha hieß, und eine ſehr ſchöne, fromme und ſittſame Jungfrau war. Unter den Fürſten des Landes befand ſich einer, Namens Roland (der nicht mit dem berühmten Neffen Karls des Großen zu verwechſeln iſt, auch von jener Seherin Rabolaus genannt wird), vermuthlich aus ſächſiſchem Rittergeſchlecht — ein Mann von wilder und ausſchweifender Gemüthsart, aber ſehr tapfer, ſtark und kampfgeübt. Er bekannte ſich noch zu der altgermaniſchen Odinsreligion, und ſo groß auch der Bekehrungseifer in der damaligen Zeit war, mochte ihm wohl der König ſeinen Glauben nicht ſo hoch anrechnen, da er ihm in den Kriegen ſehr brave Dienſte geleiſtet. Roland ſah die reizende Bertha, und ward von Liebe zu ihr gefeſſelt; ja es ſchien ſogar, daß ihre Anmuth und ihr ſanftes Weſen auf den rauhen Charakter des unbändigen Kriegers einen heilſamen Einfluß hatten, ſo daß er milder und freundlicher zu werden begann. Er bat um ihre Hand, und der Herzog, ein Bewunderer ſeiner Thaten, wollte ihm nicht entgegen ſeyn, um ſo mehr, da er den Gedanken hegte, Roland werde ſich durch die fromme und liebreiche Ermahnung ſeiner Tochter zum Chriſtenthum bewegen laſſen. Auch in dem Herzen der jungen Bertha ſtieg ein Gefühl dieſer Hoffnung auf, und ſie entſchloß ſich zur Vermählung. Aber bald ſah ſich das gute Weib bitter getäuſcht! Denn ſo innig und glühend auch eine Zeit lang ſeine Neigung zu ihr war, verfiel er doch in Kurzem wieder in ſein wildes Treiben; nur Luſt zum Waffenſtreit und zu anderen Frauen riß ſeine ſtürmiſche Seele fort. Bertha's liebende Worte fanden kein Gehör, und wenn ſie ihm von den reinen Lehren der chriſtlichen Religion ſprach, ward er noch mürriſcher gegen ſie, und ſie mußte von ſeiner ungeſtümmen Rohheit manche harte Kränkung erdulden. Roland beſaß die Burg von Laubenheim oder Lubun (wie ſie in der Legende heißt), die an dem Ufer der Nahe, nicht weit von Stromberg, lag. Dorthin zog ſich die Leidende zurück, und trug in der Einſamkeit ihren ſtillen Gram. Nur dem Himmel klagte ſie die Noth ihres Herzens, und rief dann

mit heißen Thränen aus; „O Gott! Kann ich denn nicht von der tyrannischen Gewalt dieses Unholden frei werden?“ Da sie aber das Ehebund nicht auflösen konnte, und ihr Gemahl durch diese Zurückgezogenheit nur noch unfreundlicher und heftiger gegen sie ward, so gelobte sie wenigstens dem himmlischen Vater, den sie verehrte, das Kind, das sie von jenem unter ihrem gebeugten Herzen trug, in den heiligen Grundsätzen der christlichen Glaubenslehre zu erziehen. Als es geboren war, gab sie ihm den Namen Rupert oder Ruhwerth.

Das Söhnlein war jetzt ihr einziger Trost. Es sollte ein frommer und christlicher Held werden. Sie sah den wilden Hang des Gatten zum kriegerischen Leben als die Hauptursache ihres Unglücks an. Darum suchte sie hauptsächlich das Gemüth des kleinen Rupert für sanfte Tugenden und religiöse Gefühle zu stimmen. Aber Roland ward dadurch nur mehr von Weib und Kind abgewandt. Er sprach dieser Erziehung eines Knaben Hohn, nannte sie weibisch und weichlich, und fröhnte um so stärker seiner Neigung zu Kebsweibern und Buhldirnen, die er auf seinem Schloß und in der Gegend hielt. Zugleich warf er sich beständig in Kampf und Fehden, sowohl gegen einheimische als fremde Ritter. Jetzt aber entstand ein neuer Krieg mit wilden benachbarten Stämmen. Roland zog vor seinem Banner in's Feld; es kam zu einer blutigen Schlacht, wo er sich, wie immer, kühn, brav und geschickt erwies, aber in der Wuth des Gefechts allein und zu weit in die Schaaren des Feindes eindrang, so daß er von einem Haufen umringt und erschlagen ward.

Als Bertha die Kunde seines Todes vernahm, gedachte sie in diesem Augenblick nicht der Liebloſigkeit, die er schon lange der gegen sie gezeigt, sondern ihr gefühlvolles Herz weihte ihm eine Thräne, wie sie schon manche gute, wenn auch schwer gekränkte, Gattin in solchem Falle vergoß. Doch gefiel ihr nicht der längere Aufenthalt in jener Burg, wo sie des Kummers so viel erlitten, und wo nur die herbsten Erinnerungen ihren Geist umschwebten. Sie nahm also das geliebte Söhnlein in die Arme, bestieg einen Zelter, und begab sich mit jenem und ihren treuen Josen, von einigen Waffenknechten geleitet, nach Bingen. Der Vater (eine Mutter hatte sie nicht mehr) gewährte ihr mit Huld und Güte den Wohnsitz auf seinem herzoglichen Schloß. Sie bezog hier ein Nebengebäude, um still und ruhig zu leben. Aber kaum war die Nachricht von Bertha's neuem Aufenthalt im Land erschollen, so dachte mancher Edle des Reichs, der noch un-

vermählt und dessen Herz noch nicht gebunden war: „Welch ein Glück, die reizende Wittwe zu besitzen, die von so hohem Geschlecht und mit so herrlichen Eigenschaften begabt ist!“ Auch kam sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freiern, durch rühmliche Thaten bekannt, nach der Hofburg geritten, und eifrig war jeder bemüht, die edle Fürstentochter zu erhalten. Selbst ihr Vater wünschte, sie möge einen Gatten wählen, der ihres Herzens würdig sey und den Gram vergüte, welchen ihr erster unseliger Ehestand über sie gebracht. Allein Bertha ließ sich durch die glänzendsten und ehrenvollsten Anträge nicht blenden. Sie verwarf Alle, und erklärte standhaft, daß sie forthin ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes widmen wolle. Diese, der Genuß jener lieblichen Natur in ihrem Garten und der einsamen Flur am Strande der Nahe, Wohlthätigkeit und fromme Betrachtung, war es allein, was ihr Beschäftigung, Trost und Erholung gab, und eine stille Heiterkeit trat wieder in ihre Seele. Auch machten ihre Lehren auf den Sohn, der nichts von dem stürmischen Geiste seines Vaters, aber desto mehr von dem sanften Charakter seiner zärtlichen Mutter besaß, einen solchen Eindruck, daß er sich ganz denselben weihte, ja sogar an den ritterlichen Spielen, auf die man zu jener Zeit, und gewiß mit Recht, einen hohen Werth legte, keinen rechten Geschmack fand und sie nur als Nebensache trieb. Ein hervorstechender Zug in dem Gemüthe des jungen Rupert war die Neigung, armen Kindern Gutes zu thun. Er versammelte oft eine Schaar nothleidender Knaben um sich, führte sie dann vor Bertha und sprach: „Mutter, Mutter! Ich bringe hier Deine Kinder.“ Gerührt, umarmte sie ihn und sprach: „Ja, mein lieber Sohn, du hast Recht! Es sind auch Deine Brüder.“ Und sie wurden beschenkt und ihre Noth gemildert. Diese wahrhaft reine und fromme Gesinnung galt dem fürstlichen Sohne mehr, als alle äußeren Religionsgebräuche; denn eines Tages, da seine Mutter eine prächtige Hauskapelle in ihrem Schloß erbauen lassen wollte, wies er auf die Armen, die im Hofe standen, und rief ihr die Worte des Evangeliums zu: „Brich erst den Hungrigen Dein Brod, bedecke die Nackenden mit Deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in Dein Haus! Denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes.“ Und Bertha sorgte für die Unglücklichen, bevor sie Anstalt zu dem Baue treffen ließ.

Wie sehr der gottesfürchtige Rupert durch diese guten, frommen Werke sich den heißen Dank und die Liebe der Ar-

men gewann, wie hoch das Volk ihn lobte und Viele durch ihn milder und beſſer wurden — das läßt ſich eher fühlen und denken, als es der Beſchreibung fähig iſt. Anders jedoch waren die Urtheile unter den fürſtlichen Saſſen und dem Adel in den Gauen des Landes. Mehrere davon billigten zwar ſeine menſchenfreundlichen Handlungen, weil, ſagten ſie, es doch zur Pflicht eines ächten Ritters gehöre, den Nothleidenden beizuſtehen, wie die Geſchichte der Urväter ſowohl, als die der chriſtlichen Zeit, und in dieſer namentlich das Beiſpiel des heiligen Martinus, zeige; doch ſolle er darüber nicht die Waffenübung, welche zu Schutz und Trutz nöthig ſey, vernachläßigen — und dieſe Meinung hatte allerdings einen ſehr feſten Grund. Aber Viele, deren Gemüth roher, leichtſinniger oder mit übermächtigen Vorurtheilen behaftet war, ſahen ihn deshalb verächtlich an. Manche der jungen Edelknaben, die ſonſt häufig den Enkel des Herzogs beſuchten, vermieden jetzt ſeinen Umgang; ja ſie hielten oft ihren Spott nicht zurück, und gaben ihm zu verſtehen, „daß es ſeinem hohen Stande geziemender ſey, mit ihnen der rüſtigen Uebung in ritterlichen Spielen obzuliegen, als durch den Verkehr mit Bettelkindern ſeine Würde herabzuſetzen.“ Doch weder Spott noch Verachtung ſtörten das Gefühl und die fromme Wirkſamkeit des jungen Fürſtenſohnes. Er fuhr in ſeiner Lebens- und Handlungsweiſe fort, und die Armen erfreuten ſich nach wie vor der Früchte ſeiner Wohlthaten. Den Glanz irdiſcher Hoheit wenig achtend, ſchwang ſeine Seele in heiligem Entzücken zu himmliſchen Regionen ſich empor, und ſtrebte nur nach den Kronen und dem Reiche der Seligkeit.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen, als eben der erſte Sonnenſtrahl über den ſchauerlichen Eichenwald des Rüdesheimer Berges hervorgeleuchtet, wandelte Rupert längs dem ſchattigen Ufer des Rheins, wo aus nahen Gebüſchen das Lied der Nachtigall in das rollende Getöſe des Stromes erklang. Gefühle der Andacht miſchten ſich in die ſtille Freude ſeines Herzens an der ſchönen Natur, die der Schöpfer als einen Beweis ſeiner Macht und Herrlichkeit den Augen der Erdbewohner ſo groß und wundervoll erſcheinen läßt. Er lagerte ſich auf einen bemoosten Felſen, und ein ſanfter Schlummer befiel ihn. Da hatte er einen ſeltſamen Traum. Ein ehrwürdiger Greis, im langen weißen Talar mit violenblauem Rande, ſtand nicht fern von ihm an dem Geſtade des Rheins. Um dieſen her gaukelten viele muntere Knaben, deren Einer mit dem Andern in die ſilberhelle Fluth ſprang und bald wieder zum Vorſchein kam. Der Alte hielt ein ſei-

denes Tuch in der Hand, und ſtrich damit jeden, der aus den Wellen an das Land trat, über den Leib, worauf die Geſtalt des Knaben ſich noch weit ſchöner und lieblicher zeigte, als vorher. Mit frohem Staunen ſah Rupert dieſes wunderſame Schauſpiel. Da erhob ſich plötzlich ein großes und reizendes Eiland aus dem Strome, der um Vieles breiter und glänzender, als in der Wirklichkeit erſchien. Smaragdene Auen, mit den mannichfaltigſten Blumen geſchmückt, dunkles Haingebüſch, von labyrinthiſchen Gängen durchwunden, mancherlei Bäume, theils in rother und weißer Blüthe ſchimmernd, theils mit den köſtlichſten Früchten aus jeglicher Zone prangend, und kryſtallene Quellen, deren Waſſer ſich von kleinen Hügeln ergoß, ſtellten eine eben ſo lachende als mahleriſche Scene dar. Bunte Vögel, gelb, roth und grün, hüpften auf den laubigen Aeſten, und andere ſangen in ſchmelzendem Harfenton aus dem hellgrünen Geſträuche, das wie ein ſchön geflochtener Kranz die Ufer der Inſel umgab, und ein aromatiſcher Duft aus unzähligen Kräutern erfüllte mit Wohlgeruch die Gegend umher. Was aber den herrlichen Anblick noch erhöhte, war der himmliſche Glanz und der roſenfarbige Schimmer, der die ganze Flur zum göttlichen Zaubergemälde ſchuf. So ſchön war kein Land, das die reiche Phantaſie der Dichter je geſchildert hat — nicht Elyſium, wo ſelige Geiſter unter amarantenen Lauben dahin wallen; nicht der holde Garten der Heſperiden, wo anmuthsvolle Nymphen bei der funkelnden Goldfrucht ihre zarten Lieder ſangen; auch nicht der reizende Blüthenwald in Kaſchemirs Feenreich oder das Zauberthal des Kaukaſus. Dem Träumenden ſchien es Edens Gefild zu ſeyn, als dort unter Lebensbäumen das erſte Menſchenpaar, noch rein und unſchuldvoll, gewohnt. Er ſah jetzt, wie der Greis alle Knaben zu einem ſchön geformten Kahne führte. Unwiderſtehlich zog eine magiſche Gewalt ihn fort, und er trat mit hinein. So fuhren ſie über den Fluß nach dem lieblichen Eiland. Der Alte hing nun jedem Knaben ein ſchneeweißes Gewand um, und ließ dann Alle wegeilen in das Feld umher, wo ſie ſich an den tauſendfarbigen Blumen und am Genuß der ſüßen Frucht ergötzten. In hoher Entzückung wandte ſich Rupert zu dem wunderthätigen Mann, und ſprach: „O, höre meine Bitte! Laß mich immer weilen mit den Kindern auf dieſer beſeeligten Flur!“ Aber Jener entgegnete ihm mit feierlicher Stimme: „Hier iſt kein bleibender Aufenthalt für Dich! Du haſt Dir durch alle die guten Werke, ſo Du gethan, einen weit höheren verdient, Dir eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen

wirſt. Das Brod, ſo Du bisher den Armen gereicht, ſoll Dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit Du ſie bedeckt haſt, ein Kleid der Unſchuld werden.“ Mit einmal erhob ſich aus den Blüthenbäumen der Aue ein wunderſchöner Regenbogen in vielfarbigem Glanze, und wölbte ſich von einem Ende der Inſel zum andern gen Himmel empor. Gleich darauf kam eine Schaar kleiner Engel von unnennbarer Schönheit, und ſchwebte mit goldenen Flügeln im Schimmer des Bogens, und jetzt erſchien über denſelben eine glänzende Silberwolke, mit purpurnen Strahlen umringt. In ihr ſaß das Chriſtkindlein; vor ihm kniete mit Ehrfurcht der kleine Johannes, und neben dieſem ſtand ein zartes Lämmchen, um den Hals ein roſenfarbenes Band, mit dem Beide ihr unſchuldiges Spiel trieben. Sieh! da flogen zwei Engel zu der Lichtwolke, und legten dem heiligen Chriſt ein Gewand in den Schoos, das ohnlängſt der fromme Rupert einem armen Knaben geſchenkt hatte. Der Göttliche befahl den Engeln, es um ſeine eigenen Schultern zu hängen, und als er damit bekleidet war, ſtand er auf und ſprach in melodiſchem Tone: „Seht hier das Kleid, welches der kleine Rupert mir geſchenkt! Dafür wird ihm ein hoher Lohn; denn ich bekleide ihn mit dem ewigen Glanze der Heiligkeit.“ In unbeſchreiblichem Gefühle der Andacht und der ſeligen Wonne ſtand Bertha's Sohn vor dem göttlichen Kinde. Er ſtreckte ſeine Arme nach ihm aus — da verſchwand Alles um ihn her, ſein Traum zerfloß, und erwacht lag er auf dem Felſen am Ufer des ſtrömenden Rheins. Vor ihm kniete der arme Knabe, dem er vor einigen Tagen das Kleid geſandt, und dankte ihm mit Thränen für die Gutthat.

Tief gerührt und noch ganz der himmliſchen Erſcheinung voll, nahm Rupert den Knaben bei der Hand, führte ihn zu ſeiner Mutter und erzählte ihr das heilige Traumgeſicht. Die gottesfürchtige Dame ſah darin eine Vorbedeutung des hohen Lohnes, der ihrem Sohne für ſeine Tugend zu Theil werden ſollte, und freute ſich mit ihm der überirdiſchen Verkündung. Aber von dieſem Tage an entſtand in Rupert's Seele der feſte Vorſatz, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apoſtelfürſten zu wallen, und dort, allem Treiben der Welt entſagend, ganz ſein Leben dem Himmel zu weihen. Als er nun eines Abends vor ſeine Mutter trat und ihr ſeinen Entſchluß kund machte, erſchrack ſie und weinte bitterlich. „Lieber Sohn! (ſprach ſie jetzt) Du willſt in Deinem zarten Alter eine ſo weite Reiſe vornehmen, und mich in Kummer und Beſorgniß um Deine Geſundheit und Dein Leben zurück-

lassen. O, bedenke dieß! Bedenke auch, daß Du das einzige Kind bist, so ich mit Schmerzen gebar, und auf dem noch allein die Erhaltung unseres Fürstenhauses beruht! Glaubst Du, daß ich die Einsamkeit meines Wittwenstandes ohne Dich, der mir bisher Alles war, ertragen könnte? Auch hier sind der Wege, worauf sich eben so viel Gutes wirken läßt, als in Rom. Gern habe ich Dir ja meine Schätze hingegeben, damit Du, nach Deiner frommen Neigung, Armen und Nothleidenden helfen konntest; denn nichts gefällt Gott mehr, als wenn man der leidenden Menschheit beisteht. O, erhalte Dich mir, Du meine einzige Hoffnung unsers edlen Stammes! Bleibe, mein Sohn, o, bleibe bei Deiner Mutter!" Da fiel ihr Rupert um den Hals, und vereinte seine Zähren mit denen, die ihren Wangen herabflossen. „O, tröste Dich, liebe Mutter!" rief er aus, „ich verlasse Dich nicht, und ohne Deinen Willen soll kein Schritt von mir geschehen; denn ich kenne die Pflichten, welche Gott von den Kindern gegen die Aeltern fordert und welche ich dir so sehr schuldig bin." Zärtlich und beruhigt drückte Bertha ihren Liebling an das Herz.

Rupert war zum Jüngling herangereift, und stand nun in dem Alter, wo mit der männlichen Kraft die ersten Gefühle der Liebe in dem jugendlichen Herzen erwachen. Da hegte Bertha die frohe Hoffnung, daß er, als der letzte Zweig des alten Fürstengeschlechtes, nunmehr ein eben so ritterlicher, als frommer Stammvater eines neuen, und in christlichem Heldenmuth ein kräftiger Schutz wider die Gegner des heiligen Glaubens werden könne. Wie sehr auch sein gottseliger Wandel und sein Hang zur Wohlthätigkeit ihrer eigenen Gesinnung entsprach, sah sie doch, daß er, um diesen Zweck zu erreichen, durch edle Waffenübung sich zu Thaten geschickt machen, und im Umgange mit zartgebildeten Frauen sich diejenigen Eigenschaften erwerben müsse, wodurch man bei denselben liebenswürdig erscheint. Sie brachte ihn daher in die Gesellschaft edler Jünglinge, die den wahren Beruf eines Ritters kannten, und in die, eben so geistreicher, als tugendsamer, Fräulein, von denen der heilsamste Einfluß auf ein junges, empfängliches Gemüth zu erwarten stand. Oft hörte er nun die Ermahnung der braven Ritterssöhne: „Prinz! Ihr seid der Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer. Eure Wohlthätigkeit ist achtungswerth; allein der immerwährende Umgang mit Bettlern und geringen Leuten steht einem Fürsten nicht an. Ihr könnt jene üben, und Euch dennoch, wie es Eurem Rang und Stande gezieмt, jeder ritterlichen Tugend befleißigen. Darum ergreift das Werk der Waffen, und lernt die

Führung eines Heeres, damit Ihr ſowohl hierdurch, als durch edle Sitte, Euch den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen wiſt!'" Auch die Fräulein gaben ſich alle Mühe, durch Geiſt und Anmuth auf ihn zu wirken, und Manche warf nicht ungern ihre Blicke auf den ſchönen Fürſtenſohn, der an Macht und Reichthum größer, als jeder Andere ſeines Standes im Königreiche war. Doch umſonſt regten die hohen Jünglinge ſeinen Ehrgeiz an; umſonſt verſchwendeten liebliche Damen allen Reiz, um ſein Herz in ihrem Zauberkreiſe zu fangen. Er war nun einmal an das geiſtliche Leben gekettet, und ſein religiöſer Eifer trieb ihn ſogar bis zu dem Wahne, daß Alles das nur ein Fallſtrick des Teufels ſey, um ihn der Kirche zu entziehen und an die Welt zu garnen. Darum ward ſein Vorſatz, eine Wallfahrt nach Rom anzutreten, von neuem rege, und er beſchloß, ihn baldmöglichſt auszuführen. Die Mutter fand wohl, daß es unmöglich war, ihn für die zeitliche Pflicht ſeines Standes zu gewinnen, und als er eines Tages ſich vor ihr niederwarf, und flehentlich bat, ihm doch die Reiſe zu erlauben, weil eine unbeſiegbare Gewalt ihn zu ſeiner geiſtlichen Beſtimmung fortziehe, auch die Wiederkehr verſprach, ſobald ſein heiliger Zweck in der hohen chriſtlichen Stadt erfüllt ſey, gab ſie, obſchon mit Wehmuth, ihre Einwilligung.

Rupert legte den ſtolzen Fürſtenmantel und ſein Schwert von ſich ab, zog ein ſchlichtes Pilgerkleid an, und ergriff, ſtatt der kriegeriſchen Waffen, einen wohlgeſchnitzten Reiſeſtab. So wandelte er zu Fuß über die rauhe Alpenbahn und durch die heiteren Gefilde Italiens nach Rom. Hier war ſein erſter Gang zu dem Dome von Sanct Peter und zu der Kirche Sanct Johannes von Lateran, welche Conſtantin der Große nach ſeiner Taufe bauen laſſen und dem päpſtlichen Stuhle verehrt hatte, daher ſie auch die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreiſes genannt wird. Hier betete er an den geweihten Altären, und huldigte ſodann dem Grabmale der Apoſtelfürſten, wo er das feierliche Gelübde ablegte, ſich nur dem geiſtlichen Berufe zu widmen, ſein Herzogthum aufzugeben und ſeine Güter unter die Armen zu vertheilen. Bald hernach kehrte er eben ſo, wie er gekommen war, auf dem langen und mühſamen Wege nach ſeiner Heimath zurück, und die traurig harrende Mutter ſchloß den geliebten Sohn wieder froh in ihre Arme. Rupert hielt treulich, was er am Grabe der heiligen Männer verſprochen hatte. Er entſagte allem irdiſchen Glanz, weihte ſich ganz dem Kirchendienſt, und ſtiftete neue Häuſer für Arme und Kranke, deren Pflege und

Wartung er selbst besorgen half. So lebte er, mehr wie ein Mönch in seiner stillen Klause oder wie ein Mönch in seiner Zelle, denn als einer der ersten Fürsten des Reichs. Aber schon durch die Beschwerden jener Wanderung und die ärmliche Kost, welche er sich dabei zumuthete, geschwächt, untergrub die anstrengende Thätigkeit, so er jetzt den Nothleidenden bewies, noch mehr die Kraft seines Körpers. Er ward krank und siech, und der Tod nahm ihn von dieser Welt, noch ehe er sein zwanzigstes Jahr vollendet hatte. Seine irdische Hülle ward in der Kirche von Bingen bestattet, und die tiefgebeugte Mutter folgte ihm bald nach. Alle Herrschaften und liegende Güter, die ihm gehört, kamen an verwandte oder fremde Häuser. — Rupert ward unter die Zahl der Heiligen versetzt, und noch in neuerer Zeit war sein einfaches Pilgergewand, jedoch in einem prächtigen Purpurmantel gehüllt, im Kloster von Eubingen zu sehen.

Der oben erwähnte Geschichtschreiber bemerkt, daß wahrscheinlich die Phantasie der geistreichen Seherin Hildegard diese Legende zu einer verschönerten, kindlichen Erzählung gestaltet habe; das Hauptsächliche davon wäre jedoch offenbar aus den Urkunden und Ueberlieferungen des Klosters von Disibodenberg, wo jene zuerst Nonne war, gezogen, und ein Beleg zum Geist und zur Geschichte jener Zeit.

Der Mäusethurm.

Am Eingange des schauerlichen Bergthals, in welches bei Bingen der Rhein strömt, erhebt sich auf dem rechten Ufer zwischen den Gesträuchen und Weinbergen der Rüdesheimer Höhen die stolze Ruine des Schlosses Ehrenfels, und inmitten der Fluth ragt auf einer Felseninsel der düstere Thurm empor, der in der Volkssage unter dem Namen des Mäuseturms so berüchtigt ward. Er steht vor dem sogenannten Binger Loch, wo der Strom über Klippen rauscht, einer Bahn, die man einst für sehr gefährlich, und — wie die edle Dichterin A. von Stolterfoth sehr richtig sagt — für eine rheinische Charybdis hielt: denn wie jener berühmte Seestrudel an der Meerenge von Sicilien, der in der griechischen Mythologie als ein gräßliches Ungeheuer erscheint, das Gewässer mit den ihm nahe kommenden Schiffen hinabschlang und die Stücke der letztern dann mit ersterem wieder ausbrach,

ſo glaubte man auch, daß die Trümmer von dem, was das Binger Loch geraubt, an der Felſenbank von St. Goar wieder zum Vorſchein kämen. Aber ſeit langer Zeit kennt der Schiffer dieſen Weg ſo genau, daß nur bei einem Sturme die Durchfahrt bedenklich iſt, und jetzo möchte ſie noch ſicherer ſeyn, da in den Jahren **1830 — 1832** durch die Sorgfalt der preußiſchen Regierung mehrere im Verborgenen drohende Felſen geſprengt wurden. Melden wir ſofort, was Sage und Geſchichte von dem genannten Thurm erzählen.

Nicht lange nach dem Tode Ruperts und ſeiner Mutter Bertha, im Jahre **864**, kamen die Normannen, rauhe Seehelden aus dem Scandinaviſchen Norden, den Rhein herauf. Sie waren der Odins-Religion zugethan, und damals um ſo ſtärkere Feinde des weit ſpäter von ihnen angenommenen Chriſtenthums, als daſſelbe, theils durch Gewalt der Waffen, theils durch eifrige Bekehrer, ſich ſchon bis in das nördliche Deutſchland verbreitet hatte. Dieſe rieſenhaften Männer, gewandt in der Schifffahrt und mit der höchſten Kühnheit dem wilden Elemente Trotz bietend, ſchweiften in furchtbaren Zügen auf den Meeren umher, landeten oft plötzlich, und verheerten nacheinander die Küſten von England, Deutſchland, Friesland, Flandern und Frankreich. Es iſt bekannt, daß dieſe gewaltigen Krieger ſich nachmals vorzüglich in England, an der nördlichen Küſte Frankreichs, und dann auch in ſüdlicheren Landen, feſtſetzten; bekannt auch, daß ihr muthiger Hang zu Abentheuern und ihr poetiſcher Sinn auf den ritterlichen Geiſt bedeutend wirkte, wie denn manche Heldenſagen der neuen Heimath, gleich denen ihres Stammlandes, von ihnen dichteriſch ausgebildet wurden. Die Regierung einiger Nachfolger Karls des Großen war nicht die ſeinige, und zu kraftlos, um der gigantiſchen Tapferkeit dieſer Nordlandskämpfer den gehörigen Widerſtand zu leiſten, wenn auch Muth und Ritterſinn nicht aus ihren Heeren gewichen war. Dieß mehrte noch die Verwegenheit der wilden Abentheurer, und ſie dehnten ihre Streifzüge bis in die mittlere und obere Rheingegend aus. Hier durchſchwärmten ſie das umliegende Land, und zerſtörten mehrere Städte; auch Bingen und die Einſiedelei, welche ſich jene zwei heilig geſprochene Perſonen gebauet, erfuhren dieſes Schickſal. Die Einwohner hatten ſich bisher auf dem linken Rahufer angeſiedelt; ſie zogen auf das rechte, und erbauten die gegenwärtige Stadt. Die Einfälle der Normannen in dieſes Land dauerten fort bis zur Zeit des Kaiſers Arnulf, im Anfange des **10.** Jahrhunderts. Dieſer tapfere und auch in Wiſſenſchaften gelehrte Fürſt (ein natürlicher Sohn des

Königs Karlmann von Bayern und Enkel Ludwigs des Deutſchen), der einmal den Papſt, weil er ihn nicht als Kaiſer erkennen wollte, ſtark bedrängt und ſogar die Stadt Rom mit Waffengewalt erobert hatte, war ein Gönner des mächtigen Erzbiſchofs Hatto von Mainz, den die Geſchichte als einen klugen Regenten, aber auch als einen herrſchſüchtigen Prälaten, nennt. Es ſcheint, daß Letzterer die, nach Ruperts Tod erledigte Stadt Bingen, ſeinem Erzſtift einverleibt habe. Wenigſtens hat er, nach Sagen und Urkunden, auf welche Vogt ſeine desfallſige Meinung gründet, die neu erbauete Stadt mit Mauern umgeben, auch die Burgen Klopp und Ehrenfels angelegt, und auf dem Eilande des Rheins jenes alte Kaſtell errichtet, das urſprünglich ein Mauth- oder Zollthurm war, ſpäterhin aber der Mäuſethurm genannt wurde. Dieſer Name ſcheint aus folgender Sage entſprungen zu ſeyn.

Hatto war erſt Biſchof zu Fuld, und ſchon damals durch Prunk, Wohlleben und Uebermuth bekannt. Seine Ehrſucht ſtrebte nach höherer Würde, und durch die Freundſchaft des Kaiſers ward er zum Erzbiſchof von Mainz erhoben. Nachdem er hier ſchon Jahre lang mit dem Krummſtabe und der purpurnen Stola gewaltet, traf ein großer Unſtern dieſes geſegnete Land. Schwüle Hitze, von giftigen Dünſten begleitet, lag auf ihm, und brannte die reichen Felder aus; darauf kam eine ſtarke Waſſerfluth, und alle Hoffnung war zernichtet. Ueberall herrſchte Mangel und Theuerung. Nur Hatto fühlte es nicht; denn ſeine Speicher waren gefüllt, und er, der ſich doch unter die Häupter der Chriſtenheit zählte, trieb ſogar jüdiſchen Getreidewucher. Die Noth war allzu groß; das arme Volk eilte nach ſeinem Palaſt, und bat ihn flehentlich um Brod. „Wir ſind ja Eure Kinder!“ riefen die vom Hunger Bleichen; „Ihr ſelbſt lehrt die heiligen Gebote des Erlöſers. Nur dießmal helft uns, o Herr! Dann wollen wir Euch nicht mehr beſchwerlich ſeyn.“ — „Was?“ rief der zornige Oberprieſter, „zu meinen Pflichten wollt Ihr mich ermahnen? Fort ſogleich, ihr Müßiggänger, die nur zum Betteln gut ſind!“ Aber noch ſtärker ſcholl die Klage, und man hörte ſogar drohende Worte, welche die Verzweiflung ausſprach. Der Erzbiſchof hatte ſich ſchon längſt durch Bedrückungen bei dem Volke verhaßt gemacht; ein neuer Schwarm eilte heran, und da er kein weiteres Gehör gab, ſo ward ſein Schloß von einem bewaffneten Haufen umringt. Voll Wuth rief Hatto ſeine Saſſen herbei; es entſtanden mehrere Gefechte, und ſchon waren die empörten Bürger ſiegreich, als eine mächtige Schaar, vom Kaiſer geſandt, dem Biſchof

zu Hülfe kam. Jetzt wurden die Zuſammengerotteten bald zerſtreut, und man führte eine Menge Gefangener in das Schloß. „Sie ſtrebten nach meiner Frucht (ſprach Hatto mit bitterem Hohn); gut! Man ſperre ſie dort in eine der Scheunen!“ Die Waffenknechte ſchleppten ſie hin, und der Grauſame befahl, die Scheune in Brand zu ſtecken. Bald loderten die Flammen rings empor, und das Klaggeſchrei der Unglücklichen, für die aller Weg der Rettung verſchloſſen war, drang zum Himmel. Mit teufliſchem Gelächter rief der Biſchof: „Hört doch, hört, wie die Kornmäuſe pfeifen!“ —

War auch der Böſewicht nun des Aufſtandes los, ſo konnte er doch der Strafe Gottes nicht entrinnen. Als er des Abends nach dem Schmauſe in ſein prächtiges Schlafgemach ging, hörte er plötzlich ein Gepolter und ein grauſes Pfeifen. Kalter Schauer fuhr ihm durch die Glieder; mit einmal ſprangen Mäuſe aus allen Wänden und fielen über ihn her. Heulend rief er ſeine Diener zu Hülfe; doch ſie konnten nicht wehren, bekreuzten ſich, und ſtoben. Endlich warf er ſich zu Pferd, eilte mit einem Trupp ſeiner Knechte den Strom hinab, und ſuchte Schutz in der Burg Ehrenfels. Aber die Plagegeiſter wimmelten auch hier durch das ganze Schloß, quälten und biſſen ihn ſcharf. Da wachte ſein Gewiſſen auf, da fühlte er ſeine Sünde, und erhob ein Gebet zum Himmel. Aber die gerechte Rache, die ihn treffen ſollte, war noch nicht vollendet. Er floh jetzt auf einem Kahne zu dem Mauththurm, der auf der kleinen Rheininſel ſteht, und ließ ſein Bett in Ketten aufhängen. Aber die Mäuſe ſchwammen über die Fluth ihm nach, ſchlüpften durch alle Gitter und Löcher, und hackten ihre Zähne ſo lang in ſeinen Leib, bis er den Geiſt aufgab; ja ſelbſt ſein Name in den Tapeten des Gemachs ward von den Thieren zernagt. Kaum war dieß geſchehen, ſo verſchwand das ganze Heer der Mäuſe in den Schlöſſern und auf dem Land umher. Aber der Ort, wo Hatto ſeinen Lohn gefunden, hieß von jener Zeit an, zur ſchauerlichen Erinnerung, der Mäuſethurm. Noch oft ſoll bei Nacht, wenn der Sturm brauſt und die Woge grollt, ſein Geſpenſt, gleich einer grauen Wolke, das finſtere Gemäuer umſchweben.

So lautet die Kunde, welche durch Ueberlieferung unter dem Volke lebt. In der Geſchichte findet man nichts, was auf dieſe grauſenhafte Begebenheit deuten könnte. Auch würde Kaiſer Arnulf dem Erzbiſchof zu einer ſo abſcheulichen Handlung gewiß keinen Beiſtand geleiſtet haben. Dieſer Monarch hatte weit edlere Geſinnungen, und wurden ſeine Fehler in's

Licht, und ſeine guten und großen Eigenſchaften in den Schatten geſtellt, ſo kam dieß gewöhnlich von ſeinen hierarchiſchen Feinden her, weil er ſie die Kraft ſeines Geiſtes und ſeines Armes fühlen ließ. „Arnulf (ſagt Rotteck in ſeiner allgemeinen Geſchichte, B. V. p. 77) war ein tapferer, thatkräftiger Fürſt, nicht unwerth, nur durch das Verhängniß gehindert, Wiederherſteller des Reiches zu werden.“ Durch Ihn ward den Streifzügen der Normannen ein Ziel geſetzt, Er überwand die Slaven und andere feindliche Völker. Selbſt die Könige von Frankreich und Burgund ehrten und erkannten ihn für den, deſſen Macht ſtärker als die ihrige war. Das ſchöne Italien hatte ſich, unter der ſchwachen Herrſchaft der letzten Karolingiſchen Kaiſer, in einem Kampfplatz wüthender Parteien und in ein Bild innerer Zerrüttung und blutiger Zwietracht umgeſtaltet. Die Herzoge Guido von Spoletto und Berengar von Friaul ſtritten hier um die Oberherrſchaft. Der erſte blieb Sieger, und ſein Freund, der Papſt Stephan V., verlieh ihm ſogar die Kaiſerkrone. Berengar rief jetzt den König Arnulf, der ſich ſchon als Herzog von Baiern durch ritterlichen Unternehmungsgeiſt bewährt, zu Hülfe. Dieſer eilte ſogleich mit ſeinem Heere über die Alpen, ſchlug überall den Feind, und empfing die Huldigung mehrerer Städte und Länder Italiens. Hierdurch war ihm der Weg zum Kaiſerthrone gebahnt, nach welchem ſein Ehrgeiz ſtrebte. Plötzlich aber riefen ihn andere Sorgen um ſein Reich nach der Heimath zurück. Die Italiener hoffen die Herrſchaft der Deutſchen, welchen man dort für Barbaren zu halten gewohnt war, und es kam ſo weit, daß Berengar ſich mit Lambert, dem Sohn und Nachfolger Guido's, verglich, damit ihr Land nicht dem ſtolzen Fremdlinge gehorchen müſſe. Da erſchien Arnulf zum zweitenmal, und trug ſeine ſiegreichen Waffen bis nach Rom, das er, wie ſchon erwähnt, mit Sturm bezwang, worauf ihm der Papſt die Kaiſerkrone übergeben mußte. Doch fiel Italien nach ſeiner Rückkehr von neuem ab, und kam erſt ſpäterhin durch Kaiſer Otto den Großen wieder unter die Hoheit der deutſchen Könige. Leider herrſchte der edle und mächtige Arnulf nicht lange Zeit. Er ſtarb im Jahre 900, nach einer zweijährigen Regierung, und zwar, wie Einige behaupten, an Gift, das ihm Guido's Gemahlin durch ſeinen Mundſchenken beibringen ließ.

Um nun auf den Erzbiſchof Hatto zurückzukommen, ſo ſcheint es wohl, daß der Kaiſer die Klugheit und Staatskenntniſſe desſelben geachtet und zu heilſamen Zwecken angewandt, nicht aber, daß er ihm eine Gewalt eingeräumt hätte,

welche dieſer Mann erſt unter Arnulf's Sohn, dem minderjährigen Kaiſer Ludwig, der den Beinamen das Kind führte, beſaß. Denn Er und der Herzog Otto von Sachſen erhielten jetzt die Regentſchaft des Reichs; ja, der junge Monarch wählte ihn zu ſeinem vertrauteſten Freunde, ſo daß er Cor regis (das Herz des Königs) genannt ward. Alle hiſtoriſchen Nachrichten, die man über Hatto kennt, ſtimmen darin überein, daß er, wie Vogt ſagt, in Kirchenſachen gewandt, in Staatshändeln liſtig und unternehmend, bei Hofe ſtolz und prachtliebend, auch (wo es die Erreichung ſeiner Abſichten galt) nicht gar gewiſſenhaft war, und alſo eine ſeiner Macht ſo günſtige Zeit, wie die Reichsverwaltung unter Ludwig dem Kinde, nicht vorübergehen ließ, ohne ſie zum Vortheile ſeiner Kirche zu benutzen." So ward dieſer vornehmſte Prälat der deutſchen Geiſtlichkeit und erſte Verwalter von zwölf reichen und mächtigen Abteien zugleich der Hauptſtifter jener weltlichen Macht und Herrſchaft, welche der Mainzerſtuhl ſich erwarb. — Es ſtehe hier noch folgende Anekdote, welche namentlich in der, mit Fragen und Antworten geſchriebenen, alten Kaiſerhiſtorie von Gottlieb Endesfelder, nach einer geſchichtlichen Urkunde, erzählt wird. *

Albert, ein Graf in Franken, hatte — es iſt hier nicht angezeigt, aus welchem Grunde — einen Verwandten des kaiſerlichen Hauſes hinrichten laſſen. Ludwig, der, trotz ſeiner zarten Jugend und ſeiner unter Vormundſchaft ſtehenden Regierung, oft Reiſen durch das Reich antrat, um ſich ſelbſt von der guten oder ſchlimmen Verwaltung ſeiner Statthalter zu überzeugen, war über die gedachte Handlung ſehr aufgebracht, und wollte den, der auf dieſe Art die Grenzen ſeines Amtes überſchritten hatte, nach aller Schärfe des Geſetzes beſtrafen. Allein vermuthlich war dieſer Graf in ſeinem Gaue zu mächtig, als daß man ihn auf ſeiner feſten Burg gefangen nehmen konnte. Darum mußte ſolches mit Liſt geſchehen. Hatto, der ſchlaue, in jeder Art von gleisneriſcher Kunſt erfahrene, Prieſter, war ſogleich bereit, dieſen Vorſatz allein und ohne Geräuſch auszuführen. Er zog alſo, nur von einem Diener begleitet, nach Franken, und meldete ſich vor Alberts Schloß. Da der Reichsverweſer ohne bewaffnetes Geleit kam, ſo ließ ihn der Graf herein, um ſeine etwaigen Vorſchläge zu hören. „Ziehet mit mir zum Kaiſer, lieber Graf (ſprach Hatto)! es iſt nöthig, daß Ihr ihn wegen der begangenen

* Auf etwas verſchiedene Art auch von Vogt in ſeiner rheiniſchen Geſchichte B. III. p. 251 ꝛc.

Schuld um Verzeihung bittet. Alsdann soll Alles wieder gut seyn. — „Wer ist mir Bürge dafür?“ entgegnete jener. „Empfanget mein fürstliches Wort, (sagte der Erzbischof) daß ich Euch frisch und gesund wieder nach Eurem Schloß bringe!“ Albert willigte nun ein, bat aber den Abgesandten, erst eine Mahlzeit bei ihm zu nehmen. Doch dieser schlug sie aus, weil er sich nicht so lange verweilen könne. Darauf bestieg der Graf sein Roß, und ritt neben ihm mit einigen Knechten zum Burgthor hinaus. Als sie eine kleine Strecke im Felde waren, hielt Hatto das seinige an und sprach: „Mancher bemühet sich oft um das, was mir in Euerem Schlosse geboten ward, und kann es nicht erhalten. Ich schlug es ab, und hätte doch bedenken sollen, daß bald Mittag und für einen gesunden Menschen Zeit ist, sich an die Tafel zu setzen; denn wir haben noch einen ziemlich weiten Ritt in das Lager, und mich hungert wirklich sehr.“ Mit aller Höflichkeit wandte der Graf um und führte den Bischof in sein Schloß zurück. Hier ließ er ein köstliches Mahl zubereiten, das Beide recht vergnügt mit einander verzehrten. Alsdann begaben sie sich auf den Weg nach dem Hoflager. Kaum war Albert vor den Kaiser getreten und wollte seine Bitte um Vergebung anfangen, so unterbrach ihn dieser mit den Worten: „Das hast Du nicht nöthig. Dein Uebermuth und Deine Eigenmächtigkeit sollen ihren Lohn finden. Faßt ihn, ihr Knappen, und übergebt ihn den Schergen, daß er zum Richtplatze geführt wird!“ Bestürzt hörte der Graf diesen Spruch, und wandte sich jetzt in verzweifelnder Wuth an Hatto: „Ich bin verrathen (rief er), durch Euern schändlichen Anschlag: Ihr hattet mir auf fürstliches Wort sicheres Geleit hin und her versprochen.“ Da entgegnete ihm der ehrvergessene Bischof: „Ich habe meinen Eid redlich erfüllt, als ich das erste Mal wieder mit Euch zur Mahlzeit nach Euerem Schlosse ging, und bin nicht schuldig, zweimal das zu halten, was ich nur einmal beschworen habe.“ Gleich darauf ward der Gefangene mit dem Tode bestraft.

Solche Züge, die man von Hatto erzählt, wenn sie auch nicht alle genau begründet sind, dabei sein stolzer, herrschsüchtiger Charakter, durch welchen das Volk mehr oder weniger leiden mochte, und manche Erdichtungen seiner vornehmeren Feinde, die sich während der kräftigen Regierung dieses Prälaten nicht an ihm rächen gekonnt, haben wohl noch mehr die schauderhafte Sage vom Mäusethurm bestätigt. Uebrigens fügt A. von Stolterfoth ihrer Romanze die Bemerkung hinzu, daß dieser Thurm, so wie die Feste Ehrenfels,

wohl erſt im 13ten Jahrhundert erbauet worden, und urſprünglich ein mit Geſchütz (welches das altdeutſche Wort Muſerie bezeichne) verſehener Wachtpoſten zum Schutze des Rheinzolles geweſen ſey. Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer Begebenheit aus dem dreißigjährigen Kriege, welche die gefühlvolle Dichterin beſingt und deren Scene das alte Denkmal auf dem Felſen-Eiland iſt.

Im Jahr 1632, als, wie wir ſchon früher gemeldet, der edle Schwedenkönig die Städte und Burgen Kreuznach, Kirchberg, Bacharach, Stableck ꝛc. wie im Sturmſchritte hinwegnahm, ergoſſen ſich auch ſeine Kriegsſchaaren auf beiden Ufern des Stromes durch den Rheingau. Die kühnen Nordlandshelden erſtiegen die Burg Rüdesheim, und drangen mit Gewalt in die ſtolze Feſte Ehrenfels ein, und ließen von ihren Zinnen das königliche Banner herabwehen. Aber noch mußte Hatto's Thurm auf der Rheininſel erobert ſeyn. Hört denn, was Geſchichte und Volksüberlieferung hiervon melden! — Es war ein ſtürmiſcher Tag, und wilder rauſchten die Wogen über das Felſenbett. Da fuhren drei Schwedenſchiffe heran. Nur ſieben Deutſche, wackere Söhne des Landes, hielten den Thurm beſetzt. „Ergebt Euch!“ (riefen die feindlichen Krieger ihnen zu) all' Euere Feſten am Strande ſind unſer! — „Aber noch nicht der Ort, wo wir ſind!“ erſcholl die Antwort von den Mauern, und es krachte und ein ſauſender Kugelregen flog auf den Rhein herab. Blutig ſanken viele Schweden in den rollenden Wogenſchlund. Dieß entflammte die Wuth ihrer Kampfgenoſſen. „Folgt mir nach!“ rief der muthige Führer, und erhob ſein blankes Schwert. Sie drangen donnernd an das Eiland vor; ihre ſtarken Arme ſprengten mit Axthieben die eherne Pforte, und ſie ſtürmten die Treppe hinauf. Doch hier ſtanden die ſieben treuen Wächter feſt; ein raſender Kampf begann; Schuß auf Schuß, Lanzenſtoß und Schwert wechſelten voll Kraft und Erbitterung; ein Pulverdampf umhüllte die blutige Scene, und ſchon wichen die Feinde über Leichen ihrer Brüder zurück. „Seyd Ihr Schweden? (rief jetzt mit gewaltiger Stimme der Hauptmann) Habt Ihr den Ruhm und das Glück Eures Königs und Eures Landes vergeſſen? Rächt den Tod der Waffenbrüder, und ladet nicht den Spott auf Euch, daß Ihr dieſe wenigen Streiter nicht beſiegen konntet!“ Und der Ehrgeiz ſpornte ſie von neuem, und ſie drangen mit ihm voran; eine Kugel ſchlug ihm den Helm herab; doch um ſo wilder ward der Kampf, und endlich überwand die größere Macht; die Treppe war gewonnen, und ſechs Deutſche, wie Löwen fechtend,

sanken unter erschlagenen Feinden hin: so fallen Eichen des Waldes, die lange dem Sturm getrotzt, den unbezwinglichen Strahlen des Donners. Nur Einer, den Heldensöhnen der Vorzeit gleich, rang noch und schlug sich durch zum freien Lichte des Tages an den Strand. Doch hier von Lanzen neu bedroht, erstieg er einen Fels, ermattet und mit dunklem Auge schon, da ihm das Blut aus mancher Wunde drang. „Gib, braver Mann, gib Deine Waffen! (rief mit mildem Ton der Schweden-Hauptmann) Dir ist Pardon gewährt.“ Allein sich stolz erhebend gab ihm der Tapfere zur Antwort: „Hab' ich darum gefleht? Nichts von Pardon!“ Und er stürzte sich vom Felsen in die Fluth.

Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

Wir haben in unserer vorigen Schilderung der alten Feste Klopp bei Bingen gedacht. Sie ward im früheren Mittelalter auf den Trümmern jenes römischen Kastells erbaut, das der Feldherr Drusus gegen den manchmal erfolgten Andrang germanischer Völker da, wo der Nahefluß in den Rhein strömt, errichten ließ. Jetzt erblickt man daselbst die schöne Faber'sche Gartenanlage, deren Reiz durch die malerische Landschaft noch erhöht wird. Diese Burg ist in der Geschichte besonders durch nachstehendes Ereigniß merkwürdig geworden, dem ein Abriß der früheren Lebensbahn des unglücklichen Fürsten, den es betraf, voran gehen möge.

Das Kaiserthum der rheinfränkischen oder salischen Herzoge, welches, wie schon erwähnt, mit Konrad II., dem Stifter der Abtei Limburg, begann, ward schon unter diesem und noch mehr unter seinem Sohn und Nachfolger Heinrich III. so mächtig, daß man sich wieder in die Zeit Karls des Großen versetzt glaubte. Denn wie Heinrich vor Allen stark und riesenmäßig von Gestalt war, eben so kräftig und klug faßte er die Zügel des Reichs; jede weltliche Macht desselben mußte nur seiner Fahne, jede geistliche nur seinem Gebote folgen; ja er setzte nach eigenem Gutdünken Päpste und Bischöfe, Herzoge und Grafen, ein oder ab. „Die Kaiserkrone (sagt der, schon oft gedachte, vaterländische Geschichtschreiber) war bei seinem Hause schon gleichsam erblich geworden, und selbst die übrigen Könige der Christenheit erschienen als seine Lehnsleute. Das rheinfränkische Herzogthum stand noch einmal als der Mittelpunkt da, woher Europa Gesetze

und Bildung erhalten sollte.“ Groß waren die Plane dieses Fürsten; aber er starb zu frühe, um sie alle ausführen zu können — man sagt, aus Kummer, weil sein immer siegreiches Heer einen sehr empfindlichen Verlust in einer Schlacht mit den Wenden erlitten hatte. Ihm folgte sein erst sechsjähriger Sohn Heinrich IV. auf dem Kaiserthrone. Er stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, Tochter des Herzogs von Guienne, die ihm eine gute Erziehung gab. Aber bald herrschte wieder Empörung gegen die kaiserliche Gewalt; die Großen des Landes, und vor Allen die Bischöfe, bemächtigten sich der Herrschaft, da kein kräftiger Arm mehr sie im Zaume hielt. Hanno, Erzbischof von Köln, entführte sogar den jungen Prinzen, den er zu einer Lustfahrt auf dem Rheine lud, seiner Mutter, und maßte sich jetzt die Vormundschaft über ihn und die Verwaltung des Reiches an, wobei er von den Erzbischöfen von Mainz und Bremen unterstützt wurde. Die edle Kaiserin, zu schwach, um gegen die Stürme der Zeit anzukämpfen, barg ihren Gram in einem Nonnenkloster, wohin sie sich aus dem drohenden Getümmel der Welt zurückzog.

Heinrich IV. ward in seinem fünfzehnten Jahre auf dem Reichstage zu Worms für wehrhaft erklärt, und übernahm nun selbst (**1065**) die Regierung. Aber der Erzbischof Adelbert von Bremen, dessen Umgang er dem des strengen und stolzen Hanno vorzog, weil er seinen jugendlichen Launen und Gelüsten nachgab, hatte ihm sehr schädliche Grundsätze beigebracht; ja er sagte einmal zu dem jungen Kaiser: „Thut Alles, was Euerem Herzen gefällt; nur seyd achtsam, daß Ihr am Tage Eures Todes in dem rechten Glauben erfunden werdet! Denn es wäre thöricht gehandelt, wenn Ihr nicht in Allem, was Euere Jugend begehrt, ihr ein Genüge leisten wolltet!“ — Zu diesem löblichen Prälaten gesellte sich noch ein gewisser Graf Werner, ein Jüngling von roher und zügelloser Sitte. Jetzt entstand großer Unfug im Reich. Weltliche und geistliche Würden, Bisthümer und Abteien, wurden verkauft, und der Erlös verschwendet; der leichtfertige König gab Allem seinen Beifall. Hierdurch ward ein großes Mißvergnügen in ganz Deutschland, besonders aber in Sachsen, erregt. Um Letzteres näher zu beobachten, verlegte Heinrich, auf Adelberts Ermahnung, seinen Sitz nach Goslar, ließ ringsumher feste Schlösser bauen, und hielt die Sachsen unter eiserner Gewalt. Dieses, die jugendlichen Ausschweifungen, welche der Kaiser beging, die Vernachlässigung seiner edlen Gemahlin Bertha, von welcher er sich sogar scheiden wollte, und das unbegrenzte Vertrauen, das er in den Erz-

bischof von Bremen setzte, brachten alle Fürsten gegen ihn auf. Sie versammelten sich zu Tribur, einem zwischen Oppenheim und Mainz, auf dem rechten Rheinufer gelegenen Städtchen, und drobeten ihm mit Absetzung, wenn er nicht seine Günstlinge und Buhldirnen von sich entfernen und Bertha als Kaiserin erklären wolle. Auf diese Nachricht eilte Heinrich aus Goslar nach dem Palaste in Ingelheim, wo ihn aber ein Aufstand des Volkes zur Flucht nöthigte. Er begab sich nun selbst nach Tribur, und ward hier so lange bewacht, bis er die Vorschläge der Fürsten einging. Sein geistlicher Verführer Adelbert wurde, nebst den andern Lieblingen, mit Schimpf und Schande vom Hofe verjagt. Bald aber ging Heinrich nach Goslar zurück, und überließ sich, auf seine festen Burgen trotzend, wieder dem alten lustigen Leben. Da brach die Empörung in Sachsen und Thüringen aus. Die sächsischen Fürsten und Bisthümer rüsteten sich zum Kampfe; dabei forderten sie die rheinischen auf, in gleichen Bund zu treten. Man verlangte die Schleifung der Burgen; da sich aber der Kaiser dessen weigerte, so wurden sie von den Sachsen zerstört, und er mußte mit Lebensgefahr entfliehen. Er kam an den Rhein zurück, und lebte, weil die Fürsten seine Königshöfe in Besitz genommen, einsam und spärlich von den Beisteuern seiner treuen Bürger in Worms. Die Erklärung, „daß er, durch Unglück gebessert und durch Alter gereift, das, was er als Knabe verschulder, wieder gut machen, und als Mann sich desto eifriger der fürstlichen Tugend und Ehre befleißigen wolle, fand bei dem Mißtrauen seiner Gegner sehr wenig Gehör. Ihm blieben jetzt nur zwei treue Stützen: die Hohenstaufen und die Städte am Rhein. Voll Muth zog er mit diesen wider die Sachsen, und erwirkte im Jahre 1074 einen Frieden, wonach die Schlösser abgebrochen wurden und nur seine geliebte Harzburg, nebst ihrer Kirche, stehen blieb. Doch kaum hatte das kaiserliche Heer dieses Land wieder verlassen, so drang das Volk, in Uebermuth und Leidenschaft, auch gegen Letztere heran, zerstörte das Schloß, warf sogar die Gebeine von Heinrichs Bruder und Sohn aus den Grabmälern der Kirche, und verübte die schändlichsten Frevel. Der Kaiser hielt sich jetzt mit Recht an keinen Vertrag gebunden, und eilte gewaffnet zur Rache herbei. An der Unstrut, bei Langensalza, kam es (1075) zu einer blutigen und entscheidenden Schlacht, worin die Empörer eine völlige Niederlage erlitten. Es ward Friede, aber unter strengeren Gesetzen, die ihnen der Sieger auflegte.

Nachdem Heinrich ſeine Feinde gedemüthiget und ſeine Freunde mit Gütern und Freiheiten belohnt, auch ſeinen Sohn Konrad zum Nachfolger ernannt hatte, fühlte er ſich in der neu erlangten Macht ſo ſicher und feſt, daß er noch nicht den gefährlichſten Feind, der ihm von Italien her drohete, wahrnahm. Gregor VII. (Hildebrand) hatte ſich, ohne Genehmigung des kaiſerlichen Hofes, die damals noch erforderlich war, auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, und jene erſt ſpäterhin durch Liſt zu erlangen gewußt. Seine Klugheit und Herrſchſucht, und die Gewalt, welche er der Hierarchie ſchuf, ſind bekannt. Unweiſe genug hatten die überwundenen Sachſen ihre Klage wider Heinrich vor den Papſt gebracht, und dadurch der kirchlichen Herrſchaft einen neuen Weg gebahnt. Gregor beſchied ihn vor ſeinen Richterſtuhl; der Kaiſer jedoch erſchien nicht, und jener ſprach den Bann über ihn aus. Voll Zorn ob der Verwegenheit des Prieſters, hielt nun Heinrich eine Prälaten-Verſammlung in Worms, und entſetzte ihn der päpſtlichen Würde. Aber nicht allein die Sachſen, ſondern auch mehrere pflichtvergeſſene Fürſten im ſüdlichen Deutſchland, wobei einige Biſchöfe, traten auf die Seite des Papſtes, und Heinrich, der, wie Rotteck ſagt, „ſchaudernd den Geiſt ſeiner unglücklichen Zeit erkannte," ſah nun keinen andern Weg, als eine Reiſe nach Italien, um von dem Banne losgeſprochen zu werden. Er begab ſich im ſtrengen Winter nach Canoſſa, einem feſten Schloſſe im Modeneſiſchen, wohin der Papſt zu der Gräfin Mathilde, ſeiner Freundin, und zwar aus Furcht, der Kaiſer komme mit Heeresmacht, geflohen war. Hier mußte der König der Deutſchen drei Tage und drei Nächte lang, unbewehrt, im Bußgewande, von Hunger, Durſt und Froſt gequält, vor dem Schloßthore ſtehen, bis endlich der übermüthige Papſt das Wort der Gnade ausſprach, und ihn — wieder in den Schoos der Kirche aufnahm! — Aber die Großen Italiens, ſchon längſt unzufrieden mit dem herrſchſüchtigen Gregor, ſammelten ſich um Heinrich, der die harten Bedingungen, welche ihm der Papſt vorſchrieb, nicht zu erfüllen geneigt war. Unterdeß hatten die abtrünnigen Fürſten den Herzog Rudolph von Schwaben zum König erwählt. Heinrich kehrte ſchnell über die Alpen zurück. Für ihn erklärten ſich der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Kärnthen, und viele Große in Bayern; auch viele Biſchöfe und die meiſten Städte, welche, des Prieſterſpruchs nicht achtend, für die Gerechtigkeit ſeiner Sache in die Schranken traten. Mit ihnen vereint ſchlug er ſeinen Gegner Rudolph, der

in der Schlacht bei Wochsheim an der Elster umkam, und besiegte auch die nach demselben erwählten Fürsten Herrmann von Luxemburg und Egbert von Thüringen. Darauf zog er mit seinem Heere nach Rom. Der Papst schloß sich, um seiner Rache zu entgehen, in die Engelsburg ein, und Heinrich empfing nun die Kaiserkrone von Clemens III., den er selbst an die Stelle seines Feindes gesetzt hatte. Gregor fand endlich eine Zuflucht bei seinem Lehnsmann, dem tapfern Normannen-Herzog Robert Guiscard in Calabrien, und starb 1085 in der Verbannung zu Salerno.

Wir kommen jetzt auf die, Eingangs erwähnte, traurige Begebenheit, welche in der ferneren Geschichte Heinrichs IV. enthalten ist. Gerechten Unwillen muß die Verschwörung der Fürsten wider den Kaiser erregen, und noch größeren das, was sich der Uebermuth des Papstes als Recht gegen denjenigen erlaubte, ohne dessen reichsgesetzliche Bestätigung er nicht einmal den hochpriesterlichen Stuhl einnehmen konnte. Zwar hatte Heinrich die erstere durch manche Unbesonnenheiten veranlaßt, die er jedoch in späterer Zeit wieder zu vergüten suchte. Was aber jedes reine Gefühl im höchsten Grad empören muß, war der Ungehorsam, den ihm seine leiblichen Söhne bewiesen, der sogar in den schändlichsten Verrath und in die ruchloseste Feindseligkeit gegen ihren eigenen Vater überging, und wodurch auch dem alten deutschen Reiche so manche tiefe Wunde geschlagen ward. Der Kaiser hatte siegreich alle Stürme des Mißgeschickes bekämpft. Seine Feinde wählten nun dieses abscheuliche Mittel. Zuerst trat sein ältester Sohn Konrad, gespornt durch die Ränke des Papstes Urban und des jungen Welf, mit dem sich Mathilde nach dem Tod ihres Freundes Gregor vermählt hatte, wider ihn auf, und erhielt die Krone von Italien. Der beleidigte Vater entsetzte ihn der Nachfolge in Deutschland, und bewog die Fürsten, daß hierzu sein zweiter Sohn Heinrich erwählt und gekrönt wurde. Doch mußte er den Eid leisten, sich bei Lebzeiten des Vaters nicht in die Herrschaft des Reiches zu mischen. Konrad erlitt bald die Strafe seiner Sünden. Alle Anhänger verließen ihn, und er starb zu Florenz eines frühzeitigen Todes. Aber der Papst Paschalis II., Urban's Nachfolger, andere, besonders geistliche, Widersacher des Kaisers, und der gewissenlose Welf, reizten nunmehr auch den zweiten Sohn zur Empörung. Er vergaß seines Eides, und man erblickte das Grausenhafte Schauspiel, daß Vater und Sohn mit den Waffen sich bedrängten und wechselseitig einander demüthigten. Es erreichte den höchsten Gipfel, als der Sohn auch List und Verrath zu

seinem Aufruhr gesellte. Er lud den Kaiser nach Koblenz ein, unter dem Vorwande, sich mit ihm zu versöhnen. Dieser kam; Heinrich weinte heuchlerische Thränen der Reue, und bethörte das arglose väterliche Herz. Ihm ward verziehen, und zogen mit einander gegen Mainz, wohin der Kaiser einen Reichstag ausgeschrieben hatte, um sich vor Freund und Feind zu rechtfertigen. Unterwegs jedoch gab Heinrich seinem Vater mit anscheinender Besorgniß zu verstehen, er halte es für gefährlich, wenn derselbe sich nach Mainz wage, ehe man von der Ankunft seiner Freunde überzeugt sey; darum wolle er einen Boten voransenden, und jener möge sich auf der Feste Klopp in Bingen so lange verweilen, bis er sichere Nachricht erhalten habe. Der Kaiser war, im Vertrauen auf des Sohnes Aufrichtigkeit, nur mit einem kleinen Gefolge nach Koblenz gekommen. Er glaubte nochmals dem Wortbrüchigen, und zog mit seinen wenigen Begleitern in die Burg ein. Aber kaum war er auf dem Bogengange, so erschien ein starker Trupp Gewaffneter und erklärte ihm, daß er gefangen sey. Voll Schmerz und Wuth zog der Kaiser sein Schwert; auch seine Getreuen setzten sich muthig für ihn zur Wehr; doch ihre Zahl war allzuklein, sie wurden, nebst ihm, überwältigt. „Folgt uns! (sprach der Anführer jenes Haufens) Ihr seyd nicht mehr unser Oberherr, denn wir schwuren Heinrich V." — „Fluch Dir, entarteter Sohn! (rief der Unglückliche, indem das Schwert seiner Hand entsank) Du bist nicht werth, daß ein Vater Dich sein Kind nennt; aber die Rache des Himmels wird Dich treffen, und Deine Freunde sollen sich in Feinde verwandeln!" —

Er ward in einen hohen Thurm geführt, den Winterorkan und Schneegestöber umsauste. Es geschah in der heiligen Chrjst-Nacht, wo so manches Herz der frommen Andacht und der unschuldigen Freude sich erschließt, wo Kinder sich am buntgeschmückten Weihnachts-Baum ergötzen, und Aeltern aufs Neue der Feentraum ihrer Jugend vorschwebt. Nur Er, das Oberhaupt der Christenheit, saß hier zwischen öden Mauern, durch Pfaffenlist und schändliche Undankbarkeit ein armer Gefangener, und dachte, finster und tief gebeugt vor sich hin schauend, der Vergangenheit, der schrecklichen Gegenwart und einer noch trostloseren Zukunft. Nach einigen Tagen trat sein ungerathener Sohn herein, und erklärte dem Kaiser, daß die Reichsversammlung zu Mainz ihn des Thrones entsetzt habe. Alle Bitten des unglücklichen Vaters waren fruchtlos. Man hat einen Brief bewahrt, worin später Heinrich IV. dem tapferen und weisen Könige Philipp I. von

Frankreich seine Noth klagte, und wo es unter Anderem heißt: „Als ich in das Schloß zu Bingen gekommen war, wurde ich, nebst noch drei Personen, darin gefangen gehalten... Man hat nicht nur den Degen wider mich gezogen, sondern ich mußte auch, was ich nie vergesse, das Weihnachtsfest in dieser Gefangenschaft zubringen, ohne daß ich das heilige Abendmahl genießen oder einigem Gottesdienst beiwohnen konnte... Ich will nicht der Schmähungen, des Hungers, des Durstes, der gegen mein graues Haupt gerichteten Kolben erwähnen, so kränkend dieß alles auch seyn mußte, weil ich einst glücklich war. Der Anblick meines Sohnes selbst erfüllte mich mit dem größten Kummer und mit väterlicher Liebe zugleich. Ich warf mich ihm zu Füßen, bat ihn auf den Knieen, beschwor ihn bei Gott, bei seinem Eide und bei seiner künftigen Seeligkeit, daß, wenn der Himmel mich auch wegen meiner Sünden strafen wolle, Er doch wenigstens nicht seinen Namen und seine Ehre durch so schändlichen Undank beflecken möge, indem kein göttliches und kein menschliches Gesetz einem Sohn erlaubten, seinen eigenen Vater zu bestrafen." —

Der Grausame ließ jetzt seinen Vater nach dem Schloß Ingelheim bringen.* Schien es doch, als ob der ehrwürdige Palast Karls des Großen nach dem Hinscheiden seines mächtigen Erbauers bestimmt gewesen sey, die Scene der empörendsten Frevel zu werden. Schon hatte Ludwig der Fromme, nachdem er die Undankbarkeit und Feindseligkeit seiner Söhne erfahren, hier, oder vielmehr auf einer nahen Rheininsel, das Ziel eines leidenvollen Daseyns erreicht. Jetzt erschien an diesem Ort das traurigste und gehässigste Bild der Unnatur und zugleich das einer mit düsteren Vorurtheilen behafteten Zeit: hier ein tief gekränkter, von Alter und Gram gebeugter Vater, dort inmitten richtender Hierarchen, der ebtrünnige, über ihn triumphirende Sohn. Die Erzbischöfe erklärten dem Kaiser, „er habe durch den Verkauf von Bisthümern und Abteien die Kirche Gottes entzweit und ihre Gesetze verachtet: darum hätten ihn der heilige Vater und die Reichsfürsten aus der christlichen Gemeinde verstoßen und des Reichs entsetzt." Da erhob sich der Kaiser mit Würde und sprach: „Ihr Erzbischöfe von Mainz und Köln, hab' ich einen Preis von Euch gefordert, als ich Euch die reichsten

* Nach einigen Schriftstellern ward Heinrich IV. in Bingen verhaftet, sodann nach dem Schlosse Bökelheim (das wir anderswo als den nachmaligen Burgsitz des Grafen von Spanheim genannt), wo er Unbilde aller Art, und sogar Mangel, erdulden mußte, und von da erst nach Ingelheim abgeführt.

und besten Kirchen des Landes übergab? Und Ihr stellt Euch unter meine Ankläger und brecht mir am ersten die geschworne Treue? Ihr wollt mich zu Grunde richten. Wartet noch einige Tage; dann wird Alter und Kummer ohnehin mein Leben enden!" Aber diese rührenden Worte machten keinen Eindruck auf den schamlosen Uebermuth. Da verließ der unglückliche Monarch den Saal, kam aber bald wieder, mit den Reichs-Insignien bekleidet, zurück, und bestieg den Thron. „Seht hier (sprach er zu den Bischöfen) die Zeichen der kaiserlichen Würde, die mir der König über alle Könige und der Gesammtwille der Fürsten des Reiches verliehen hat! Ich will sie nicht mit Gewalt behaupten; auch war ich nicht auf der Hut, da diese Frechheit meiner Feinde und diese Gottlosigkeit meiner eigenen Kinder nicht zu vermuthen stand. Vielleicht hat die Scham noch so viele Gewalt über Euch, daß Ihr mir die Krone bewahrt. Habt Ihr aber kein Ehrgefühl, und keine Furcht vor dem, der die Könige schirmt, wohlan! so nehmt selbst mir das, was ich nicht mehr vertheidigen kann!" Durch diese Worte schien die Versammlung etwas erschüttert zu seyn. Aber Ruthard, der Erzbischof von Mainz, dessen geistliche Herrschaft der Kaiser früher gedemüthigt hatte, stand auf und schrie mit zornigem Ton: „Ha! Besitzen wir nicht das Recht, die Könige zu krönen und ihnen den Purpur zu ertheilen? Darum dürfen wir ihn dem Fürsten wieder abnehmen, den unsere eigene üble Wahl damit bekleidet hat." Unter diesen Worten schritt er auf den Kaiser zu, die Andern folgten ihm, und Heinrich ward mit Gewalt der Reichsinsignien beraubt und den Thron zu verlassen genöthigt. Mit Thränen sah er zum Himmel empor und rief: „Gott schaut Eure Thaten! Er hat mich hart für die Sünden meiner Jugend gestraft. Doch Ihr Alle, die Ihr so Schnödes gegen Euern Fürsten wagt und Euern Eid gebrochen habt, auch Ihr werdet der Strafe nicht entgehen. Der Höchste wird Euch züchtigen, wie den Judas, der seinen Meister verleugnet hat." — So stieg Heinrich IV., im Jahr 1106 von dem glorreichen Throne seiner Väter, und sein undankbarer, ja fluchwürdiger Sohn erhielt Krone und Scepter des Reichs.

Was nun Heinrich's Charakter betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß er sich in seiner Jugend großer Verirrungen schuldig gemacht, auch öfter im Glück einen leichtsinnigen Uebermuth und im Unglück eine damit zu sehr kontrastirende Nachgiebigkeit bewiesen hat. Allein er besaß von Natur glückliche Anlagen, war gutmüthig, tapfer und kühn, hatte in

62 Feldschlachten gesiegt, und zeigte Kenntnisse und Einsicht in die Regierungs- und Staatskunst; ja er offenbarte, besonders im reiferen Alter, manche Züge eines edlen und hochherzigen Monarchen. Der berühmte, und namentlich als philosophischer Geschichtschreiber ausgezeichnete, Voltaire findet den Grund der Leiden, welche dieser unglückliche Fürst erdulden mußte, hauptsächlich in der Dummheit des gemeinen Volkes, so durch Aberglauben gefesselt war, und gegen seinen Oberherrn auftrat, als dieser dem Götzen nicht huldigte. „So wahr diese Meinung ist, bemerkt doch Rotteck hierbei mit Recht, daß jener Grund auch in der Sclaverei des Volkes, wodurch es ein willenloses Werkzeug einzelner Großen war, zu finden sey, und daß, wären die Deutschen frei und die Gemeinen Bürger gewesen, sie die Niedertretung der bürgerlichen Majestät durch den fremden Priester oder einheimische Aufrührer nicht geduldet, ja alle Väter auch die Sache des Vaters wider den unnatürlichen Sohn verfochten hätten.“ —

Dem Kaiser waren, wie schon erwähnt, im Unglück noch einige seiner alten Freunde geblieben, und treu hing seine liebende Gattin, die edle Bertha, die einst so vielen Gram durch ihn erlitten und deren Werth er späterhin so innig und rein erkennen gelernt, an ihrem Gemahle. Als er vom Papste geächtet war, kniete das fromme Weib neben ihm an seiner Väter Gruft in der Domkirche zu Speier, und betete für sein Heil. Sie folgte ihm durch Frost und Schnee über das hohe Alpengebirge nach Italien, da er um Lossprechung von dem Banne zu flehen ging, ertrug die größten Mühseligkeiten und blieb seine unzertrennliche Gefährtin, bis der Todesengel sie in bessere Welten rief. Heinrich betrauerte jetzt ihren Verlust mehr, als den seiner Krone. Noch blieb er als Gefangener auf dem Schlosse von Ingelheim; da gelang es ihm endlich, mit Hülfe seiner Wache zu entfliehen. Ein Krieger — so sagt die Kunde — der sich einst unter diesem tapfern Fürsten durch kühne Thaten erprobt, dachte jener Zeit, er dachte an das greise Haar seines eigenen hochbejahrten Vaters, wandte sich schaudernd von dem verhaßten Dienst kindlicher Untreue, und beschloß, den Kaiser zu retten. Dieß schwur er, Gott vertrauend, auf sein blankes Schwert, und einst um Mitternacht, als er des Gefangenen Wächter war, öffnete er ihm die Pforte und Beide flohen in Pilgertracht. Heinrich, bei allen Leiden dem Himmel dankend, daß ihm noch eine treue Seele blieb, folgte seinem weiteren Schicksale, dem eine unserer späteren Darstellungen in diesem Werke gewidmet sey.

Die Seherin Hildegard.

In dem felsigen Thale, wo die Nahe zu dem Rheinstrom eilt, ohnweit Bingen, erheben sich die grauen Trümmer des Nonnen-Klosters vom Rupertsberge. Schon seine Lage, mit den Erinnerungen der Geschichte vereint, kann tiefsinnige Betrachtungen und schauerliches Gefühl erwecken, besonders wenn man bei Nacht, im dunstigen Licht des Mondes, jene Höhen besteigt. Vor Allem merkwürdig aber ist dieses Kloster durch seine Stifterin, die Prophetin Hildegard, geworden, der wir den schönen Stoff zu einer dem Leser bereits mitgetheilten Legende verdanken.

Nach dem Tode des heilig gesprochenen Rupert kamen, wie schon gemeldet, Bingen an das Erzstift Mainz, und seine übrigen Güter im Nahegau theils an seine Verwandten, theils an fremde Eigenthümer. Erstere legten zwei Stunden von jener Stadt, im wilden Gebirge des Hundsrückens, wo der Gräfenbach durch das Thal rauscht, eine Burg an, und nannten sich darnach Grafen von Spanheim. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts lebte hier am Hofe des Grafen Meginhard, wahrscheinlich als Burgvogt, Hildebert von Bökelheim, mit seiner Gattin Mathilde. Die Tochter dieses Ehepaars, welche sich Hildegard nannte, schloß mit Hildrudis, der Tochter Meginhards, schon in zarter Kindheit den innigsten Freundschafts-Bund. Guta, des Grafen Schwester, war Aebtissin vom Kloster Disibodenberg, dessen Ruine noch unterhalb dem Städtchen Odernheim, wo der Glanfluß in die Nahe fällt, auf einer steilen Höhe erscheint. Unter der Aufsicht dieser ehrwürdigen Dame empfingen daselbst die beiden Fräulein ihre erste Bildung. Aber Beide waren auch einander gleich an religiösen Gefühlen, an Begeisterung für die Legende ihrer frommen Ahnen Bertha und Rupert, und oft von heiligen Gesichten und Erscheinungen entzückt. Sie beschlossen daher einmüthig, aller irdischen Liebe zu entsagen, und im Nonnenschleier dem Genuß himmlischer Freude zu leben. Da man in jener Zeit einen solchen Entschluß für eine höhere und heilige Eingebung hielt, so wollten oder konnten ihre Aeltern diesem Wunsche nicht widerstehen, und jene wurden zu Schwestern des Klosters geweiht. Als Guta im Jahr 1136 starb, ward Hildegard zur Aebtissin dieser Anstalt erwählt. Nachdem sie derselben zwölf Jahre lang fromm und treu vorgestanden, kam ihr in einer Nacht der Gedanke, an dem Orte, welcher die Reliquien

ihrer Ahnen enthielt, zu Ehren des heiligen Rupert ein Kloſter zu ſtiften. Als ſie dieſen Vorſatz ſowohl dem Grafen, als dem Erzbiſchof von Mainz, eröffnete, ward er nicht allein von ihnen gebilligt, ſondern ſie beſchenkten auch die Aebtiſſin mit den hierzu nöthigen Gütern, was um ſo williger geſchah, da ſolche von der Verlaſſenſchaft des heiligen Rupert's herrührten.

Hildegard ließ ſogleich den Bau des Kloſters auf dem Sanct Rupertsberg anfangen, und kaum war er vollendet, ſo zog ſie mit 18 meiſt adelichen Ordensſchweſtern dorthin. Dieſe geiſtreiche, in der Geſchichte des Mittelalters ſehr merkwürdige, Jungfrau hatte zwar keine gelehrte Erziehung erhalten, ſich aber aus eigenem Triebe von früher Jugend an den Wiſſenſchaften gewidmet. Ihr wahrhaft reines Gemüth war durch die Laſter und Ausſchweifungen, welche ſich die Geiſtlichkeit erlaubte, ſo wie durch die Gewaltthaten mancher Fürſten, empört und in Traurigkeit verſetzt. Daher kamen die ahnungsvollen Geſichte und Träume von dem Verfall der Kirche und den Unſternen des Reichs, die ihren Geiſt umſchwebten. Das Anſehn, in dem ſie ſtand, und ſo manche erſchütternde Wahrheit, die ſich in ihren Schriften und Weiſſagungen ausſprach, wirkten ſo mächtig, daß letztere, wenn auch nicht immer beherzigt, das Orakel der Fürſten und Biſchöfe wurden. In einem Briefe, den ſie im höheren Alter an Wibert von Gemblach ſchrieb, heißt es: „Ich weiß nicht vollkommen, was ich ſehe, ſo lange ich körperliche Verrichtungen habe und unſichtbar in meiner Seele bin; denn in Beiden hat der Menſch große Mängel und Gebrechen. Schon ſeit meiner Kindheit, wo meine Knochen und Nerven noch nicht geſtärkt waren, bis jetzt, wo ich ſchon ſiebzig Jahre alt bin, gewahrte ich in meiner Seele dieſe Erſcheinung. Mein Geiſt wird, wie es Gott will, zur Höhe des Firmaments, oder in verſchiedene Regionen der Luft, oder unter verſchiedene Völker getragen, wenn ſie auch durch weite Länder von mir entfernt ſind. Wie ich nun ſo in meiner Seele ſchaue, erhalte ich auch verſchiedene Geſichte nach Verſchiedenheit der Wolken und Creaturen. Alles das ſehe ich aber nicht durch meine äußeren Augen, noch vernehm' ich es durch meine äußeren Sinne, oder durch meine gewöhnlichen Gedanken, ſondern allein durch meinen Geiſt, bei offenen Augen, und ſo, daß ich niemals in Verrückung war, ſondern dieſe Geſichte wachend, bei Tage wie bei Nacht empfing." —

Während der Zeit, da Hildegard dem Kloſter vom St. Rupertsberge vorſtand, erhob ſich in Deutſchland der

Kampf zwischen zwei mächtigen Parteien, wodurch faſt 300 Jahre lang beſonders Italien ſo Vieles leiden mußte. Kaiſer Konrad III., aus dem Hauſe Hohenſtaufen, hatte von Heinrich dem Stolzen, Herzog in Sachſen und Bayern, einige demſelben von ſeinem Vorgänger Lothar anvertraute Reichslande zurückgefordert. Heinrich verweigerte ſie; darum ward er ſeiner Würde entſetzt, das Sachſenland Albert dem Bären, und Bayern des Kaiſers Stiefbruder Leopold von Oeſtreich eingeräumt. Hierüber entſtand eine Fehde zwiſchen Konrad und Heinrich, während welcher der Letztere ſtarb. Aber ſein Bruder Welf ſetzte für deſſen minderjährigen Sohn, den ſpäterhin durch ſeine Thaten und ritterlichen Abentheuer ſo berühmten Heinrich den Löwen, dieſen Krieg fort, ward aber in der bekannten blutigen Schlacht bei Weinsberg von Konrad geſchlagen. Das gegenſeitige Feldgeſchrei für Waiblingen (ein Erbgut der Familie Hohenſtaufen) und für Welf gab den ſtreitenden Parteien die Namen Waiblinger und Welfen, in Italien Gibellinen und Guelfen genannt. Da die Päpſte auch die weltliche Oberherrſchaft und die italieniſchen Städte ihre Selbſtſtändigkeit zu erringen ſtrebten, ſo ſchloſſen ſie nachmals mit den Guelfen einen Bund, wogegen die Gibellinen als Anhänger der Kaiſer auftraten. Konrad gab zwar nach jenem Siege das Herzogthum Sachſen großmüthig dem jungen Heinrich zurück, und Bayern dem Anverwandten deſſelben Heinrich von Oeſtreich. Der erbitterte Welf jedoch widerſetzte ſich dieſem Vertrag und blieb gegen den Kaiſer gewaffnet. Da kam der unter dem Namen des heiligen Bernhard ſo berühmte Abt von Clairvaux in Champagne an den Rhein. Er war vom Papſt Eugen III., ſeinem Schüler und Freunde, geſandt, um die Fürſten und Ritter zu einem neuen Kreuzzuge wider die Muſelmänner zu bewegen; denn die unter Gottfried von Bouillon ſo ſiegreich geweſenen Chriſtenheere hatten ſich ſeitdem durch Ausſchweifungen und Zwietracht vieles Unglück bereitet; ihre einzelnen Haufen wurden vom Feinde geſchlagen, mehrere Feſten erobert, und die Gefahr, ganz Paläſtina zu verlieren, war drohend und nahe. Bernhard trat alſo in's Mittel zwiſchen Konrad und ſeinem Gegner Welf, damit der Kaiſer und die Fürſten, von einheimiſcher Fehde ablaſſend, ihr Schwert der Rettung des heiligen Grabes weiheten. Doch eben ſo klug, als begeiſtert, ſah er wohl ein, daß ſein glühender Eifer für die Sache der chriſtlichen Kirche und ſeine hinreißende Beredſamkeit nicht genug ſey, um die feindlichen Parteien zu beſänftigen und für ſeinen

Zweck zu vereinen. Er wandte sich daher an die wegen ihrer Visionen und Prophezeiungen in so hohem Rufe stehende Hildegard, besuchte sie in ihrer einsamen Zelle und überreichte ihr eine Erklärung des Papstes und der Bischöfe, worin ihre Worte als göttliche Eingebung betrachtet wurden. Darauf schilderte er die Gefahr des heiligen Grabes, und bat die Seherin, mit dem großen Einfluß, den sie durch ihre Schriften und Weissagungen erlangt, sein Bemühen zu unterstützen, damit die Uneinigkeit der Fürsten unter einander selbst und mit der Geistlichkeit aufgehoben und ihre Waffen wider die Ungläubigen gerichtet würden. Dieser Abt war in der That ein Mann von unbescholtenen Sitten, von reiner Andacht beseelt, streng in seinem Lebenswandel, und ein Feind alles äußeren Glanzes, wenn auch seine schwärmerische Glut für die Bewahrung der festgesetzten Glaubenslehre ihn oft unduldsam gegen die Forschungen der geistlichen Philosophen machte. Selbst Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's Sanct Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar seines Gleichen auch sonst niemals weder gelesen noch gehört habe." — Hildegard empfing den frommen Mann, der so wirksam für die Sache der Christenheit war, wie einen Gesandten Gottes, und versprach ihm allen Beistand. Durch seine salbungsreichen, warmen und süßen Worte, woher er auch den Namen Mellifluus (der von Honig Triefende) erhalten, noch höher belebt, schrieb sie, vom Geist der Wahrsagung entflammt, oder weil ihr eigener scharfsinniger Geist die Folge dessen, was in den Verhältnissen der Zeit und im Treiben der Menschen lag, voraussah — an den Kaiser, den Papst, die Fürsten und Bischöfe, und malte ihnen mit glühenden Farben, wie durch ihre Laster und Uneinigkeit der Verfall des Reichs und der Kirche bewirkt werden müsse. Vogt hat in seinen rheinischen Geschichten diese Weissagung mitgetheilt, wovon so Manches sich in der nachfolgenden und in noch späterer Zeit bewahrheitete. Wir entnehmen daraus einige Worte:

„O meine Söhne — so spricht der Herr — die Ihr die Schafe meiner Kirche weidet, warum werdet Ihr nicht schamroth ob der lehrreichen Stimme Eures Meisters? Die unvernünftigen Thiere erfüllen die Gebote, welche sie von ihrem Schöpfer erhalten; warum nicht ihr? Ich habe Euch wie Sonne und Sterne angesetzt, auf daß Ihr die Menschen erleuchten möchtet, und Ihr gleicht der Nacht, welche Finsterniß

aushaucht..... Ihr solltet jenen Aposteln gleichen, von welchen geschrieben steht: „Der Schall ihrer Worte geht in alle Welt aus!“ Aber Ihr seyd in weltlicher Eitelkeit so lau geworden, daß Ihr Euch nicht schämt, bald als Krieger, bald als Höflinge, bald als Bänkelsänger aufzutreten, und in eitlem Amte die Fliegen zu verjagen..... Das Volk wird aufstehen, sich zu den weltlichen Fürsten wenden, und sagen: „Warum duldet Ihr noch diese Menschen unter Euch, welche die ganze Erde mit ihren Lastern besudeln? Denn sie sind Trunkenbolde, und Wollüstlinge, und wenn Ihr sie nicht aus Euerm Kreise stoßt, werden sie die ganze Kirche zu Grunde richten.“ Dann wird der höchste Richter seine Rache über diese Verächter der Gerechtigkeit kommen lassen, und die weltlichen Fürsten sprechen also: „Wie lange dulden wir die reißende Wölfe noch über uns? Sie sollen die Aerzte unserer Seele seyn, und sind es nicht..... Selbst Trunkenbolde, Lüstlinge und Ehebrecher, wollen sie uns für dergleichen Laster ohne Barmherzigkeit richten und strafen. Wir wollen ihnen daher sagen, daß sie entweder ihr Amt erfüllen, wie es die heiligen Väter verordnet, oder ihre Stühle und Güter verlassen sollen... Wie vereint es sich auch, daß dieser beschorene Haufe, mit Stola und Meßgewand angethan, mehr Kriegsvolk und bessere Kriegsrüstung habe, denn wir, die als Fürsten zu den Waffen erzogen sind? Es ziemt sich eben so wenig, daß ein Geistlicher ein Kriegsmann, als daß ein Kriegsmann ein Geistlicher sey. Deswegen wollen wir ihnen das wieder abnehmen, was sie gegen Recht und Billigkeit besitzen, und ihnen nur das lassen, was ihnen zu unserer Seelen Heil geschenkt worden ist.“ Dann werden sich freilich die Geistlichen dagegen setzen, und jenen mit dem Kirchenbanne drohen. Aber weder Bannflüche und Drohungen, noch gute Worte, werden helfen. Durch Gottes Gericht geschreckt, müssen sie ihre eitle und stolze Zuversicht ablegen, in sich gehen, und sich vor ihren Feinden demüthigen.“ Wir bekennen — so werden sie zum Himmel schreien — daß uns recht geschehen; denn wir haben uns unterstanden, die Reiche der Welt an uns zu bringen, da wir vielmehr unter dem Joche Gottes hätten leben sollen!“ — Zu dieser Zeit werden auch die Kaiser an Ehre, Gewalt und Macht, womit sie das heilige römische Reich geschützt, sehr verringert werden, so daß unter ihrer Herrschaft dieses Reich immer mehr in Verfall kommt, wozu aber ihre eigene Schuld und Nachlässigkeit viel beitragen wird.... Viele Könige, Fürsten und Völker werden sich dann von dem Reich abziehen, jede Provinz und jedes Volk sich selbst einen König und Herrn

wählen, und sprechen: „Was geht uns das Reich an, von dem wir mehr Last, denn Ehre gehabt?“ Dann aber sinkt auch die Würde und Gewalt des apostolischen Stuhls. Denn wenn die Fürsten und Völker dort keine Religion mehr finden, dann beschränken sie die päpstliche Würde, setzen andere Lehrer und Bischöfe ein, und dem Papste bleibt keine andere Macht, als die in Rom und einigen umliegenden Orten..... Alsdann werden die Ungläubigen ein wildes und unreines Volk aus den weitesten Landen herbeiführen, sich mit ihm in Unzucht und allen Lastern vereinen, über das christliche Volk mit Mord und Raub herfallen, mehrere Städte und Länder zerstören, und die heiligen Gebräuche entehren und schänden. Diese Jammerzeit wird nur noch jammervollere Tage und die Ankunft des verlornen Menschen anzeigen. Unter dessen Schutz jedoch werden die Kinder Gottes über jene herfallen, sie besiegen, und der größte Theil der Ungläubigen kehrt dann wieder zu dem wahren Glauben zurück.“

Durch diese schauerlichen Blicke in die Zukunft erschütterte Hildegard die Seelen der deutschen Fürsten und Völker, und stimmte sie bald für eine Unternehmung, die allen heilig und zweckmäßig schien, um das ihnen drohende Verderben abzuwenden, besonders da sich ihnen das grauenvolle Bild von dem Einbruche wilder, ihrem Glauben feindlicher, Horden in das Reich darstellte. Jetzt eilte Bernhard erst nach Mainz, und dann nach Speier, wo die Reichsstände sich versammelt hatten. Er zeigte sich hier als Wundermann, indem das Marienbild im Dome, vor dem er sich niederwarf, seinen heiligen Gruß, wie das Volk fest glaubte, mit feierlichem Ton erwiderte. Noch sieht man dort ein solches Bild, welches für das nämliche gehalten wird, und die drei metallenen Platten, worauf der Abt gekniet haben soll. Dieser trat nun, von einer Menge Menschen umringt, vor den Kaiser, und beschwor ihn mit aller Macht seiner Beredsamkeit, in den heiligen Krieg zu ziehen. Der ritterliche Konrad war schnell dafür gewonnen, und bald zogen die Fürsten aus Baiern und Schwaben, aus Sachsen, Franken und vom Rheinstrome her nach jener Stadt, vergaßen alle einheimischen Fehden, und ergriffen, durch Bernhards Flammenrede begeistert, die Waffen zum muthigen Kreuzzuge. Der Prediger ging von hier nach Frankfurt, und während er dort eben so heiße und eindringliche Worte zu Fürsten und Völkern sprach, war Hildegard auch ihrer Seits nicht unthätig. Sie bestieg den Feldberg, den höchsten Gipfel des Taurus, und flehte, wie einst Moses auf dem Berge Horeb, zu Gott, daß er

seinem Volk und der auserwählten Sache den Sieg verleihen wolle. Hier kniete sie, das Antlitz und die Hände zum Himmel erhoben, so lange, bis sie ermattet auf einen Felsen niedersank. Dieser, der Brunhildenstein genannt, soll, nach der Legende noch in der Folgezeit die Spur ihres Falles bewahrt haben.

Der neue Kreuzzug begann. Mit Kaiser Konrad vereinte sich König Ludwig VII. von Frankreich. Beide zogen mit vielen Großen und Rittern, an der Spitze eines Heeres von 140,000 gepanzerten Reitern und fast einer Million Fußvolk nach Palästina. Doch die Unternehmung hatte keinen guten Erfolg. Schon die Ränke des griechischen Kaiserhofes, der nichts mehr von den Muselmännern zu fürchten hatte, bereiteten ihr Unglück. Konrad, durch falsche Wegweiser in den wilden und öden Gebirgsthälern des Taurus irre geführt, verlor daselbst einen Theil seiner Kerntruppen, und Ludwig erlitt eine Niederlage durch den Sultan Massoud von Rum. Wohl gelangten die Trümmer des christlichen Heeres nach dem gelobten Lande; doch hier belagerten sie Damaskus mit vergeblicher Anstrengung, und kehrten unverrichteter Sache nach Europa zurück. Einige melden den sonderbaren Umstand, daß dem Kaiser Konrad ein zahmer Löwe nach Hause gefolgt und bis an sein Ende um ihn geblieben wäre. Etwas Aehnliches jedoch wird auch von einem französischen Ritter, Namens Godefroi de Latour, erzählt, der in der syrischen Wüste einen Löwen von einer großen Schlange, die ihn umwunden, befreiet und darum viele Beweise von der Treue und Dankbarkeit des edlen Thieres erfahren habe; auch, daß dieser Löwe, weil er ihn bei der Heimfahrt zurücklassen müssen, aus Liebe zu seinem Herrn dem Schiffe nachgeschwommen und in den Wellen versunken sey.

Hildegard blieb Vorsteherin des Klosters vom St. Rupertsberge bis zu ihrem in hohem Alter erfolgten Tod. Ihr Stift erhielt sich noch hier eine geraume Zeitlang, wie denn auch im Jahre 1224 aus dem Kloster Spanheim, das wegen er unter den dortigen Nonnen eingerissenen Unsittlichkeit aufgehoben ward, vier Ordensschwestern, die wahrscheinlich einen besseren Lebenswandel geführt, in dasselbe traten. Endlich ward diese Anstalt nach Eubingen im Rheingau verlegt. Das Nonnenkloster von Disibodenberg hatte nach Hildegard's Abgang schon aufgehört; die Benediktinerabtei jedoch, unter deren Aufsicht es stand, dauerte noch bis in den 30jährigen Krieg. Einige ihrer Aebte haben sich durch gelehrte Werke berühmt gemacht, unter welchen besonders

Johannes de Roberiis merkwürdig iſt, den der Papſt Bonifacius IX. im Jahre 1404 aus einem Mönche zu Diſibodenberg zum Biſchof von Somaria in Paläſtina erhob. Er war aus dem nahe gelegenen Flecken Rehborn (Roburn) an dem Glan gebürtig, einem Ort, der auch darum, weil der berühmte Reformator Melanchthon während ſeines Aufenthaltes in Sickingens Burg hier den Heilbrunnen trank, in den Geſchichten des Rheinlandes genannt wird.

Von den hinterlaſſenen, in lateiniſcher Sprache abgefaßten, Werken der Prophetin Hildegard (welche unter die Zahl der Heiligen kam) ſind mehrere im Druck erſchienen. Sie handeln von Theologie, Auslegungen der Bibel, Arzneikunde ꝛc. und bezeugen eben ſo ſehr den Reichthum ihres Geiſtes, als ihre ausgebreitete Beleſenheit. Verſchiedene, dahin gehörige, Handſchriften, welche das Kloſter Eubingen beſaß, wurden, als man dieſes in der neueren Zeit aufhob, in die Bibliothek von Wiesbaden gebracht. Unter denſelben befindet ſich ein Buch, welches ſie **Scivias** oder **Scientiae vias simplicis hominis** nannte. Sein Inhalt betrifft Gottes geheime Leitung der Menſchen, und hier zeigt ſich das wahre Bild ihrer von religiös-ſchwärmeriſchem Gefühl erhobenen Seele, welche ſich ganz im Sinn und Geiſt der alten Propheten und der myſtiſchen Offenbarung Johannis kund gibt. Es heißt darin unter Anderem: „Ich hörte in meinem 61. Jahre, welches das Jahr 1158 nach Chriſti Geburt war, wo bei der Bedrängniß des apoſtoliſchen Stuhles Friedrich als römiſcher Kaiſer regierte,* eine Stimme vom Himmel herab, welche mir ſagte: „Du, die von Jugend an, durch den Geiſt Gottes und nicht durch körperliche, ſondern geiſtige, Geſchichte belehrt ward, verkünde der Welt, was Du nun ſiehest und höreſt. Denn Anfangs haſt Du Deine Offenbarungen wie die fließende Milch der Mutter, ſodann wie eine ſüße und milde, und endlich wie eine kräftige und vollkommene Speiſe erhalten. Verkünde alſo auch jetzt nach Mir, und nicht nach Dir, und ſchreibe nach Meinen und nicht nach Deinen Worten!“ Dieſem nach fragte ich nach dem Zeugniſſe des Menſchen, wovon ich ſchon bei meiner erſten Viſion Meldung that, und fing dann, mit Hülfe eines gewiſſen Mädchens, zu ſchreiben an. Und ſiehe! Da hörte ich abermals eine Stimme vom Himmel, und ſah einen Mann

* Nämlich der edle Kaiſer Friedrich I. (Barbaroſſa), der den Päpſten trotzte, und über die Alpen zog, um die aufrühriſchen Städte Italiens zum Gehorſam zu bringen.

von so überschwenglicher Schönheit und Größe, daß er von den hohen Wolken des Himmels bis zum Abgrunde zu reichen schien ꝛc. Was du hörtest (erscholl es weiter) ist durch die Stimme des lebendigen, nie erlöschenden, Lichtes geoffenbaret und gesagt. Die Worte sind heilig, und der Gläubige wird auf sie merken, und sie als Andenken der guten Wissenschaft in seinem Herzen und Gedächtnisse verwahren."

Alles das gibt wohl einen hinlänglichen Beweis, wie sich damals die religiöse Gesinnung in einem begeisterten, reichen und unbefleckten, aber in den Begriffen seiner Zeit befangenen, Gemüthe aussprach. Doch es fehlte ja auch in unsern, aufgeklärten Tagen nicht an mystischen Propheten und Aposteln beiderlei Geschlechts, die nur den Geist jener Seherin nicht besaßen! Uebrigens sind wir der Meinung des geschätzten Schriftstellers, aus dessen Werk das Meiste dieser Nachrichten über Hildegard entnommen ist, daß, weil sie, nach ihrer eigenen Versicherung, ohne vorhergegangenen wissenschaftlichen Unterricht verfertigt, Gelehrte und Ungelehrte jenes Zeitalters sie als eine heilige, von Gott vorzüglich begnadigte, Jungfrau betrachten mußten.

Burg Rüdesheim.

An den rebenreichen Höhen von Rüdesheim, wo das herrliche Amphitheater des Rheingaues endet und die wildere Naturscene beginnt, liegt am Ufer des Stromes die alte schauerliche Burg mit dichtem Gemäuer. Noch scheint sie der Geist jener Wundersage zu umschweben, die in der Volkskunde bewahrt und in Balladen und Legenden gefeiert ist.

Als die Edlen des Reichs, von Bernhards feurigen Reden und Hildegards brünstigem Gebet entflammt, sich um Kaiser Konrads Fahne gereiht und mit ihm zur Rettung des heiligen Grabes nach Palästina zogen, da regten unter ihnen besonders die Herren von Sternfels und Liebenstein, Graf Johann von Spanheim, Werner von Greifenklau und Hans Brömser von Rüdesheim hervor. Diese tapfern Ritter des rheinischen Landes hatten sich schon längst vor vielen ihrer braven Waffenbrüder, in Fehden und Turnieren, auf Lanze und Schwert, Ruhm und Dank erworben. Sie waren jetzt auf dem beschwerdevollen Zuge nach Asien von der kleinen Schaar,

die in den verschlungenen Wildnissen des Taurus, wohin Verrath sie geleitet, den Zerstörungen, welche die feindlichen Elemente, Hunger und Durst gebracht, mit Noth entkam und das Ziel ihrer Bestimmung erreichte. Hier schlugen sie vor der hohen Feste Damaskus und in den Feldern Syriens manchen heldenmüthigen Kampf, und schon ihr donnernder Ruf, der Klang ihres Streithornes, aber noch mehr das von ihrem kräftigen Arm erhobene Schlachtschwert, trugen Schrekken und Grau'n unter die Haufen der Saracenen. Doch Graf Johann und Werner von Greifenklau zeigten sich dort nicht allein als tapfere und fromme Ritter, sondern auch oft durch heilige Erscheinungen entzückt, beschlossen sie, nach vollendetem Zuge sich dem geistlichen Stande und einem stillen beschaulichen Leben zu weihen. Wir haben schon gemeldet, daß diese Kreuzfahrt kein günstiges Ende nahm. Das Heer zog bald wieder zurück; auch Johann, Werner und Liebenstein kamen glücklich zur Heimath. Hier vertauschten die zwei Ersteren ihre Waffen und Harnische mit dem Mönchskleid, und lebten als Einsiedler in bemoosten Zellen des Waldes und dem heiligen Dienste des Gottmenschen, für dessen Lehre sie im fernen Lande gekämpft und geblutet hatten. Hans Brömser jedoch erfuhr ein anderes Schicksal. Er ward, da er sich auf dem Rückzug aus Palästina bei der Nachhut befand, und eines Tages verspätet hatte, plötzlich von Saracenen umringt, und, trotz seinem muthigen Widerstande, von der Uebermacht bewältigt und gefangen. Traurig dachte er oft im düsteren Kerker an sein reiches Gut in den schönen Fluren des Rheingaues, und vor Allem an seine liebe Gattin und Kinder, welche ihm so schmerzlich Lebewohl gesagt. Er rief sich die bittern Leiden, so der Heiland, für dessen ewiges Wort sein Arm sich gewaffnet, erdulden müssen, in's Gedächtniß, und that das fromme Gelübde, ihm an seiner Burg ein Kirchlein zu bauen, wenn Gott ihn aus dieser Noth befreien und glücklich wieder in den Schoos der Seinigen führen würde. Kaum war das heilige Versprechen gethan, so bemerkte er in der Ecke des Kerkers eine scharfe Feile. Er nahm sie, und löste damit schnell seine Ketten. Alsdann ging er zu der Pforte, fand sie geöffnet und seine Wachen im tiefen Schlaf. Er eilte die Treppe hinab, und sieh! im Hofe stand gesattelt sein treues Roß, und nahe dabei lagen die Waffen, so der Feind ihm entrissen hatte. Freudig legte sie der Ritter an, bestieg den muthigen Hengst, und sprengte zum offenen Thore hinaus.

Durch ein Wunder gerettet athmete Brömser nun wieder die frische Luft, und als der röthliche Morgen durch die

Palmen schien, war er schon weit von den Nachstellungen der Muselmänner entfernt, und wußte sich nahe dem bekannten Hafen, wo ein Schiff ihn nach dem Vaterlande bringen könne. Doch vergaß er nun des frommen Dankes, den er in der schönen freien Natur dem Schöpfer, der ihm so gnädig half, hätte weihen sollen, und dachte nur an die Küße seiner schönen Frau, der Zierde rheinischer Damen, und an den Rüdesheimer Wein, der ihm wieder aus vollen Humpen schmecken sollte; der angelobte Bau des Kirchleins trat ganz in den Hintergrund. Darum wollte die Allmacht ihn aus den weltlichen Träumen des Leichtsinns wecken und ihn prüfen durch neue Gefahr. Sein Weg führte jetzt durch einen hohen düstern Eichenwald. Als er auf schmalem Gang an einer mit Gesträuchen umrankten Felsenhöhle vorbeiritt, hört er plötzlich ein furchtbares Zischen. Sein Roß sprang auf die Seite; er schaute sich um, und — sah einen scheußlichen Drachen, der sich aus der Höhle langsam hervorwand, und mit wildfunkelnden Augen ihn anblickte. Aber Brömser, der nicht selten allein einen ganzen Schwarm Saracenen auseinander gesprengt, war nicht so leicht zu schrecken; er besänftigte sein Roß, und wollte ruhig vorüberziehen; da warf sich ihm das Unthier in den Weg, und streckte ihm den scharfgezahnten Rachen mit gespaltener Zunge entgegen. Erschrecken wich das Pferd, schnob keuchend und bäumte sich hoch; allein stark setzte ihm der Ritter beide Sporen in die Flanken, trieb es voran und schleuderte mit Kraft seinen Speer auf den Lindwurm. Doch er prallte von dem gepanzerten Rücken des Scheusals ab, und dieses fuhr nun schnell wie ein Pfeil auf den Ritter los, packte mit seinen scharfgespitzten Krallen den Hengst und umwand ihn, nebst dem Reiter mit seinem langgedehnten Schlangenschweife. Da erkannte Brömser die große Gefahr, worin er schwebte; er dachte auf's neue an sein Gelübde, empfahl seine Seele Gott, und rief, zum Himmel emporschauend: „Vergib mir, wenn der Gedanke an weltliche Lust einen Augenblick meinen Geist dem frommen Versprechen, so ich Dir gethan, entzogen hat! Mit reuigem Herzen gelobe ich, es zu erfüllen; laß mich nur in diesem Kampfe siegreich seyn!“ Und durch heiliges Vertrauen gestärkt, entwand er seinen rechten Arm den Ringen des furchtbaren Drachenschweises, entriß der Scheide sein Damascenerschwert, und führte zwei mächtige Hiebe auf den Nacken des Unthiers. Blutend taumelte es auf die Erde zurück, raffte sich aber bald wieder empor, und schoß von neuem auf den Ritter los. Da sprang er vom Roß, und stieß seinen ehernen Kreuzschild tief in den

weitgeöffneten Schlund des Drachen, ſo daß er kraftlos niederſank; drei- bis viermal durchbohrte ihn Brömſer mit ſeiner Lanze, und todt lag das Ungeheuer im Graſe vor ihm. Knieend dankte nun der Ritter im heißen Gebeth dem Höchſten, mit deſſen Beiſtand er geſiegt; dann ſchnitt er dem Drachen die Zunge aus dem Halſe, und band ſie zu den Ketten, worin er gefangen war und die er zum Gedächtniß mitgenommen, auf ſein Roß, erreichte bald den erſehnten Hafen, und beſtieg dort ein venetianiſches Schiff, das ihn glücklich nach Europa führte.

Raſch zog er über die wilden Höhen der Alpen, grüßte froh die herrlichen Gefilde des Rheins, kam bald zu ſeiner Burg am reizenden Geſtade, und hing mit Wonnezähren in der Umarmung ſeiner Gattin und Kinder. Wer ſchildert die Freude des Wiederſehens, wer das Staunen, die Rührung und das Entzücken, welche ſeine Lieben bei Erzählung jener traurigen Schickſale und jener muthvollen und glücklichen Abentheuer empfanden? Brömſer auf's neue im Beſitz ſeiner trefflichen Güter, und an der Seite ſeiner liebreizenden Frau, trank wieder nach ſo großer Beſchwerde den vollen ſüßen Lebenskelch. Er lehrte ſeine Knaben das Streitroß tummeln, ergötzte ſich mit ritterlichen Spielen, mit der Jagd auf Eber und Hirſche in den waldreichen Thälern des Rheingaues und am Abend beim frohen und rauſchenden Zechgelage ſeiner Fehdgenoſſen. Zwar dachte er manchmal in dieſem Wohlleben an ſein frommes Gelübde, und beſchloß dann, es auszuführen, ſchob es aber von Tag zu Tag wieder auf.

Da ward er nochmals durch heiligen Ruf ermahnt. Sein Ackerknecht fuhr eines Morgen mit dem Wagen, vor dem ein Ochſe geſpannt war, in den nahen Wald, um gefälltes Holz zu laden. Plötzlich hörte er aus dem dichten Geſträuch eine feierliche Stimme ertönen. Sie rief dreimal: „Noth Gottes!“ Erſchrocken, und doch wie von höherer Macht angezogen, folgte er mit ſeinem Wagen dem Ton, und kam zu einer großen, uralten Eiche. Hier wollte ſein Thier nicht mehr fort, und er peitſchte es vergebens. Da fiel ſein Blick auf den Stamm des Baumes, und er ſah in der Höhlung desſelben ein Bild, das den Heiland unter ſeinen Jüngern am Oelberg darſtellte. „Das iſt ein Wunder!“ ſprach der Mann bei ſich, und mit frommer, halbſcheuer Ehrfurcht holte er das Bildchen aus der Eiche, nahm es mit nach Hauſe, und gab es den jungen Ritterknaben. Dieſe freueten ſich darob ſehr, und ſtellten voll kindlicher Andacht das kleine Gemälde in der Hauskapelle auf. Als am folgenden Tage der Knecht

nochmals in den Wald fuhr, um den Reſt des Holzes zu laden, erklang wieder dreimal der Ruf: „Noth Gottes!“ aus den Gebüſchen. Eifrig ſuchte er jetzt den wunderſamen Baum, und fand ihn. Da blieb ſein Ochs wieder ſtehen, grub mit den Hörnern tief bis zu den Wurzeln der Eiche, und ſcharrte daſſelbe Bildchen aus dem Grund. Der fromme Knecht fühlte nun, daß alles das eine höhere Bedeutung für ſeinen Herrn habe müſſe, kehrte mit dem neuen Funde wieder heim, und erzählte dem Ritter, was ihm Geſtern und Heute begegnet war. Sogleich erkannte Brömſer hierin den Wink eines überirdiſchen Weſens, und mit Thränen der Reue, daß er ſein Gelübde noch nicht erfüllt, ließ er in der nämlichen Stunde das Werk beginnen. An dem Ort, wo der Knecht das Bild gefunden, ward eine Kirche erbaut und Noth Gottes genannt. Der Eichbaum wurde gefällt und auf ſeinen Stamm ein Altar errichtet. Noch in ſpäter Zeit wallten Pilger aus fernem Lande hierher, um in Gram und Herzensnoth zu beten und Troſt zu finden.

Die Sage von Brömſer wird auch, obwohl dem Hauptſtoffe treu, auf etwas andere Art, und weit tragiſcher, beſungen und erzählt. Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihm auch dieſe Kunde neben der gegenwärtigen Legende mittheilen.

Der tapfere Ritter Hans Brömſer von Rüdesheim zog mit Kaiſer Konrad in den heiligen Krieg. Stark und kühn, wie ſeither bei Fehden und Turnieren, ſtritt er jetzt auf Syria's Auen, und machte ſich den Sarazenen furchtbar. In einem wilden Hain, ohnweit dem Lager der Franken, hauſete ein grimmiger Drache. Dort floß auch ein kühler Quell. Wagte ſich nun ein Krieger an den Ort, um Waſſer zu ſchöpfen, ſo fuhr jach das Unthier aus ſeiner Höhle heraus und verſchlang ihn auf der Stelle. Auch den Bravſten hielt jetzt die Furcht zurück, daß aller Widerſtand vergeblich ſey. Doch der muthige Brömſer entſchloß ſich allein zu dem Gange. Kaum war er angelangt, ſo ſchoß der Drache auf ihn los; aber behend wich der Ritter aus, und traf mit ſeinem Schwert das Scheuſal in den Nacken. Blutig taumelte es zurück, erneuete aber wüthend den Angriff; doch ein Lanzenſtoß in den Rachen warf es todt zur Erde nieder. Triumphirend brachte nun der Ritter die Zunge des Drachen in das Lager, und ward mit jubelndem Lob und Dank von ſeinen Waffenbrüdern empfangen. Aber am folgenden Tage, da Brömſer allein auf Kundſchaft durch den Wald ritt, ward er plötzlich von einem Schwarm Sarazenen umringt, und,

obgleich er wie ein Löwe focht, und manchen Feind zu Boden ſtreckte, von der groſſen Zahl überwältigt und gefangen. In einem feſten Thurme ſaß er nun mit Ketten belaſtet, und flehte traurigen Herzens: „O Gott! Kann ich wieder frei werden, ſo will ich Deinem Dienſt ein theures Opfer bringen: mein einziges Töchterlein ſey dem Nonnenſchleier geweiht!“ — Als das dritte Morgenlicht in ſeinen Kerker ſchien, trat er an's Gitter, und ſah — er täuſchte ſich nicht! — des Kreuzes muthige Schaar heranziehen. Nach heftigem Kampfe erſtürmten die Krieger das Schloß, und Brömſer ward der Feſſeln frei, und dankte betend dem Himmel für ſeine Rettung. Doch nicht mehr ſah das Chriſtenheer, wie der kampfgewohnte Held vor der ſtolzen Schaar ſeiner Reiſigen wider den Feind zog. Er hüllte ſich in ein härenes Bußkleid, nahm Stab und Kürbisflaſche, und ſegelte nach dem Vaterlande zurück. Hier wandelte er als Pilger über rauhe Gebirge, durch Thäler und Ebenen fort, bis ihm ſeine heimiſche Burg am lachenden Ufer des Rheins erſchien.

Brömſers Gattin war ihm ſchon vor ſeinem Zuge nach Paläſtina durch den Tod entriſſen. In einer ſchönen und ſittigen Tochter, Namens Giſela, blühte noch ſeine einzige Hoffnung. Aber ihn band ſein Gelübde, und als er nun wieder vor ſie trat, und die zarte Jungfrau mit Thränen der Freude in des Vaters Armen lag, da erzählte er ſeine Schickſale, und kündete ihr zugleich an, daß ſie eine Braut des Himmels werden müſſe. Giſela ward von einem Ritter geliebt, deſſen Burg auf dem linken Ufer des Rheines lag. Er war nicht mit nach Paläſtina gezogen, ſondern Einer von denen, die in der Heimath geblieben, um ihr Eigenthum und das ihrer Fehdegenoſſen treu gegen räuberiſche Anfälle zu ſchützen. Brömſer hatte ihn zum Schirmvogt ſeiner Burg beſtellt, während er ſelbſt die Waffen zu dem heiligen Grabe trug. Hier ſah der Ritter manchmal die Schöne, deren Dienſt er ſich geweiht, bekannte ihr endlich ſeine Liebe, und fand Erhörung. Denn ſein Heldenmuth, ſeine edle Geſtalt und tugendhafte Geſinnung hatten auch ihr Herz für ihn gewonnen. Wie erſchrack die Jungfrau, als ſie jetzt vernahm, welches Loos der Vater ihr beſtimmt hatte! Sie geſtand ihr Verhältniß mit jenem Ritter, warf ſich ihm zu Füßen, und ſprach: „O Vater! Des Höchſten Güte verlangt dieſes Opfer nicht. Ein frommes häusliches Leben iſt ihm ſo werth als das Chorgebet im Nonnenkleide. Mein Herz ſagt mir, daß er Dich auf Tabor's Höhen dem wilden Feind entriß, damit wir uns wiederſehen und der Bund Deiner Tochter mit

einem edlen Manne Dir Ruhe und Freude gewährt. O, bei'm Andenken meiner guten Mutter, die nun im Lande der Seligen wohnt, die mir einſt, ſo wie Du, die Pflichten des Kindes, aber auch die der Hausfrau und künftigen Gattin in die Seele geprägt, bei ihrem Andenken beſchwöre ich Dich, meine Bitte zu erfüllen!“ — „Der Mann iſt brav, gut und tadellos (war ſeine kurze und ernſte Antwort); aber mein Gelübde muß vollzogen ſeyn.“ Da flehete ſie mit Thränen: „Darf ich denn auch nicht ſeine Gattin werden, ſo gönne mir wenigſtens ein Räumchen in unſerer Burg! Hier trugſt Du mich auf Deinen Armen; hier will ich Deines Alters pflegen. Mir grauet vor den öden Mauern des Kloſters!“ Doch wild fuhr Brömſer ſie an, und rief: „Gehorche dem, was ich begehre: wo nicht, ſo empfange meinen Fluch, den ſchrecklichen Fluch des Vaters, auf Dein Haupt!“ Und zornig verließ er das Gemach.

Giſela wankte und bebte in Angſt und tiefer Qual. Ihr weiches Herz war zu ſchwach gegen dieſen furchtbaren Stoß. Die Sehnſucht nach dem Geliebten, die zitternde Scheu vor der dumpfen Zelle, und der wie ein rother Blitz drohende Fluch ihres Vaters bedrängten miteinander die Seele der Unglücklichen. Sie fiel in Wahnſinn, und irrte klagend durch die weiten Gänge der Burg. Schon lag die düſtere Nacht auf Strom, Gebirg und Auen. Da trat das Fräulein auf den Söller: ein wilder Sturm mit Ungewitter brauſte im Thal, und empörte die Wellen des Rheines. Doch ihr zerrütteter Geiſt hörte und fühlte nicht das Zürnen der Natur; ein Drang zur Flucht befiel unwiderſtehlich ihn; ſie ſchritt vor, und — ſtürzte von der Mauer in die Fluth hinab. Am Morgen, als der Sturm entwich, und im Frühſonnenſcheine der Strom ſich ruhiger durch die thaubeglänzten Fluren wand, da ſahen die Hirten ihren Leichnam, den die Welle, gegen Hatto's Thurm über, an den grünen Strand geworfen. Er ward dem Vater gebracht, der voll Reue und Schmerz die erblaßte Tochter in ſeine Arme ſchloß, aber Klage erwecket die Todten nicht mehr!

Als Giſela's treuer Geliebter die ſchmerzliche Kunde vernahm, ward er von Gram gebeugt, haßte die Welt, und lebte forthin einſam auf ſeiner Burg und in den waldigen Gründen, womit ſie umſchloſſen war. Brömſer jedoch erlitt noch tiefern Kummer, weil er, den Wink der Vorſicht mißverſtehend, die Schuld ihres Todes tragen mußte. Er beſchloß, für ihre Seelenruhe und zur Sühne Gottes auf einem ſtillen abgelegenen Hügel eine Kapelle zu erbauen.

Allein bald entſtand neue Fehde im Land; ſein kriegeriſcher Geiſt trieb ihn wieder zum Kampf und Sieg, und er vergaß in dem Getümmel das, was er neu gelobt hatte. Einſt, von einem fernen Ausritt heimgekehrt, ſchlief er um Mitternacht in ſeiner Burgkammer. Hier war auch die Zunge des Drachen, den der Held getödtet, und die Kette, ſo er in Paläſtina tragen müſſen, zum Gedächtniß aufgehängt. Da hatte er einen ſchauerlichen Traum. Das Unthier ſchlängelte ſich wieder heran, und drohete ihm mit aufgeſperrtem Rachen. Aber jezt ſchwebte Giſela wie ein Schattenbild mit ernſtem und mildem Angeſicht, in Wolken herab. Auf ihren Wink entfloh der Drache; ſie ſah wehmüthig den Vater an, und verſchwand. In dieſem Augenblicke fiel die Kette raſſelnd von der Wand auf den Boden; der Ritter entfuhr mit Schrekken dem Traum, und eilte an's Fenſter, wo lächelnd die Morgenröthe das Feld beſchien. Jezt aber ſah und hörte er mit Erſtaunen ein Wunder. Einer ſeiner Knechte kam von der Haide des Waldes zurück, und überreichte ihm ein Bild der Jungfrau Maria, das ein Ochſe aus dem Grund geſcharrt hatte. Zugleich ſchwur dieſer Mann, daß er deutlich gehört, wie der heilige Mund um Hülfe gerufen habe. Brömſer dachte nun der frommen Pflicht, und ließ da, wo das Bild gefunden ward, ein Kirchlein mit einem Altare bauen, und nannte es Noth Gottes.

Manchmal, wenn die dumpfe Abendglocke ſchallt, und Dämmerung die Auen und Wälder umſtort, ſieht man, wie Giſela's trauriger Geiſt im Hauche des Windes einherwallt. Sie trägt ein weißes fliegendes Gewand, und ſtöhnt am Ufer des Rheines. Bebend entweicht der Schiffer, der auf den Wellen herabfährt, zum andern Geſtade. Doch jezt erhebt ſich ein Sturm mit Donner und Blitz, und er dankt in ſicherer Bucht dem warnenden Schatten.

Wie abweichend auch einzelne Umſtände in dieſer zwiefachen Wunderſage von einander ſind, ſo ruht ſie doch auf geſchichtlichem Grunde. Das ritterliche Geſchlecht der Brömſer war eines der älteſten im rheiniſchen Land, und Mehrere davon, namentlich aber Hans Brömſer, durch kühne Thaten und Abentheuer, in der Heimath, wie in fernen Gegenden berühmt. Die Burg, wo die Scene der ſchauerlichen Begebenheit war, ſoll urſprünglich ein römiſches Kaſtell geweſen ſeyn, worauf im Mittelalter ein Ritterſchloß erbaut wurde. Dieſe Meinung wird durch römiſche Alterthümer, als Lampen, Urnen, Vaſen ꝛc., welche man in einem ihrer Gewölbe fand, noch mehr beſtätigt. Das alte Schloß gehört jezt dem

Grafen von Ingelheim, und iſt auf ſinnvolle Art, die das Gepräge der Vorzeit trägt, zu neuen Wohnungen eingerichtet. Ueber demſelben iſt ein liebliches Gärtchen angelegt, wo ſich die prächtige Ausſicht auf die Bergſchlucht von Bingen, und die buſchreichen Eilande des herrlichen Stromes, ſo wie diesſeits auf die weinbelaubten Höhen des Rheingaues eröffnet. Etwas höher liegt im Städtchen Rüdesheim der in ſpäterer Zeit erbauete Brömſerhof, dermalen eine Privatbeſitzung. In einigen Zimmern des Hauſes und in der dabei liegenden Kapelle ſah man noch die Ahnenbilder dieſes Geſchlechtes, Männer und Frauen, mit Namen, Jahrzahl, Wappen und Reimen; ferner das Horn des Stiers, ſo das Wunderbild aus der Erde grub, die Zunge des Drachen, nebſt der Sklavenkette, mancherlei Hausgeräth, wie das mit Schnitzwerk verzierte Ehebett, das Vorſtellungen ehelicher Liebe und Treue aus dem alten Teſtament enthält, ein uraltes Schränkchen, Stühle, Fußſchemel ꝛc., ſämmtlich von ſchlichter und dauerhafter Art, wie die Menſchen jener kräftigen Zeit ſelbſt waren.* Alle dieſe Gegenſtände befinden ſich jetzt in dem herrlichen Schloſſe, das der Fürſt von Metternich auf dem maleriſchen Johannesberge beſitzt.*

Sagen von dem Bergſchloſſe Lorch.

Wenn man von der Brömſerburg oder von Bingen am Ufer des rollenden Stromes hinab wandelt, erheben ſich immer kühner die ſteilen Berge, und bald erſcheint das mit edlen Reben umpflanzte Asmannshauſen, wo Bacchus auf Felſen, von düſterem Walde begrenzt, ſeinen Thron errichtet hat. Nicht weit davon, wo die Wisper, aus dem romantiſchen Thale murmelnd, in den Rhein fällt, zeigen ſich auf einer ſtrauchichten Höhe die Trümmer der alten Burg, ſo ehemals das ritterliche Geſchlecht von Lorch beſaß. Von ihr iſt eine mährchenhafte Kunde der Vorzeit bewahrt, die, wie jene von Rüdesheim, auf verſchiedene Art überliefert worden. Eine dieſer Erzählungen athmet den rauheren Geiſt des Aberglaubens, indem der Teufel mit Conſorten dabei in's Spiel kommt; die andere iſt mit ſchöneren und zärteren Farben der

---

* S. hierüber Schreibers Handbuch für Reiſende am Rhein, deſſen Sagen aus dieſem Lande, A. von Stolterfoth Anmerk. zu ihrem rhein. Sagenkreis ꝛc.

Phantaſie geſchmückt, welche an die dichteriſchen Gebilde aus Oberon's Feenwelt erinnern. Geben wir jene zuerſt.

Ritter Gilgen von Lorch, der im 11. Jahrhundert auf jener Burg ſaß, ward, wie Hans Brömſer und viele Edle des rheiniſchen Landes, von Bernhards und Hildegards Worten entflammt, und ſchloß ſich kühn mit ſeinen Saſſen dem Banner des Kreuzes an, das unter Kaiſer Konrad nach Paläſtina zog. So ließ er ſein ſtattliches Haus, ſchöne Wälder und Wieſen, und — ſogar eine liebliche Braut zurück. Aber noch hatte das Heer nicht den Hafen erreicht, von wo es nach Aſien ſchiffen ſollte, als der Eifer jenes Ritters für die Sache der Chriſtenheit zu erkalten anfing, und ſeine Gedanke ſich wieder mit glühender Sehnſucht nach der Heimath und ſeiner geliebten Dame wandten. Ein Kuß von ihrem holden Munde war ihm jetzt mehr werth, als die Rettung des heiligen Grabes. Dem unwiderſtehlichen Drange gehorchend, ritt er einſt bei dunkler Nacht aus dem Lager fort, und beſchleunigte ſeinen Weg ſo ſehr, daß er nach wenigen Tagen zu dem ohnweit Lorch gelegenen Schloſſe ſeiner Braut kam. Aber wie vom Donner gerührt ſtand er da, als ihm das Hausgeſinde Kunde gab, daß ein Raubritter in ſeiner Abweſenheit die Burg überfallen und das Fräulein mit Gewalt entführt habe. Dieſer Räuber hauſ'te in dem feſten Schloſſe Rheinberg, das drei Stunden von hier im wilden Thal, auf einem ſteilen und hohen Felſen lag. In raſendem Zorn eilte Gilgen zu ſeinen Fehdegenoſſen, die im Lande geblieben, und forderte ſie auf, ihm Beiſtand wider den Frevler zu leiſten. Sie waren dazu bereit, und ritten noch desſelben Tages mit ihm vor das Raubneſt. Aber nachdem ſie den Berg wohl umkreiſ't und erkundet, fanden Alle, daß es unerſteiglich ſey. Mit Zähneknirſchen blickte der Ritter von Lorch nach dem Felſenſchloß hinan, und ſtieß die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus. Da erſchien der Burgherr auf dem Söller. „Warum ſchwärmt Ihr ſo gewaffnet um meine Feſte, und was wollt Ihr?“ fragte er mit trotziger Stimme. „Gib meine Braut heraus, ſchändlicher Räuber (donnerte Lorch ihm entgegen)! wo nicht, wo nicht, ſo wirſt Du mit Deiner ganzen Rotte zur Hölle geſandt!“ — „Hoho (verſetzte jener mit grimmigem Hohngelächter)! Willſt Du die Schöne Dir erkämpfen, ſo reite Du und wer da unten will, im Galopp den ſteilen Berg herauf; dann vielleicht befreiet Ihr ſie.“ — Schäumend vor Wuth ermahnte Gilgen ſeine Freunde, mit ihm das Schloß zu erſtürmen. Er ſprengte voran, und ſie folgten ihm; aber Alle ſtürzten wieder den Berg herab, Manche

mit zerbrochenen Gliedern, und er selbst lag unter seinem Roß. Er sprang auf, sah in wilder Verzweiflung zur Erde, und sprach bei sich: „Das ist mein Lohn, weil ich mich auf dem Kreuzzuge mit Gott entzweiet habe! Doch meine Liebe ist ein unlöschbares Feuer, und meine Braut muß um jeden Preis errungen seyn. Da aber die Hülfe des Himmels nun einmal verloren ist, so bleibt kein anderes Mittel, als meine Seele dem Teufel zu verschreiben. Ja — er soll mein Beistand seyn!“ Darauf ritten Lorch und seine Waffenbrüder nach ihren Burgen zurück.

Tiefer im Gebirge wohnte ein alter Zauberer, der, in geheimnißvoller Kunst erfahren, von den Bösen des Landes oft zu Rath gezogen und von allen Guten gescheuet wurde. Diesen nun ließ der Ritter durch einen seiner Knechte freundlich auf die Burg einladen. Er kam, und Gilgen eröffnete ihm seinen Entschluß. Der Schwarzkünstler war sogleich bereit, ihm Hülfe zu leisten, entfernte sich, und kam in schauerlicher Mitternacht zurück. Jetzt führte er den Ritter weit in das Thal, und dort in eine tiefe unterirdische Kluft. Hier beschwor er mit magischen Worten und Künsten den bösen Feind; die Höhle ward plötzlich von rothen Flammen erhellt, und alsbald erschien Satan in der bekannten scheußlichen Gestalt, mit Augen, die noch fürchterlicher strahlten, als die ihn umgebende Glut. Wohl erbebte der Ritter; allein die Leidenschaft war stärker, als das Grauen, und er wiederholte sein unseliges Ja, und der Zauberer schloß den Bund zwischen ihm und dem Teufel. Mit des Bösen Macht ausgerüstet, eilte er nach Hause zurück, bestieg am Morgen sein Roß, und sprengte ganz allein nach der Burg des Räubers. Freudiger sah er nun den steilen Berg hinan, setzte scharf dem Hengst die Sporen ein, und dieser, von höheren Kräften beseelt, trug, wiehernd und schnaubend, ihn jach zu dem Felsenschloß empor. Kein Knecht war hier zu sehen; er stürmte mit blankem Schwerte in den Saal, stieß auf seinen Feind, und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Raubritter zog die Klinge; aber nach einigen Hieben stürzte er blutend hin und verschied. Gilgen durchrannte alle Gemächer, fand seine Geliebte, nahm sie auf das Roß, und flog mit ihr nach seiner Burg. Von dem erlittenen Kummer und der plötzlichen Freude erschöpft, lag sie ohnmächtig in seinen Armen. Er trug sie in ein schönes Gemach, pflegte sie treu un. sorgsam; allein nur wenig erholte sich die Arme: sie welkte hin wie ein Blümchen der Flur, das der scharfe Nordhauch verletzt, und starb in kurzer Zeit. Jetzt war das Unglück des Ritters

vollendet. Seine Geliebte todt, und er selbst der irdischen und himmlischen Seligkeit beraubt, fluchte er dem Leben und dem ihn verfolgenden Geschick, und rannte in sein eigenes Schwert. Aber sein Geist fuhr nicht zu heitern Regionen empor; der Satan, mit einer Schaar seiner schwarzen Genossen, drang heulend aus dem Erdenschooß, und riß ihn — wie, zum Entsetzen der Zuschauer, den Lästerer Don Juan auf der Bühne — mit fürchterlichem Jubel in den flammenden Schlund der Hölle hinab. Den steilen Fels in jenem Thal nennt man die Teufelsleiter, und noch soll in Lorch der Sattel des Pferdes bewahrt seyn, auf dem Gilgen zum Schlosse Rheinberg hinauf ritt.

Um unsere Leser für diese gräßliche Teufelei, dem Seitenstück zu dem geworfenen Steinkoloß am Kloster Limburg, zu entschädigen, folge jetzt die andere Darstellung dieser Volkssage, welche ihnen lieblichere Bilder und ein schöneres Abentheuer, im Sinne von Shakspeares Sommernachtstraum, vorführt.

* * *

In der alten, nun zerfallenen, Burg, die sich ohnweit Asmannshausen auf dem waldumkränzten Berg erhebt, wohnte in den Tagen ritterlicher Vorzeit der Edle Sibo von Lorch. Er war biedern und aufrichtigen Herzens, dabei ein lustiger Gesell, tapfer in Fehden, und ein Freund von Schmaus und von rüstigem Jagdgetümmel in den Wildnissen der Berge und Thäler umher. Aber seine geliebte Gattin starb jetzt und hinterließ ihm ein schönes zartes Töchterlein. Lieblich und verständig, wie ein Feenkind, wuchs die schöne Garlinde heran, und zählte nun zwölf Jahre. Sibo hing an ihr mit väterlicher Zärtlichkeit, und pflegte sie gut und sorgsam. Doch seit dem Verluste seiner treuen Hausfrau und dem einiger wackern und theilnehmenden Freunde war sein Herz getrübt, aber sein Geist auch mürrisch, rauh und düster geworden, wie des Herbstes Wind und die grollende Fluth des Rheines. Nur selten erblickte man hier einen Gastfreund und der fahrende Ritter zog gern an der einsamen Burg vorüber, wenn ihm das ungesellige Wesen ihres Eigenthümers kund ward.

Einst, im Anfange des Frühlings, wo hier und da schon Wiesen und Bäume blühten, aber auch manche Nacht noch rauh und stürmisch war, saß Ritter Sibo am späten Abende bei dem Lampenlicht in seinem hohen Burggemach, während die Wellen dumpftosend längs dem Felsenstrande hinabrollten. Da trat sein Thorwart herein, und meldete ihm, daß ein altes Männlein von seltener Gestalt an der Pforte stehe und

um Einlaß bitte. Der Ritter trat an's Fenſter, und erblickte im ſchwachen Mondſchein jenſeits des Burggrabens einen Zwerg, der ein graues Gewand mit dunkelrother Leibbinde trug, und dabei ein weißes Stäbchen führte. „Wer lärmt da ſo ſpät?“ rief er mit lautdonnernder Stimme hinab. „Wollt Ihr, tapferer Degen (erwiderte das Männlein mit ſanftem, doch etwas tiefem Tone), mir in dieſer ſtürmiſchen Nacht wohl Herberg in Eurem Schloſſe gewähren? Ich werde Euch dafür loben bei Alt und Jung in unſerem ganzen Revier und Ihr ſollt es nicht bereuen.“ — „Aha! (entgegnete Lorch mit bitterem Lachen) das ſcheint mir ſo ein ſchlimmer Wicht zu ſeyn, der Nachts an allen Höfen umher ſchwärmet, und, wenn man ihn einläßt, allerlei Unheil treibt, erſt behaglich ſchmauſet, dann aber, ſobald alles ſchläft, der Milch die Sahne raubt, auch Butter, Eier und Korn, das er mit luftigem Flegel gedroſchen, und bei dem erſten Hahnenruf durch das Schlüſſelloch entwiſcht, ja wohl noch obendrein Menſchen und Vieh behext. Laß mich in Ruhe, und gehe dorthin, wo Kobold, Alp und Andere deines Gelichters ihren zottigen Pelz wärmen! Auf meiner Burg iſt kein Quartier für Dich.“ Und verdrießlich warf er das Fenſter zu. „So, ſo! (brummte der Zwerg in ſich hinein.) Ich habe Dich auf die Probe geſtellt. Du willſt mir nicht einmal ein kleines Obdach gönnen? Wart, Murrkopf, wart! das ſoll Dir gedacht ſeyn.“ Und damit kehrte er um, und verſchwand im Gebirge.

Sibo warf ſich auf ſein Ruhebett, und als der frühe Morgenſtrahl Gebirg und Strom beglänzte, ſtand er auf, ohne weiter an das zu denken, was in der Nacht vorgefallen war, genoß mit ſeinem Kinde das Frühmahl, und machte dann, von ſeinen Jägern begleitet, einen Ritt in den Forſt, um die Fährte einiger ſtattlichen Hirſche, die ſich dort gezeigt, zu erſpähen. Er kehrte in der Mittagsglut zurück; aber als nun die Glocke zur Mahlzeit tönte, kam die junge Garlinde nicht zum Vorſchein. Der Vater ſandte nach dem Garten und nach dem Hange des Berges, wo ſie oft bei der zierlichen Spindel unter dem Schatten einer Eiche ſaß; aber man fand ſie nirgends. Da hörte er von dem Hausgeſinde, ſein Töchterlein wäre ſchon frühe in das Thal hinabgewandelt, und ſeitdem nicht mehr auf dem Schloſſe geſehen worden. Angſt und Schrecken befiel ihn; er ſprang auf, rannte nach dem Burghof, und gebot ſeinen Reiſigen: „Steigt zu Roß, und ſucht nach allen Winden! Ich habe nicht Ruh und Raſt, bis mein geliebtes Kind wieder gefunden iſt.“ So-

gleich waren sie im Sattel und durchstreiften alle Thäler umher; der Ritter selbst eilte mit einer Schaar im schnellsten Trapp an dem steilen Berge hin, so der Kedrich heißt. Da kam er zu einer anmuthigen, grünen Aue, durch welche ein klares Bächlein floß, und sah dort am Weidenbaum einen Hirtenknaben stehen, der sich einen schönen Krummstab schnitzte, während sein treuer Hund bei den im bunten Grase hinirrenden Schaafen Wache hielt. Sibo lenkte sein Roß auf ihn zu und rief mit hastigem Tone: „Sag' an, mein Sohn! Hast Du nicht Kunde von meiner Tochter, dem kleinen Burgfräulein, gehört? Sie wird vermißt, kam sie heut' in dieses Thal? Sahst Du vielleicht...?" Darauf antwortete ihm der Jüngling: „Edler Herr! Diesen Morgen, als eben die Sonne hinter dem Fögrenwald emporgestiegen war, trieb ich die Schaafe dort zu dem Wiesenbach. Da schaute mein Blick ein wunderschönes Mägdlein von eilf oder zwölf Jahren, das ein schneeweißes Gewand trug und am Ufer hin Violen, Schlüsselblumen und Maasliehen brach. Mit einmal hörte ich verworrene schauerliche Töne, wie wenn der Sturm in Wäldern und Klüften nachhallt, und — noch denk' ich mit Zittern daran — drei graue Männlein kamen schnell den Berg herab, umschlossen das Kind und sprangen flüchtiger als Rehböcke mit ihm die jähen Felsen hinauf. Zugleich sank ein Nebel von den Höhen in das Thal herab, und als der Morgenstrahl ihn wieder getheilt, konnte ich nichts mehr von jenen erblicken. Man weiß, und es ist auch Euch wohl bekannt, daß hier am Kedrich schwarze und graue Kobolde in tiefer Höhle ihren Sitz haben. Es sind schlimme Wesen, leicht zum Zorne gereizt, und sie wandeln manchmal im Morgenduft oder in der Abenddämmerung unter den Erlen des Wiesengrundes umher." —

Blaß und bebend vernahm Sibo diese Nachricht. Er starrte nach dem Gipfel des Berges hinan, und rief jammernd: „O Garlinde, Garlinde! Wo bist Du?" Da erblickte er auf der obersten Höhe sein Kind, das mit ausgebreiteten Armen ihm zu flehen schien. Welcher Schmerz! Er mußte von weitem sie sehen und konnte nicht retten; denn unzugänglich war der steile Kedrichfels; Niemand war noch zur Spitze gelangt, und es gingen nur dunkle Gerüchte von den Berggeistern, die dort ihr wundersames Wesen trieben. In Verzweiflung rief er seinen Knappen zu: „Herunter vom Roß! Folgt mir nach! Wir müssen den Berg erklimmen und meine Tochter befreien." Und Alle setzten frisch und munter mit Armen und Füßen an. Doch umsonst! Kaum hatten sie zwanzig Schritte mühsam gewonnen, so rollten sie wieder in das Thal hinab.

„Werkleute herbei, (schrie voll Zorn der Ritter) hier muß eine Bahn gebrochen seyn.“ Sogleich sprengten einige Reiter nach der Burg, und flugs erschienen Arbeiter mit Hammer, Spaten und Meißel, und begannen rüstig einen Gang in die Felsen zu hauen. Da sauste plötzlich ein Steinhagel von den Höhen herab, so daß Alle mit Schrecken davon flohen, und aus den Tiefen des Berges erscholl eine dumpfe Stimme; „Dieß der Lohn für die Gastlichkeit auf Lorch!“

Schaudernd und voll tiefen Grams kehrte Herr Sibo nach seinem Schlosse zurück. „Ach! (seufzte er) hier sind Geister im Spiel. Welche Gewalt vermag ihnen Widerstand zu leisten? Ich konnte mit Recht trauern um alles das, was ich verlor, sollte aber um so milder und menschenfreundlicher, und nicht mürrisch, rauh und ungastlich gegen Andere seyn. Doch bleibt mir vielleicht noch dieser Weg, um mein Kind aus den Händen der Unholde zu befreien.“ — Er that nun fromme Gelübde, und legte sich auf Werke der Barmherzigkeit. Es ward von ihm Kirchen und Klöstern manches Geschenk ertheilt, und den Armen der Gegend reichliches Almosen gespendet. Allein auch dieses half noch nicht. Vom frühen Morgen an bis zum Schall der Abendglocke sah der bekümmerte Vater nach dem Kedrich hinauf, ritt oft am Fuße des Berges hin und her, und ihm blieb dann nur der schwache Trost, daß sein Töchterlein noch lebe und gesund sey; denn es wandelte manchmal dort umher, und winkte ihm zu mit bald heiteren, bald schwermüthigen Blicken.

Hören wir nun, wie es unterdessen der schönen Garlinde in den Berghallen der Gnomen erging. Diese bilden eine Klasse der Elementargeister, und zwar als Dämonen der Erde, während die Sylphen in der Luft, die Salamander in den Regionen des Feuers, und die Undinen im Gebiete der Fluth walten. Man weiß, wie viel reizenden Stoff diese Wesen der kühnen Phantasie romantischer Dichter geliefert haben — und wer hat sie anmuthiger besungen, als unser Matthison? Jede Gattung besteht aus den feinsten Atomen ihres Elementes; doch erscheinen die Gnomen, als dem schwereren angehörig, wohl sehr leicht und gewandt, aber nicht so schön und ätherisch von Ansehen, als ihre Mitgenossen männlichen und weiblichen Geschlechts. In den Unterhaltungen des angeblichen Grafen von Gabalis über die geheimen Wissenschaften (**Nouveaux Entrétiens sur les sciences secrètes ou le Comte de Gabalis, Cologne 1691**) worin sich eine genaue Charakteristik der Elementargeister findet, heißt es von jenen; „Die Erde ist fast bis zu ihrem

Mittelpunkte mit Gnomen bevölkert, Wesen von kleiner Gestalt und Wächtern über die Bergwerke, Schätze und Juwelen; sie sind Freunde der Menschen und sehr lenksam.“ Doch werden sie auch leicht gekränkt, und unterlassen dann nicht, dem, der sie beleidigt, irgend einen schlimmen Streich zu spielen, wie das gegenwärtige Beispiel zeigt. Als aber nun diese Berggeister die junge Maid in ihrer Gewalt hatten, waren sie gar gut und freundlich um dieselbe bemüht. Sie wiesen ihr ein schönes Gemach an, das, wie die Grotte der Flußgötter und Najaden, mit buntem Gestein, allerlei Muschelwerk und funkelnden Crystallen geschmückt war. Die Gnomen-Weiblein zierten ihren Hals mit röthlichen Korallen, und webten ihr ein seidenes Kleidchen, silberweiß und so fein, wie keine Menschenhand es verfertigen kann. Auch durfte sie nicht lange Weile haben; denn jene sangen oft schöne Zauberlieder, und erzählten ihr manches liebliche Mährchen von seltsamen Abentheuern im Wunderlande der Feen. Dann führte man sie in einen prachtvollen Garten, wo tausendfarbige Blumen und Bäume mit goldener Frucht schimmerten, und wenn die Stunde zur Mahlzeit kam, ward sie mit Milch, Honigseim, köstlichem Obst und nektarischen Trauben, die auf den Hügeln umher reiften, bewirthet. Vor Allen aber trug ein greises Mütterlein zärtliche Sorgfalt um die Kleine. Wenn diese manchmal Thränen vergoß, und sich nach ihrem Vater und nach ihrer heimischen Burg sehnte, so sprach ihr die Alte Trost ein mit den Worten: „Sey ruhig, mein Töchterchen! Dir blüht das schönste Glück; ich sammle Hochzeitgaben für Dich, wie sie des Königs Töchter nicht erhalten.“ —

So verfloß schon das vierte Jahr, seitdem die Zwerge das Kind geraubt, und der tief gebeugte Vater sah keine Hoffnung mehr, es je wieder in seine Arme zu schließen. Verödet schien ihm seine Burg und die Gegend umher; kein Jagdritt, kein tröstender Besuch von Freunden konnte ihn zerstreuen; er saß nur einsam und traurig auf der Rasenbank unter dem Eichbaum, wo Garlinde so oft geweilt, oder schlich durch die Wälder und blickte nach dem unglückseligen Berge hinauf. Da erklang einst am Abend des Wächters Horn durch die Felsenschlucht, und ein Knappe meldete Herrn Sibo, daß ein stattlicher Ritter auf schwarzem Roß am Burgthor halte. „Laßt ihn ein!“ war die Antwort, und bald trat der Fremde, von einigen Sassen geleitet, in den Saal.

Ruthelm (so hieß dieser Mann) hatte schon längst durch redlichen Sinn, durch Tapferkeit und edle Sitte den schönsten Ruhm erlangt. Er war ohnlängst aus fernem Lande zurück-

gekehrt, wo er unter des Kaisers Banner gegen die Ungarn gekämpft, einen hohen Muth bewiesen und an jedem Siege Theil genommen hatte, so daß jenes wilde Volk über die Fluthen des Isters gedrängt und das Reich von seinen räuberischen Einfällen befreit ward. Seine Burg lag nur eine halbe Stunde von Lorch, auf einer waldigen Höhe des linken Rheinufers. Als er nun zu Ritter Sibo hereintrat, stand dieser am Fenster und sah traurig in den goldenen Abendstrahl, der seinen letzten Schein auf die Wellen des Stromes warf. Er wandte sich um und empfing trübe, jedoch freundlich, seinen Gast. Dieser sprach: „Gott grüß' Euch, Herr Ritter! Hier im Thale geht das seltsame Gerücht, daß Zwerggeister, die man bei Nacht, und manchmal auch am Tage, in diesen Bergen spürt, vor geraumer Zeit Euer gutes und wunderschönes Töchterlein entführt hätten." — „Nur all zu wahr!" seufzte jener. „Wohlan!" (fuhr Ruthelm fort) Ich will mich selbst nicht rühmen; doch ist bekannt, daß ich in manchen Ländern auf Abenteuer umherzog, daß ich manchen Strauß mit Ehre bestand, und daß die Ritterschaft mir stets vor Allem theuer war. Jetzt komme ich siegreich mit des Kaisers Heer aus dem Ungarlande zurück, und — mag es hundertmal in jenen Gründen nicht geheuer seyn! — ich wag' es kühn, und eile nach dem Felsenrand. Mir sagt das Herz, daß ich einen Weg erspähe, und daß ich die junge Maid, wo sie auch verborgen sey, aus der Gewalt jener Gnomen rette. Gelang es doch nicht zum erstenmale dem standhaften Muth und dem Vertrauen auf höhere Macht, über den Spuck solcher Zauberwesen zu triumphiren, wie uns die Geschichte der Tafelrunde und so mancher fahrenden Ritter lehrt." — Bei dieser Rede erhellte sich ein wenig Sibo's düsterer Blick. Herzlich reichte er dem wackeren Ritter die Hand und sprach: „Gott helf' Euch, mein Sohn! Vielleicht seyd Ihr dazu bestimmt. Ich bin reich und mit Gütern gesegnet, aber unglücklich, so lange die Geraubte nicht wiederkehrt. Befreit Ihr mein armes Kind, dann soll Euch, der stets so brav gethan, der schönste Lohn zu Theil werden. Sie sey, wenn Ihr selber wollt, Eure Gattin! Dieß gelob' ich mit ritterlichem Schwur!" — „Es gelte!" rief der Held, schlug ein, bestieg sein Roß, und eilte spornstreichs nach dem Kedrich hin.

Das schönste Jungfrauenbild umschwebte Ruthelm's Geist, und heißer Liebesdrang kam in sein Herz. Er durchritt in der falben Abenddämmerung die Burgflur, und spähte nach einem Gange zu den Höhen. Doch vergebens war sein

Bemühen. Da erblickte er mehrere Felsenzacken, sprang vom Roß und versuchte raschen Muthes hinanzuklimmen. Aber bald stand er wieder an der jähen Wand, stieg unwillig herab und ging nachdenkend im blassen Mondschein umher. Mit einmal rauschte es wie ein leiser Sturm durch den Hain, er sah sich um, und ein Zwerg in grauem Gewand und rother Leibbinde trat aus dem Dunkel der Fichten hervor und sprach zu ihm: „Herr Ritter! Ohne Zweifel kommt Ihr wegen der lieblichen Garlinde hierher. Sie ist mein theures Pflegekind, und wohnt in einer schimmernden Höhle dieses Berges Wollt Ihr die Schöne zur Braut haben, so holt sie nur ab!“ — Ruthelm faßte des Männleins Hand und rief: „Wohlan, ein Mann, ein Wort!“ — „Ich bin ein Zwerg, aber mein Wort ist ein Riese (versetzte der Gnom); Ihr dürft nur Hände und Füße versuchen, und wird es Euch nicht zu schwer, den Gipfel zu erreichen, so überlasse ich Euch gern die Jungfrau. Ein solcher Liebesbund ist wohl der höchsten Mühe werth; denn kein Mägdlein im ganzen rheinischen Lande wird sie an Schönheit, Sittsamkeit und Verstand übertreffen. Nun — wohl bekomm' Euch der frische Sommerabend.“ Damit verschwand er lachend im Gesträuch.

Der Rittersmann sah wieder nach der schroffen Höhe empor, und dachte bei sich: „Da rette, wer retten kann! Ich glaube, der Alte wollte mir Hohn sprechen. Ach! mein Vertrauen war zu groß; ich soll sie nicht befreien. Wer zu dieser Felsenkuppe gelangen will, der muß des Adlers mächtige Flügel haben.“ — Er sann wieder hin und her; da erklang plötzlich eine hellzirpende Stimme: „Vielleicht geht's auch ohne Flügel!“ und — ein altes Gnomenweiblein stand bei ihm. Ruthelm starrte die Erscheinung an; aber diese fuhr fort: „Ich bin meinem Bruder nachgefolgt, und habe wohl gehört, was er mit Euch sprach. Garlindens Vater hat ihn schwer gekränkt, büßt aber nun vier Jahre lang diese Schuld. Das Mädchen ist gut, fromm und mitleidig, und ich weiß, daß sie gern dem Müden ein Obdach in ihrem Schlosse verleiht. Darum wünsch' ich auch von Herzen dem guten Kinde einen so braven Ritter, wie Ihr, zum Gemahle. Mein Bruder gab Euch sein Wort, und unser Wort ist so stark wie dieser Fels und so fest wie der Stahl Eurer Waffen. Hört mich denn weiter! Hier ist ein Silberglöcklein; dieses nehmt und geht damit in das nahe, mit wilden Gebüschen verwachsene Wisperthal. Dort kommt Ihr an einen abgebaueten Schacht, den ein Pfahl bezeichnet; auch eine Eiche und eine Tanne stehen vor ihm und schlingen

ihr Gezweig in einander. Sachte und furchtlos tretet in den Eingang und läutet dreimal das Glöckchen. Mein jüngster Bruder wohnt in diesem Schacht, und wird, sobald er den Klang vernimmt, herauf kommen; denn er dient ihm als Zeichen, daß Ihr von mir geschickt seyd. Ihr müßt ihn dann freundlich bitten, daß er Euch eine Leiter fertige, die so hoch wie der Kedrich ist — und damit wird es weiter gehen." —

Herzlich dankte Ruthelm der guten Frau, ritt im Galopp nach dem Wisperthal und fand den öden Schacht. Er band sein Roß an den Tannenbaum, trat in die Oeffnung und ließ dreimal das Glöckchen schallen. Sogleich kam ein Männlein, wie das erste gekleidet, mit einem Grubenlichte zum Vorschein und fragte: „Was ist Euer Begehr?" Der Rittersmann trug seine Bitte vor, worauf der Alte sprach: „Seyd guten Muthes und findet Euch, sobald der Morgen thauet, am Kedrich wieder ein!" — Zugleich zog er ein Pfeiflein aus seiner Quertasche und pfiff dreimal in lautgellendem Tone. Zach wimmelte eine große Zahl von Bergmännlein, mit Sägen, Beilen und Hämmern bewehrt, durch das Thal heran. Dem Ritter grauete es fast; er trabte zurück und sah jene noch von fern, wie Fledermäuse in der Dämmerung, da und dorthin streifen, hörte die Schläge donnern und das Krachen gefällter Bäume, und Freude und Hoffnung erhob sein klopfendes Herz. Doch ritt er nicht nach Sibo's Burg, sondern übernachtete in einer Köhlerhütte, die eine kleine Strecke weit im Gebirge lag. Als nun der frühe Hahn den Tag verkündet, ließ der Ritter, der ohne Knappen auf dieses Abenteuer ausgezogen war, seinen Hengst unter der Obhut eines Hirten im fetten Gras der nahen Wiese gehen, und begab sich schnell zu Fuß an den beschriebenen Ort. Sieh! da stand wohl befestigt am jähen Fels eine schöne und starke Leiter. Mit bebender Freude, jedoch nicht ohne schwindelndes Grauen, stieg er jetzt ihre Sprossen hinan. Aber Sehnsucht und Vertrauen belebten wieder den ihm angebornen Muth; er wuchs mit jedem Schritt, und als das Morgenroth durch der Bäume Laub schimmerte, war glücklich des Hochgebirges Gipfel erreicht.

Als Ruthelm nun die Leiter verließ und die Höhen betrat, sah er eine weite Flur wie von Gold und Smaragd vor sich liegen. Er wandelte fort, kam durch einen lachenden Hain, wo tausend bunte Vögel ihre süßen Harfentöne mischten und ein aromatischer Duft sich ergoß, und trat jetzt in einen wahren Zaubergarten, mit unzähligen Blumen und Früchten von wunderschönen Farben geschmückt, in deren lieb-

lichem Thaue ſich die Strahlen der Frühſonne ſpiegelten. Hier kam er an einer Quelle vorbei, die aus Jaspisfelſen ſprang und in ein marmornes Becken floß, dort an einer zierlichen Muſchelgrotte, die zugleich von Saphiren und Cryſtallen funkelte, und jetzt an einem ſilberhellen Bache hin, der ſich murmelnd durch die grüne Aue in ulmenbekränzten Ufern wand. Entzückt über dieſe mannichfaltige Pracht nahm er nun ſeinen Weg in den labyrinthiſchen Gang eines dunkeln Gebüſches, ſo traut und feierlich, als hätten hier die Waldgötter und die Nymphen ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen, und — ſtand plötzlich an einer Moosbank, wo, von duftigen Kräutern und purpurnen Roſen umblüht, die reizendſte Jungfrau ſüß ſchlummernd im Morgenſcheine lag. Von hoher Wonne berauſcht, ſog Ruthelm's Blick den Zauber ihrer Schönheit ein, ſo wie umherſchwärmende Bienen und farbige Schmetterlinge aus den Blumen des Waldes und aus den Kelchen friſch blühender Roſen und Nelken die ſüßen Düfte tranken. Er war wie gebannt an dieſen Ort, und als nun die liebliche Maid erwachte und ihre milden blauen Augen aufſchlug, da kniete er im ſeligſten Gefühle vor ſie hin und ſprach; „Edles Fräulein, nennt Ihr Euch Garlinde?“ — Mit Staunen und Erröthen ſah ſie den fremden Rittersmann, ungewiß, ob es ein Traum oder Wirklichkeit ſey; doch endlich kam aus ihrem Munde ein ſchüchtern Ja. „Wie glücklich (rief er) iſt mein Loos! Denn wiſſet, Holde! daß ich hierher gekommen bin, Euch dem armen Vater heimzubringen, der ſchon Jahre lang um ſein verlorenes Kind in Sorgen und Kummer lebt.“ — Da brach Garlinde in Thränen aus, und ein Strahl der Freude erhellte zugleich ihr ſchönes Antlitz, wie wenn durch einen ſanften Regenſchauer im blühenden Mai die Sonne lächelt. Jetzt aber kam das Männlein, welches ſie entführt und geſtern dem Ritter am Felſenhange begegnet war, ſchnell herangewandelt. Es runzelte gewaltig die Stirne bei'm Anblick des Mannes, der das unerhörte Wageſtück vollbracht hatte. Allein ſchon trippelte die gute Zwergin hinter ihrem Bruder her, und zeigte ihm durch eine Oeffnung des Gebüſches die Leiter. Da ward er plötzlich wieder guter Laune und begann mit Lachen: „Nun ja! Das iſt ein Streich, den mir das mitleidige Herz der Alten ſpielte. Aber ich gab mein Wort, und wir geben es nicht zum Spaß. Nehmt denn einander, lebt vergnügt und ſeyd gaſtfreier, als Herr Sibo war! Doch Ihr, Herr Ritter, müßt wieder die Leiter hinabſteigen; dem Pflegekind zeig' ich einen beſſeren und bequeme-

ren Weg. Am westlichen Fuße des Berges trefft Ihr Euch wieder an." —

Mit Freuden gehorchte Ruthelm, eilte fort, und wußte selbst nicht, wie schnell er die Leiter hinabkam. Er brachte sogleich seinen muthigen Renner an den bestimmten Ort, und bald erschien die reizende Garlinde, von dem Geschwisterpaar durch einen verborgenen Gang des Berges geleitet. Jetzt überreichte ihr die Gnomin ein feines Kästchen von Palmenholz, mit goldenen Blumen und lächelnden Genien verziert und reich mit Edelsteinen und Perlen gefüllt. „Nimm dieses, mein Kind! (sagte sie) es ist die Hochzeitgabe, so ich für Dich sammelte." Und Beide schieden in Thränen von einander.

Schnell hob nun der Ritter das Fräulein auf sein Roß, und flog mit ihr nach der Burg des Vaters. Unbeschreiblich war die Freude des alten Sibo, als seine Tochter nach so langer Trennung mit Wonnezähren wieder in seinen Armen lag. Er gab sogleich Befehl, daß von nun an Jedermann, der es bedürfe und verlange, auf seinem Schlosse Herberge und Bewirthung finden sollte. Alsdann wandte er sich zu Garlinden und sprach: „Möchtest Du, mein liebes Kind, nicht die Gattin dieses braven Ritters werden, dessen kühner und beharrlicher Muth, wenn ihm auch ein freundliches Geisterwesen zu Hülfe kam, Dich mir wiedergegeben hat?" — Doch Ruthelm's edle Gestalt, seine biedere und feine Sitte, und der redliche Eifer, den er zu ihrer Befreiung angewandt, hatten schon im Herzen der Jungfrau entschieden. Erröthend nahm sie die Hand des hochbeglückten Ritters an, und ehe noch die goldene Abendsonne das Thal beschien, war ihr Vermählungsbund geschlossen.

Im seligsten Verein lebte das treue Paar noch lange Zeit auf seiner stattlichen Burg, und so oft die holde Ritterfrau ein Kind gebar, kam in der röthlichen Morgenstunde das gute Bergweiblein in ihr Gemach, und brachte jenem als Pathin ein köstliches Geschenk. — Wie nun aber manche der schönen Sagen im Munde des roheren Aberglaubens entstellt ward, so erging es auch dieser, und nach Jahren lief das falsche Gerücht in der Umgegend, daß ein Schwarm böser Geister in schlimmer Absicht jene Leiter an den Kedrichberg gestellt, weßhalb diese Stelle auch jetzt noch die Teufelsleiter genannt wird.

Die Braut vom Rheinstein.

Gegen Asmannshausen über, am linken Ufer des Rheins, thront auf einem hohen Felsen dieser waldigen Höhen die Burg Rheinstein. Eine starke halbe Stunde von hier, bei dem Dörfchen Drechtingshausen, erscheinen am Hange des Gebirges die Trümmer der alten Feste Reichenstein, und zwischen beiden Schlössern wird man in der mit Gesträuch und Bäumen schön umkränzten Bergflur noch die Ruine eines Gotteshauses gewahr, so ehemals die Clemenskirche hieß. In jener Gegend hat sich, nach Kunden der Vorzeit, eine Geschichte zugetragen, welche die, schon oft erwähnte, vaterländische Dichterin in einer trefflichen Romanze besang. Wir theilen diese Begebenheit in nachfolgender Erzählung unsern Lesern mit.

Etwa im 12ten Jahrhundert (die Zeit ist nicht genau bekannt) hauste auf der Burg Rheinstein ein alter Ritter, der eine sehr schöne, mit allen Tugenden geschmückte Tochter, Namens Gerda, besaß. Nicht selten kam sein Nachbar, der Ritter Kuno von Reichenstein, herübergeritten; doch sein Besuch galt weniger dem Vater, der ein mürrischer und eigennütziger Mann war, als der reizenden Jungfrau, und je öfter er sie sah, je mehr wuchs die warme Liebe, die schon ihr erster Anblick in sein Herz geflößt, so daß er wohl fühlte, er könne ohne sie nicht glücklich seyn. Kuno war seiner tapfern Thaten, seiner Weisheit und unbescholtenen Sitte Willen im ganzen Lande geschätzt. Alles das, und die männliche Kraft und Schönheit, womit ihn die Natur ausgestattet, blieb nicht ohne Eindruck auf Gerda's Gemüth, und oft, wenn sie an einem sonnigen Tag in den einsamen Schatten des Burggartens wandelte, oder wenn sie bei'm sanften Mondschein aus dem Fenster ihres Gemachs auf die nächtliche Flur und auf die blinkenden Wellen des Stromes herab sah, stieg mit einem leisen Seufzer der Gedanke in ihrem Busen empor, daß sie einem so edlen Ritter ihre Hand nicht versagen würde. Aber so rüstig und brav Ritter Kuno in Kampf und Turnier sich tummelte, und so kühn und trotzig die Blicke waren, die er seinem Gegner zuwarf, bewies er doch stets in Gegenwart der Frauen eine ehrerbietige Schüchternheit, und achtete genau auf alle Worte, die er mit ihnen sprach, um nicht im entferntesten ihr Zartgefühl zu kränken. Wohl ahnete ihm, daß er dem Fräulein Gerda nicht gleichgültig seyn möge, aber im Zweifel, ob dieß Wahrheit oder Täuschung sey, und

aus Furcht vor einer abſchläglichen Antwort, hielt er noch immer ſein Geſtändniß zurück. Eines Tages, als er wieder nach Rheinſtein kam und im Hofraum von ſeinem Roſſe ſtieg, ſagte ihm ein Knappe, der Burgherr wäre abweſend bei einem Fehdegeſpann, das Fräulein aber im Garten. Da er es für ſchicklich hielt, ſie auf einige Augenblicke zu begrüſſen, ſo geleitete ihn eine Zofe dorthin und entfernte ſich wieder. Die Jungfrau ſaß in der blühenden Geisblattlaube, ſtand auf und erwiderte freundlich ſeinen Gruß. Er ging eine zeitlang ſtumm an ihrer Seite unter den Baumreihen des Gartens umher. Sie dankte ihm jetzt für das ſchöne weiße Roß von limoſiniſcher Zucht, welches er kürzlich auf ihre Burg geſandt und das ihr Vater bald durch ein anderes angenehmes Geſchenk vergüten würde. „O, deſſen bedarf ich nicht, edle Dame! (verſetzte er mit lebhaftem Tone, jedoch in einiger Verwirrung) wenn es Eueren Beifall hat, wenn dieſes leichte Roß Euch tragen darf, ſo wird es ſtolz ſeyn auf ſeine reizende Herrin, und ich bin genugſam belohnt für die kleine Gabe.“ — Gerda ſchwieg mit niedergeſchlagenem Blick, und als Kuno bald in ſteigender Glut, bald in trauriger Bläſſe wandelte und abgebrochene Worte ſprach, da erhob ſie ſchüchtern und erröthend ihre blauen Augen, ſo lieblich wie die Vergißmeinnicht, die neben ihr im Graſe blühten, und fragte in mitleidsvoller Unſchuld; „Iſt Euch nicht wohl, Herr Ritter, oder habt Ihr etwas auf dem Herzen? Der Rath eines Weibes kann zwar ſelten einem Manne von Nutzen ſeyn; doch werdet Ihr meine Theilnahme nicht verſchmähen.“ Da ſank er, von dem innigſten Gefühle überwältigt, auf ein Knie, faßte ihre Hand und geſtand ſeine Liebe. Thränen floſſen über das Antlitz der ſchönen Maid, wie auf junge Roſen der Maienthau. Nach einer langen Pauſe gab ſie zur Antwort: „Ihr ſeyd mir ſehr achtungswerth, Ihr ſeyd es Allen, die Euch kennen, und ich glaube, mit Euch glücklich zu ſeyn.“ — „Wie? — So darf ich hoffen — Eueren Vater bitten —?“ ſtammelte Kuno. „Ja! (erwiderte ſie leiſe) ich bekenne, daß ſchon lange mein Herz Euch angehört. Auch mein Vater wird unſerem Wunſche nicht entgegen ſeyn; denn unter allen ſeinen Waffengefährten hat er Euch immer das größte Lob ertheilt.“ — Wie Einer, der im roſenfarbigen Traum auf Zephirſchwingen in elyſiſche Fluren verſetzt worden, ſo ſtand der Ritter in überſeliger Wonne vor ſeiner Geliebten. Er ſchloß ſie glühend in die Arme und der erſte himmliſche Kuß verſiegelte ihren Bund. „Lebt wohl indeſſen, meine

Holde! (so rief er jetzt) Bald, recht bald sehen wir uns wieder! Und er flog auf seinem Hengste nach Reichenstein zurück.

Kuno mußte, nach dem vorgeschriebenen Brauche, durch einen Freund oder Verwandten bei dem alten Herrn vom Rheinstein um seine Tochter werben lassen. Immer die Gesetze des Anstandes und der Pflicht auf's Gewissenhafteste befolgend, glaubte er sich vor Allen an seinen Oheim, den Ritter Kurt, dessen Schloß einige Stunden weit im Gebirge lag, wenden zu müssen. Er ritt also am frühen Morgen des nächsten Tages hin und trug ihm seine Bitte vor. O, der edle Mann hätte keine schlimmere Wahl treffen können! Denn Kurt war tückischen Herzens, dabei ein Freund von Schwelgerei und rauschendem Wohlleben, ganz das Gegentheil von seinem Neffen, der, außer den rüstigen Uebungen der Waffen und der Wildjagd, seine Freude und Erholung in der einsamen und frischen Natur jener Höhen und Wälder, im Minnegesang bei den Tönen der Harfe, und im Umgange mit einigen gleichgestimmten Freunden, zu suchen gewohnt war. Wiewohl Kuno an der Lebensart seines Oheims kein Gefallen fand, so erzeigte er doch ihm, als seinem nächsten Verwandten, stets die äußere Achtung. Auch bewies sich Kurt recht freundlich gegen denselben, haßte ihn aber insgeheim, weil dieser Mann, dessen Gesinnung so ganz von der seinigen abwich, der alleinige Erbe seiner vielen und schönen Güter werden sollte; denn er selbst war ledigen Standes und kinderlos. Vor einiger Zeit hatte Kurt den Herrn vom Rheinstein, den er früher nur wenig gekannt, zum ersten Male auf seinem Schlosse besucht. Er sah die schöne Gerda, und wurde — nicht in reiner Liebe, nein! in wilder Leidenschaft, wie sie nur in dem Herzen eines verderbten Lüstlings möglich war — für sie entbrannt. Schon hegte er den Wunsch und den Plan, sie als Gattin heimzuführen, und zugleich die Freude, daß hierdurch dem altklugen Neffen alle Hoffnung auf sein reiches Besitzthum geraubt würde. Als nun dieser, hiervon nichts ahnend, ihn um sein Fürwort bei Gerda's Vater ansprach, mit dem Beifügen, daß er schon der Liebe des Fräuleins versichert sey, fühlte sich Herr Kurt wohl im Inneren ein wenig betroffen; doch in allen Verstellungskünsten geübt, sagte er jenem mit unbefangener Miene seinen Beistand zu, und fand in diesem Auftrage sogar eine Gelegenheit, den eigenen ihm so theueren Zweck zu erreichen.

Kurt eilte noch desselben Tages nach der Burg Rheinstein, und — freite bei dem Alten nicht für den edlen Kuno, sondern für sich selbst, um die Jungfrau. „Ihr wißt

vielleicht (sagte er, nachdem sein Antrag vollendet war), daß kein Edelmann im ganzen Lande so viel an Schlössern, Höfen, Wald, Feld und Heerden besitzt, als ich, und zudem habe ich mir noch einen reichen Schatz an Gold gesammelt. Es ist mir wohl bekannt, daß auch mein Neffe, der auf Burg Reichenstein sitzt, eine warme Neigung zu Eurer schönen Tochter fühlt. Allein seine Habe ist nur mäßig, und obschon er einst meine Güter erbt, so kann es damit noch lange währen; denn ich bin ein rüstiger Mann, auch im Alter nicht weit verschieden von ihm. Zugleich ist er ein empfindsamer Schwärmer, der seine sonderbaren Launen hat, so daß Eure Tochter mit ihm nicht glücklich seyn möchte. Aber auf meiner Burg, Herr Ritter, soll sie schönere Tage genießen; denn ich bin im Stand, ihr allen Glanz und alle Freuden des Lebens zu schaffen." — Da Geiz die vorherrschende Leidenschaft des Rheinsteiners war, und Reichthum in seinen Augen weit mehr galt, als Tugend und rühmliche Thaten, so bedachte er sich keinen Augenblick, den Wunsch eines Mannes zu erfüllen, der an Schätzen alle Andern übertraf. Er wußte zwar, daß dieser großen Aufwand mache, aber auch, daß er an Mitteln hierzu unerschöpflich sey. Er gab ihm zur Antwort: „Der Antrag eines so reichen und angesehenen Ritters, wie Ihr, ist mir ehrenwerth. Doch Alles, Herr! will überlegt seyn. Was meine Tochter betrifft, so kennt sie nur strengen Gehorsam. Sie wird und darf dem, was ich verlange, nicht widerstreben. Morgen erhaltet Ihr Kunde von mir." — Der listige Verräther sah aus Allem, daß er gewonnen Spiel habe, und trat froh seinen Heimweg an.

Gerda, in jungfräulicher Zucht und Scham, hatte noch nicht gewagt, Kuno's Erklärung und ihre gegenseitige Liebe dem Vater auszusprechen. Als er aber jetzt aus ihrem Gemache sie rufen ließ, und ihr die Bewerbung des falschen Kurt und seinen eigenen festen Willen, daß sie derselben Gehör geben solle, zu wissen that, da bebte sie, wie das zarte Lamm, das ruhig auf der blühenden Wiese ging, und nun plötzlich den grauen räuberischen Wolf erblickt, der aus dunkeln Gebüschen heranschleicht. Mit heißen Thränen gestand sie ihm jetzt, was gestern zwischen ihr und Kuno vorgefallen war, und bat ihn auf den Knieen, doch ihren Bund nicht zu trennen, indem der Reichthum des schwelgerischen Oheims keinen Werth für sie habe, und nur in stiller einfacher Häuslichkeit an der Seite jenes biedern, klugen und tapfern Mannes, dessen gemüthlicher Sinn so ganz mit ihren Gefühlen übereinstimme, ihr wahres Glück zu finden sey. Aber im höchsten Zorn ent-

gegnete er: „Willst Du nicht, so lasse ich Dich in ein Nonnenkloster sperren. Dort sollst Du büßen für Deine Schuld und die Strafe Deines Ungehorsams erleiden!“ Gerda beschwor ihn bei'm Andenken ihrer zärtlichen Mutter, die ihr so frühe durch den Tod entrissen und deren sanftes und reines Herz auf sie übergegangen war. Doch nichts half bei ihm; er blieb auf seinem harten Entschluß, gab ihr eine Stunde Bedenkzeit, und entfernte sich drohend und mit stürmischen Tritten.

Die unglückliche Jungfrau eilte zur Geisblattlaube des Gartens, wo der Bund ihrer Liebe geschlossen ward, und betete zu dem Himmel, daß er sie aus dieser Noth retten wolle. Denn sie fühlte im Innersten ihrer Seele, daß es kein Ungehorsam sey, wenn sie bei aller Ehrfurcht vor ihren Vater dessen ungerechten Willen nicht befolge. Ein milder Trost und die süße Hoffnung, er würde zurückkommen von seinem Irrthum, und das einzige Glück seines Kindes nicht zerstören, kam in ihr Herz. Als sie jedoch wieder den Burgsaal betrat, da fuhr der Alte sie grimmig an mit der Frage: „Hast Du Dich besonnen?“ — „Ja! (erwiderte Gerda bleich und zitternd, doch mit entschiedenem Ton,) ich habe meinem Geliebten Treue geschworen bis in das Grab, und werde nie jenem Unhold, der, wie mir ahnet, seinen edlen Neffen schändlich betrogen hat, meine Hand reichen.“ — „Fort auf Deine Kammer!“ donnerte Rheinstein — und sie gehorchte, still in ihr Schicksal ergeben, und noch vertrauend auf den gütigen Schutz einer höheren Macht. Der Vater ließ sie scharf bewachen, in der Meinung, ein solcher Zwang würde wohl ihren Sinn ändern. Am folgenden Tage sandte er Botschaft an den Ritter Kurt, und meldete ihm, daß seine Tochter, nach jungfräulicher Sitte, um einige Tage Frist gebeten habe; dann wolle sie sich erklären, und dieß könne er ihr nicht abschlagen; doch gebe er sein Wort, daß Alles zu des Bewerbers Gunst ausfallen müsse.

Als Kurt diese Nachricht erhielt, zweifelte er noch weniger, als am vorigen Tag, an der baldigen Erfüllung seiner glühenden Wünsche. Jetzt trat Ritter Kuno herein, in der gespanntesten Erwartung, welche Kunde sein Oheim gebracht. Der Schlechte gab erst ausweichende Antwort; aber auf sein dringendes Bitten und Verlangen erklärte er ihm endlich, daß er dem geizigen Alten zu wenig an Habe und Gut besitze und dieser keinem andern als einem sehr reichen Bräutigam seine Tochter zu überlassen geneigt sey. Traurig nahm der gute Ritter seinen Weg wieder nach der heimischen Burg,

und sann hin und her auf ein Mittel, wie er doch vielleicht den Sinn des Vaters bewegen und seine Holde zur Gattin erhalten könne. Der einzige Trost des Tiefgebeugten war, daß er ihrer Liebe gewiß sey, und auf diese bauete er noch seine getrübte Hoffnung. Unterdessen war dem armen Fräulein eine düstere, schlaflose Nacht dahingeschwunden, und sie saß wieder stummweinend in ihrer einsamen Halle. Die gute Kammerfrau bat nun, von dem innigsten Mitleid erregt, ihre Gebieterin, daß sie ihr doch die Ursache ihres Kummers und dieser Gefangenschaft entdecken wolle. Gerda vertraute ihr Alles, und jene erbot sich, einen alten treuen Knecht heimlich nach Reichenstein zu senden, damit er dem Ritter Kuno den ganzen Vorgang melde. Dieser Mann begleitete gewöhnlich das Fräulein, wenn sie auf ihrem Zelter in das Thal ritt, war sorgfältig ihrem Dienst ergeben, und hegte, so wie jene Zofe, den Wunsch, daß sie und der edle Herr vom Reichenstein, dessen Lob die ganze Gegend aussprach, ein Paar werden möchte. Sobald ihm nun die Dienerin Alles genau eröffnet, begab er sich zu Fuß und mit eiligen Schritten auf den Weg nach jener Burg, und begegnete schon im nächsten Forst dem Ritter, der eben von Kurts Schlosse zurückkam. Mit Staunen, Zorn und Schmerz hörte dieser von ihm, was geschehen war. Er nahm den Knecht mit nach Hause, gab ihm eine schöne Belohnung, und meldete seiner Geliebten, sie solle sich bereit halten; er werde sie in der kommenden Nacht befreien, und dann dem Elenden, der mit satanischer Kunst die Bande der Blutsverwandtschaft entehrt, gerechte Fehde entbieten lassen. Gerda entschloß sich nach einigem Kampf zu diesem Schritt; wohl kannte sie die Pflicht gegen ihren Vater, war aber auch fest überzeugt, daß ihr der Himmel nicht zürnen werde, wenn sie durch ein solches Wagniß jenem verhaßten, ihr ganzes Lebensglück zertrümmernden Bunde zu entgehen suche.

Der schlaue Kurt hatte vorausgesehen, daß sein kühner und entschlossener Neffe, wenn er die schlechte Handlung erfahre, sogleich bereit sey, dieselbe an ihm und dem Rheinsteiner zu rächen. Er meldete also Letzterem, daß man gegen den tollen Abenteurer auf seiner Hut seyn müsse. Der Alte ließ daher die Wachen der Burg verstärken, und traf alle Vorkehrung gegen einen Ueberfall. Als nun in dunkler Nacht das Fräulein, ängstlich harrend, mit ihrer Dienerschaft am Fenster stand, und Ritter Kuno mit einigen Reisigen herankam und den Schloßgraben umritt, fand dieser alle Zugänge so wohl besetzt und verwahrt, daß er bald einsah, hier könne

seine Unternehmung nicht gelingen. Er kehrte also mißmuthig und auf einen neuen Plan sinnend, nach seiner Feste zurück. Am folgenden Tag aber sandte Kurt, auf die Nachricht, daß sich in der Nacht Feinde gezeigt, einen starken Trupp seiner Waffenknechte, deren er eine sehr große Zahl im Solde hielt, nach Rheinstein. Kuno erschien, nachdem er zuvor dem Fräulein durch einen Knappen in Hirtentracht und vermittelst ihrer Dienerin Kunde gesagt, in mitternächtlicher Stunde mit einer stärkeren Schaar von Knechten, als das erstemal, vor dem Schloß, und wagte ihrem Fenster gegenüber einen Sturm. Da öffnete sich plötzlich das Thor, und eine ungeheure Menge von Reisigen strömte heraus. Sogleich entstand ein heftiger und blutiger Kampf. Wohl fochten Kuno und seine Reitleute wie tapfere Männer; doch hier stand Einer gegen Drei; sie wurden überwältigt und auseinander gesprengt, und der brave Hengst des Ritters sank unter ihm, durchrannt von einem Speer. Wüthend stritt er zu Fuß mit dem Heldenmuth eines Hektor und Roland, schwang sich wieder auf ein lediges Roß, und sein in mannigfachen Kreisen geschwungener Sarras brach ihm Bahn durch den Schwarm der ihn wild umdrängenden Feinde. So, nur leicht verwundet, entkam er mit einem Häuflein seiner Getreuen auf die heimische Burg, rannte verzweifelnd durch die weiten Hallen, und rief: „Ist denn Alles verloren? Nein! ich muß sie befreien. Gerda oder Tod! O Himmel, sende mir einen glücklichen Gedanken, und gieße Erfindungskraft in meine Seele, damit ich ein Werk vollbringe, dem Dein Auge lächeln wird, da es die Unschuld retten und zwei treue Herzen vereinigen soll!“

Gerda, welche nach dem ersten mißlungenen Versuch ihres Geliebten mit neuer Hoffnung auf den zweiten belebt war, hatte in der stürmischen Nacht das Waffengeklirr und den Kampf um die Burg her, so wie das Jubelgeschrei der zurückkehrenden Streiter, vernommen. Trostlos und schaudernd ob dem ihr drohenden Geschick saß sie in ihrem Lehnstuhl, und sah gen Himmel, während das liebliche Morgenroth Auen und Wald beschien, doch ihr allein nicht lächeln konnte. Was einen Tropfen Balsam in den Kelch ihrer Leiden goß, war die Kunde, welche sie von der Zofe erhielt, daß ihr Ritter sich wie ein Löwe durchgekämpft und in Sicherheit wäre. Sieh! Da trat ihr Vater mit zornfunkelnden Blicken herein, und sprach: „Jetzt wird dem Uebermüthigen die Luft vergangen seyn, meine Burg zu überfallen. Nächstens jedoch befehden wir ihn. Ich will nicht vermuthen, daß Du so schimpflich gegen Deinen Vater gehandelt und im

Einverſtändniſſe mit dem Frechen warſt. Aber Deine Bedenkzeit iſt nun zu Ende. Bereite alſo Heute Deinen ſchönſten Schmuck! Denn Ritter **Kurt** iſt hier, und wird morgen bei Sonnenaufgang Dich in der Clemenskirche zum Altare führen." Damit verließ er das Gemach. Die Jungfrau erhob ſich, ſtand eine Weile ſprachlos, betete nun leiſe mit gefaltenen Händen, und ſagte dann, während ein himmliſches Lächeln durch ihre Thränen ſchimmerte, zu der Kammerfrau: „Ja, Roswietha! Ich werde mich ſchmücken und dem Böſewicht zum Altare folgen. Aber der Höchſte hat mir in dieſem Augenblick ein Troſteslicht herabgeſandt und heiliges Vertrauen in mein Herz geflößt. Wir alle wandeln unter ſeinem Schutz, auf der ebenen Flur, wie am jähen Abgrund, der uns zu verſchlingen droht. Wenn es im Plan ſeiner göttlichen Weisheit liegt, wird er ein ſchuldloſes Opfer retten, und ſeine Hülfe iſt immer nahe, wo die Gefahr am größten ſcheint." Die gute Maid lehnte weinend ihr Haupt an die Seite der frommen Herrin, und flehte in ſtillen Gebeten um ihr Heil.

Der frühen Sonne Schein glänzte an dem düſtern Eichenwald empor. Da klangen Harfen und Flöten aus Rheinſtein's Burghof in das Thal, und ein ſchöner Kreis von Sängern und lieblichen Jungfrauen, in weißer Tracht und mit Blumen bekränzt, empfing die hohe Braut. Sie trat, von **Roswietha** geführt, mit langſamen Schritten aus der Pforte, und beſtieg ihr ſilberfarbenes Roß, ach! einſt von **Kuno** ihr als liebende Gabe geſpendet. Jetzt ging der ſtolze feierliche Zug, durch eine ſtarke reiſige Schaar auf jeglicher Seite gedeckt, den ſchlängelnden Weg des Berges herab. Ha! neben **Gerda** ritt mit triumphirendem Auge der tückiſche Verräther, und er, deſſen Habſucht die Ruhe und das Glück ſeines Kindes für kein Opfer hielt, der hartherzige Vater, geleitete ſie freudig zum Altar, wo ſchon der Prieſter, um das ihr ſo verhaßte Band zu weihen, harrte. Im feſtlichen Gewand von zarter Seide, mit Edelſteinen, Gold und Perlen reich geſchmückt, doch blaß, wie der ſtille Mond, ſah **Gerda** mit thränendem Blick nach Reichenſteins Mauern hin, die ſich wie trauernd aus des Hügels Gebüſch erhoben, indeß der Harfen-, Pauken- und Trompeten-Klang um ſie her und durch alle Gründe ſcholl. Man näherte ſich ſchon der Sanct **Clemens**kapelle, ſah das heilige Licht ſchimmern, die Pforte mit grünem Laub und Blumengewinden umkränzt, und die Gegend hörte ringsum des hellen Glöckleins Ton, ſo den bräutlichen Zug verkündete. Jetzt trat der edle **Kuno** auf die Zinnen ſeiner Burg, erblickte im Thale das Gepränge

der feſtlichen Schaar, die zwei Ritter auf ſtolzen Roſſen, und die Braut im blendenden Schmuck. „O Himmel (rief er)! ſo iſt denn alle Hoffnung zernichtet! — Sie ungetreu? — Doch nein! Ich konnte ſie ja nicht retten! Vielleicht ſchändlicher Zwang, wo aller Widerſtand unmöglich war, oder ein kindlicher Gehorſam, der ſich auch dem Willen des Böſen fügt? — Wie es auch ſey — nimmer geneſe ich von der heißen, mein Leben vergiftenden Wunde! — Fort, fort! Entſage dieſer Welt! Doch nicht in den Mauern des Kloſters, wo ſo oft in frommer Larve die Heuchelei und das Laſter wohnt. Zur fernen Oede des Waldes will ich gehen, dort als Siedler leben unter den Thieren der Wildniß, die mitleidsvoller als die Menſchen ſind!“ —

Der Zug hielt an dem Kirchenthore. Sieh! Da erhob ſich ein Schwarm von Bremſen aus dem nahen Buſch, und eine fiel mit ihrem Stachel auf das Roß der Braut. Hoch bäumte ſich das königliche Thier, riß aus, durchbrach der Diener Schaar, und warf den alten Rheinſtein, der es am Zaume faſſen wollte, von ſeinem Hengſte herab. Schon rannte es mit Gerda den Strom entlang: da ſprengten viele Reiter nach, doch Kurt voraus, nachrufend mit lautſchallendem Ton: „Zieht ſtraffer, liebe Braut, zieht ſtraffer die Zügel an! „Aber Gerda warf den Schleier zurück, und trieb mit zierlicher Ruthe noch ſtärker das flüchtige Roß. Da plötzlich wandte es ſich am Hohlweg, und — flog zu Kuno's Burg hinan. Schäumend vor Wuth eilte Kurt hinter ihm her, und dachte, es ſchon zu fangen, als ſein Renner über einen zackigen Felſen ſtürzte.

Kuno, der von ſeiner Feſte herab alles gewahrt, ſah mit freudigem Erſtaunen die Geliebte herankommen, ließ ſchnell das Thor öffnen, und, ſobald ſie im Hofe war, die Brücke niederſenken. So waren zwei edle, von der reinſten Liebe beſeelte, Herzen auf's neue vereint, und wie durch einen Zauberſchlag aus dem bitterſten Leid in die ſeligſte Wonne verſetzt. In heißer Umarmung dankten ſie der gütigen Vorſehung, welche den Redlichen ſchirmt, wenn die Hölle ſchon den Sieg zu erringen wähnt. Nun aber waffnete Kuno ſich und ſeine Mannen, und beſetzte ſtark den Wall der Burg, um jeden Anfall muthig abzuwehren. Doch hieran dachten jetzt die Rheinſteiner nicht; denn Alle waren beſtürzt ob dem, was ſich ereignet hatte. Der ſchlechte Verfolger lag zerſchmettert am Klippenweg, und gab in wenigen Minuten den Geiſt auf. Gerda's Vater ward, nur leicht von dem Falle beſchädigt, wieder auf ſein Roß gehoben. Da wachte ſein Gewiſſen

auf; da erkannte er das Zeichen der Allmacht, wodurch die Unschuld gerettet, das Laster gestraft, und ihm selbst eine drohende Warnung eingeprägt war. Er zog nur mit einigen Knechten vor Reichenstein, und bat um friedlichen Einlaß. Ritter Kuno ließ ihn gern in seinen Hof und dann nach dem Saale geleiten. Gerührt und seine Schuld bereuend, trat der Alte zwischen jenen und die Tochter, welche in neuer Wonne und kindlicher Liebe allen Schmerz vergaß, legte Beider Hände ineinander, und segnete ihren Bund. So wurden sie ein glückliches Paar, und das nächste Morgenlicht sah ihre Trauung in der Kirche von Sanct Clemens.

Wie weit nun diese rührende Sage mit der wirklichen Geschichte in Verbindung steht, ist uns nicht bekannt. Nach den Bemerkungen, welche die geschätzte Sängerin ihrer Romanze beigefügt, möchte die Feste Rheinstein im 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts erbaut worden seyn, und ihr Name, der seit uralter Zeit unter dem Volke lebt, aus dem Wort Rheinbotenstein hervorgehen, weil das alte Geschlecht der Rheinboten von Bingen, das hier mit dem erblichen Richteramte bekleidet war, auf ihr seinen Sitz hatte. Walbert, Vogt von Bingen, der im Jahre 1148 auftritt, wird der älteste dieses Stammes genannt, wovon der Letzte im Jahre 1209 erscheint. Aber von da bis 1309 findet man noch in den Urkunden mehrere Ritter des Namens Rheinstein, jedoch ohne Angabe, ob und in welcher Beziehung sie mit dieser Burg standen. Der Reichenstein, wo der edle Kuno gehauset, wurde nachmals in den Zeiten, nicht des besseren, auf die schirmenden Gesetze ritterlicher Ehre und einer bestimmten Ordnung gegründeten, von dem patriotischen Geschichtschreiber Justus Möser so schön ins Licht gestellten, sondern des in zügelloses Treiben ausgearteten, Faustrechts auch eines jener Raubschlösser, welche der große Kaiser Rudolph von Habsburg zerstören ließ. Doch ward es späterhin als ruhiger Sitz wieder aufgebaut, und wahrscheinlich in den darauffolgenden Kriegen auf's neue verwüstet.

Wohl kann man behaupten, daß die Burg Rheinstein, sowohl durch ihren alten Ursprung, als durch ihre malerische Lage auf der kühn sich erhebenden Felsenhöhe des wilden Thals, so der herrliche Fluß beströmt, mehr als viele andere Denkmale dieser Art, den Sinn und das Wesen der kräftigen Ritterwelt zurückruft. Was aber den Wanderer noch mehr überraschen und in jene Tage versetzen muß, ist der gegenwärtige Anblick dieser Feste, indem die schöne Ruine derselben wieder als Schloß, aber ganz im Style des Mit-

telalters, aufgebaut werden. Dieß geschah durch den verehrten, von ächt ritterlichem Geiste beseelten und so gern in der schöneren romantischen Zeit lebenden, Prinzen Friedrich von Preußen, der im Jahre 1822 die zerstörte Burg, und nachmals auch den auf dem nahen Gebirge liegenden Meierhof, nebst den zu ihm gehörigen Feldern und Waldungen, erkaufte. Der Bau ward von dem kunstreichen Architekten Wilhelm Kuhn geleitet, und entspricht vollkommen seinem Gegenstand und der erhabenen Idee des fürstlichen Eigenthümers ist die innere Einrichtung dieser Burg, wo keine Mittel gespart sind, damit der Zweck — ein treues Bild von der häuslichen Ordnung, den Sitten und Gebräuchen des Mittelalters zu geben — erreicht würde. Die Fenster sind mit alten Glasmalereien, und die Zimmer mit Geräthschaften aller Art, so wie mit Bildern, schönen Stickereien ꝛc., ganz im Sinn und in der Form jener Zeit, versehen. Als eines der Prachtstücke ist namentlich das Bett der edlen Prinzessin ausgezeichnet. Im Rittersaal erblickt man Rüstungen und Waffen jeglicher Gattung, mancherlei Gefäße, und andere treffliche Alterthümer und Kunstwerke. Die Leuchter sind überaus schön aus Hirschgeweihen verfertigt. Von sehr vielen der erwähnten Gegenstände befinden sich die Originale hier; wo diese fehlten, wurden sie durch Arbeiten in dem ihnen angemessenen Styl ergänzt. Auf solche Art ist, wie es in einer interessanten Reisebeschreibung * heißt: „Dieses Gebäude, ein trefflicher Commentar zu allen andern Burgruinen, und der geistreiche Alterthumsforscher vergönnt uns hier durch einen Blick eine Anschauung, die viele dicke Bücher nicht gewähren konnten.“ Eine besonders anziehende Erscheinung war, daß Prinz Friedrich — der auch einmal anderswo, wie Matthisson in seinen neuen Erinnerungen erzählt, ein Turnier veranstaltet, wobei man die Ritter mit sinnvollen Ehrenzeichen in den Schranken erblickte — auf dieser Burgfeste gab, an welcher die Gäste, aller geschichtlichen Treue gemäß, in dem Kostüm, wie es zur Zeit des Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen üblich war, sich einfanden.

---

* Belgien und Westdeutschland im Jahre 1833, von Mistreß Trollope, Verfasserin der häuslichen Sitten der Amerikaner. Aus dem Englischen durch Otto von Czarnowsky. — S. auch das schätzbare Werk: Die Burgen Rheinstein und Reichenstein mit der Clemenskirche am Rhein. Historische Schilderung von J. K. Dahl, Domkapitular zu Mainz, 1832.

Rheingraf Sifrid.

In einer fabelhaften Volkssage von dem Schlosse Lorch, die wir bereits dem Leser mitgetheilt, erscheint ein gefährlicher Raubritter, so zur Zeit der ersten Kreuzzüge, von der steilen Feste Rheinberg herab sein tolles und feindseliges Wesen trieb. Noch jetzt entragen die Trümmer dieser Burg in dem wildromantischen Wisperthal, dort, wo sich die Schluchten der Berge durchkreuzen, dem von düsterem Wald umrauschten Gipfel. Nach dem, was uns die Geschichte überliefert hat, scheint jedoch das Schloß erst im Anfange des 13ten Jahrhunderts erbaut zu seyn, wofern nicht etwa ein neues an die Stelle des alten, nach Ausrottung der Räuber zerstörten, Felsennestes kam. Damals ward es ein Sitz der Rheingrafen, welche durch ihre schönen und reichen Erbgüter auf dem linken und rechten Ufer des Strom's sehr mächtig geworden, und hier das Gaugrafenamt bekleideten. Sie hießen zugleich Truchsesse von Rheinberg, und waren als oberste Richter in bürgerlichen Sachen dem Erzstifte Mainz, in peinlichen aber dem Reiche lehenbar. Die einträglichen Gefälle, die hohen Gerechtsamen und Vorzüge, welche diese Rheingrafen besaßen, und die Gewalt, so ihnen zustand, erregten die Besorgniß und den Neid der übermüthigen Erzbischöfe von Mainz, deren geistliche und weltliche Macht, wie früher gemeldet, schon durch Hatto festgestellt, und seitdem noch mehr ausgedehnt wurde. Es lag diesen Alles daran, das Gaugrafenamt entweder ganz aufzuheben oder doch so viel möglich zu beschränken. Doch vermieden sie noch einen ernsten Kampf; denn sie kannten wohl den ritterlichen Trotz und den kriegerischen Geist der Rheingrafen; es ward darum erst der gütliche Weg einer Unterhandlung versucht, auf welche Letztere auch eingingen. Aber bald fand sich ihr Stolz durch die Forderungen und Anmaßungen der herrschsüchtigen Großpriester so gekränkt, daß Alles sich wieder zerschlug, und die drohende Stellung der Grafen hielt noch die Mainzer ab, ihr Heil im Waffenstreite zu wagen. So verfloß eine geraume Zeit, als Werner, aus dem Hause Eppstein, im Jahre 1259 den erzbischöflichen Stuhl einnahm. Dieser eben so kluge und umsichtige, als unternehmende und ehrgeizige, Prälat fühlte sich durch eine stärkere Heeresmacht, welche ihm zu Gebot stand, kräftig genug, um das, was seine Vorgänger nicht durch Vertrag erhalten gekonnt, in offener Fehde zu

ſtreiten. Demungeachtet verſuchte er noch nicht dieſen gewaltſamen Schritt, bis endlich eine günſtige Gelegenheit kam.

Wir haben in dem Artikel, wo die heldenmüthige Aufopferung des braven Michael Mort für ſeinen Herrn geſchildert iſt, die Veranlaſſung des heftigen Kampfes erzählt, in welchem der edle Graf Johann von Spanheim mit dem Erzbiſchof, obgleich zu ſeinem Nachtheile, gerungen, worauf ihre Sache durch die Vermittlung des Kaiſers Rudolph von Habsburg entſchieden ward. Der Gaugraf Sifrid, ſo auf der Feſte Rheinberg ſaß, hatte ſich mit Johann in dieſer Fehde verbündet, und fügte Wernern, indeß derſelbe an den Ufern der Nahe ſtritt, von einer andern Seite her keinen geringen Schaden zu. Denn er fiel mit einer ſtarken Zahl von Reiſigen und Fußknechten aus ſeiner Burg herab, drang in das Mainzer Land ein, verheerte es, und ſtreifte an den Geſtaden des Rheins umher, wo er die Schifffahrt ſperrte, Kaufleute niederwarf, und in dem ganzen Gebiete ſeines Gegners Unruhe und Schrecken verbreitete. Sobald aber der Erzbiſchof den mit vielem Blut erkauften Sieg in der Schlacht bei Sprendlingen, wo er ſelbſt mit Mühe dem tapfern Feind entriſſen ward, davon getragen hatte, wandte er ſich mit aller Macht gegen die ihm ſo verderblichen Züge des Rheingrafen. Nach mehreren Gefechten, die Letzterer kühn beſtand, ward er von der weit überlegenen Zahl des Mainzer Heerhaufens ſo ſehr gedrängt, daß er ſich mit ſeiner Schaar in die Feſte Rheinberg werfen mußte. Werner ließ ſie einſchließen, und ſeine Truppen wagten einige Mal den Sturm, der aber muthig abgeſchlagen ward. Doch endlich erforſchte man einen Platz, wo die Burg am zugänglichſten war, und die Belagerer drangen hinein. Der Kampf war furchtbar; denn Sifrid, ſeine Ritter und Knechte fochten wie Löwen und ſtreckten Viele ihrer Gegner hin. Allein ſie wurden zuletzt von der großen Maſſe überwältigt, und was ſich nicht durchſchlug, fiel oder wurde gefangen. So hatte Werner das Schloß erobert; auf ſeinen Befehl ward dieſer oberſte Burgſitz der Grafen ſogleich verheert, und ſchnell darauf ließ er auch ihre Leben- und Allodialgüter im Rheingau hinwegnehmen. Sie entfernten ſich nunmehr ganz aus dieſer Gegend, und behaupteten um ſo feſter die anſehnlichen Lande, die ihnen am Naheſuß und auf dem Hundsrücken, ſo wie an der pfälziſchen, trieriſchen und lothringiſchen Grenze gehörten. Auf einem ſteilen Berge bei Kreuznach ward ihr Hauptſitz, der Rheingrafenſtein, erbaut, von dem noch die ſtolze Ruine zu ſehen iſt. Nebſt dieſem beſaßen ſie noch

bis in die neuere Zeit die Burgen und Städte Dhaun, Grumbach, Kirn, Neufvilles, Grehweiler, Wildenburg und andere. Wie sie von hier aus besonders den geistlichen Fürsten in Mainz und Trier Fehde und Trotz boten, ist aus der rheinländischen Geschichte des Mittelalters bekannt. Der Name Wild- und Raugrafen, den sie auch führten, bezieht sich wahrscheinlich auf den Charakter der Gegend, wo sie hauseten, obschon Einige der letztern von dem Wort Ruhe (im alten oder verstümmelten Ausdruck Rau) herleiten, da ihnen, zur Zeit des wilderen Faustrechts, im Namen des Kaisers Ruhe und Ordnung in diesen Landstrichen zu erhalten oblag. Das eigentlich raugräfliche Geschlecht erlosch **1512** mit Engelbrecht, Herrn von Hellenfels, und seine Güter fielen der Pfalz anheim. Allein Churfürst Karl Ludwig erneuete im Jahre **1667** diese Würde, jedoch ohne Land, zu Gunsten seiner geliebten, ihm an die linke Hand getrauten, Gattin Maria Louise von Degenfeld, deren mit ihm erzeugte Kinder aber keine Nachkommen hinterließen. —

Was nun den Grafen Sifrid anlangt, so sagte eine Kunde, daß er bei Erstürmung des Schlosses Rheinberg unter einem Haufen erschlagener Feinde, die er im wüthenden Kampfe mit seinem Schwert und Streitkolben erlegt, gefallen sey, und in der öden Thalschlucht sein Grab gefunden habe. Mit trauten Klängen der Vorzeit meldet uns die Ballade der vaterländischen Sängerin eine rührende Sage dieser Gegend, deren Inhalt auch hier wiedergegeben sey. —

Rheingraf Sifrid liebte eine der edlen Jungfrauen des Landes, die aber entfernt vom Schloße Rheinberg, auf einem friedlichen Sitz ihrer Verwandten, still und einsam lebte. Eben so schön und klug, als sittig, fromm und häuslich, erregte sie den Wunsch manches braven Ritters, ihr Gatte zu werden; allein keiner Bewerbung gab sie Gehör, da nur Sifrids Bild in ihrem Herzen wohnte. Der Graf hatte die junge Maid auf jener Burg kennen gelernt, als er einstmals die seiner Obhut anvertrauten Gaue beritt, und gestand ihr seine schnell auflodernde Glut. Sie ward erwidert; doch nicht, weil er den hohen Rang besaß. Das tugendhafte Fräulein ehrte und liebte in ihm, trotz seiner etwas stürmischen Natur, den kühnen Helden von edler Gestalt und Sitte, den treuen Wächter des Landes, und den Mann, der so biederherzig, rein und zärtlich ihr seine Huldigung weihte.

Sifried schwur seiner Holden ewige Treue, verlebte die schönsten Tage auf ihrem Schloß, und gelobte, als er Abschied nahm, sie bald wieder zu sehen, und, wenn noch eine wich-

tige Angelegenheit seines Amtes vollbracht sey, den Brautkranz um ihre seidenen Locken zu winden. Da erhob sich die Fehde zwischen Mainz und Spanheim, und Sifrid trat sogleich auf die Seite des Grafen Johann, weil er den erzbischöflichen Stuhl, der die Gewalt der Rheingrafen zu schmälern gedroht, tödtlich haßte und seinen Stolz zu demüthigen entbrannt war. Raschen Muthes fiel er mit seinem Banner in des Feindes Land, und schlug ihm tiefe Wunden. Die trauernde Geliebte saß ohne Kunde von dem, der ihrem Herzen so theuer, im stillen Gemach, und blickte mit Sehnsucht nach den fernen Gebirgen; es schien, er habe sie im wilden Heerzuge vergessen. Doch welchen Ausgang diese Fehde nahm, und wie der ritterliche Graf, durch Uebermacht bewältigt, auf seiner Felsenburg den Heldentod starb, das haben wir schon berichtet. Als diese Schreckensnachricht zu dem Sitze der Jungfrau kam, da stand sie bleich und stumm wie eine Säule; doch bald ergoß sich in Thränen ihr Schmerz. „O! (rief sie) wenn er lebte — wenn ich auch vergessen und Er nur glücklich wäre, dann wollt' ich es ertragen; aber seinen Tod erträgt meine liebende Seele nicht. Als Pilgerin wall' ich zu seinem Grabe; dort ist mein einziger Trost!" —

Sie zog ein langes dunkles Gewand an, nahm Muschelhut und Pilgerstab, und sagte weinend ihren Angehörigen Lebewohl. Obschon tief betrübt, wagten diese nicht, ihren Gang zu hemmen, und sie wandelte fort durch einsame Gründe, bis dahin, wo des Rheinbergs Thürme halb zerstört aus dem wilden Gesträuche des Wisperthales emporragten. Da stand sie traurig an den moosigen Fels gelehnt und sah in den Wiesengrund hinab, wo ein Bach im rauschenden Wasserfalle dahin floß und ruhig aus ihm die Rehe des Waldes tranken. Ach! in diesen nun so öden Mauern sank ihr Geliebter im heißen Streit; doch wo war seine Schlummerstätte zu finden? — Jetzt aber sprang ein Hund den Berg herauf, und bald erschien ein Landmann mit der Sense, der, um der Wiese Gras zu mähen, hinab zum Thale stieg. Verwundernd sah er an dem rauhen Ort die junge Pilgerin mit schmerzumflortem Blicke stehen und redete sie an: „Gott grüß' Euch, edle Jungfrau! Ihr kommt wohl ferne her? Doch warum wagt sich Euer zarter Fuß in diese Wildniß?" — Und sie antwortete ihm leisen Ton's! „Freund, könnt Ihr mir die Stelle zeigen, wo des Rheinbergers Asche ruht?" — Der Landmann führte sie unter die Trümmer des Schlosses und sprach: „An dieser Stelle sank der edle Herr, nachdem sein tapferes Schwert sich in der Feinde Blut gebadet, und dort,

(er zeigte auf einen mit Dornen umwachsenen Grund) dort ſchläft nun ſeine irdiſche Hülle. Kein Gebet, kein frommes Lied erſcholl, kein geweihtes Waſſer floß da, wo die hartherzigen Krieger ihn hinab geſenkt, und der ſtolze Biſchof hat noch den Bannfluch über ſein Grab ausgeſprochen." — Da rief die Leidende mit gen Himmel erhobenem Blick: „So mögen denn heilige Thränen dieſe Gruft benetzen und ſtille Gebete ſie weihen, die mehr Kraft haben am Throne des Höchſten, als des Biſchofs Bannfluch! — Ich dank' Euch, Freund, daß Ihr den Ort mir zeigtet, wo meines Geliebten Aſche ruht. Lebt wohl! — Gerührt entfernte ſich der Mäher, und ging an ſein Tagewerk. Die Jungfrau kniete an dem Grabe nieder, betete lang und ſtand leichteren Herzens auf. Jetzt grub ſie mit ihrem ſchwachen Pilgerſtabe ein junges Eichenbäumchen am Hange des Berges aus und pflanzte es neben die Stätte. Forwandelnd mit den Worten: „Ich entſage dieſer Welt!" ging ſie dem Rheine zu, allwo auf ſanftem Hügel ein Gotteshaus erſchien. Dort trat ſie in der frommen Schweſtern Bund, und als ſchon längſt ihr öder Lebenstraum geendet und des Ritters Grab zerfallen war, da wuchs und grünte immer ſchöner die Eiche dort empor, und rauſcht noch als ein hoher ſtolzer Baum an Rheinbergs Trümmern.

Pfalzgraf Herrmann von Staleck.

Man hat keine ſichere Nachricht über das Alter und den Urſprung der Burg Staleck bei Bacharach, deren ehemalige Beſchaffenheit und Eroberung durch die Schweden im Jahr 1632 eine unſerer früheren Darſtellungen meldete. In Urkunden von 1190 wird ſie Stalekun genannt, was Einige vermuthen ließ, ſie wäre von den Hunnen erbaut, als dieſes barbariſche Volk in die Rhein-Gegenden kam. Allein auch dafür gibt es keinen geſchichtlichen Grund, und man weiß eigentlich nur, daß ſie im Anfange des 12ten Jahrhunderts eine wohl ſchon lange vorher beſtandene Ritterburg und der Hauptſitz der Grafen von Staleck war, welche die dortige Herrſchaft beſaßen.

Schon unter den ſächſiſchen Kaiſern erſcheint ein Pfalzgraf am Rhein. Dieß war Herrmann I., deſſen Sohn und Nachfolger Eggo oder Ehrenfried mit ſeiner Tochter Richenza die reiche Abtei Brunnweiler bei Köln gegründet

hat. Vermuthlich war Heinrich von Lach ein Abkömmling dieſes erſten pfälziſchen Hauſes. Seine Stammburg war an dem See erbaut, der, unter dem Namen des Laacher See's, ohnweit Koblenz und Andernach, in den Gebirgen der Eifel liegt und deſſen weiter unten in der Sage vom verſunkenen Ritterſchloſſe näher gedacht wird. Darum nannte ſich ſein Haus vom See (römiſch a lacu), wozu vielleicht noch die romantiſche Idee kam, daß der berühmteſte Ritter von König Arthurs Tafelrunde, Lanzelot, denſelben Namen geführt hat. Hier ſtiftete Heinrich auch im Jahr 1093 eine Abtei, in deren Kirche noch das herrliche Grabmal dieſes Fürſten mit ſeiner darauf ausgehauenen Geſtalt zu ſehen iſt. Ihm folgte 1112 ſein Stiefſohn Siegfried von Ballenſtädt, der ſogar den Titel eines Pfalzgrafen der Franken (Comes Palatinus Francorum) annahm. Wahrſcheinlich hatten ſchon unter den Saliſchen Kaiſern, welche durch Konrad II., von Franken, auf den Thron gelangt, die Pfalzgrafen vom Uferlande des Rheins (Ripuarien) ihre Gewalt und Gerechtſame ſo weit ausgedehnt, daß Siegfried mit allem Fuge ſich einen Pfalzgrafen der Franken am Rhein, nämlich der am oberen und unteren, nennen konnte. Das Land ward von den gedachten Kaiſern mit Grafen aus verſchiedenen Stämmen beſetzt. Nach Siegfrieds Tod erhielt 1113 der rheinfränkiſche Graf Gottfried von Calw, ein Anhänger Kaiſer Heinrichs V., nach ihm Wilhelm von Ballenſtädt, Siegfrieds Sohn (1129), ſodann Heinrich von Oeſtreich, Kaiſer Konrad III. Stiefbruder, und als dieſer den Beſitz von Baiern und Oeſtreich erlangt, Graf Herrmann II. von Staleck, die Pfalzgrafſchaft. Letzterer nun, von deſſen weiterer Geſchichte hier ein kurzer Abriß folgt, war Herr jener alten, auf den Höhen oberhalb Bacharach gelegenen, Burg, deren Mauern, mit denen der Stadt zuſammenhängend, die Grafen auf dem Berge, wie die Bürger in dem Thale, ſchirmten, und die — wer auch ihr Stifter ſeyn mag — urſprünglich auf den Trümmern eines römiſchen Kaſtells errichtet ſeyn ſoll.

Herrmann von Staleck war ein Neffe Kaiſer Konrad's III., des Erſten aus dem herrlichen Geſchlechte der Hohenſtaufen, und dieſer ertheilte ihm die Pfalzgrafenwürde; ja er ſetzte ſo großes Vertrauen in deſſen Klugheit, Kraft und Geſchicklichkeit, daß er ihn während ſeines mehrgedachten Kreuzzuges nach Paläſtina (1148 — 1149) zum Reichsverweſer beſtellte. In der That war Herrmann einer der tapferſten Ritter ſeiner Zeit, hatte ſich bei jeder Gelegenheit

auf das rühmlichſte mit den Waffen erprobt, und beſaß eben ſo viel Geiſt als Muth und ehrgeiziges Streben. Von dem letzteren beſeelt, faßte er den Plan, die Macht ſeines Hauſes noch zu erweitern. So trachtete er, als das Geſchlecht der rheinfränkiſchen Herzoge mit Heinrich V. erloſchen war, nach deſſen Land und Gewalt; denn er glaubte als Pfalzgraf an die Stelle jener alten Herzoge getreten zu ſeyn. Aber die Biſchöfe und Aebte hatten ſchon den größten Theil der rheiniſchen Gaue im Beſitz. Die meiſten Ritter der damaligen Zeit, die hellere Begriffe aus den Gegenden des griechiſchen und orientaliſchen Himmels zurückgebracht oder mitgetheilt erhalten, und denen auch, wie wir bereits an andern Orten erwähnt, der zunehmende Glanz, der Hochmuth, die Schwelgerei und Sittenloſigkeit, welche man bei ſo Vielen unter dem hohen und niederen Klerus fand, verhaßt waren, traten ſchon als ihre Gegner auf. Beſonders war Herrmann ihr erklärter Feind, und wollte nun die Länder jener geiſtlichen Fürſten am Rhein, die er für ein unrechtmäßiges Eigenthum derſelben hielt, ſeiner Gewalt unterwerfen, indem er zugleich ſeinen Lehengrafen und Bundesgenoſſen, bei kräftiger Unterſtützung, einen Theil davon verſprach. Sogleich hatten ſich die Grafen von Leiningen, Spanheim, Kirchberg, Deidesheim, Katzenellenbogen, Nidda, und andere Edle und Ritter mit ihren Mannen um das pfalzgräfliche Banner gereiht, das drohend gegen die Hierarchen aufgepflanzt war.

Herrmann fiel nun ohne Weiteres in die Lande des Erzbiſchofs von Trier ein, nahm das Schloß Treis und andere Burgen mit Sturm hinweg, und machte, indem er ſich auf den Ort Pfalz oder Pfälzel (deſſen wir im Artikel Genovefa gedacht), als ehemaligen Sitz der rheiniſchen Gaugrafen, berief, ſeine Anſprüche auf den beträchtlichſten Theil des erzbiſchöflichen Gebietes und die Herrſchaft an der Moſel geltend. Trier ward damals von Adalbert von Monſtreil, ehemaligen Biſchof von Metz, einem klugen und entſchloſſenen Prälaten, regiert. Dieſer ſammelte auf's Neue ſo viele Mannſchaft, als er nur aufbringen konnte, um vor Allem das ſo wichtige Schloß Treis wieder zu gewinnen. Aber der Pfalzgraf hatte eine ſtarke Beſatzung in die Feſtung gelegt, und dieſe mit Bollwerken und Mauern ſo gut verwahrt, daß es vielleicht nur einem zahlreichen Heere, nach einer langen Belagerung, ſie zu erobern gelingen konnte. Adalbert wagte jedoch den Verſuch, und ſchloß den Platz mit ſeinen Truppen ein. Die Schaaren ſeines Gegners waren auf mehreren Punkten des Landes vertheilt. Allein kaum hatte dieſer Nach-

richt von jenem verwegenen Marsch erhalten, so zog er die nächsten Heerhaufen zusammen und eilte zum Ersatz der Burg heran. Da ward dem Erzbischof doch übel zu Muth. Der bevorstehende Kampf konnte nicht anders als sehr blutig und gefährlich für ihn seyn; denn von der einen Seite zog ein tapferes Heer, unter Anführung des kühnen und feurigen Pfalzgrafen wider ihn, und von der anderen drohete seinem Rücken ein Ausfall der wohl gerüsteten Besatzung. Doch bald fand der schlaue Priester ein Mittel; da weltliche Waffen ihm hier wenig halfen, nahm er zu geistlichen seine Zuflucht, wohl wissend, daß der Aberglaube jener Zeit, wenn auch nicht bei den Höheren, doch bei den Niederen im feindlichen Heere noch wirksam sey. Er ordnete mit vieler Besonnenheit seine Schlacht in doppelter Fronte, trat sodann mit dem Cruzifix in der einen und mit der Stiftsfahne in der andern Hand vor seine Schaar, und hielt an sie eine feierliche Rede, worin es unter Anderen hieß: „Ihr Freunde des heiligen Petrus, vertrauet auf Eueren Schutzpatron! Er steht Euch mit himmlischen Heerschaaren bei und deckt Euch mit unsichtbarem Schilde. Ihr könnt darum des Sieges gewiß seyn. O seht! Auf dieses heilige Kreuz hat der Pfalzgraf mit Treue geschworen, und ich wählte ihn zum Beschützer der Kirche. Er soll es im Kampfe erblicken als ein Zeichen seiner Untreue, das ihn schrecken wird. Wohlan, meine Kinder! Bereitet Eure Herzen zum Streit, und fasset den Entschluß, für die Kirche Blut und Leben zu opfern! Ich ertheile Euch hiermit den Ablaß Eurer Sünden, auf daß die Seele eines Jeden, der heute sein zeitliches Leben verliert, zu einem ewigen und glücklichen hinüberwalle.“ — Jetzt übergab er dem Grafen von Namur, seinem Bundgenossen, die Fahne, und zog selbst, das Cruzifix empor haltend, vor seinen Leuten her gegen den Feind. Sey es nun, daß man seine Worte zugleich in Herrmann's Schaaren gehört, oder daß es hier (wie wir auch in neuerer Zeit Beispiele haben) Verräther gab, die plötzlich eine wundergläubige Angst unter ihnen erregt. Als der erzbischöfliche Zug so feierlich einhertrat, erschollen einige Stimmen: „Seht, seht! Der Erzengel Michael und sein himmlisches Heer!“ und alsbald legte eine Menge von Kriegsknechten voll Ehrfurcht die Waffe[illegible], auch die Meisten von der aus dem Schlosse Tre[illegible] herangerückten Besatzung, und Adalbert zog ruhig in die Festung ein. So mußten der edle Pfalzgraf und seine Ritter mit Ingrimm schauen, wie ein Theil des Heeres, nicht vom Feinde besiegt, sondern sich vor dem Feinde demüthigend, die Schlacht aufgab, seine

Banner verließ und ſich da und dorthin zerſtreute. Aber trotzig, und ohne daß Einer der Biſchöflichen ihn zu hindern wagte, zog Herrmann jetzt mit der kleinen Schaar ſeiner Getreuen ab, und eilte ſich nun zu verſtärken, damit er dieſen Unfall räche. Doch nicht lange darauf ſchied Adalbert von dieſer Welt, und an ſeine Stelle ward Hillin zum Erzbiſchof erwählt. Dieſer, ein verſtändiger und friedliebender Fürſt, ſuchte das, was ſein kriegeriſcher Vorgänger durch die Waffen behaupten gewollt, auf dem Wege gütlicher Unterhandlung zu erlangen, und knüpfte ſolche mit dem Pfalzgrafen und ſeinen Verbündeten an, die jener durch ſeinen Uebermuth erbittert hatte. Im nämlichen Jahr (1152) beſtieg Friedrich Barbaroſſa den Kaiſerthron. Er trat ſelbſt als Vermittler zwiſchen dem Prälaten und deſſen Gegnern auf, ſo daß Letztere die billigen Vorſchläge desſelben annahmen und ein für beide Parteien vortheilhafter Friede geſchloſſen ward. Hillin, ſo groß auch ſeine Abneigung gegen allen Krieg war, und ſo gern er in Ruhe und behaglichem Leben ſeine geiſtlich-weltliche Herrſchaft führen mochte, ſah doch ein, daß er, um dieſe kräftig zu bewahren, wider ſolche ſtürmiſche Befehdungen auf der Hut ſeyn müſſe. Er verſah daher ſeine Zeughäuſer mit Waffen aller Art, ließ die Burgen und Schlöſſer des Landes wohl befeſtigen, und vermehrte namentlich den hohen und ſteilen Ehrenbreitſtein — der ſeitdem ſo manche Schickſale erfuhr, und ſich jetzt wieder ſtolz, als ein Meiſterwerk der Kriegsbaukunſt, erhebt — mit neuen Thürmen und Bollwerken. Hier ließ er auch mit beträchtlichen Koſten die große Ciſterne graben, wodurch in der langwierigſten Belagerung die Mannſchaft gegen Mangel an Waſſer geſchützt war. Zudem verſchaffte er ſich vom Kaiſer ſelbſt die Beſtätigung ſeiner Rechte und Beſitzthümer.

Obſchon dieſer Streit für jetzt beendet war, gab dennoch Pfalzgraf Herrmann ſeine Plane wider die geiſtlichen Fürſten nicht auf. Während ſich der Kaiſer in Italien befand, um die Empörung, ſo in den reichen und übermüthigen Städten der Lombardie ausgebrochen war, zu dämpfen, beſetzte jener mit den genannten, ſeiner Fahne treu gebliebenen, Grafen das Land der Biſchöfe von Worms und Speier. Damals thronte in Mainz der Erzbiſchof Arnold von Selenhofen, der den gutmüthigen [illegible] ich I. verdrängt hatte, und der im ganzen Reiche durch [illegible] Herrſchſucht, Prachtliebe und glänzenden Hofſtaat bekannt war. Das ſtolze Weſen, ſo dieſer Prälat gegen die Bürger der Stadt, und die gebieteriſche Haltung, welche er gegen ſeine fürſtlichen Nach-

barn annahm, machten ihn Beiden verhaßt: auch im Domkapitel schuf er sich Feinde. Doch keiner schien ihm mit Recht so gefährlich, als der heldenkühne, alles geistliche Regiment hassende, Pfalzgraf Herrmann. Sobald dieser seine Truppen in die Herrschaften von Worms und Speier geführt, wollte der Erzbischof ihm sogleich mit den Waffen der Kirche begegnen, und that ihn in den Bann. Allein der Pfalzgraf, hierdurch noch mehr erbittert, zeigte schnell, wie wenig er dieses Anathem beachte, und fiel mit seinen Bundgenossen in das Mainzer Land ein. Es entstand nun eine sehr heftige und blutige Fehde. Wenn auch die Heerschaar des Erzbischofs hie und da Vortheile gewann, auch den Besitzungen des Gegners einigen Schaden zufügte, so blieb doch der Sieg meist auf des Letztern Seite, und Arnolds Gebiet ward mit Feuer und Schwert verheert, ja der größte Theil davon eingenommen und mit Herrmanns Reisigen besetzt.

Dieser verwüstende Kampf hatte den höchsten Gipfel erreicht, als Kaiser Friedrich (1156) aus Italien zurückkam. Zürnend, daß der Pfalzgraf willkührliche Macht geübt, daß der Erzbischof aus eigenem Antriebe den Bann über einen Fürsten des Reichs ausgesprochen, und daß von jeglichem der neuerdings sehr geschärfte Landfriede verletzt war, lud der gerechte Monarch Beide nach Worms, damit auf einen Tag ihre Sache durch ihn und die Reichsversammlung untersucht und geschlichtet werde. Wohl erwägend, daß dem kaiserlichen Befehl nicht zu trotzen sey, begaben sich Herrmann von dem Ort, wo er gegen Arnolds Truppen zu Felde lag, und dieser aus seiner Residenz, mit ihrem Gefolge nach Worms, und Jeder glaubte das Recht auf seiner Seite zu haben. So erschienen sie vor den Schranken der Versammlung; aber Einer wie der Andere ward für schuldig erklärt und durch den vom Kaiser bekräftigten Spruch zu der entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt. Dieses, von den nordischen Völkern Skandinaviens herstammende, auch bei den Franken und Sachsen geltende, Gesetz ward gegen solche angewandt, die durch Aufruhr, Eigenmacht oder andere Gewaltsamkeit die öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit störten. Der Pfalzgraf und zehn seiner Fehdgespanne mußten die Strafe erleiden; dem Erzbischof erließ man sie wegen seines hohen Alters; doch zwang das Gericht seine Vasallen, an ihres Fürsten Statt die Hunde zu tragen. —

Bleich wie ein Gespenst, mit düsterem, vor sich hinstarrendem Blicke, zog jetzt Herrmann wieder nach seiner Heimat. Ach! wie ganz anders offenbarte sich der wehmuths-

volle Gram, der ſich in heißen Thränen ergoß, als ihm vor ſchon langer Zeit die Geliebte ſeines Herzens durch den Tod entriſſen ward! Denn zerfleiſcht war nun ſein ſtolzes Gemüth, wie von den Widerhaken eines feindlichen Geſchoſſes, und wie peinigende Nachtgeiſter ſchwebten dem Unglücklichen die Erinnerungen an ſeine ritterlichen Thaten vor; ſie ſchienen ihm hinabzuſinken in den grauen Nebel eines unermeßlichen See's. Er ſaß mit gebeugtem Haupt auf ſeinem Roß, gleich der hohen Eiche, die ein herbſtlicher Sturm entblättert hat. Traurig ritten ſeine treuen Saſſen ihm nach. Der Zug kam nach Staleck; aber öde waren die gewölbten Hallen, und im glänzenden Ritterſaal ertönte nicht wie ſonſt der goldenen Humpen Klang und das melodiſche Lied froher Harfner. Da trat der Pfalzgraf zum letzten Male auf die Zinnen ſeiner Burg, und ſah tieftrauernd in das grüne Thal hinab. Ermattet lehnte er ſich auf ſein gutes Schwert, das in ſo manchem rühmlichen Streit ihm treuen Dienſt geleiſtet. Die ſchöne Flur lag feiernd im goldenen Abendſchein, der Berg und Wald beglänzte, und in der Tiefe rauſchten leiſer die wilden Wogen des Rheins. Doch Herrmann ſah ſo trübe auf ihn, wie in das offene Grab des lieben Freundes, und jetzt brach der langverhaltene Schmerz aus ſeinem wunden Herzen wild hervor. Raſch entglüht ſchritt er den Söller auf und ab, und ſchleuderte den Flammberg in die Fluten. Dann ging er wieder in den Saal, rief die ihm brav ergebenen Mannen und Diener um ſich her, ließ ſeinen reichen Schatz an Waffen, Gold und Silber bringen, und theilte ihn unter ſie. „Lebt wohl! (ſo rief er jetzt, und eine Thräne quoll aus ſeinem finſtern Auge hervor) ich ſcheide von dem väterlichen Hauſe; denn meine Ehre und wohlerworbener Ruhm ſind hin für die irdiſche Welt. Nur in der Einſamkeit will ich noch trauern über ihnen, bis dieſes Lebens Quell verſiegt.“ Und damit legte er ſeine Rüſtung ab, hüllte ſich in ein Pilgerkleid, und ergriff den Wanderſtab. Weinend nahmen ſeine Getreuen Abſchied von dem edlen Herrn, und er wandelte fort zur ſtillen Siedelei, die fern in einem Wald von Franken lag. Hier lebte er fromm in einſamer Natur; jedoch beſiegte er nicht den Kummer ob der erlittenen Schmach bis ihn der Todesengel in beßere Welten führte.

Allein ſchon früher hatte ſein Widerſacher, der Erzbiſchof Arnold, auf eine ſchreckliche Weiſe geendet. Er war durch den letzten Krieg und die ſchweren Auflagen, ſo derſelbe erheiſcht, den Einwohnern noch verhaßter geworden, als vorher. Als er nun eine Reiſe nach Rom antrat, und für den

desfallsigen Aufwand eine Abgabe von den Bürgern verlangte, machten sie einen Freibrief geltend, und ließen ihn ohne Beitrag abziehen. Seine Feinde, an deren Spitze man Einige vom Adel und sogar von der höheren Geistlichkeit sah, vollendeten jetzt die schon angelegte Verschwörung, und erregten einen Aufstand. Das Volk drang in den Bischofshof ein, warf Feuer in die Gebäude, und plünderte nicht allein die Häuser der Geistlichen, so auf Arnolds Seite waren, sondern auch den reichen Schatz, der sich in der Domkirche befand. Endlich mußte der Kaiser wieder in's Mittel treten, und die Klagen beider Theile wurden vor einen Fürstenrath gebracht. Es ward den Bürgern auferlegt, den Erzbischof und die Kirche für alle Plünderung und Verheerung zu entschädigen, und jenen als ihren rechtmäßigen Fürsten zu erkennen. Sonst war die Strafe gegen die Anführer eben nicht hart, indem man nur Einige davon aus der Stadt verwies. Auf den Rath derjenigen, so die Verschwörung gelenkt, unterwarfen sich die Bürger dem kaiserlichen Spruche; jedoch die Flamme ward unterhalten, die Verwiesenen kehrten heimlich in die Stadt zurück, und man beschloß, einen Hauptschlag auszuführen. Wohl warnte die berühmte Seherin Hildegard, auch Arnolds Freund, der Abt von Erbach, diesen vor der ihm drohenden Gefahr. „Wende Dich (schrieb ihm Jene) zu dem Herrn; denn die Zeit Deines Todes ist nahe!“ — Doch er gab Beiden zur Antwort: „Die Mainzer sind Hunde; sie können wohl bellen, aber sie beißen nicht.“ — „Ja (erwiderte Hildegard), doch die Hunde sind der Ketten entledigt, und sie werden Dich zerreißen!“ — Allein stolz begab sich der Erzbischof im Jahre 1160 wieder nach Mainz, und nahm seinen Sitz in der Abtei vom St. Jakobsberge, die damals noch außer den Mauern lag: denn hier glaubte er gegen eine etwaige Unternehmung von Seiten der Mainzer, die er zum Gehorsam bringen wollte, den sichersten Schutz zu haben. Doch dieß war gerade sein Unglück; der Abt des Klosters stand mit seinen Feinden im geheimen Bund, und gab ihnen sogleich Nachricht, wie stark die Mannschaft und die Vertheidigungsmittel des Bischofs wären. Die Verschwornen traten nun bei Nacht an verschiedenen Punkten der Stadt zusammen, die Bürger waffneten sich, und sobald der Tag erschien, war die Abtei mit Geschütz, Sturmleitern und Brandfackeln umringt. In diesem Getümmel verlor Arnold seine gewöhnliche Entschlossenheit. Bald wollte er in der Tracht eines Mönches entwischen, bald sich an der Spitze seiner Ritter zur Wehre setzen. Doch diese waren zu gering an Zahl. Die

Bürger sprengten das Thor, erstiegen die Mauern, und drangen wüthend in das Kloster ein. Sie überwältigten bald die Mannen des Erzbischofs, und er selbst ward von aufgebrachten Völkern auf das Grausamste ermordet. Das weitere Gemälde des Unheils, so die Parteiwuth noch eine Zeitlang der Stadt Mainz bereitet, gehört nicht in diese Beschreibung.

Der unglückliche Herrmann starb im Jahre 1165 ohne Erben. Darum fiel die Pfalzgrafschaft in den obern und untern Rheinlanden dem Reiche wieder anheim. Kaiser Friedrich übergab sie jetzt seinem Halbbruder Konrad von Hohenstaufen, und fügte das nach dem Tode Heinrichs V. an sein Haus gekommene Herzogthum Franken hinzu. Konrad, ein eben so entschiedener Feind der geistlichen Fürsten, wie Herrmann von Staleck, setzte den Kampf wider dieselben fort, und bedrängte sie stark, bis auch diese Fehde durch die mächtige Einschreitung des Kaisers vermittelt und beendigt ward. *

Bacchus Altar.

In dem wildromantischen Rheinthale, drei Stunden abwärts von Bingen, gelangt man zu der Stadt Bacharach, bei welcher, wie wir im vorigen Artikel gemeldet, die Ruine der alten Burg Staleck auf dem Gipfel des Berges erscheint. Gleich unterhalb der Stadt liegt, in der Mitte des Stromes, eine schönbegrünte Insel, die ohngefähr 30 Morgen Feldes enthält. Zwischen diesem Eiland und dem rechten Ufer befindet sich jener merkwürdige Stein, der den Namen *Ara Bacchi* oder Altar des Bacchus führt, und selbst wie Widder sagt, in der oberamtlichen alten Regalienbeschreibung mit demselben benannt ist. Doch erblickt man ihn nur bei niederem Wasser, und niemals so weit, daß die Schrift, welche darauf eingehauen seyn soll, gelesen werden könnte. Einige Alterthumsforscher halten diesen Stein für ein Denkmal, das in der Vorzeit dem Rebengott Bacchus, vermuthlich auf einem seitdem überflutheten Theile der Insel, errichtet worden sey. Das bereits an anderem Ort erwähnte, deutsche,

---

* S. über den Inhalt dieses Artikels die schon öfter angeführten Werke von Widder und Vogt, A. von Stolterforths Romanze, nebst den beigefügten histor. Anmerkungen ꝛc.

im Manuſcript vorhandene Werk: *(Antiquitates imperii primi ad Rhenum)* ſagt hierüber Folgendes: „Zu dieſer Zeit (im Jahr der Welt **2060**) war Bacchus, ein Regent in der Inſul Morae,* aus ſeinem Reich verjagt; der erwarb bei denen Teutſchen zum Unterſchleif etliche Gegend am Rhein auf der Gallier Seiten; der bauete ihm zum Stuhl *Aram Bacchi*, davon durch den Frankenkönig *Pharamundum* der alte Flecken Bacharach erwachſen. Dieſer Bacchus pflanzte am Rhein zuerſt die Weinreben und Obſtbäume, gab denen Teutſchen gute Sitten und Gebräuch: deſſentwegen er nach ſeinem Tod vor ein Gott verehrt. Verordneten Ihme zu Ehren jährlich ein Feſt zu halten, welches ſie mit allerhand Wollüſten zugebracht, von deme noch zu dieſer Zeit die Faſtnacht im Brauch." —

Es iſt bekannt, daß in den Sagen und Dichtungen des Mittelalters auch oft der griechiſche Mythus angewandt, aber nach dem Geiſt und den Begriffen der damaligen Zeit geſtaltet ward, wie die Erzählungen vom Trojaniſchen Krieg, und andere, in den Epopöen der **Romancicas** und Minneſänger beweiſen. So meldet auch das eben genannte Buch, welches theils mährchenhafte, theils hiſtoriſche Ueberlieferungen von dem Urſprunge der Hauptorte des Rheinlandes, ihren Stiftern und Beherrſchern mittheilt, daß Neptunus, des Saturnus Sohn (in der Mythologie der oberſte Gott der Meere), aus Afrika, ſeinem angeblichen Vaterlande, vertrieben, nach Deutſchland gekommen ſey, allwo er von den Allemannen etliche Gänge des Schwarzwaldes zur Wohnung erhalten und daſelbſt Neptulingia, den nachmaligen Flecken Ettlingen, erbaut habe. Was nun den Bacchus anlangt, ſo ward er, wie auch die obige Idee ausſpricht, von den Griechen als Gott der Anpflanzung und Sittlichkeit verehrt, und namentlich dankte man ihm die Pflege und Veredlung des Weinſtocks und der Baumfrüchte, weßhalb er auch mit Ceres, der Erfinderin des Feldbaues, im freundlichen Bunde gedacht ward. Er unternahm als erobernder Held mit ſeinen Schaaren von Waldgöttern, Mänaden ꝛc. große Züge nach nördlichen und ſüdlichen Landen, drang bis nach Arabien und Aegypten, und ſogar bis in Indien vor, und verbreitete über-

---

* Iſt etwa hierunter die griechiſche Halbinſel Morea, der ehemalige, auch wieder ſo unter der jetzigen königlichen Regierung benannte, Peloponnes, verſtanden? Den Namen Morea erhielt dieſes Land unter den letzten griechiſchen Kaiſern, und zwar vom Maulbeerbaum, weil es faſt die Geſtalt eines Blattes von dieſem Baume hat.

all' ſein wohlthätiges Geſchenk, aber auch reineren Gottesdienſt, edle Kunſt und geſetzliche Rechte. (S. mein Handbuch der griechiſchen und römiſchen Mythologie, Artikel Dionyſos oder Bacchus.) — Eben ſo, wie dieſe, in Dichtungen und mythiſchen Werken des Alterthums enthaltene, Sagen, konnte ſich auch eine finden, wornach jener Bacchus an den Rhein gekommen war, daſelbſt an geeigneten Orten Weinſtöcke gepflanzt, auch eine beſſere Kultur unter die Menſchen gebracht, und darum göttliche Ehre und das genannte Denkmal empfangen hatte. Daß ſeine Feſte, die Bacchanalien, oft Anlaß zu wilder Freude und Schwelgerei gaben, wie jetzt hie und da in der Faſtnachtzeit noch geſchieht, iſt eben ſo wahr, als daß der Gegenſtand ſelbſt einen ſchönen, heiteren und erhebenden Geiſt athmet. Das angenehmſte Bild hiervon, welches uns noch in neuerer Zeit erſcheint, iſt das mit griechiſch-mythologiſchen, auch bibliſchen, Darſtellungen gefeierte Winzerfeſt an den maleriſchen Ufern des Genfer See's. — Einige Schriftſteller glauben, daß jener Felſenaltar im Rhein von den Römern, als ſie dieſes Land beſetzt hatten, dem Bacchus, den ſie nach dem Beiſpiele der Griechen verehrt, aus Dankbarkeit für die Güte des hier wachſenden Weines errichtet ward. Beide Meinungen ſtimmen dahin überein, daß der Name der Stadt Bacharach von demſelben herzuleiten ſey. Widder jedoch, der ſie anführt, ſagt, daß, trotz dem ſo hoch geprieſenen Alter dieſer Stadt, in allen bekannten Urkunden noch keine Meldung von ihr geſchehe, und zuerſt in einer vom Jahr 1119 das Dorf Bachrecha genannt ſey, wie denn wohl erſt nach dieſer Zeit die auf der Burg hauſenden Grafen und Pfalzgrafen den Ort erweitert hätten. Vogt vermuthet, daß etwa der ſpätere Anbau des köſtlichen Muskatellerweins, der auf dieſen Höhen erzeugt wird, die Idee von der Herleitung ihres Namens aus *Bacchi Ara* veranlaßt habe, und gedenkt einer ehemaligen Zechgeſellſchaft in dieſer Stadt, welche eigene Weingärten beſaß, deren Ertrag die ſogenannten Zechherren jährlich verzehrten. Doch ſtellt er nicht in Abrede, daß vielleicht ſchon die Römer einige Verſuche mit dieſer Pflanzung gemacht und den Wein *vinum muscatum* genannt hätten; den Namen Muscateller habe er ſodann ſpäterhin von den Grafen oder Vögten erhalten, durch die ſein Anbau auf dem ſogenannten Vogtsberge fortgeſetzt ward. Uebrigens ſcheint ihm der Name der Stadt Bacharach, wie jener von Hirznach, Andernach ꝛc., deutſch-celtiſchen Urſprungs zu ſeyn. In dieſem Fall könnte er ſich wohl auch auf die waſſerreiche Gegend beziehen, indem hier

aus den Thälern des Waldgebirges fünf Bäche in den Rhein fallen.

Wie dem auch sey, so dünkt es uns sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß Bacharach jenem Stein, den man für ein dem Bacchus errichtetes Denkmal hält, seinen, wiewohl germanisirten, Namen verdanke. Viele Wohlthäter der Menschheit wurden in den Urzeiten aller Völker göttlich verehrt. Darum konnte auch hier der erste Rebenpflanzer, der zugleich bessere Sitten und Gebräuche in diesen Landen eingeführt, mit dem griechisch-römischen Gott verschmolzen und ihm dieselbe Huldigung erzeigt worden seyn. Eben so gut können (was vielleicht noch wahrscheinlicher ist) die Römer, als sie die Pflanzung des Weinstocks auf diesen Bergen versucht, durch den glücklichen Erfolg begeistert, dem Schutzgott dieser Frucht hier einen Gedächtnißaltar errichtet haben. *Marquardus Freherus* (Orig. palat. Lib. II. Cap. 18) scheint derselben Meinung zu seyn, und fügt, indem er zugleich Stellen aus Virgil und Aufonius allegirt, noch die Bemerkung hinzu, daß man auch damals auf einzelne, aus den Gewässern der Ströme und sogar des Meeres hervorragende Felsen solche Denkmale gebaut habe.

Ueber den Beginn und Fortgang des Anbaues der schönen, am Rhein gelegenen, Lande, und namentlich des Rheingaues (der sich im weiteren Sinne des Wortes von Mainz bis Bacharach erstreckt), gibt das Vogtische Werk interessante Nachrichten, wovon auch in noch folgender Stelle Einiges mitzutheilen erlaubt sey.

Wie Tacitus (Annal T. I. p. 20) meldet, besaß schon der römische Prokonsul Curtius Pufus, der die Heerzüge Alexanders des Großen beschrieb und unter den Kaisern Tiberius und Claudius lebte, Silberbergwerke im Land der Mattiaker, welches vermuthlich den rauheren und entlegeneren Theil des genannten Gaues umfing. Weit später, und zwar im 3. Jahrhundert nach Christus Geburt, wurden die ersten Fruchtbäume und Weinstöcke am Rhein, wie in Ungarn, gepflanzt, wozu der Kaiser Probus die Obstgattungen und Reben aus Italien kommen ließ. Dieser Bau ward von den Landleuten fortgesetzt, jedoch späterhin durch die verwüstenden Einfälle der Wenden und Hunnen wieder zerstört. Erst unter der fränkischen Monarchie fing die bessere Kultur des Bodens an, die Karl der Große noch um Vieles erweiterte. Denn nach der Verordnung dieses Kaisers wurden bei seinen Maierhöfen alle Arten von Getreide und Obst, wie auch Reben, gepflanzt. Das Letztere geschah besonders auf den Höhen von

Nierstein und Hochheim, aber auch, wie aus Urkunden erwiesen ist, im Rheingau, der seinem Lieblingspalast Ingelheim gegenüber lag, und, wider die Nordluft geschützt, den heilsamsten Einfluß der Mittagssonne fühlen mußte. Schon die Namen der Orte Weinheim und Weinkeller (jetzt Winkel) deuten auf ein Weinlager des kaiserlichen Schlosses, und es ist wohl kein Zweifel, daß schon damals die schönsten Hügel dieser Rheingegend mit der Reben Laub geschmückt waren. Nicht minder ward nachmals durch die hier ansäßigen Ritter und Mönche der Weinbau gefördert. Die adelichen Geschlechter von Dern, Kraz, Langwerth, Greifenklau, Brömser und Gilgen, welche auf den Burgen von Elwill, Scharfenstein, Hattenheim, Vollraz, Rüdesheim und Lorch gehauset, kommen in den ersten Turnieren vor, und wahrscheinlich besaßen schon ihre Ahnen unter der Karolingischen Dynastie baum- und rebenreiche Güter an diesen Orten. Aber noch weit mehr, als der Adel, sorgten hier die geistlichen Aebte und Mönche für den Anbau der Inäischen Gabe, und es ist genug bekannt, daß man zu jeder Zeit in ihren Kellern die auserlesensten Sorten des köstlichsten Traubensaftes finden konnte. Sagt doch ein Gelehrter, der vor beinahe 50 Jahren, wo die hohe und niedere Klerisei noch in ihrer alten Integrität bestand, auf seiner Reise durch die malerischen Fluren des Rheingaues kam, daß er, als ihm in den schattigen Gängen, die von einem Kloster den Hügel herabzogen, ein Mönch begegnet sey, der in rosenfarbener Behaglichkeit einige Worte vor sich hin murmelte, auf die Frage seines Begleiters, ob dieser wohl sein Brevier bete, geantwortet: „Mich dünkt, er bete aus der Dithyrambe des Horaz:

Quo me, Bacche, rapis tui
Plenum? Quae nemora, quos agor in Specus,
Velox mente nova? —
(Wohin, Deiner Begeisterung
Vollen, raffest Du mich? Bacchus! durch welche Kluft —
Seltsam! — treibt's mich, durch welchen Hain? —
Nach Kl. Schmidt.)

Vor Allen jedoch waren schon im Mittelalter die Abteien vom Johannesberg und von Eberbach durch Weinpflanzung berühmt. Die Erstere ward von dem Mainzer Erzbischof Ruthard im Jahr 1102 gestiftet, und erhielt 1140 einen reichen Zuwachs durch die Güter des Gaugrafen Ludwig, der hier die ritterliche Tracht mit dem Mönchsgewande vertauscht; die letztere soll der heilige Bernhard gegründet haben, als er am Rheinufer das Kreuz predigte. Dieser

seltsame Priester, den nur sein apostolischer Eifer manchmal auf die große Weltbühne fortriß, hat besonders gern seine Klöster in einsamen und schauerlichen Thälern erbauet. Eine Legende sagt: „er habe einst in dem düsteren Waldgebirge hinter Hattenheim auf einem bemoosten Steine gesessen und seiner hohen Bestimmung nachgedacht; da wäre ein wilder Eber aus den Sträuchen auf ihn zugekommen und habe ihm mit dem Rüssel den Plan eines Klosters, welches er dort anlegen wollte, vorgezeichnet; darum werde dieses Kloster Eberbach genannt." Wirklich führten die Aebte einen Eber in ihrem Wappen, und jener Waldsitz heißt noch Bernhardsruhe. Die Stiftung ward von dem Erzbischof Adelbert mit vielen Landgütern begabt, welche durch fleißige Mönche noch besser angebaut wurden. Bald entstanden auch in dieser Gegend noch mehrere Manns- und Nonnenklöster, und unter Begünstigung des Erzstifts Mainz erhoben sich die schönen und reichen Weinberge von Rauenthal, Pfaffenberg, Oestrich und Asmannshausen. Doch keine Anpflanzung war so kühn und mühsam, als die des Rüdesheimer Berges. Hier mußten die bis zu dem, jetzt mit einer herrlichen Anlage prangenden, Niederwalde gethürmten Felsen gesprengt, mit unzähligen Mauern umgeben, und, daß der Weinstock Grund und Boden erhalte, durch Treppen und Wege verbunden werden. Einige schreiben den Anbau dieser steilen Höhe schon Karl dem Großen, Andere, vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit, den Erzbischöfen Hatto und Siegfried (im 10ten und 11ten Jahrhundert) zu. Er ward durch die späteren Eigenthümer dieser Weinberge noch mehr ausgedehnt und vervollkommnet. — Doch nicht allein auf die Reben-Pflanzung, sondern auch auf den Getraide-Bau und die Viehzucht, war man in diesen Gegenden bedacht, um so mehr, als für die Pflege des Weinstocks eine Menge von Dung erfordert wird. Daher die schönen Ackerfelder und Wiesen, welche sich von den Hügeln des eigentlichen Rheingaues, nämlich von Schierstein bei Rüdesheim, an den Strom hinab ziehen. Zwischen den Weingärten legte man treffliche Obstfelder an, und am Strande der Bäche, so aus den Wäldern zur Ebene strömen, wurden häufig Mühlen erbaut. Das Hochgebirge selbst aber prangte, wie in der Urzeit, mit der herrlichsten Waldung. So gewährte schon damals, wie in unseren Tagen, dieser kleine, im Halbzirkel sich dehnende, Landstrich, dessen reizende Flur zugleich mit einer großen Zahl ansehnlicher Ortschaften, Burgen, Abteien, Meierhöfen ꝛc. bedeckt war, einen so prächtigen Anblick, als irgend eine mit

den Schönheiten der Natur geſchmückte Gegend. Auch die Bürgerſchaft in den Orten genoß bereits im Mittelalter große Freiheiten. Die kriegeriſchen Ritter hauſeten auf ihren Bergſchlöſſern, die friedlichen Mönche und Nonnen in den Klöſtern des einſamen Thals, und das Volk bauete mit ruhigem Fleiße ſein Eigenthum an Korn und Wein in der ſchönen Fläche längs dem Ufer des Rheins. Zudem hat ſich wohl (wie der genannte Schriftſteller bemerkt) bis auf unſere Zeit das altdeutſche Bild in Form und Geſtalt nirgends mehr erhalten, als in dieſem Lande.

Der Ritter und der Abt.*

An dem rebenreichen Ufer des Rheins, wahrſcheinlich in der Gegend von Bacharach, ſtand in der Vorzeit ein ärmliches, mit Stroh gedecktes Hüttchen, das von der Wittwe eines redlichen Winzers, der hier fleißig ſein Tagewerk getrieben, bewohnt war. So vieles Leid auch die gute Frau um den Verluſt ihres Gatten trug, fand ſie ſich doch einigermaßen durch die kindliche Liebe und den treuen Beiſtand eines heranblühenden Töchterleins getröſtet, und Beide lebten fromm, häuslich und arbeitſam, auch mit geringer Habe zufrieden, in ihrer kleinen ländlichen Wohnung. Sabine (ſo hieß die Jungfrau) war nun ſiebzehn Jahre alt und in der ganzen Gegend als ein wunderſchönes Mädchen, das unter den Hohen und Niederen des weiblichen Geſchlechts kaum ſeines Gleichen hatte, bekannt. Es läßt ſich wohl denken, daß dieſelbe von loſen Verführern, welche ſie bei ihrer Armuth durch Schmeicheleien und Geſchenke zu gewinnen ſuchten, wie auch von ſeufzenden Liebhabern, die ihre Schönheit noch höher prieſen, als den jungen Morgenſtrahl oder den lieblichen Mondglanz, umſchlichen war. Doch Sabine kannte ihren eigenen Reiz nicht, und wenn ſie mit der Sichel auf das Feld oder mit

---

* Dieſen Schwank hat Langbein in ſeiner anziehenden, launhaften Manier und ächtwitzigen Laune metriſch erzählt. Aus welchem Stoffe der Dichter geſchöpft hat, iſt uns unbekannt. Das Geſchichtchen erinnert auch, bei verſchiedenem Inhalte, durch ſeinen komiſchen Anſtrich an Bürger's treffliche Romanze: Der Kaiſer und der Abt. Wir theilen es in gegenwärtiger Darſtellung denjenigen unſerer Leſer mit, ſo jene poetiſche Erzählung von Langbein, Die Reiſe in's Bad betitelt, nicht kennen.

dem Spoten in ihr kleines, am Berghange liegendes, Gärtchen ging, und irgend einen Mann oder Jüngling mit glatten Worten zu ihr trat, gab sie ihm so kurzen und trockenen Bescheid, oder warf ihm einen so ernsten Blick zu, daß er bald fand, hier sey alle Müde verloren. War denn aber Keiner unter Allen, der bei dem lieblichen, tugendhaften Mädchen Gehör finden konnte? Doch ja! Der Vogt einer Ritterburg, die sich im nächsten Thal auf dem waldigen Berggipfel erhob, sah manchmal die junge Sabine auf seinen Ritten und Gängen an den Strand des Rheins, und ward eben so sehr von ihrer Schönheit und Anmuth, als von dem Rufe ihrer Sittsamkeit und häuslichen Tugend entbrannt. Er trat eines Tages in das Hüttchen der Jungfrau, erklärte ihr mit aufrichtigen und bescheidenen Worten seine Liebe und bat zugleich die Mutter um ihre Einwilligung. Jedermann schätzte den Burgvogt Justin als einen edlen und biederen Mann, der sich stets treu in seinem Dienst, tapfer und ohne Tadel an Sitten bewährt hatte. Sabine, die ihn schon einigemal auf der Flur gesehen, wo er sie, nicht frech oder zudringlich, wie jene Laffen, sondern mit freundlichem Ernste, gegrüßt, war gegen den stattlichen Mann, von dem sie überdieß so viel Gutes vernommen, nicht gleichgültig. Doch schüchtern überließ sie jetzt das Wort ihrer Mutter, und als Justin noch hinzufügte, daß er im Stande sey, Beiden eine glückliche und sorgenfreie Lage zu schaffen, nahm die Wittwe sehr gern seine Bewerbung an, im Fall ihre Tochter die Seinige werden wolle. Erröthend und mit niedergeschlagenen Augen sprach Sabine das dem Liebenden so süß tönende Ja; er gab sich jetzt überall als ihren Bräutigam kund, und die Vermählung des freuden Paares sollte, sobald Justin's Burgherr von einem Ritt in das oberrheinische Land zurückgekehrt sey, auf dem Schlosse gefeiert werden. Sieh! da kam mit einmal ein seltsamer Redenhabler in die Quere.

Auf dem Hochgebirge jenseits des Stroms erschien ein reiches Mönchskloster, wo geistlicher Glanz und üppiges Leben zu Hause war. Ein wohlbeleibter und schwelgerischer Abt herrschte über diesen Sitz. Der kam einmal mit seinem Gefolge herüber und sah, als er im Abendschein durch das Blachfeld trabte, die schöne Sabine auf dem frischen Wiesenplan, wo sie von einem Baume die süße Frucht in ihr niedliches Körbchen sammelte. Das reizende Mädchen stach ihm recht in die lüsternen Augen, und sogleich ritt der Schalk heran, und fragte mit väterlichem Tone: „Wie heißt du und wo ist das Haus Deiner Aeltern?“ Sie beantwortete seine Fragen auf

ruhige und bescheidene Art. Da wollte ihr der Abt einige Goldstücke mit den Worten: „Denke hierbei an mich!“ überreichen; aber die Jungfrau wandte ihm den Rücken und eilte purpurroth von Scham hinweg.

Doch dem Obermönch schwebte nun Tag und Nacht das anmuthige Bild vor, und er konnte es gar nicht aus dem Sinne kriegen. Er bestreifte nun oft diese Felder, hatte aber keinen Gewinn dabei, indem Sabine, wenn sie ihn nur von ferne sah, sich schnell in den Hain oder in ihre Wohnung zurückzog. Gern hätte er einen Besuch in dem Hüttchen abgestattet; doch war dieß so auffallend und es gab der Neugierigen so viele, daß er es nicht wagen durfte, und seine geistliche Würde ward ihm jetzt eine rechte Last. Da sprach eines Morgens sein Kämmerling zu ihm: „Nehmt's nicht übel, hochwürdiger Herr! Es wird mir bei Euch angst und bange. Ihr werdet täglich magerer, und jedes Wamms ist Euch zu weit. Was mag wohl die Ursache seyn?“ — Der Abt seufzte tief, indem eine Art von Lächeln sein, trotz der Vermagerung noch immer feistes, Gesicht verzog, und gestand dem alten treuen Diener, was ihn quäle. „O, ist es weiter nichts? (rief der in Ränken aller Art geübte Klosterknecht) Da will ich schon Hülfe schaffen, wenn Ihr es erlaubt.“ — „Ich erlaub' es!“ versetzte der Abt, stieß einen langen, dumpfen Athemzug aus und schöpfte wieder einige Hoffnung. Der Kämmerling fuhr sogleich über den Rhein und schritt auf das Häuschen zu. Er gewahrte das Gärtchen auf dem Hügel, schlich herbei und sah darin die Jungfrau, wie sie ihren schönen Blumenflor von Nelken, Violen und Narzissen begoß. Der Schelm trat hinein und redete sie an: „Gruß Dir, liebes Mädchen! Ich konnte nicht umhin, das angenehme Gärtlein in der Nähe zu betrachten. Wie das grünt, und blüht und duftet, alles so hübsch geregelt und gepflanzt! Aber — hi, hi! — das schönste Blümchen wartet der andern mit so zärtlichem Fleiß. O, gutes Kind! Da könntest Du meinen Gebieter, den hochwürdigen Herrn Abt Hyacinthus, recht erfreuen. Er liebt die Blumen gar sehr. Sie stehen in allen Zimmern unsers Klosters in niedlichen Scherben und krystallenen Gläsern, und der hohe Abt ist oft selbst damit geschmückt. Bringe ihm doch morgen ein Körbchen voll hinüber! Er wird Dich reichlich dafür belohnen, und die Blümlein so werth halten, als hätte man ihm eine Diamantenkrone geschenkt.“ — Sabinens Antlitz glühete vor Unmuth; sie erwiderte schnell; „O nein! Sechs Pferde brächten mich nicht in das Gemach Seiner Hochwürden. Alle diese farbigen Zöglinge blühen nur

für einen Mann, für meinen Verlobten, den Burgvogt Juſtin. Wiſſet alſo! Ich treibe keinen Handel mit Blumen, und mein Leben war immer unbeſcholten, fromm und ſittſam.“ — Der Verſucher fand wohl, daß hier nichts auszurichten ſey, murrte und ging nach dem Kloſter zurück. „Dort werden wir kein Glück haben (ſprach er heimlich zu dem Abt); die Dirne geberdet ſich wie eine wahre Tugendſchweſter, und zudem iſt ſie ſchon die Braut eines Burgvogts. Doch — halt! Da fällt mir noch ein Mittel ein. Man ſagt, ihre Mutter wäre von etwas frömmelndem Sinn. Schickt darum einen recht ſchlauen Mönch in das Haus, der ſie bewegt, ihre Tochter den Nonnenſchleier nehmen zu laſſen. So gewinnt man für's Erſte Zeit, und das Weitere fügt ſich ſchon.“ —

Der Lüſtling, deſſen ſchwerfälliger Verſtand nicht für ſich ſelbſt denken, ſondern nur das aufnehmen konnte, was Andere für ihn ausgedacht, ging recht gern in dieſen Vorſchlag ein; um ſo mehr, als ihn wohl ſchon die Erfahrung gelehrt, daß auf ſolchem Wege ſein Wunſch am beſten zu erfüllen ſey. Pater Anſelmus, der verſchlagenſte Fuchs und zugleich ein ächter Wolf im Schafspelze, ward nun auf des Kämmerlings Rath zur Ausführung des ſauberen Plans erwählt und auf die geiſtliche Werbung geſandt. Sein Oberhaupt verſprach ihm den herrlichſten Lohn, wenn er ſeinen Zweck erreiche, und verſah ihn noch mit einer Summe Goldes, um nöthigen Falls durch eine Gabe die Augen des Mütterleins zu blenden. Anſelmus begab ſich flugs an Ort und Stelle, und klopfte leiſe an die ſorgſam verſchloſſene Thüre des Hüttchens. Die Wittwe ſah durch das Fenſter, und aus Reſpekt vor der Mönchskutte ward ihm ſogleich geöffnet. Ich habe (ſprach der Gleisner) in Aufträgen meines Kloſters heute ſchon einen weiten Weg gemacht. Es iſt ſehr heiß und mich dürſtet. Darum bitt' ich nur um ein Becherlein Waſſer, das Euch Gott vergelten wolle.“ — Die Alte nahm ſchnell ein Kelchglas von dem Schrank und ſchickte Sabinen damit in ihr Kellerchen, um für den Gaſt einen Trunk Wein zu holen. „Ihr habt da (fuhr unterdeſſen der Mönch fort) ein gar hübſches Töchterlein. Aber Schönheit iſt eine gefährliche Gabe in dieſer argen Welt. Das Lämmchen ſoll ſich wohl verwahren, daß ihm der Sündenwolf nicht auf die Spur kommt und am Ende es dem Beherrſcher der Hölle zuführt.“ — „Das, Freund, hat keine Noth! (ſagte die Mutter) mein Kind iſt fromm und tugendhaft erzogen. Sie hat ſchon manchen loſen Vogel abgewieſen und wird bald im Arm eines treuen Gatten vor jedem Fehltritt ſicher ſeyn.“ — „O Weibel,

(rief er) traut dem nicht zu sehr! Gerade unter der Haube wird oft am Meisten gebuhlt, und der Ehemann ist nur der Schanddeckel. Fort darum mit ihr von dieser Bühne des Lasters und in ein Kloster. Von dort allein geht der wahre Weg zum Himmel." — „Ehrwürdiger Mann Gottes! (sprach sie) sie hat dem Bräutigam schon ihr Wort gegeben. Ach! der edle, gutherzige Mann wird auch künftig mein Schutz und Stab seyn, und ohne ihn müßte ich arme Wittwe noch im greisen Alter Hunger und Elend erfahren." — „Sorgt nicht! (war die Antwort) Wenn Ihr das Mädchen in's Klösterlein schickt, wird ein hochwürdiger Mann auch Eurer mit Vaterhuld sich annehmen. Ich bin sein Bekehrungsapostel, den er aussendet, um arme Seelen dem bösen Feinde zu entrücken, und" ..... Hier brachte Sabine den Wein; er trank und winkte der Mutter vor's Haus. „Das schenkt Euch der Hochwürdige (sagte er mit leiserem Tone) in der Hoffnung, daß Ihr seinen frommen Wunsch erfüllt. Habt Dank für die Labung! Ich muß vor Nacht noch über den Rhein." Damit schob und drang er ihr das Päckchen mit Gold in die Hand, und war, noch ehe sie sich von ihrem Staunen erholt, auf und davon.

Die Wittwe dachte in frommer Einfalt, daß ein Engel bei ihr eingekehrt, damit ihre Tochter dem grausen Höllenschlund entrissen würde. Sie trat wieder in das Gemach, zeigte Sabinen das reiche Geldgeschenk, und ermahnte sie voll Ernst und mit allen Gründen, die der Mönch dargelegt, um ihrer Seligkeit willen eine Braut des Himmels zu werden. Die Jungfrau erschrack. „Ich bin Justin's Braut (sagte sie endlich) und gab ihm mein bindendes Wort im Angesichte des Himmels. O beste Mutter! Was verlangst Du? Waltet denn Gott nur im Kloster? Seine Wege sind überall, und er schützt den Redlichen hier, wie dort. O glaube nicht dem, der solchen Rath Dir gab, und — hinter diesem Golde scheint mir der böse Feind zu lauschen!" — Doch es half kein Weinen und kein Flehen; die Alte blieb auf ihrem abergläubischen Sinn, drohete sogar mit dem Fluche, wenn Sabine halsstarrig sey, und ließ dem Burgvogt sagen, daß sie ihre Tochter dem Nonnenschleier bestimmen und seine Besuche nicht mehr annehmen werde.

Justin, dem die klösterlichen Umtriebe nicht fremd waren, schöpfte sogleich den rechten Argwohn, um so mehr, als er von einem Knecht, der an den Strand geritten war, vernahm, daß am vorigen Tage ein Mönch in die Wohnung seiner Braut geschlichen sey. Zornig ging er hinab und faßte,

in den nächsten laubigen Weinberg geduckt, dem Apostel auf. Am dritten Tag kam dieser hastigen Schrittes, um zu sehen, was sein Gold für Wirkung getan und schlüpfte in das Häuslein. Aber kaum hatte er Mutter und Tochter gegrüßt, so schoß jach, wie der Falke auf den Reiher am Fischteiche, der Burgvogt herein, faßte ihn bei der Kapuze und rief donnernd, indem er das blanke Schwert zog: „Schurke! [illegible] Haus wird Dein Grab, wofern Du nicht Dein Schelmstück [illegible]ennen und mir sagen willst, wer es angestiftet hat.“ Herr Anselmus fuhr mächtig zusammen, doch erholte er sich wieder und sprach mit halbzitternder Stimme: „Freund, Ihr werdet doch den geistlichen Stand ehren?“ — „Jeden Ehrenmann dieses Standes, aber Dich nicht!“ versetzte Justin, preßte mit starkem Arm den Mönch an die Wand und klopfte ihn so derb mit der flachen Klinge durch, daß dieser in Todesangst auf die Kniee sank und ihn anflehete: „Herr, ich bitt' Euch — haltet doch ein! — Ihr sollt Alles wissen. Ich bin nur ein armer Klosterbruder — mein Abt dort drüben auf dem Stifte hat mich geschickt. Dem — dem gefällt das Mädchen da. Ich brauch' Euch nichts weiter zu sagen.“ Dieß war dem Burgvogt schon genug: er stieß seinen Sarras in die Scheide und ließ den Klosterfuchs zur Thüre hinaus wischen. Die Mutter kreuzigte und segnete sich; sie gestand ihm nun, daß sie, von den Worten des frömmelnden Schalkes bethört, ihrer guten Tochter so viele Thränen bewirkt hatte. Justin verzieh es ihr gern, weil er den frechen Anschlag zernichtet, umarmte seine Braut und eilte nach der Burg zurück.

Erst vor wenigen Tagen war Ritter Alphons, sein Gebieter, von der Reise heimgekehrt. Der Vogt sprach zu ihm: „Herr! Es ist Euch bekannt, daß ich mit Sabinen, der Tochter einer armen und redlichen Wittwe, verlobt bin. Aber die Schlange der Verführung stellet ihr nach, und obgleich ich derselben erst heute das Gift nahm, so wird man doch den Plan nicht aufgeben und wieder durch allerlei Ränke die schwache Seite der Mutter zu gewinnen suchen. Ein geistlicher Herr macht den weltlichen Streich, und ohne Zweifel errathet Ihr, nach früheren und ähnlichen Geschichten, sogleich den Abt Hyacinthus.“ Auf des Ritters Befragen erzählte ihm Justin den ganzen Vorgang. „Das ist ein schändlicher Wicht! (rief der streitbare Held) Wahrhaftig! Kommt mir der Bauchpfaff einmal von seinem Felsennest herunter in die weite Flur, so rupf' ich ihn so kahl, wie einen Fettvogel. Aber wart! Es soll sich schon eine Gelegenheit finden, wo

man ihm auf die Haude steigen kann." — „So ist mein Wunsch (erwiderte Jener), und Niemand kann ihn besser zur Rechenschaft ziehen, als Ihr. Ein tüchtiger Schlag vertreibt ihm wohl den Gelust zu künftigen Schritten dieser Art." —

Als nun der Abt Hyacinthus vernahm, wie übel der arglistige Plan gescheitert war, obwohl ihm Pater Anselmus nur seinen Unfall, nicht aber sein Bekenntniß gemeldet, da sah er wohl, daß hier wenig Hoffnung für ihn sey, und er ward von nun an so mißmuthig, daß kein Mensch mit ihm auskommen konnte. Mit einmal erscholl in der Gegend umher die Nachricht, der Herr Abt rüste sich, um, nach ärztlicher Verordnung, mit stattlichem Gefolge eine Reise in ein Heilbad anzutreten, das im diesseitigen Gebirge mehrere Meilen weit entfernt lag. „Bravo! (rief der Burgherr Alphons) Nicht besser kann sich's treffen! Sein Weg geht durch meinen Forst, und wenn ihn sein Namenspatron selber geleitet, so will ich ihm doch ein Bad anrichten, woran er Zeitlebens gedenken soll." — Und alsbald sandte der Ritter heimliche Kundschafter aus, die ihm auch schnell den Tag der Abfahrt meldeten. Da ritt er schon am Morgen, von Justin und seinen Schildknappen begleitet, in den Hain, welchen die Landstraße durchzog, und nahm noch, auf den möglichen, wiewohl nicht sehr wahrscheinlichen, Fall, daß ein Gefecht statt haben könne, zwölf reisige Knechte mit. Dort barg sich die Schaar hinter dem dichten Buschholze; jedoch vergebens harrte man den ganzen Tag. Endlich, als schon der rötliche Abend die Tannen beschien, rief der Knappe, der sein Ohr an den moosigen Grund gelegt: „Es rasselt ein Wagen von Osten her!" — „Gut! (sprach der Ritter zu den Reisigen) Steht hier noch fest; doch hört Ihr mein Streithorn tönen, so folgt im Galopp mir nach!" — Damit ließ er seinen Hengst ausgreifen und stieß, indem er längs dem Thal hinsprengte, auf den sehnlich erwarteten Zug.

Der geistliche Herr füllte, gleich einem Koloß, den breiten, mit zwei Rossen von derber friesländischer Art bespannten, Wagen. Diesem folgte ein Karren, der mit Weinfässern, Mönchen und Leckerwerk beladen war und dem sich noch verschiedenes Hausgesinde anschloß. Das Waffengeleite bestand aus einem Trupp schwerleibiger Klosterfassen zu Pferde; doch schienen sie ganz friedfertig und ihre Schwerter hielt der Rost in den Scheiden. „Willkommen, Eure Hochwürden, auf meinem Gebiete! (redete Alphons den Abt an, während er in lieblicher Schale den giftigen Kern verbarg) Was hat Euch aus dem behaglichen Sessel getrieben? Ihr zieht ja in der

ſelben Abenddämmerung wie die ſchwimmende Fledermaus einher; das ſcheint mir faſt gefährlich zu ſeyn.“ Jener, nichts Böſes ahnend, zog mit ganz munterem Geſichte ſein Käppleim herunter und ſprach: „Ei ja, Herr Ritter! Das will ich Euch wohl ſagen. Aus meiner geiſtlichen Ruhe hat mich nichts Anderes geſcheucht, als der dringende Rath meines Arztes. Der verlangt, daß ich in das berühmte Heilbad reiſe, weil im Kloſter mich der Tod bedräut. Ja, dieſer folgt mir zum Bette, wie an den Tiſch: da will kein Braten, kein Fiſch, keine Paſtete, kein Konfekt, kein Rüdesheimer und Markbrunner, nichts will ſchmecken — mit einem Wort, das Uebel hat mir die Eßluſt zu Grunde gerichtet, und das iſt doch ſo gut, als ob man geſtorben wäre.“ — „Hm! (war des Ritters Antwort) den Rath find' ich eben nicht ſehr klug und das Recept etwas theuer; denn wer wird gleich, wenn ihm der Magen ein wenig verdorben iſt, ein ſo weit entferntes Bad beſuchen?“ — „Da habt Ihr nicht Unrecht (erwiderte Hyacinthus), die Sache koſtet Geld. Darum hab' ich ſechshundert Dukaten bei mir und werde nichts davon übrig behalten; denn es muß doch ein wenig luſtig getrieben ſeyn.“ Alphons, nachdem er ein wenig nachgedacht, verſetzte: „Hört meinen Vorſchlag, Herr Abt! Ich beſitze ein treffliches Arcanum, das meine ſelige Mutter uns hinterlaſſen hat. Es iſt von wunderſamer Kraft und kurirt jeden Magen, der überladen oder durch Schlemmerei verdorben ward, auf der Stelle. Das Mittel ſteht Euch zu Dienſten, und wenn Ihr es einnehmet, ſo ſind die Reiſekoſten erſpart: denn Ihr werdet ſo hungrig ſpeiſen, wie ein Wolf.“ — Der Abt dachte bei ſich: „Es kommt ja auf den Verſuch an!“ und war es zufrieden. Auf des Ritters Einladung zog er nun, nebſt ſeiner ganzen Schaar, mit dieſem nach der feſten Burg, Juſtin und die Reiter folgten von weitem nach, und — Ehren Hyacinthus war in der Falle! Denn kaum in dem Schloßhof angelangt, lockte man mit vollen Weinkumpen den Troß in einen vergitterten Saal, wo ihm ſogleich der Ausgang verſchloſſen ward; den Prälaten aber führten zwei Knaben in ein glänzendes Gemach und verriegelten bei'm Weggehen die Pforte. Zur Arznei für des Schwelgers Magen ſtand auf dem Tiſche nur ein Krüglein mit Waſſer. Das war doch hart! — Wie ein Ur, den man in Skandinaviens Waldern fing, oder wie jener Keuler, den Herkules im arcadiſchen Gebirge in den Schnee gejagt und dort knebelte, ſo tobte er die Stunden der Nacht hindurch, und als die Morgenſonne über den Berg kam, regte ſich bei ihm wieder ſtark die Eßluſt:

aber kein Frühſtück wollte erſcheinen. Nach einigen Stunden hielt er es nicht länger aus, trat an's Fenſter und rief mit lautem, durch Hain und Flur nachhallendem, Baßton: „Es werde mir Speiſe gebracht!“ Sogleich ertönte eine Antwort durch das Thürſchloß: „Befehlt Ihr ein gutes Stück Rindfleiſch? Sonſt haben wir jetzt nichts, was Euch behagen kann.“ — „Das mag ich nicht!“ ſagte er murrend dagegen. Eine Stunde verfloß, da rief er wieder hinaus: „Geht der Spaß einmal zu Ende, oder treibt der leibhafte Satanas hier ſein Weſen? Bringt mir Speiſe und Trank!“ Darauf hörte er: „Ein hausgebacknes Brod, eine Rothwurſt und auch Dünnbier, wenn Ihr durſtig ſend, ſtehen zu Dienſt.“ — „Nein, (brüllte er) ihr trotzigen Häſcher! Das iſt ein Mahl für den, der den Dreſchflegel oder die Holzart führt.“ Als aber nichts kommen wollte, und dem Abt ein längeres Faſten unerträglich ward, ſchrie er von neuem: „Hallo!! Hallo!! Herbei mit dem Rindfleiſch und der Wurſt!“ Das Schlüſſelloch erwiderte ihm: „Unſere Fleiſchkammern ſind nun leer; doch auf dem Heerde ſiedet ein Waſſerbrei für Euch; den könnt Ihr haben, ſobald Ihr wollt.“ Da ſtieß Hyacinthus einen mächtigen Fluch aus und rief: „Ihr hölliſches Geiſtervolk! Nur her, geſchwind her mit dem Kleiſter!“ — Man ließ ihn nicht lange warten; denn bald öffnete ſich die Thüre: Sabinchen trat, zierlich einen Teller mit Brei tragend, herein, und ſogleich nach ihr Alphons und Juſtin. Vor Staunen und Ingrimm ſprachlos, warf der Abt wildfunkelnde Blicke um ſich her; doch der Hunger überwand; er ſetzte ſich hin und verſchlang den Brei in wenigen Secunden. „Seht Ihr nun? (ſprach der Ritter) Ich hab' Euch geheilt. Ein Mehlmuß ward Euch zum köſtlichen Schmauſe. Darum iſt es auch billig, daß Ihr mir den Arztlohn bezahlt. Er beträgt nicht mehr als ſechshundert Dukaten. Die weiſe ich der Braut meines Burgvogts an.“ Ihr habt dem guten Mädchen ſo vielen Gram bereitet, daß Ihr wohl dieſen Erſatz ſchuldig ſend.“ — Hyacynthus trabte im Zimmer auf und ab und grollte wie ein Strom, den das Ungewitter empört. „Das geh' ich nicht ein! (rief er) Das iſt Gewalt! Ich werde mich an den Kaiſer wenden.“ — „Gut! (verſetzte der Ritter) wenn Ihr an den Kaiſer ſchreibt, ſo ſchreib' ich nach Rom.“ Dieß war dem Abt ein ſchreckendes Drohwort, und er wollte es nicht darauf ankommen laſſen. Brummend zahlte er das geforderte Löſegeld und zog geſünder, und wenn auch nicht weiſer, doch gewitzigt für die Zukunft, von dem theueren Schmauſe nach ſeinem Stifte zurück.

Die Feste Pfalzgrafenstein.

Eine halbe Stunde unterhalb Bacharach wird der Reisende, besonders wenn er zu Schiffe den Strom hinabfährt, durch eine seltsame Erscheinung überrascht. Es erhebt sich hier, fast mitten im Rhein, der an dem rechten Ufer liegenden Stadt Caub gegenüber, ein großes, ansehnliches Kastell, das auf einer breiten und starken Felseninsel erbaut ist, die es gegen Wasserfluth und Eisgang schirmt. Was seinen Ursprung anlangt, so hat man darüber keine bestimmten Nachrichten. Widder glaubt, daß es anfänglich ein Wartthurm gewesen, den man nachher, zu Bezwingung der vorübergehenden Schiffe in eine Festung verwandelt. Wie dem auch sey, so stehe hier, was Geschichte und Sage von dieser Burg melden.

Wir haben bereits erwähnt, daß nach dem Tode des unglücklichen Herrmann von Staleck die Pfalzgrafschaft an Kaiser Friedrichs I. Halbbruder, Konrad von Staufen, kam. Aber diesem ward keine männliche Nachkommenschaft zu Theil, sondern nur eine einzige schöne Tochter, Namens Agnes. Mächtige Fürsten, wie die Herzoge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig, ja sogar der König von Frankreich, bewarben sich, heimlich und öffentlich, um ihre Hand. Aber Kaiser Heinrich VI., Friedrichs Sohn und Nachfolger, suchte die Pfalzgrafschaft bei seinem Stamme zu erhalten, und war darauf bedacht, daß Agnes mit einem seiner Verwandten oder Freunde vermählt werde. Allein die junge Fürstin hatte schon unter ihren Freiern gewählt; denn zwischen ihr und dem genannten Herzoge von Braunschweig, dem ältesten Sohn des, sowohl durch unbezwinglichen Heldenmuth und treffliche Verwaltung seines Landes, als durch seine traurigen Schicksale, berühmten Heinrich des Löwen, ward ein inniger Liebesbund geschlossen. Der Herzog hatte sich, seines Vaters werth, durch ritterliche Tapferkeit hervorgethan; dabei war er ein Mann von schöner Gestalt, edler Sitte und einnehmendem Wesen. Als der Pfalzgraf den Umgang seiner Tochter mit diesem Prinzen erfuhr, zeugte er den Zorn des Kaisers und entfernte sie aus des Braunschweigers Nähe, wenn dieser auf die Burg Staleck kam, wo Konrad sich oft gern mit den Seinigen aufhielt, wie auch verschiedene Urkunden, die er daselbst ausgefertigt, beweisen. Dennoch hielt er Agnes vor dem Verführer (wie er ihn nannte) nicht ganz gesichert; darum

ließ er auf dem Felsen des Rheins bei Caub ein festes Schloß erbauen, und verwahrte sie darin. Aber die Liebe (sagt das Sprichwort) achtet nicht Schloß und Riegel, auch, wenn sie mit romantischem Geist und Muth im Bunde steht, nicht Mauern, Thürme und Tiefen der Fluth. Ueberdieß ward Heinrich von Agnesens Mutter begünstigt, welche aus Zärtlichkeit das Herz ihrer Tochter nicht leidend, sondern diese mit einem so edlen Fürsten glücklich sehen wollte. Er ward also heimlich und im Pilgerkleid in die Feste gelassen, und die Liebenden genossen in dem einsamen, von Wogen umrauschten, Zwinger das höchste Glück.

Aber nach einiger Zeit stellten sich die Folgen dieser verstohlenen Zusammenkunft ein. Die Pfalzgräfin eilte nun zu ihrem Gemahl, entdeckte ihm das ganze Geheimniß, und bat ihn flehentlich, doch dem Kaiser zu erklären, daß nun keine andere Vermählung statt haben könne. Der Pfalzgraf ward wie vom Donnerstrahle getroffen; doch sah er bald ein, daß sein Zürnen und seine Verzweiflung umsonst, und der eheliche Bund des Herzogs mit seiner Tochter nicht mehr zu hintertreiben wäre. Da zog er nun schnell nach Speier, wo gerade der Kaiser seinen Hof hielt, und eröffnete ihm die dringende Lage der Sachen. Allein dieser ward darob höchst unwillig, und wollte auf keine Entschuldigung hören. Jedoch nach wiederholter Vorstellung besann er sich, und dachte, vielleicht könne der alte Haß zwischen den Hohenstaufen und Welfen, aus welchem letztern Stamme der Herzog war, durch diese Verbindung getilgt werden; darum gab er zur Antwort: „Wohlan, es sey! Aber ich werde nie die Erben, so der Braunschweiger mit Eurer Tochter erzeugt, als Eure Nachfolger in der Pfalzgrafschaft anerkennen, so lange mir nicht der rechtmäßige Trauungsakt vorgelegt ist."

Konrad erschrack sehr; denn er glaubte nicht diesen Forderung entsprechen zu können. Sogleich eilte er nach seiner Burg zurück, um sich mit seiner Gemahlin über diesen schlüpfrigen Gegenstand zu benehmen. Aber die listige Dame riß ihn bald aus der Verlegenheit. Sie fragte ihn, wie er wohl denken könne, daß sie einen so vertrauten Umgang des Herzogs mit Agnesen gestattet, wenn sie nicht gesetzlich mit einander getraut wären und der Hofkaplan ihre Ehe nicht priesterlich eingesegnet hätte? Ohne Verzug ließ sie jetzt den Trauungsakt nach der üblichen Form und mit Zeugenunterschrift ausfertigen und stellte ihn ihrem Gatten zu. Diesem fiel ein Stein vom Herzen. Froh begab er sich mit seiner Urkunde zu dem Kaiser, und bald ward das Vermählungs-

fest des Herzogs von Braunschweig und der reisenden Agnes öffentlich gefeiert.

So die Geschichte, und die Sage fügt noch einen Umstand hinzu. Konrad war, obschon durch den günstigen Ausgang der Sache befriedigt, doch für künftige Fälle dieser Art, die sich wieder in seiner Familie ereignen könnten, so behutsam geworden, daß er in dem Kastell auf der Rheinmsel ein kleines Kämmerlein bauen ließ, und zugleich ein Gesetz gab, nach welchem jede Pfalzgräfin daselbst den Stammhalter gebären sollte. Dieses Gemach wird noch bis auf den heutigen Tag allen Reisenden, welche jenes alte Denkmal näher betrachten wollen, gezeigt. Widder hält die Sage nicht für glaubwürdig, schon darum, weil die fragliche Kammer so enge sey, daß sie kaum vier rheinische Schuhe in der Breite und acht in der Länge betrage. Höchstens (meint er) könne Pfalzgraf Herrmann von Staleck darin das Licht der Welt erblickt haben, indem man von seinen Vorfahren kein Beispiel wisse und von seinen Nachfolgern das Gegentheil bekannt sey. Vogt sagt, es müßten wohl, da das Zimmer kaum ein Bett und neben demselben eine Amme fassen konnte, die Zeugen an der Thüre gestanden haben. Nach seiner Meinung ist wahrscheinlich die Volkskunde aus obiger Geschichte entstanden, und die Feste erhielt daher den Namen Pfalz oder Pfalzgrafenstein. Uebrigens glaubt derselbe, daß letztere erst von dem genannten Pfalzgrafen Konrad, also nach Herrmann erbauet worden.

Des Kaisers erste Besorgniß war nicht ungegründet; denn als nach dessen Absterben sein Bruder Philipp von Schwaben zum römischen König erwählt ward, nahm der Pfalzgraf Heinrich Partei gegen ihn zu Gunsten seines eigenen Bruders Otto von Braunschweig. Dafür that ihn der nach Philipp's Tod auf den Kaiserthron gelangte Friedrich II. von Hohenstaufen eine Zeitlang in den Reichsbann, und gab 1215 seinem treuen Anhänger Ludwig I., Herzog von Bayern, die Pfalzgrafschaft. Doch war der Braunschweiger noch zu mächtig am Rhein, als daß jener sich eines ruhigen Besitzes seiner Herrschaft erfreuen konnte. Auch wünschte Ludwig, zur Vollendung und Befestigung seines neuen, so wichtigen, Erwerbs, die fränkischen oder hohenstaufischen Landstriche am Rhein mit der ihm übertragenen Pfalzgrafschaft zu verbinden. Er bewarb sich daher um die reiche Erbtochter des genannten Fürsten, welche, wie ihre Mutter, den Namen Agnes hatte, für seinen Sohn Otto. Dieses gelang ihm auch, und so kam durch kaiserliche Gewalt,

wie durch Erbfolge, die Pfalzgrafſchaft an den Wittelsbacher Stamm.

Die merkwürdige Burg im Rhein iſt noch faſt ganz erhalten. Auch in neuerer Zeit, als ſie noch Kurpfälziſch war, lag darin eine Beſatzung von 20 bis 24 Mann zur Wache, die unter dem Befehl des Kommandanten von Gutenfels ſtand. Auf dem Thurm hing eine Glocke, deren Läuten die vorbeifahrenden Schiffe an den zu entrichtenden Rheinzoll mahnte.

Burg Gutenfels bei Caub.

Am Fuße der mit lieblichem Grün geſchmückten, längs dem Ufer des Stroms hinziehenden, Berge liegt die Stadt Caub, ſo wahrſcheinlich zuerſt von den Römern als eine Schutzwehr gegen die Anfälle germaniſcher Völker angelegt und daher Cuba (Vorwache) genannt ward. In den Urkunden der fränkiſchen Monarchie erſcheint ſie als ein kleiner Ort des Hamichgaues, der unter die Gerichtsbarkeit der Grafen von Arnſtein gehörte. Später kam ſie an die von Nüringen, und nach dem Tode des Letzten dieſes Geſchlechtes, durch Vermählung ſeiner Erbtochter Guta, an die Grafen von Falkenſtein. Merkwürdig ſind die alten Schlöſſer, welche ſich in der Gemarkung dieſer Stadt, auf den waldigen Höhen des Gebirges, erheben. Zwei davon, die Pfalz auf dem Felſen im Strom und das tiefer in der Wildniß liegende Schloß Rheinberg, haben wir ſchon genannt. Das wichtigſte unter den übrigen, ſowohl in hiſtoriſchem als romantiſchem Betracht, iſt unſtreitig die Burg Gutenfels, die, oberhalb des Orts, auf einem ſteilen, felſigen Berggipfel ſteht. In den alten Urkunden heißt ſie Cube, auch Chaube, die Burg oder Feſte, und vermuthlich hatten ſchon die Römer zu dem gemeldeten Zweck hier ein Kaſtell erbaut, woher denn auch in der Folge das unten liegende Städtlein den Namen Caub erhielt. Ein beſonderes Intereſſe gewann dieſes Schloß durch nachfolgende Geſchichte, das, auch noch in der neueſten Zeit, durch die ſchöne Farbengebung der Poeſie mit dem Geiſt der Sage verſchwiſtert ward.

Graf Philipp von Falkenſtein beſaß um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Feſte Caub. Hier wohnte auch ſeine ſchöne Schweſter Guta. Viele Ritter aus nahem und

fernem Lande bewarben ſich um die anmuthsvolle und geiſtreiche Dame; jedoch umſonſt: denn Keiner entſprach ganz den Wünſchen ihres Herzens, und ſelbſt die zärtliche Bitte des Bruders, dem oder jenem ſeiner braven Waffengefährten ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, wurde kalt, jedoch ſanft abgelehnt. Da ward in Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Auf ihm erſchienen die tapferſten und edelſten Kampfhelden vom Rheinſtrome ſowohl, als aus andern Gegenden des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlands. Man ſah hier die glänzendſten Waffenproben, das Höchſte, was Kraft und geſchickte Führung der Lanze vollbringen kann. Aber in dieſen Schranken tummelte ſich auch ein Ritter, der aus England zu dem rüſtigen Spiele gekommen war und mehr als alle Andern die Augen der Zuſchauer auf ſich zog. Er war Jedermann unbekannt, und hatte ſich einen Namen aus der altromantiſchen Zeit des Königs Arthur und der Tafelrunde beigelegt; ihn kannte allein der Erzbiſchof von Köln, und dieſer bürgte mit ſeinem Wort, daß er aus ſehr angeſehenem Stamme und ſo gut als irgend Einer der Anweſenden turnierfähig ſey. Der Ritter war ein Mann von der ſchönſten und kräftigſten Geſtalt, und wurde ſchon am vorhergehenden Abend, da er bei Hof erſchien, wegen ſeiner feinen Sitte und ſeines verſtändigen und anziehenden Geſprächs, von Herren und Damen bewundert. Er prangte in wahrhaft königlicher Rüſtung; ein goldner Löwe ſtrahlte auf ſeinem Schild, und ſein dunkelbraunes Roß von erleſener Zucht des heimiſchen Landes übertraf alle andern Streithengſte an ſtolzem Gang, an Feuer und Behendigkeit. Doch wie mild und beſcheiden der fremde Turniergaſt im geſelligen Kreis erſchien, ſo drohend zog er, gleich der dunklen Gewitterwolke, zum Kampf heran; ſo donnernd brauſete er, gleich dem Waldſtrome des Gebirges, in der Rennbahn auf ſeinen Gegner los. Wer hier die Lanze mit ihm brach, ward aus dem Sattel geworfen, und bei jedem Ritt verkündete hochſchallend die Trompete ſeinen Sieg.

Auch die ſchöne Guta, welche unter ihres Bruders Geleit zu dem Feſte nach Köln gereiſet war, hatte den edlen Ritter auf der Hofburg geſehen. Ihre Blicke begegneten einander oft, aber zugleich ihre Herzen, wie die von Romeo und Julie, beim erſten Anblick. Der Held ſah in ihr das Kleinod aller Jungfrauen, und Guta fühlte zum erſtenmal die ſüße Gewalt der Liebe. Ach! wie freuete ſie nun ſein glorreicher Kampf! Und als der Sieger ſtolz vom letzten Gang aus den Schranken ritt, da ſchweiften ſeine Augen nach dem

hohen Balkon, und ſuchten im Kranze lieblicher Damen die göttliche Maid, die ſein Inneres entflammt. Ihre liebende Seele ſchien ihn zu verſtehen, und halb unwillkührlich ließ ſie den ſeidenen Handſchuh herabfallen. Der Ritter ſprang vom Roß, hob ſchnell ihn auf, neigte ſich tief vor ihr, und ſprach: „Edles Fräulein! Darf ich dieſes ſchöne Zeichen an meinem Helme tragen? Es wird mich ſtärken im Kampfe der Schlacht, wie beim heitern Spiele der Waffen.“ Mild erröthend nickte ſie ihm Gewährung zu. Er trat jetzt vor eine der edlen Damen, die, als Königin des Feſtes, ihm Dank, ein koſtbares Wehrgehäng, überreichte. Allein weniger galt ihm der kühn errungene Lohn, als jene holde Gabe, die er entzückt an ſeinem Helme trug. Und als Abends im fürſtlichen Saale der muntere Reigen erklang, da durfte er oft an Guta's Seite gehen, da durften ſie Worte und Blicke tauſchen, obgleich er noch kein Geſtändniß wagte, und die Jungfrau nur ſchüchtern und verſchämt auf ſeine mit dem wärmſten Gefühl, aber auch mit zurückhaltender Ehrfurcht ergangene Fragen, Antwort gab. Doch in geheimer Wonne bebte ihr Herz, als nun ihr Bruder, Graf Philipp von Falkenſtein, der vor Allen dem braven Ritter ſeine Bewunderung gezollt, ihn gaſtlich nach ſeiner Burg einlud und dieſer bald zu kommen verſprach.

Nur wenige Tage befand ſich Guta wieder auf dem heimatlichen Schloß, als das Horn von dem Wachtthurm erklang, und — der Erſehnte ritt mit ſeinem Schildknappen in den Hof. Recht herzlich empfing ihn der Burgherr, und wie ſehr deſſen reizende Schweſter bemüht war, den edlen Gaſt mit aller Sorgfalt und Artigkeit zu bewirthen, dieß denken ſich gewiß unſere verehrlichen Leſer und Leſerinnen von ſelbſt. Als er am dritten Tage wieder von dannen ſchied, trat er vor die Jungfrau, faßte ehrerbietig ihre Hand, und ſprach: „Eure Schönheit und Tugend, edles Fräulein, haben mein Herz in ſüße Bande gelegt. Erlaubet mir alſo das aufrichtige Geſtändniß der Liebe, die es zu Euch fühlt! Noch habe ich Gründe, meinen wahren Namen zu verhehlen; aber ſeyd verſichert, daß mein Stand und meine Denkungsart mir das Recht geben, um die Hand einer Dame von hohem Geſchlecht und edler Geſinnung zu werben. Darf ich hoffen, daß Ihr den ſehnlichſten meiner Wünſche erhört, dann wartet noch ruhig drei Monde lang, und Ihr ſeht mich wieder!“ — Zitternde Bläſſe und glühende Röthe wechſelten auf Guta's Antlitz. „Ja! (ſprach ſie endlich tief ſeufzend) ja, auch Ihr ſeyd mir werth, und gern will ich die Eurige ſeyn, treu harren

und nicht wanken, wenn selbst ein König meiner begehrte.“ — Er stand einen Augenblick in ernste Gedanken versenkt; dann rief er: „So bin ich ewig Dein!“ Und sie sanken einander in die Arme und schwuren sich ewige Liebe und Treue.

Guta hielt, nach dem Wunsche des Geliebten, vor Jedermann, und selbst vor ihrem Bruder, noch diesen Bund geheim. Doch innige Freude hob ihr Herz, wenn jener den brittischen Rittersmann lobte, und erröthend schlug sie die Augen nieder, wenn er manchmal zu verstehen gab, daß ihm ein Gatte von solchen Eigenschaften für ihr Gemüth recht passend scheine. Aber bald nach des Fremden Abschied ward es sehr unruhig im deutschen Reiche. Das Hohenstaufische Haus hatte, wie aus der Geschichte bekannt, nachdem sein herrlichster Sonnenstrahl, Friedrich II., hinabgeschwunden war, ein trauriges Ende genommen; „denn (sagt ein edler patriotischer Schriftsteller) „das alte Kaiser-Reich Karls des Großen zerfiel schnell und unwiederbringlich in Stücke. — Die kaiserliche Gewalt und der Reichsapfel waren ein Spielball in den Händen der rheinischen Churfürsten geworden: sie schalteten über die Gesetze, die Reichstage und die Krone, und verkauften letztere dem, der ihnen am meisten dafür bezahlte.“ So wurden mehrere Kaiser und Gegenkaiser gewählt und wieder vom Throne gestoßen; jede Wahl geschah unter dem Waffenkampfe der Parteien, und der Thron des neuen Reichsoberhauptes war von Bürgerblut geröthet. Jetzt wurden König Alphons von Castilien und Richard von Cornwallis, Letzterer ein Bruder des Königs Heinrich III. von England, in Vorschlag gebracht. Der Erste, welcher den Beinamen der Weise erhielt, war trotz mancher Fehler ein für seine Lande wohlgesinnter und zugleich ein gelehrter Fürst. Man erzählt von ihm, daß er in einer Krankheit den römischen Schriftsteller Curtius gelesen und nach seiner Wiederherstellung ausgerufen habe: „Nun fahrt wohl, Avicenna, Hippokrates, und ihr andern Aerzte! Es lebe Curtius, mein Erhalter!“ Aber auch Richard wurde nicht allein als ein sehr tapferer, sondern auch als ein geistreicher und edelmüthiger Prinz gerühmt. Zudem besaß er großen Reichthum, und diese Eigenschaft bewog mehr, als jene Tugenden, die Churfürsten von Mainz und Köln, ihn auf dem Reichstag in Frankfurt am Main zum römischen Könige zu wählen. Die von Sachsen und Trier jedoch ernannten Alphons, und schickten Gesandte zu ihm nach Spanien, damit er bald nach Deutschland komme und den Kaiserthron besteige. Aber die Mehrheit der Fürsten und Herren trat auf die Seite des

Engländers; er ward gewählt und erhielt in Aachen feierlich die Krone. So war dieſer Kampf geendet, und auch der Graf von Falkenſtein, der für Richards Partei, ohne daß er, ſeines Wiſſens, ihn ſelbſt noch erblickt, das Schwert gezogen hatte, war wieder in die heimiſche Flur und auf ſeine friedliche Burg am Rhein zurückgekehrt.

Schon fünf Monde lang harrte die liebende Jungfrau, jedoch vergebens, auf Kunde von ihrem Ritter. Oft blickte ſie vom hohen Söller die Ufer des Stromes hinab und wieder hinauf, wo er ſich aus dem Bergthal heranwindet. Mancher reiſige Zug kam vorbei; doch ihn ſah ihr Auge in keiner Schaar, und keine Botſchaft lohnte ihr ſehnliches Erwarten. Da ſprach ſie bang und traurig zu ſich ſelbſt: „O niemals ſeh' ich ihn wieder! Denn ohne Zweifel hat er geſtritten für ſeines Prinzen Wahl und iſt vielleicht im blutigen Kampfe gefallen. Oder hätte er ſeines Wortes vergeſſen, wäre heimgekehrt in das brittiſche Land und buhlt um einer ſchöneren Dame Gunſt? O nein, nein! Dazu iſt ſein Herz nicht fähig.“— So härmte ſich die edle Maid, und jeder Tag ſah immer mehr, wie ihrer Wangen Roſenblüthe ſchwand. — Sieh! da wogte im goldenen Morgenſchein ferner ein königlicher Zug von Roß und Mann; er kam den Strom herauf und ging bergan nach dem Schloſſe Caub. Hoch ſchmetterten Trompeten an dem Thor, und ein lauter Ruf erſcholl: „Thut auf die feſte Burg! König Richard begehrt Einlaß.“ Sogleich ward die Pforte geöffnet, die glänzende Schaar zog ein und Graf Philipp trat dem König entgegen, neigte ſich tief und huldigte ſeinem hohen Gaſte, Richard lobte jetzt den wackeren Beiſtand, den Falkenſtein ſeiner Sache geleiſtet, und fügte hinzu: „Aber ich komme nicht allein, Herr Graf, um Euch einen Beſuch abzuſtatten; ich bitte zugleich um die Hand Eurer ſchönen Schweſter Guta, mit der ich meinen Thron theilen will.“ — Erſtaunt, doch endlich gefaßt, erwiderte jener: „O mein Kaiſer und Herr! Sie, die ſonſt wie eine Maienroſe geblüht, iſt ſeit zwei Monden blaß und krank. Die Urſache weiß ich nicht; aber vielleicht wird ſie bald des Todes Raub!“ — „Krank? (verſetzte der König) O ſo meldet ihr um ſo ſchneller mein Begehr! Der Glanz meiner Krone wird dem holden Fräulein Geneſung bringen.“ Mit dieſen Worten ſchlug er das halb erhobene Viſir ſeines goldenen Helmes auf, und — Philipp, nicht wiſſend, ob es ein Traum, wich betroffen einen Schritt zurück; denn vor ihm hielt der engliſche Ritter, den er vor Monden ſo freundlich beherbergt hatte. „Ja! ich bin derſelbe (fuhr Richard

fort) und dank' Euch nochmals für die gastliche Aufnahme. In jener Zeit schloß ich den geheimen Liebesbund mit Eurer Schwester. Jetzt aber geht zu ihr und sagt für's Erste nur, daß der König — auch sie weiß noch nicht, daß ich jener bin — da sey und zur Gemahlin sie verlange." — Der Graf gehorchte seines Herrn Befehl, kam aber bald zurück und sprach: „Erhabener Fürst! Ihr kranker Sinn ist unbeugsam. Sie erkennt das hohe Glück; doch dankt sie und verweigert es." — Lächelnd nahm Richard den Helm vom Haupt und freudiger klopfte sein Herz. „Wohlan! (sagte er) Bringt ihr diesen Handschuh, der gewiß den Gram besänftigen wird. Als namenloser Ritter gewann ich Guta's Liebe, und habe sie in den feindlichen Stürmen bewahrt, die mich ihr so lang entrissen." — Da eilte Philipp: dessen Trauer um die Leiden seiner Schwester in heiteres Gefühl verwandelt war, von neuem zu ihr hin, und sprach mit ernstem und verstelltem Tone: „Kennst Du diesen Handschuh? Liebeskummer ist Deine Krankheit. Hinter König Richards Schaar hält ein armer Ritter, der nämliche, der im Turnier gesiegt und Herberge bei uns fand; der sagt, Du hättest ihm auf dieses Pfand Treue geschworen." — Mit neuer Lebensglut erhob sich die Leidende von ihrem Sessel und rief: „Ja! ich hab' ihm reine Liebe und Treue geschworen; die halt' ich fest, so hier, wie einst dort!" — „Das war sehr unklug (entgegnete ihr Bruder); wie mochte die Gräfin von Falkenstein ihr Herz so schnell an einen unbekannten Mann verschenken?" — O frage das nicht! (erwiderte sie) Heil dem Edlen! Er blieb mir treu, wie ich ihm. Der König ist groß und gut; er wird unserer Liebe nicht entgegen seyn." — „So folge mir zu dem König!" sagte der Graf. Zitternd wankte sie an seinem Arme durch den Saal; aber schon trat Richard ihr entgegen. Wer mahlt die himmlische Wonne des Wiedersehens, da Beide sich Herz an Herz schlossen? Guta vergaß, ob es der König, ob es ein einfacher Rittersmann sey; Er ja war es, ihr Geliebter! — Der seligste Tag, den jemals diese Burg gesehen, ward hier verlebt, und in wenigen Wochen feierte Richard sein Vermählungsfest mit kaiserlicher Pracht, und führte seine schöne Gemahlin auch bald nach England, wo sie am Hofe des Königs hochgeehrt und bewundert ward; Graf Philipp aber nannte das Schloß Caub, zur Erinnerung an den Liebesbund seiner edlen Schwester, von jetzt an Gutenfels, und diesen Namen trägt es noch auf den heutigen Tag.

Wohl glauben einige Alterthumsforscher, daß diese Benennung der Burg von der Gräfin Guta, der Großmutter

unſerer Dame (die wir oben genannt), herzuleiten ſey, indem auch die Gemahlin Kaiſer Richard's in den Urkunden Beatrix genannt werden. Allein zu jener Zeit war es üblich, manche Namen in das Lateiniſche zu überſetzen, und da Beatrix im Deutſchen die Gute oder Beſeligende heißt, ſo kann auch in dieſem Punkt die gegenwärtige Sage hiſtoriſch begründet ſeyn.

Der edle Richard verwaltete ſein Reich mit Weisheit und Sorgfalt. Er ſchaffte durch eine Verordnung, die er auf dem Reichstage in Worms erließ, alle Zölle zu Waſſer und zu Land ab, und traf noch viele andere zweckmäßige Anſtalten, ſo daß ſich Deutſchland unter ihm einer dauerhaften Ruhe und Wohlfahrt zu erfreuen ſchien. Doch ſeine Herrſchaft währte nicht lange. Eine Empörung, die wider ſeinen königlichen Bruder Heinrich ausbrach, rief ihn nach England. Er unterſtützte jenen mit tapferem Muth, ward aber am 2. April 1271 in einem Gefechte bei London erſchoſſen. Neue Fehden und Parteikämpfe wütheten im ganzen Reiche, bis endlich (1273) Rudolph von Habsburg den Thron beſtieg und dieſem Unweſen Einhalt that.

Der Gegenkaiſer Alphons war nie auf deutſchen Boden gelangt. Er hatte ſich zwar ſchon auf den Weg begeben, kehrte jedoch wieder nach Spanien um, als er vernahm, daß Rudolph gewählt ſey. Allein er fand nun ſeinen kaſtiliſchen Thron durch die Ränke der Großen und ſelbſt von ſeiner eigenen Familie bedroht, und ſoll aus Gram geſtorben ſeyn, weil ihm ſein Sohn, der Prinz Sancho, den er in ſeiner Abweſenheit zum Statthalter gemacht, die Herrſchaft nicht wieder einräumen wollte. Was nun die weiteren Schickſale der Burg Gutenfels anlangt, ſo erkaufte Pfalzgraf Ludwig II. im Jahre 1277 dieſes Schloß, nebſt dem Städtchen Caub, von dem Grafen von Falkenſtein um die Summe von 2100 Mark Aachener Pfennige. Beides auch blieb bis in die neuere Zeit bei Churpfalz. Ein Beweis, in welchem großen Anſehen der Gutenfels ſtand, war, daß Ludwig im Jahre 1287 den berühmten Grafen Adolph von Naſſau, der 1291 zum deutſchen Kaiſer gewählt ward, als Burgmann hier aufgenommen, ſo, daß derſelbe zur perſönlichen Beſetzung der Feſte einen achtbaren Edelknecht ſtellen mußte. Sie hatte fortwährend im Mittelalter ihre eigenen Burggrafen, unter denen Wilhelm von Katzenellenbogen, Gerhard von Steinkallenfels, Wilhelm von Ockenheim, genannt Ingelheim ꝛc. ſich auszeichneten. In der ſogenannten bayeriſchen Fehde, wo mehrere Fürſten und Herren des Reichs gegen

den in die Acht erklärten Churfürsten Philipp Partei nahmen, ward die Burg Gutenfels 1504 durch den Landgrafen Wilhelm von Heſſen ſechs Wochen lang hart belagert, aber auch von der Beſatzung ſo gut vertheidigt, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Die Erinnerung an dieſe Begebenheit iſt noch auf einem zu Caub eingemauerten Steine bewahrt, und zwar in deutſchen Reimen, die man auch bei Widder (B. III. S. 404.) nachleſen kann. Philipps Sohn und Nachfolger, Ludwig V., ließ das, was die Belagerung zerſtört, wieder aufbauen. Doch in dem dreißigjährigen Kriege erlitten Burg und Stadt neues und großes Ungemach. Sie wurden von den Schweden und Spaniern abwechſelnd erobert und verheert. König Guſtav Adolph weilte ſechs Tage lang auf Gutenfels. Vielleicht wollte er hier den Rheinübergang verſuchen, der ſpäter, wie bereits gemeldet, in der Gegend von Oppenheim erfolgte. Von einem der weſtlichen Thürme herab beobachtete dieſer große Fürſt den ſpaniſchen Heerhaufen unter Spinola, und das Gemach, ſo er hier bewohnt, wird noch der Königsſaal genannt. Nur in dem Orleans'ſchen Succeſſionskriege, wo den größten Theil der Pfalz eine ſo ſchreckliche Verwüſtung traf, blieb dieſes Schloß mit dem furchtbaren Brande verſchont. Auch ward es ſeitdem fortwährend in gutem Stand erhalten, und hatte, wie ſchon im vorigen Artikel erwähnt, noch in der neueren pfälziſchen Zeit eine förmliche Beſatzung mit dem nöthigen Geſchütze. Einen ſehr maleriſchen Anblick gewähret die Lage der Burg auf jenem ſteilen Gebirge, zu dem man auf mehreren Stufen emporſteigt. Durch dieſes und den vorbeiſtrömenden Rhein iſt ſie ſchon von der Natur befeſtigt, und um ſo leichter konnte von ihr herab ſowohl die Landſtraße, als die Schifffahrt, gehemmt oder beſchützt werden. Oberhalb derſelben entſpringt ein Bach, und vereint ſich mit dem, der aus den freundlichen Wieſen bei Weiſel heraneilt und neben der Landſtraße den jähen Hügel herabſtürzt. Er fließt durch die Stadt, treibt einige Mühlen, und fällt weiter unten in den Rhein. Dieſes kleine und ruhig murmelnde Waſſer hat manchmal ſchon, nebſt einem Dritten, aus dem Thale ſich ergießenden, Bach, durch Schnee oder Regenguß geſchwellt, großen Schaden angerichtet, ja ganze Weinberge und Wieſen verheert.

Die Schweſterfelſen.

Gleich jenen Sagen aus der mythiſchen Welt der Griechen, wo Daphne in einen Lorbeerbaum, Syrinx in Schilf, die Töchter des Minyas in Fledermäuſe ꝛc. verwandelt worden (was Ovid ſo dichteriſch-ſchön beſingt), meldet uns auch die aus grauen Tagen der romantiſchen Zeit herſchallende Kunde von wunderſamen Erſcheinungen dieſer Art, oder vielmehr, die Götter- und Heroenzeit aller Völker iſt — mögen auch ihre beſondern Verhältniſſe mehr oder weniger von einander abweichen — im wahren Sinne romantiſch, mit Heldenabenteuern und Zauberbildern durchwebt, und voll ſeltſamer, in die Geſchichte verflochtener Mährchen, die, unter dem noch in kindlicher Einfalt die Natur betrachtenden Volk entſtanden und nachmals mit den Farben der Poeſie verſchönt, den für Schöpfungen einer blühenden Phantaſie empfänglichen Geiſt ſo ſehr anſprechen. Eine ſolche Erſcheinung zeigt ſich dem Reiſenden, der von dem Pfalzgrafenſtein weiter den Strom hinabſchifft, unterhalb der Stadt Oberweſel, wo die ſtolze Ruine des Schloſſes Schönberg von der einſamen Eichenhöh' in das Thal ſchaut. Denn hier ragen bei etwas niedrigem Waſſer ſieben Felſenſpitzen aus den Fluten des Rheins empor, und dem nach ihnen Fragenden wird eine Sage der Vorzeit, wiewohl auf verſchiedene Art, erzählt.

Ehedem (ſo heißt es in einer dieſer Kunden) war das Schloß Schönberg von ſieben Fräulein bewohnt, welche man nur die ſchönen Gräfinnen nannte. In nahen und fernen Landen erſcholl der Ruf von ihren Reizen und ihrer Anmuth, und überall her kamen die edelſten Ritter, und warben um die Hand der Schönen. Wohl wurden alle gaſtfreundlich empfangen und herrlich bewirthet; auch pflogen die Jungfrauen mit ihnen recht angenehme und geiſtreiche Unterhaltung; doch wenn ein Freier ſeinen Antrag laut werden ließ, erhielt er jedesmal eine ausweichende Antwort, und unmuthig trabten die Herren im rothen Abendſcheine von dannen. Den Fräulein aber diente die Sache nur zum Spaß. Sie erzählten einander die halbe Nacht hindurch von dem, was am Tage geſchehen war, und jede freute ſich über die Art, wie ſie ihren Liebhaber geneckt, der, ſich an ihren Blicken ſonnend, im lieblichſten Traume geſchwebt und dann in bitterer Ungewißheit davon geritten war. So verfloſſen einige Jahre. Die fremden Bewerber kamen nicht mehr; aber die aus dem nahen Rheinlande gaben ihren Plan noch nicht auf; doch wurmte

es ihnen tief, daß die Sprödigkeit der Damen so oft einen Schein von Hoffnung sehen ließ und ihn dann plötzlich wieder verdunkelte, und als sie eines Tags auf der Felsenburg des tapfern und biedern Ritters Walter, der vor allen schon so lange und treu geschmachtet, versammelt waren, erhob sich dieser bei'm zechenden Gelag, und rief: „Nein, meine edlen Waffenbrüder! Man soll uns nicht länger für Narren halten. Hört meinen Vorschlag! Wir schließen einen Bund, und sagen den Damen kurzweg, daß sie sich entscheiden sollen. Wo nicht, so meiden wir ihre Burg, und kommen andere Freier, dann bieten wir ihnen Trotz mit blankem Schwerte." —

Alle stimmten ihm bei, und stießen auf guten Erfolg die goldenen Humpen an. Sogleich ward die Erklärung aufgesetzt und die Botschaft abgesandt. Dieß schreckte doch ein wenig die Jungfrauen; denn sie fühlten wohl, daß sie die Männer mit losem Tande zum Besten gehabt; aber entrüstet über die stolze Muthung, beschloß jede, sich zu rächen. Nachdem sie mit argem Witze Rath gehalten, ward eine schöne und gewandte Zofe in das wilde Gebirg nach Walters Schloß gesandt. Sie trat vor den Ritter, der, unmuthig im Hofe wandelnd, zu einem Jagdritt Befehle gab, und sprach: „Edler Herr! Meine hohen Gebieterinnen, die Damen von Schönberg, melden Euch, daß sie zur Wahl entschlossen sind; doch dürfe hierbei nur das Loos entscheiden. Sie bitten Euch daher, dieses jedem der andern Herren anzukündigen, damit sie sich, so wie Ihr selbst, morgen auf dem Schloße einfinden." — Der Ritter hörte nicht ungern diese Worte; denn alle sieben Damen waren einander an Geist und Schönheit gleich, und er dachte, ich werde doch wohl keine Niete ziehen. Er entließ also die Zofe mit der Versicherung, das Gebot der Damen solle treu erfüllt werden, und setzte schnell seine Gefährten durch reisige Knechte, die er nach allen Richtungen absandte, hievon in Kenntniß.

Wie die Schwalben, sobald der sonnige Lenz die Auen beblümt, aus ihren Schlupfwinkeln am Weidenstrand hervor auf Bäume und Dächer flattern, so regten sich von Ost und Westen her die sehnsüchtigen Freier, und jagten froh nach Schönberg hin. Ein Diener führte sie in den Saal, und bald trat die Zofe leichten Schrittes mit einem silbernen Teller, auf dem sich 21 Loose von feinem Pergamente befanden, in die Versammlung. Die Loose waren mit den verschiedenen Farben der anwesenden Ritter bezeichnet, und sieben davon enthielten die Namen der Schwestern. Letztere hatten den Erfolg ihrer List wohl berechnet. Von Erwar-

tung glühend langte jeder Ritter hinein, und wählte das Zeichen mit seiner Farbe. Aber, Himmel! Die Sieben, welche Treffer zogen, waren gerade die Häßlichsten, so, daß man sie mit Igeln, Wald-Ebern, Wölfen und Bären vergleichen konnte; die Wohlgestalteten gingen leer aus. Brüllendes Gelächter und Frohlocken auf der einen, bitterer Spott und stampfender Verdruß auf der andern Seite, durchscholl den Saal. Stolz wandelten die Gewinner umher, und der Plumpste rief jetzt mit emporgeworfenem Haupte: „Woblan! Führt uns den Bräuten vor!“ Das Mädchen versetzte: „Bemüht Euch nur in den Gartensaal, dort findet Ihr unsere Herrinnen.“ Und die Schaar bewegte sich den grünen Baumgang hin; aber bei der Ankunft sahen Alle, daß ihre Träume nicht erfüllt waren; denn nur die reizenden Bilder der Jungfrauen standen an den hohen Wänden umher. Bestürzt und mit offenem Munde sahen die Bethörten einander an. Plötzlich tönte ein Lachen vom Rhein herauf; sie schauten von den Höhen hinab, und — sieh! die Fräulein stiegen dort recht zierlich in einen Kahn, der mit Laub und Blätterzweigen bekränzt war, riefen noch neckende Worte jenen zu, und ihre Schiffer lenkten in die Wogen. Mit glühendem Aerger schlichen sich die Herren sachte von Schönberg fort. Aber die Ritter, welche Nieten gezogen, waren an den Strand geeilt, und Walter rief mit feierlichem Ton: „Nire der Flut, die in der Felsenwohnung am Lurlei hauset, Du bist reiner Liebe hold! Räche die treuen und biedern Herzen an der losen Sprödigkeit, die sich mit eitler Gefallsucht paart, damit ihr Hohn nicht triumphire!“ — Mit einmal war der Himmel schwarz umwölkt; die Lurlei-Nymphe tauchte ein Nebelkleid aus den Wellen empor, und gebot mit schauerlicher Stimme, gleich des Windes Rauschen im Eichenforste: „Halt!“ Und der Kahn stand fest. „Dem Vergehen folgt Euere Strafe (so sprach sie weiter); seyd nun, was Euere Herzen sind!“ — Damit schwand sie leicht hinab, das Schiff versank, und — die sieben Schwestern waren in graue, dem Strom entragende, Felsen verwandelt. Neu klärte sich des Himmels Blau, und ruhig wallte die Flut, auf der die Fährleute sich schwimmend an's Ufer retteten.

So die romantische Kunde vergangener Zeit. Aus der Geschichte ist bekannt, daß die Burg Schönberg im Mittelalter der Sitz eines berühmten Rittergeschlechts war, das schon im 11ten Jahrhundert blühte. Wahrscheinlich haben die Herren dieses Namens auch das Schloß erbaut. Noch in späterer Zeit erwarben sie sich, unter dem Namen der

Grafen von Schomberg, hohen Ruhm durch ihre Heldenthaten, wurden hierdurch Granden von Portugal und Pairs von England, und waren auch in Frankreich geehrt. Der berühmte Graf Friedrich von Schomberg, der 1690 in Irland, in der Schlacht am Boyne, einen so rühmlichen Tod fand, stammte aus diesem Hause. Die am Fuße des Berges, einige Stunden unter Bacharach, auf dem linken Rheinufer, liegende Stadt Wesel oder Oberwesel war ursprünglich ein römisches Kastell. Unter der fränkischen Monarchie ward sie zu einer Stadt mit Mauern und Burgrecht erweitert. Sie stand unter Verwaltung der Grafen vom Trachgau, und als die alte Gauverfassung erlosch, behielt noch das gräfliche Geschlecht von Arnstein die Reichsvogtei. Ueber den historischen Grund der obigen Sage hat man verschiedene Muthmaßungen. Der Geschichtschreiber Vogt nimmt folgende an. Es wohnten einmal auf dieser Burg sieben Arnstein'sche Gräfinnen, deren Aufenthalt auch oft in Wesel und St. Goar war. Sie werden als sehr schön und geistreich geschildert, und viele Grafen und Herren, ja sogar Fürsten, buhlten um ihre Gunst. Nun ward vielleicht einer ihrer hohen Liebhaber nicht erhört, und sein gekränkter Stolz nahm Rache auf dem Wege der Dichtung, indem er das siebenfach aus der Flut sich erhebende Gestein als eine Verwandlung ihrer felsenartigen Herzen besang.

Die Jungfrau vom Lurlei.

Unterhalb Caub, wo das Rheinthal noch enger wird, der Strom sich in mancher Krümmung durch die steilen Berge windet, und schauerliche Wildnisse mit freundlichen Obstgärten und Weinhöhen malerisch wechseln, glaubt man sich mehr als irgendwo in die romantische Welt der Zauberer, Feen und abenteuernden Ritter versetzt, besonders da, wo unweit Oberwesel die waldige Bergschlucht zum Vorschein kommt, deren Hintergrund ein Felsenkoloß bildet, der sich in seltsamen Formen und Geklüften emporthürmt. Er heißt der Lurleifels, und noch geht die, aus uralter Zeit stammende, unter dem phantasiereichen Volke des Rheins erhaltene, Sage von einer (schon in unserer vorhergehenden Erzählung genannten) Wasserjungfrau, die bald in einer Höhle dieses Gebirges, und

bald in den nahen Tiefen des Fluſſes, wohnen ſoll. Wir geben hier das bekannteſte jener Volksmährchen.

In den Tagen der Vorzeit hörte man oft, wenn der ſtille Mond Wälder und Strom beglänzte, von dem Lurleifelſen herab eine Stimme, ſüß wie Flötenton, ſchallen, und manchmal ward auf dem ſteilen Gipfel eine Jungfrau von der lieblichſten Geſtalt erblickt, die aber, ſobald Jemand das Auge zu ihr empor gerichtet, wie ein Morgenduft entſchwand und wehmüthige Sehnſucht in ſeinem Herzen zurückließ. Mancher auch erfuhr noch ein traurigeres Loos; denn auf ſeinem Kahne den Strom hinab lenkend, horchte er im wonnigen Traume dem holden Geſang, ſtieß an verborgene Klippen, und ſank in's feuchte Grab. Aber in dem moosbedeckten Hüttchen am nahen Strande wohnte ein Fiſcher mit ſeiner jungen Gattin — ein treuliebendes und fleißiges Paar. Als dieſes einmal im letzten Schein der Abendröthe noch hier ſein Tagewerk trieb, erſchien ihm plötzlich die holde Jungfrau, und in ſcheuer Ehrfurcht traten Beide zurück. Doch ein freundlicher Gruß der lächelnden Nymphe milderte ihre Furcht, und auf den Wink derſelben folgten ſie ihr zu einer Stelle des Rheins. „Fiſchet hier!“ ſo ſprach die Jungfrau; damit verſchwand ſie in das Gebirg. Und ſie warfen ihr Netz aus, und thaten den reichſten Fang.

Bald nun verbreitete ſich auf den Höhen und in den Thälern rings umher die wunderſame Kunde, wie jenes Fiſcherpaar das göttlich-ſchöne Frauenbild geſehen. Damals herrſchte ein Pfalzgraf, Namens Albrecht hier am Rhein. Sein Sohn, ein edler, feuervoller Jüngling, war ein großer Freund der Jagd. Darum hielt er gern ſein freudiges und glänzendes Hoflager in dieſer Gegend, wo er ſchon in der Morgenröthe Schimmer mit rüſtigen Jägern, bei Hörnerklang und Meutegebell, das Hochwild durch Flur und Hain verfolgte und manchen ſtattlichen Hirſch ſein ſicherer Bogen traf. Als aber nun zu ihm die Sage erſcholl, wie man dort am Strande das Felſenkind in ſo wunderſchöner Geſtalt erblickt, da ſchuf er ſich von dieſem Weſen ein ſo reizendes Bild, daß es, ihn Tag und Nacht verfolgend, ſein Herz mit Luſt und Gram bewegte, denn, wie eine liebliche Fee des Morgenlandes, wenn ſie, mit den Roſen ihres Zauberreiches geſchmückt, aus einer Silberwolke tritt und ihrem Günſtling Wonne und Glück verheißt, ſo ſtand oft die holde Maid in nächtlichen Träumen vor ihm, und voll Trauer und Unmuth fuhr er auf, wenn der heitere Tag ihn weckte. Er vergaß die Freuden des Hofes und der Jagd, und ſuchte nur einſame Stel-

len des Waldes, wo er den Gedanken seiner Sehnsucht nachhing. Aber diese ließ ihn endlich nicht mehr ruhen; er bot seine Sassen auf, und alsbald stiegen Alle mit ihm zu Roß, und stromabwärts ging der Ritt. Nicht weit von Wesel wurde Halt gemacht. Hier trat der junge Graf in einen Kahn, und fuhr gegen den Lurlei. Schon sank die stille Nacht auf Wiesen und waldige Höhen, und am klaren Himmel funkelten die goldenen Sterne. Mit einmal riefen die Ruderer: „Ach, Herr! Seht ihr dort die Zauberin? Doch laßt uns ja nicht weiter fahren!“ — Der Jüngling schaute empor, und sah die Jungfrau im schneeweißen Gewand am Felsenbange sitzen, und jetzo tönte ihr himmlischer Gesang. Darauf erhob sie sich, wallte lächelnd zum Ufer herab, und flocht, vom sanften Mond beschienen, sich einen Kranz von Wasserblumen, Binsen und Schilf für ihre Locken. „O edler Herr! (riefen jene wieder) wie schön ist diese Wellenfei! Welch' bezauberndes Antlitz! Welch' langes, goldenes Haar! — Doch fahrt, o, fahrt ja nicht hin!“ — Aber wie ein westlicher Sturm die kraufe Wolke dahin jagt, so drängte ihn fort die süße Qual, und er gebot: „Lenkt, ihr Schiffer, den Kahn zu Jenem! Nur schnell und ohne Säumen!“ — Sie folgten seinem Befehl, obschon mit bangem Grauen, und als man dem Strande nahe kam, da winkte freundlich die Jungfrau, und der Graf, nicht mehr seiner Sehnsucht mächtig, konnte die Landung nicht erwarten, sondern that, die Heißgeliebte zu umarmen, einen Sprung aus dem Kahn; doch erreichte er das Ufer nicht, und ihn rissen die Wellen des Stromes hinab, der grollend sich hier an dem Felsen brach.

Angstvoll und in rascher Eile fuhren die Knechte zurück, und meldeten dem Pfalzgrafen die traurige Geschichte. Wer beschreibt den unsäglichen Schmerz, der den Vater um den geliebten, ihm so schrecklich entrissenen, Sohn ergriff? Doch gebot er mit wildem Grimme seinen Reisigen: „Auf! Hascht mir die Undoldin, und bringt sie, lebendig oder todt, in meine Gewalt!“ — „Hochedler Heer! (sprach der Hauptmann dieser Schaar) Euer Wort in Ehren. Doch halte ich für's Beste, wir stürzen die Hexe gleich dort hinunter in die Flut, sonst kommt der Teufel selbst, und löst ihr wieder die Ketten und Bande.“ — „Sehr wohl, mein Freund, sehr wohl!“ versetzte der Pfalzgraf — und die Reiter zogen ab.

Schon erblaßten die Sterne, und bald kam der junge Morgenstrahl über das rauhe Gebirg, und erhellte rings den Strom, die Auen und das wilde Thal. Der Ritter fuhr mit seinen Waffenknechten über den Rhein, und sie umgaben

zu Roß den Lurleifels von jeglicher Seite. Mit drei sehr wackern Kämpen erſtieg der Hauptmann die Höhen; da erſchien auf der oberſten Spitze die Jungfrau. Ihre Locken weh'ten im Zephyrwind, und in der lilienweißen Hand hielt ſie eine Schnur von Bernſtein. „Ihr Männer von jener Flur des Rheins! (ſo rief ſie mit melodiſcher Stimme den Abgeſandten zu) wen ſucht Ihr an dieſer ſteilen Felſenwand?“ — „Niemand als Dich, verwünſchte Zauberin! (gab der Führer zur Antwort) Du biſt unſere Gefangene, und darum ſollſt Du auch ſogleich den Sprung in's Waſſer thun.“ — Lachend erwiderte Jene: „Wohlan! das Waſſer hole mich!“ Und leichten Ganges wandelte ſie dreimal auf und ab, warf dann ihre Bernſteinſchnur in den Rhein, und ſang mit ſchauerlichen Tönen:

Die weißen Roſſe ſchickt mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!

Da, plötzlich war der Himmel rings umdüſtert; ein gewaltiger Sturmwind brauſ'te mit Regengüſſen heran, hoch ſchäumte die Brandung am jähen Geſtade, und — zwei Wellen, faſt an Geſtalt zwei weißen Roſſen gleich, erhoben ſich aus dem Fluß, wandelten hoch zum Lurleifelſen empor, und trugen ſchnell wie der Blitz die Jungfrau in den Strom. Sie fuhr hinab; da legte ſich des Orkan's Wuth, die Wolken zogen davon, und neu beſtrahlte Sonnenglanz die Fluren.

Staunend ob dem Wunder, erkannte nun die reiſige Schaar, daß jene zu den weiblichen Waſſergeiſtern gehörte, die man Undinen nennt, welche kryſtallene Grotten im Schooße der Flut, auch ſchön gewölbte Klüfte am Ufer bewohnen, und den Guten oft hülfreich, den Tückiſchen oder Mißtrauiſchen oft feindlich ſind. Als ſie nun mit dieſer Kunde zu ihrem Herrn zurückeilten, da traf auch zugleich mit ihnen — o, welch' ein Glück für das Vaterherz! — der todtgeglaubte Sohn wieder ein. Den Halbbetäubten hatte ein Wellenſpiel aus dem Strom empor gehoben und ihn dann ſanft an das Ufer gebracht.

Selten nur ließ ſeitdem die Jungfrau hier ſich ſehen. Doch rief ſie, wenn Schiffe vorüber gingen, aus der Felſenkluft mit neckendem Schall die Stimmen der Segler nach.

Auch ein Minneſänger aus dem 13. Jahrhundert, Murner, Zeitgenoſſe des berühmten Frauenlob, hat den Lurleiberg in ſeinen Liedern genannt. Nebſt der großartigen, wahrhaft ſchweizeriſchen Naturſchönheit dieſer Gegend, erfreut den Reiſenden noch das vielfache Echo, das hier in den

Schlünden der Berge widerhallt, und jetzt durch Schüsse und Waldhornklänge vom linken Ufer her so harmonisch erweckt wird. Auf beiden Seiten des Stromes sind Salmenfänge, die reichlichen Ertrag gewähren.

Sage von Sanct Goar.

Wie zu der Zeit, wo das Papstthum und die Hierarchie ihre größte Gewalt erlangt, die rein-christliche Religion durch finstern Aberglauben getrübt worden; wie man damals den Sinn der Bibel, „daß die Glückseligkeit des Himmels im reinen Anschauen und Genusse der göttlichen Schönheit, die Qual der Hölle aber in Beraubung derselben und in Erkenntniß eigener Ruchlosigkeit bestehe," ganz anders auslegte oder zu selbstsüchtigen Zwecken auslegen wollte, indem man dem ungebildeten Volke eine grasse Vorstellung von der ewigen Seligkeit gab und die Martern der Verdammten weit gräßlicher und furchtbarer schilderte, als es in den Dichtungen der antiken Welt geschah; wie Menschen, die sich durch ausserordentliche Erfindungen, geheime Wissenschaften, oder auch durch Taschenspielereien, hervorgethan, sogleich für Zauberer, Hexenmeister, Hexen ꝛc. erklärt wurden, und namentlich die schauderhaften Hexenprozesse (die leider! noch bis in eine weit hellere Zeit gedauert) ihren Anfang nahmen; wie so Mancher, der einen würdigeren Begriff von Religion hegte, als ein sogenannter Ketzer und Irrgläubiger verfolgt ward; wie sich auch das Burleske mit fanatischer Schwärmerei und Kasteiung vermischte, wovon die Esels- und Narrenfeste, die St. Veitstänzer (angebliche Kranke, welche durch solche Mittel Almosen erbettelten oder ungestraft Unzucht trieben), die hüpfenden Heiligen (eine besondere Gattung von Wallfahrern im Lande) ꝛc. hinlänglichen Beweis geben. Alles das und noch mehr ist aus geschichtlichen Urkunden und Ueberlieferungen bekannt, und wir verweisen nur auf die treffliche Darstellung, welche sich in dem schätzbaren Werke von Vogt (T. I. p. 4) hierüber findet. Daß aber auch, besonders vom 12. Jahrhundert an, geistige Kraft und Licht, und wahres edles Ritterthum, der Finsternuß entgegen rang, dem Vorurtheile Trotz bot, und endlich die sonnenreiche Bahn des Sieges eröffnete, haben wir schon in andern Schilderungen gezeigt. In jenen Tagen des Wunderglaubens, wo von Seiten der Geistlichkeit das Meiste auf die, dem Ur-Christenthum oft so fremden Sa-

zungen der Päpſte und Dogmen der Prieſter, und der Gottesdienſt hauptſächlich auf äußere Ceremonien, berechnet war, ſuchte man beſonders jene nachzuahmen, die man als Heilige verehrte, und unter welchen alle Kirchen, Städte, Zünfte ꝛc. ihre Patronen hatten. Es iſt genugſam bekannt, wie manche fanatiſche Bekehrer und Religionsſchwärmer, wie Manche, die, anſtatt der Welt durch redlichen Fleiß und ächte Beiſpiele von Tugend und Rechtſchaffenheit nützlich zu ſeyn, blos durch müſſiges Beten, oder mit Buße und Kaſteiung für wahre oder eingebildete Sünden, in irgend einem Kloſter oder einer Wüſtenei, den Himmel zu verdienen gedacht, in den Geruch der Heiligkeit kamen und von den Päpſten kanoniſirt wurden. Aber in der Zahl dieſer, nach ihrem Tode, oder ſchon während ihres irdiſchen Lebens, als Heilige betrachteten Menſchen gab es auch Solche, die durch reine gottesfürchtige und tugendhafte Lehren, durch fromme Mildthätigkeit ritterlichen Schutz, und durch Erfindung oder Beförderung nützlicher Künſte, des Ackerbaues, der Heerdenpflege ꝛc., ſich den Dank ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt erwarben, und deren Andenken, ohne Beimiſchung fanatiſcher Nebelbilder, geehrt zu werden verdiente. Wurden ja auch um ſolcher Eigenſchaften willen in der altgriechiſchen Religion edle Wohlthäter der Menſchheit dankbar geehrt und vergöttert!

Zu denen, welche in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums einen ſo würdigen Ruf erlangt, gehört unſtreitig jener, der ſowohl in Urkunden, als in der hiſtoriſch begründeten Legende unter dem Namen des heiligen Goar erſcheint. Er lebte unter dem Könige Sigebert, Sohn des fränkiſchen Königs Klotar, dem, als er mit ſeinen Brüdern das väterliche Reich getheilt, die Landſchaft Auſtraſien zufiel. Goar kam, als frommer Einſiedler und Lehrer des chriſtlichen Glaubens, im Jahr 575 in die Gegend, wo, eine Strecke unter dem Lurleifelſen, der Rhein wilder und tobender, als an irgend einem anderen Orte, über eine Reihe von Klippen dahinrauſcht, und jenen Strudel bildet, der unter dem Namen der Bank den Seglern bei einem Sturme ſo gefährlich wird. Man kennt den mährchenhaften Glauben des Volks, als ob dieſer Wirbel mit dem des Binger Lochs Gemeinſchaft habe, und ſchon Trümmer von dort geſcheiterten Fahrzeugen hier wieder zum Vorſchein gekommen wären. Damals war die romantiſche Wildniß noch nicht mit dem friſchen Grün der Weinberge, mit lachenden Obſtgärten und anmuthigen Auen vereint. Sie erhob ſich nur öde und ſchauerlich, und am Ufer, wo ſpäterhin ſtolze Burgen und freundliche Häuſer prangten, ſah der,

ſo auf den Wellen des Stromes dahinfuhr, blos einige Hütten, von armen Fiſchern bewohnt. Sie lebten genügſam von ihrem Tagewerk, und während die Männer, in ihren Kähnen mit dem ſchäumenden Fluſſe ringend, auf den Salmenfang auszogen, bereiteten ihre Frauen zu Hauſe die Koſt oder ſtrickten mit den Kindern die Netze. Hier in dem rauhen Bergſchlunde befand ſich unter einem mooſigen Felſen die einſame Zelle, wo der fromme Goar ſeinen Wohnſiz aufſchlug. Hier predigte er, wie ein zweiter Johannes in der Wüſte, dem ſchlichten Völkchen die reine Glaubenslehre des Evangeliums, und war zugleich wegen ſeiner Gaſtfreiheit, Milde und Entſchloſſenheit von Einheimiſchen, wie von Fremden, bewundert und geehrt. Er rettete Manchen, der zwiſchen den Felſen der Fluth Schiffbruch gelitten, und wagte ſogar über den gefahrvollen Strudel der Bank hinzuſteuern. Weit erſcholl der Ruf ſeiner geiſtigen und leiblichen Wohlthaten, und manche derſelben beſtaunte das noch in der Kindheit menſchlicher Cultur lebende Volk als Wunder. Sein Lob drang bis an Sigeberts Hof. Der König wollte den verdienſtvollen Mann belohnen und ernannte ihn zum Erzbiſchof von Trier. Allein Goar verbat ſich die Ehre des glänzenden Stuhles, blieb demüthig in ſeiner Eremitenzelle und lebte, fortwährend im Stillen Gutes wirkend, unter den friedlichen Salmenfiſchern des Rheines, bis er (611) im hohen Alter in die beſſere Welt hinüberging. Vor ſeinem Scheiden ließ er die Zelle, wo er ſo lange gewohnt, und ſein Begräbniß dem König Sigebert empfehlen. Dieſer ſandte ſogleich zwei Prieſter ab, von welchen Goar's irdiſche Hülle bei großer Verſammlung des Volkes und mehrerer Geiſtlichen auf das feierlichſte zur Erde beſtattet wurde. Bald darauf errichtete man ein Bethaus über ſeinem Grabe, wohin Jahrhunderte lang große Wallfahrten geſchahen; denn die religiöſe Schwärmerei jener Zeiten ſchrieb ſeinen Gebeinen Wunderkraft zu.

Dieſer klöſterliche Siz ward reich mit Gütern und Opfern beſchenkt, und den Mönchen desſelben lag die Pflicht ob, gegen alle vorüberziehende Pilger und Wanderer gaſtfrei zu ſeyn. Vermuthlich war Goar, der nach ſeinem Tode unter die Zahl der Heiligen verſezt worden, als Patron der Gaſtfreundſchaft betrachtet. Denn dieſe hielt man ſchon vor Einführung des Chriſtenthums unter den Deutſchen für eine heilige Sache, und die rheiniſchen Fürſten und Völker wollten ſie jezt am Grabe des Apoſtels ehren, der ſelbſt dieſe Tugend in ſeinem Leben ſo redlich geübt hatte. Auch ſoll der Frankenkönig Pipin den Vorſteher dieſer Kirche beſtraft haben,

weil ſeine Gemahlin Betrade, die dem Gedächtniſſe des heiligen Goar huldigen gewollt, von demſelben nicht gaſtfreundlich empfangen wurde. Zudem wird erzählt, daß Karl der Große auf einer Reiſe, die er einmal in dieſe Rheingegend gethan, an der Zelle des Heiligen unbeachtend vorübergefahren und gleich darauf ein ſo dichter Nebel gefallen ſey, daß der Kaiſer, keinen Weg und Steg findend, auf der offenen Flur zwiſchen St. Goar und Koblenz übernachten müſſen — wo denn natürlich der Glaube jener Zeit dieſes Hinderniß ſeiner Vernachläſſigung zuſchrieb. Aber eine Sage meldet auch, daß Pipin und Karl, die beiden Söhne Karls des Großen, ſich hier als bittere Feinde getroffen, allein am Grabe des heiligen Goar verſöhnt hätten; worauf ſie dann, von ihrem Vater beſchieden, miteinander nach Thionville zogen, wo er (806) das Reich unter ſie theilte. Ferner ſoll des Kaiſers geliebte Gemahlin Faſtrade, als ſie in einer ſchmerzlichen Krankheit an dieſer Stätte Troſt und Heilung geſucht, davon befreit worden ſeyn. Aus Dankbarkeit und zum Andenken ſolcher wunderbaren Ereigniſſe beſchenkte Karl den Ort mit einem Hof und einer neuen Kirche.

Wegen der vielen Wallfahrer und Reiſenden, die hierher kamen, wurden bald die Gebäude um das Kloſter vermehrt und von den Mönchen die nöthigen Wirthſchaften eingerichtet. Aber die Schätze der Stiftung lockten im Jahr 1136 eine Räuberbande in dieſe buſchreiche Gegend, welche bei Nacht das Kloſter in Brand ſteckte, auch alle Koſtbarkeiten, Reliquien, Urkunden ꝛc. raubte oder den Flammen Preis gab. Doch ward die Kirche bald wieder hergeſtellt, und die Grafen von Arnſtein, als Verwalter der Vogtei, umgaben nunmehr den Ort mit Mauern, vergrößerten durch ihren Hofſtaat die Zahl der Häuſer und Einwohner, und erwirkten Letzteren ein beſonderes Stadtrecht. So entſtand hier das freundliche Städtchen, welches den Namen des frommen Einſiedlers führt.

Nicht unmerkwürdig iſt, daß an dieſem Ort der heilige Brauch der Gaſtfreundſchaft nachmals in einen ſehr luſtigen ausartete. Weil die Mönche behaupteten, daß Karl der Große auch ihrem Kloſter eine jährliche Schenkung von 20 Mark hinterlaſſen habe, um davon die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können, ſo gab dieß Anlaß zu dem Gebrauche des ſogenannten Hänſelns, der ſich bis in die neuere Zeit erhalten haben ſoll. Wenn nämlich ein Fremder zum erſten Male nach St. Goar kam und gaſtfreundlich aufgenommen ſeyn wollte, ſo mußte er ſich einen Pathen wählen, der ihm dann ein am Zollhauſe befeſtigtes Band um den

Hals legte und die Frage that: „Wollt Ihr in Waſſer oder in Wein getauft werden?“ Entſchied er ſich nun für den Wein, ſo ward eine goldene Humpe damit gefüllt; dieſe mußte er dreimal auf das Wohl des Kaiſers, des Landesherrn und der Geſellſchaft leeren; zudem gab er einen Beitrag in die Armenbüchſe. Alsdann ſetzte man ihm eine vergoldete Krone auf und las ihm die Geſetze des bacchantiſchen Ordens vor, worauf er die Fiſcherei auf dem Lurleiberg und die Jagd auf der Bank im Rhein (ſcherzend erſtere zu Land, letztere zu Waſſer) als Lehen empfing. Nach dieſen ſeltſamen Ceremonien ſchrieb er ſeinen Namen, nebſt Tag- und Jahrzahl, in das mit einer Menge von Namen, Sprüchen und Reimen ſeit Jahrhunderten verſehene Hänſelbuch ein.

Die Stadt St. Goar auf dem linken, und ihr gegenüber St. Goarshauſen auf dem rechten Ufer, ſind faſt an die Felſenwände der beiderſeitigen Gebirgsketten angebaut. Beide waren noch in neuerer Zeit durch zwei wohlbefeſtigte Schlöſſer, und zwar erſtere durch Rheinfels, letztere durch Katzenellenbogen oder die ſogenannte Katz, gedeckt, welche ſich noch auf hohen Felſen maleriſch erheben, obſchon ihre Feſtungswerke geſchleift ſind. Wie beide Orte ihre Namen, ſo hat das Schloß Rheinfels ſeinen Urſprung dem heiligen Goar zu danken; denn hier in einer Kluft des wilden Geſteins war ſein ſiedleriſcher Aufenthalt. (S. über dieſen Art. Schreibers Handb. für Reiſende am Rhein, Vogt's rhein. Geſch., A. v. Stolterfoth's Romanze mit Anm. ꝛc. ꝛc.)

Graf Philipp von Katzenellenbogen.

Wir haben bereits erwähnt, daß im 12ten Jahrhundert die Grafen von Arnſtein die Reichsvogtei über St. Goar und die umliegende Gegend beſaßen. Nach dem Abgange dieſes Geſchlechts fiel ſie den Grafen von Katzenellenbogen anheim. Dieſe benutzten die Kämpfe, welche zwiſchen den Gibellinen und Gueifen am Rheine geführt wurden, zur Erweiterung ihres Gebiets und ihrer Rechte. Beſonders ward Graf Diether I., weil er ſich auf die Seite der Hohenſtaufen ſchlug, von dem großen Kaiſer Friedrich II. ſehr begünſtigt. Er war es, der auf der ſteilen Höhe, welche ſich oberhalb der Stadt empor thürmt, im Jahr 1245 die ſtarke Burg Rheinfels erbauete. Hier nahmen die Grafen ihren fürſtlichen Sitz, und durch ſie gewann St. Goar an Größe,

Verſchönerung und Wohlſtand, denn der Rheinzoll, der einträgliche Salmenfang und die angelegte Fahrt über den Strom zogen um ſo mehr eine Menge gewerbſamer Einwohner herbei, als der Ort durch die Feſte gegen alle Befehdung wohl geſchützt war. Im 14ten Jahrhundert, wo die zwei Linien dieſes Stammes ſich vereint, erbaute Graf Johann III. auf dem gegenüber liegenden Berge das obengedachte Schloß Neukatzenellnbogen, das gewöhnlich die Katz genannt wird. Der Zweck hierbei war, ſowohl den Glanz ſeines Geſchlechtes am Rhein zu erhöhen, als ſeine Nachbarn, die Erzbiſchöfe von Trier, im Zaume zu halten. Kuno, aus dem Hauſe Falkenſtein, damaliger Erzbiſchof, ließ das in der Nähe liegende Schloß Thurmberg befeſtigen; aber die Grafen, ſtolz auf ihre zwei die beiden Ufer des Rheins beherrſchenden Feſten, und ritterlich trotzend mit ihrer Macht, ſprachen ihm Hohn, und nannten im Spott das Schloß Thurmberg nur die Maus, welche ſie bald mit ihrer Katze fangen würden. Allein Kuno, ein kriegeriſcher Prälat, der mehr für die Waffen als für die Stola geboren war, hatte ſich ſo viel Anſehen und Gewicht in dieſen Gegenden erworben, daß ihr Vorhaben nicht gelingen konnte. Der Letzte vom männlichen Stamme der Grafen von Katzenellnbogen war der edle Philipp, Sohn Johanns III. Wie dieſer Stern am fürſtlichen Himmel erloſch, meldet uns nachfolgende traurige Geſchichte.

Die trefflichen Eigenſchaften, welche Johann als Fürſt und Held beſaß, ſind ſchon im Artikel: Das Turnier in Darmſtadt gerühmt. Graf Philipp war, ganz ſeines Vaters werth, ein Muſter von Klugheit, Tapferkeit und Großmuth. Er verwaltete ſeinen Staat ſo weiſe und ſparſam, daß er ſich einen großen Vorrath an Baarſchaft erwarb und ſchon dadurch ſein Gebiet um Vieles erweiterte; denn da faſt alle Churfürſten, Fürſten, Grafen und Ritter am oberen und unteren Rhein ſeine Schuldner waren, ſo nahm er von Mehreren, ſtatt der Rückzahlung des Geldes, Länder an. In der ernſten und blutigen Fehde, welche ſich zwiſchen den Erzbiſchöfen von Mainz, Diether und Adolph, entſpann, trat er als ſchützender Bundgenoß auf die Seite des Erſtern, und unterſtützte ihn mit hohem Muthe. Wir haben dieſer kriegeriſchen Unternehmung in der geſchichtlichen Kunde von Friedrich dem Siegreichen gedacht, welcher die Seele des Ganzen war. Philipp's Gerechtigkeitsliebe und trefflicher Staatshaushalt mehrten das Glück und den Wohlſtand ſeiner Lande, ſo daß Keiner ſeiner Nachbarn ſich darin mit

ihm messen konnte, und er mit Recht der reichste Herr am ganzen Rheinstrome genannt ward. Aber wie gut sich auch die öffentliche Wirksamkeit dieses Fürsten kohnte, gab es doch Keinen seines Standes, der in häuslichen Angelegenheiten, als Gatte und Vater, unglücklicher war, und es weniger zu seyn verdiente, als Er.

Graf Philipp war mit Anna, der Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, vermählt, welche ihm einen Sohn gebar, der seinen, und eine Tochter, die ihren Namen erhielt. Aber seine Ehe ward sehr getrübt, und er sollte sich keines dauerhaften Familienglücks erfreuen. Denn Anna besaß den stolzen, herrschsüchtigen und unfreundlichen Charakter ihrer Mutter Henriette von Mömpelgart, und war, wie diese, ganz dazu geeignet, ihren Gemahl früh in das Grab zu bringen. Ihre Dienerschaft hart und ihre Kinder mit Gleichgültigkeit behandelnd, konnte sich diese Fürstin keine Liebe, sondern nur Furcht und Abneigung schaffen. Dem Gatten ward ihr Eigensinn und ihr herrisches Wesen am Ende so unerträglich, daß er sich von ihr trennte und ihr die Burg Lichtenberg zum Aufenthalt anwies. Dieses, auf einer schönen Anhöhe, am Eingange des Odenwaldes, unfern dem Otzberge, liegende Schloß, das noch jetzt bewohnt wird und einem Amte den Namen gab, war den Gemahlinnen der Grafen von Katzenellenbogen zum Witthume bestimmt. Aber auch hier zeigte bald die Gräfin ihre böse Gemüthsart, indem sie Hofleute, Gesind und Bauern tyrannisirte und mißhandelte, und selbst ihren Zorn auf den Amtmann des Schlosses warf, weil er sich ihren Anmaßungen und ihren gebieterischen Laune nicht unbedingt unterziehen wollte. Dieser entschlossene Mann behauptete fest das Recht, so ihm die landesherrliche Verordnung in Erfüllung seiner Amtspflicht eingeräumt, und als deßhalb ein förmlicher Streit zwischen ihm und der Gräfin entstand, trug er bei ihrem Gemahl auf Untersuchung an. Philipp ernannte hierzu den Grafen von Isenburg, den Freiherrn von Wallbrunn und seinen eigenen Sohn. Die erbitterte Gräfin, welche bald einsah, daß der Erfolg zu ihrem Nachtheil ausfallen mußte, fand nun einen andern Ausweg, der ihrem Charakter entsprach. Sie beschuldigte nämlich den Schloßkellner, daß er allein ihr ganzes Betragen veranlaßt, indem er sie „unnatürliche, von dem Teufel selbst erfundene, Künste lehren wollen, wodurch sie die verlorene Liebe ihres Gemahls wieder erwerben könne.“ Obschon die Abgeordneten wohl merkten, daß dieß nur ein nichtiger Vorwand sey, so erkannten sie doch aus Allem, daß die Eitelkeit der Dame

durch verſchmähte Liebe und Entfernung von ihrem Gemahl ſehr gekränkt, und dieß wohl ein Hauptgrund ihrer harten und ſtürmiſchen Aufführung wäre. Sie riethen daher dem Grafen zur Nachgiebigkeit; doch Philipp wollte unter keiner Bedingung mehr mit einer Frau, die ſeine Tage ſo ſehr verbittert, leben, und ſchloß nur einen Vertrag, nach welchem er ihre Lage zu verbeſſern, auch ihr manchmal einen Beſuch abzuſtatten, gelobte. Anna jedoch, ſchon in früher Jugend verbildet und verwöhnt, ſah hierdurch keineswegs ihre Wünſche befriedigt. Sie mußte ſich zwar darein fügen; aber bald ward durch ihre Ränke neuer Verdruß, ſowohl auf dem Schloſſe Lichtenberg, als in der gräflichen Familie ſelbſt, erregt. Im gerechteſten Unmuth begehrte jetzt Philipp von dem Papſte Calixtus III., daß zwiſchen ihm und einer Ehegattin, welche durch ihr unruhiges und feindſeliges Betragen ſeine Geſundheit und ſein Leben vergifte, die förmliche Scheidung ausgeſprochen ſey. Der Papſt jedoch fand die Sache ſo bedenklich, daß er erſt die genaue Unterſuchung der Beſchwerden dem Erzbiſchof von Mainz übertrug, und endlich ward die Familienruhe dadurch wieder hergeſtellt, daß Graf Ulrich von Würtemberg, Anna's Bruder, dieſe zu ſich nahm, und ihr zu Waiblingen, das in der angenehmen Neckargegend, unweit Stuttgardt, liegt, ein ſchönes Schloß zum Wohnſitz einräumte. Doch ein Gemüth wie das ihrige ward dieſes Aufenthalts nicht froh, und bald endigte ſie daſelbſt ihr unſeliges, von Leidenſchaften zerriſſenes, Leben.

Graf Philipp hätte wohl jetzt noch häusliche Ruhe und elterliche Freude bei ſeinen Kindern gefunden; denn ſein Sohn Philipp erhielt zur Gemahlin Ottilia, die Tochter des Grafen Heinrich von Naſſau-Dillenburg, und mit ihr zugleich die Anwartſchaft auf anſehnliche Beſitzungen im Niederlande; ſeine Tochter Anna vermählte ſich mit Heinrich IV., Landgrafen von Heſſen, welches Haus unter die erſten von Deutſchland gehörte. Allein kein heiteres und glückliches Geſtirn ſollte ihm leuchten! Sein einziger Sohn, der, zur Behauptung der niederländiſchen Herrſchaft Biamen, mit ſeinem Oheim Johann von Naſſau einen Zug in dieſe Gegenden antrat, ward im Jahre 1454 bei Brügge in Flandern erſtochen. Zu dem väterlichen Gram über dieſen traurigen Verluſt kam auch noch die ſchmerzliche Ungewißheit, wer ſeinen Stamm fortpflanzen, oder wie dereinſt ſeine Lande unter ſeine Tochter Anna und ſeine in der Ehe des ihm ſo frühe entriſſenen Sohnes erzeugte Enkelin Ottilia vertheilt werden möchten. Da ſtieg ihm in dem Ehrgeize Friedrich's I. von der Pfalz

eine neue Sonne der Hoffnung empor. Dieser warb um die Hand Ottiliens für seinen Mündel und Neffen, den Churprinzen Ludwig, weil sein Plan war, durch diesen Vermählungsbund die Grafschaft Katzenellnbogen an das Churfürstenthum zu bringen. Dem alten Grafen war der Antrag sehr erwünscht und ehrenvoll. Seine Enkelin auf dem Thron eines so hohen Reichsfürsten, und die Aussicht, daß seine Nachkommen unter die ersten Machthaber Deutschlands gehörten. — Was konnte tröstender und beruhigender für ihn seyn? — Schien es aber doch, als habe ein schadenfroher Dämon ihm diesen Glanz vorgespiegelt, um ihn sogleich wieder in die Nacht der gescheiterten Hoffnung und des bittern Kummers zu versetzen! Der Pfalzgraf Friedrich that seinem Neffen in einer großen Versammlung von Herren und Räthen den Vorschlag zu dem ehelichen Bunde mit der Gräfin Ottilie, und entwickelte ihm zugleich die Vortheile, welche seinem fürstlichen Hause hierdurch entspringen würden. Doch der Prinz erwiderte kurz und bestimmt: „Ich werde keine Verbindung eingehen, wobei mein Herz nicht gewählt hat; zudem bin ich noch allzujung, um in einer Sache von solcher Wichtigkeit mit der gehörigen Freiheit und Ueberlegung handeln zu können.“ — Ueber diese abschlägliche Antwort war der Pfalzgraf eben so sehr erstaunt, als Philipp, nach erhaltener Kunde, sie kränkend, demüthigend, ja sogar schimpflich, fand. Er vermählte zwar nicht lange darauf Ottilien mit dem Markgrafen Christoph von Baden; aber so ehrenwerth diese Verbindung auch war, so eröffnete sie ihm doch zugleich die trübe Aussicht auf neue Irrungen und Uneinigkeiten unter den Erben seines Stammes.

Um nun, wenn es Gott gefiele, diesen Stamm durch einen eigenen männlichen Erben zu sichern und aufrecht zu halten, entschloß sich der von solchen häuslichen Unfällen bedrängte Philipp, wiewohl schon im Greisenalter, selbst wieder eine Gattin zu suchen. Seine Wahl fiel auf Anna, die junge und schöne Wittwe des Herzogs Otto von Braunschweig, eine Gräfin aus dem Hause Nassau. Diese hatte mit seiner ersten Gemahlin nur den Namen, aber nicht den Charakter, gemein; denn sie war gut; sanft, liebenswürdig, und ganz geeignet, die spaten Tage ihres Gatten zu erheitern und seinen bisher so schwer getragenen Kummer zu versüßen. Ruhig und glücklich lebte nun das fürstliche Paar miteinander auf dem Schlosse Rheinfels, und Philipp theilte hier seine Zeit zwischen der Sorge für das Wohl seines Landes, der zärtlichen Liebe für seine Gemahlin, die sie

ihm eben so herzlich erwiderte, und dem Genusse der schönen Natur in dieser romantischen Gegend. Allein Habgier und Ehrsucht gönnten ihm auch nicht den letzten heitern Abendschein seines Lebens. Die neue Vermählung des Grafen war Vielen seiner Verwandten, auch Einem und dem Andern der fremden Fürsten, ein höchst unangenehmes Ereigniß; denn sie hofften nach Philipp's Tode sein Gebiet zu theilen, und ein etwaiger Erbe raubte ihnen diesen Vortheil. Da wandten einige Schlechtgesinnte die sträflichsten Mittel an, um dieses Band zu zerreißen oder doch unschädlich zu machen. Ihr Werkzeug war — wie man leider mehr als ein Beispiel in den Jahrbüchern dieser und anderer Zeiten findet — ein Priester! — Wir melden diese schauderhafte Begebenheit nach dem ehrenwerthen Geschichtschreiber, der uns so manchen Stoff zu unsern Darstellungen geliefert oder an manche Quellen, woraus wir ihn schöpfen konnten, erinnert hat.

Graf Philipp besoldete einen Geistlichen, Namens Johann von Bornich, der in seiner Hauskapelle zu Rheinfels den Gottesdienst versah. Dieser Mensch gehörte zu den verworfenen Böswichten, die, im Priestergewande und unter frömmelnder Maske, das Heiligste, die Religion, durch Laster und Missethat schänden. Früher schon hatte er sich heimlich mit Giftmischerei befaßt, ja mehrmals zur Vergiftung dingen lassen. Wie der Böse den Bösen, der ihm als Mittel zu seinen Zwecken dienen soll, bald auswittert, so geschah es auch hier. Der Schloßpfaffe ward von Einigen, die Philipp's Länder und Schätze zu erlangen strebten, mit Geld bestochen, damit er ihnen auf jenem abscheulichen Wege dazu behülflich sey. Der Ort, den er zur Ausführung seines teuflischen Planes wählte, war — der Tempel der Andacht, die Zeit — eine der Stunden, wo er sein geistliches Amt verrichten mußte! Es war Brauch, daß man, wenn die Gräfin zur Messe ging, einen Becher mit Wein auf den Altar stellte, welcher dann von dem Priester eingesegnet und ihr überreicht ward. Bornich hatte dießmal Arsenik in den Wein gemischt. Als die Gräfin den Kelch an den Mund setzen wollte, bemerkte sie darin eine trübe Gährung, und zog ihn wieder zurück. Doch der Giftmischer entschuldigte sich damit, daß vielleicht etwas Staub hinein gefallen sey, und arglos trank Anna einige Tropfen. Aber bald nachher fühlte sie die Wirkung des Giftes, ward tödtlich krank, und — der schlechte Pfaffe bestätigte sein Verbrechen durch die schnelle Flucht, womit er sich schon der ihm drohenden Strafe entzogen hatte.

Philipp's Gram war unsäglich, und so groß, daß man für sein eigenes Leben fürchten mußte. Tag und Nacht weilte er voll Angst und Schmerz am Lager seiner geliebten Gattin; bei jeder Ohnmacht, jeder Zuckung, glaubte er, daß sie verloren sey, und selbst die theilnehmende Gegenwart seiner Kinder und Enkel konnte ihm keinen Trost verleihen. Den Mörder jedoch traf bald der Rache Strahl. Anna's Vater, der edle Graf von Nassau, hatte sogleich alle Maßregeln ergriffen, wodurch er verfolgt und entdeckt werden mußte. Er ward zu Köln verhaftet und sogleich verhört. Mit der schamlosesten Frechheit gestand der Gottlose nicht allein diese Unthat, sondern auch ähnliche Verbrechen, die er schon früher begangen hatte; aber diejenigen, so ihn gedungen, nannte er nicht. Nachdem die Richter das Todesurtheil über ihn gesprochen, ward er auf einen öffentlichen Platz geführt, dort erst förmlich seiner priesterlichen Würde entsetzt, aller geistlichen Zeichen beraubt, und dann neben dem Galgen lebendig verbrannt. Er blieb bis zu seinem letzten Athemzug ein verstockter Sünder.

Aber der Himmel wollte nicht, daß die herrliche Gräfin das Opfer jener Ruchlosigkeit werde. Ihre blühende Jugendkraft und gesunde Leibesbeschaffenheit überwanden glücklich die Anfälle des Giftes. Sie genas wieder nach und nach von ihrer Krankheit; doch diese hatten ihre Wirkung nicht ganz verfehlt; denn die Hoffnung, daß Graf Philipp noch Kinder mit seiner Gemahlin erhalten könne, war zernichtet. Allein er vergaß dieses Leid über der seligen Wonne, seine Innigstgeliebte vom Tod errettet, sie wieder froh und glücklich in seinen Armen zu sehen. An ihrer Seite, und an der, seiner, mit dem edlen und ritterlichen Landgrafen Heinrich von Hessen vermählten, Tochter Anna, wurden ihm jetzt noch seine letzten Tage versüßt. Da ihm kein Sohn vergönnt war, so sah er, was die Erhaltung seines uralten Stammes betraf, nun den einzigen Trost in den Sprößlingen dieses fürstlichen Hauses emporblühen. Darum segnete er sein neues Geschlecht, und ernannte seine Tochter zur Erbin aller ihm gehörigen Länder. Auf diese Art kam die Stadt St. Goar, nebst dem starken Schlosse Rheinfels und allen Aemtern und Burgen der Grafschaft Katzenellnbogen, an das Haus Hessen, welches auch jene Felsenfeste, als eine Schutzwehr des Rheins, bis auf unsere Zeiten besetzt hielt; ihre weiteren Schicksale sind bekannt.

Sternberg und Liebenſtein.

Unterhalb St. Goar, bei Hirzenach, bildet am rechten Ufer der ſich krümmende Fluß ein kleines Eiland, und hoch auf dem Felſengipfel des rebenreichen Berges, in deſſen waldbegrüntem Thale das ehemalige Kloſter Bornhofen liegt, erſcheinen die Trümmer von den zwei alten Schlöſſern Sternberg und Liebenſtein, welche in der Mitte durch eine hohe und dicke Mauer getrennt ſind, und gewöhnlich die Brüder genannt werden. Es ſtehe hier, was die Volksſage von dieſen Denkmalen vergangener Zeiten meldet.

Einſt lebte dort auf ſeiner alten Stammburg der Ritter von Liebenſtein, der manche wackere Fehde beſtanden, und oft für Kaiſer, Recht und Vaterland ſein tapferes Schwert gezogen hatte. Schon lange war ſein treues, ihm ſo theueres, Weib verſchieden; doch hatte ſie ihn mit zwei edlen Söhnen beſchenkt, die durch Biederkeit und Muth ſich der Lehren ihres Vaters würdig zeigten. Nur war der Aeltere mehr ernſten und denkenden Sinns, ein Freund der einſamen Natur in Feld und Wald, und hing mit beſonderer Liebe an ſeiner Heimat; der Jüngere, wohl auch offenen und guten Herzens, doch von ſehr raſchem und leichtem Blute, liebte mehr den äußern Glanz, und ſtrebte nach der Ferne. In ihnen blühte dem Vater die Hoffnung ſeiner alten Tage und der Stolz ſeines heldenmüthigen Geſchlechtes wieder neu empor.

Nun hatte Liebenſtein auch eine junge Waiſe, die aus ſehr edlem Haus und ſehr reich an Gütern war, auf ſeiner Burg erzogen. Auch beſaß ſie, nebſt einer ausgezeichneten Schönheit, alle Eigenſchaften, die man beſonders in jener Zeit an dem weiblichen Geſchlecht zu ehren wußte: Sittſamkeit, Sanftmuth und häusliche Tugend. Die Söhne waren nun zu Männern gereift, und der Alte hegte keinen ſchöneren Wunſch, als den, daß Einen davon das zarte Fräulein zum Gatten wählen möchte. Beide glühten für die Jungfrau, der Aeltere mit noch tieferem Gefühl, denn ſein Bruder. Da er aber zu bemerken glaubte, daß ſie dem Letztern geneigter ſey, ſo bezwang der edle Mann, wiewohl mit Traurigkeit, ſein Herz, und trat vor jenem zurück. Dem Vater wollte dieß nicht recht gefallen; denn ſeine Klugheit und Erfahrenheit ſah wohl ein, daß ſein älterer Sohn mehr für das einfache häusliche Leben auf der heimiſchen Burg, und überhaupt ſein ganzer Sinn auch mehr geeignet wäre, das ſtille Glück eines

Weibes zu ſchaffen, als dieß bei dem Jüngeren der Fall ſey, den ein unruhiger und ehrſüchtiger Geiſt in das Getümmel der Welt lockte, wo ein angeſehenes Hofamt und ein glänzender Ehebund mehr ſeiner Gemüthsart entſprachen. Doch wollte er dem Fräulein ſelbſt die Wahl überlaſſen, und als die junge Maid, ſittſam erröthend, und hinlänglich verrathend, daß der jüngere Bruder ihrem Herzen nicht gleichgültig ſey, deſſen Erklärung gern annahm, ſo ſegnete der alte Herr vom Liebenſtein mit Freudenthränen das glückliche Paar, und verſchob nur den Vermählungstag auf einige Monde, weil ſein Wunſch war, daß ein vieljähriger, etwas entfernt wohnender, Waffenbruder bei dem Feſte erſcheinen möchte.

Sah der ältere Sohn auch ohne Neid das Glück ſeines Bruders, ſo war doch die Ruhe aus ſeinem Herzen gewichen, und ſein Sinn ward von Tag zu Tag trüber, ſo daß er es auf der Burg nicht länger aushalten konnte. Er begab ſich alſo nach Renſe, ohnfern Koblenz, berühmt durch den Felſenthron, auf dem in jener Zeit die deutſchen Kaiſer erwählt, auch andere Reichsverſammlungen gehalten wurden, und der dort hauſende Fürſt des Landes nahm ihn gern in ſein Gefolge. —

Jetzt kam der unter dem Namen des heiligen Bernhard bekannte Abt von Clairvaux in das deutſche Land, und predigte einen neuen Kreuzzug. Haufenweiſe ſtrömten die Ritter vom Rhein und Main nach Frankfurt, wo Kaiſer Konrad ſelbſt dem zahlreich verſammelten Volke dieſen Apoſtel vorſtellte. Seine Feuerblicke, ſeine kräftigen und begeiſternden Worte riſſen Alles, wie im Taumel, mit ſich fort. Bald wehete die Fahne des Kreuzes auf allen Burgen am Rhein; Schiffe, mit Rittern und edlen Knechten beſetzt, ſchwammen den Fluß hinan, während andere Schaaren zu Roß und zu Fuß am Strande hinzogen, alle dem gelobten Lande zu, um das heilige Grab der Gewalt trotziger Muſelmänner zu entreißen. Auch auf Liebenſtein's Burg drang der Ruf dieſer glühenden Schwärmerei, und der jüngere Sohn, deſſen nach Ruhm und Glanz ſtrebender Sinn ſo leicht zu entflammen war, erklärte ſeinem Vater und ſeiner Braut, daß er mit nach Paläſtina ziehen und für die große Sache der Chriſtenheit kämpfen wolle. „O Sohn! (ſprach der Alte) das heilige Grab wird genug der braven Streiter finden. Bleibe hier, als der Stab meiner ſinkenden Jahre und als der treue Schutz Deines Weibes! Auch hier fehlt es nicht an Gelegenheit zu tapfern Thaten.“ Das Fräulein ſtand blaß und ſprachlos vor ihm; aber heiße Thränen floſſen von dem

reizenden Antlitz. „Ach, Vater! (entgegnete jetzt der junge Ritter) ich kann dem Drange nicht widerſtehen. Wenn je Dein Sohn aus dem fernen Lande zurückkehrt, ſo iſt es mit Ehre, Ruhm und Glück. Und Du, Geliebte, künftige Deinen Schmerz! Wir ſehen uns wieder, wenn meine Ahndung nicht täuſcht; dann feiern wir unſere Vermählung, und ich werde des ſchönen Bundes würdiger ſeyn.“ — So blieb er auf ſeinem Entſchluß, waffnete ſich alsbald, und eilte mit einem Fähnlein wackerer Mannen nach dem obern Rhein, wo ſich des Kaiſers Heer zum weiteren Zuge nach Aſien verſammelt hatte.

Der ältere Sohn, der ſchon die Bahn ſeines Ruhmes im deutſchen Reich eröffnet, und auch ſtets geneigter war, den heimiſchen Heerd ritterlich zu ſchirmen, als ſein Heil in fremdem Lande zu ſuchen, wollte ſich doch jetzt der Kreuzfahrt anſchließen, damit er, weit entfernt von dem Orte ſeiner Qual, in jenem großen und ehrenhaften Streit vielleicht die Schmerzen tilgen könne. Schon war er dazu gerüſtet, als ihm die Kunde erſcholl, daß auch ſein Bruder denſelben Vorſatz habe. Sogleich ritt er nach Liebenſtein, fand aber jenen nicht mehr. Da gedachte er ſeiner nächſten Pflicht, die ihm gebot, zum Troſt des alten Vaters und zum Schutz der jungen Dame in der Heimat zu bleiben. Er nahm alſo wieder ſeinen Sitz auf der Burg, ſchirmte ſie gegen Fehden und Raub, und war, nebſt dem Fräulein, bemüht, des Greiſes trübe Tage zu erheitern. Obſchon der edle Ritter den Dämon der Liebespein nicht aus ſeinem Herzen verdrängen konnte, ſo kämpfte er doch muthig wider ihn an, behandelte die Jungfrau als Schweſter und Freundin, und ſprach ihr oft theilnehmend von künftigem häuslichem Glück, wenn beruhigende Nachrichten von ihrem Bräutigam einliefen. Wohl geſchah es einigemal, daß er, trotz aller Gewalt, das, was in ihm glühte, nicht genugſam barg; es entging ihr nicht, und da ſprach ſie in ihrem Gemache bei ſich ſelbſt: „Er iſt einer edlen Liebe werth!“ Dann ſtieg auch wohl ein Seufzer in ihr auf, und ſie fühlte, wie das für häusliche Ruhe und ſtilles Glück empfängliche Gemüth dieſes, wo es galt, ſo kräftigen und kühnen Mannes ganz dem ihrigen entſpreche; doch ſchnell wieder hielt ſie dieſe Regung für Sünde, und wandte um ſo mehr ihre Gedanken dem fernen Geliebten zu.

Der alte Burgherr, im Vertrauen auf Gott, daß ſein, nach einem ſo weit entlegenen Himmelſtrich und in die gefährlichſten Kämpfe gezogener, Sohn bald wieder die Heimat ſehe, ließ ihm auf den nächſten Felſen ein Schloß zur künftigen

Wohnung errichten, und nannte es Sternberg. Doch kaum war der Bau vollendet, so befiel den Greis eine schwere Krankheit, und in wenigen Tagen erlosch sein irdisches Leben. Kindliche Thränen weihten ihm sein Sohn und die Pflegetochter, und diese trauerte um so mehr, als schon lange her keine Kunde von ihrem Verlobten angelangt war, und jetzt sogar das dunkle Gerücht umher lief, daß er in der blutigen Schlacht bei Nicäa, in Bithynien, gefallen sey. Der edle Bruder theilte ihren Schmerz, und war weit entfernt, einen solchen Umstand zu seinem Vortheil anzuwenden, obgleich es ihm schien, daß auch die Jungfrau mehr als Freundschaft zu ihm fühle.

So waren schon zwei Jahre in den Zeitenstrom hinabgeflohen; da kamen einige Ritter mit ihren Knechten von der Kreuzfahrt zurück, und durch sie erscholl die Nachricht von dem Thale zu den Höhen der Burg hinauf: „Der junge Herr vom Liebenstein ist auf dem Wege nach unserem rheinischen Lande; ihm folgt eine schöne Griechin, mit der er sich in Konstantinopel vermählt hat.“ — Welch ein Donnerschlag für den Bruder und noch mehr für die Geliebte! Sie sank in starren Gram, und jener suchte ihr wohl Trost einzusprechen, war aber zugleich im höchsten Grad empört über einen solchen Treubruch, und die brüderliche Liebe verwandelte sich in glühenden Zorn. Der Kreuzfahrer hatte schon unter Weges vernommen, daß der Vater noch vor seinem Ende ihm eine neue Burg habe erbauen lassen, und er zog mit seiner Griechin und einem glänzenden Gefolge in Sternberg ein. Sein Leichtsinn hegte die Hoffnung, daß er — wie die Geschichte des Grafen von Gleichen, jedoch unter verschiedenen Umständen, meldet — zwei Frauen besitzen, und seine deutsche Verlobte sich mit der orientalischen wohl vertragen könne. Allein er täuschte sich; denn der Bruder verschloß ihm Thor und Burg, und die Braut Herz und Kammer. Als er einen Knappen gesandt, der seine Ankunft und sein Vorhaben meldete, warf ihm der aufgebrachte Ritter den Handschuh hin, und sprach: „Gehe und bringe ihm dieß Fehdezeichen von mir! Er hat das heiligste Wort gebrochen, und rächen wird auch die Allmacht den Bund, welchen er mit frechem Sinne entweiht. Wer so die Liebe und das Recht verletzt, den erkenne ich nicht für einen Zweig unseres Stammes.“ — An die Stelle geschwisterlicher Eintracht war nun Haß und Feindschaft getreten, und bald erhob sich zwischen den Schlössern der Beiden jene starke Mauer als Scheidewand ihrer Gefühle. Die Fehde war erklärt, und oft stießen

die feindlichen Brüder mit ihren Saſſen im Felde aufeinander, wo im erbitterten Kampfe das Blut floß; doch traf es ſich nie, daß die Führer inmitten des Getümmels perſönlich handgemein wurden. Da beſchloſſen Letztere, den langwierigen Streit durch einen Zweikampf unter ſich zu endigen, und Jeder entbot den Andern feierlich an den hierzu beſtimmten Ort am Fuße des Berges.

Die Sonne trat hinter dem Wald hervor; auf dem ebenen Plan, im geſchloſſenen Waffenkreiſe der edlen Knechte, ſtanden die zwei Ritter mit blanken Schwertern gegeneinander, und ſchon ſollte der Kampf beginnen. Da plötzlich erſchien die Jungfrau, von ihren Zofen begleitet. Mit blaſſen, abgehärmten Wangen, doch ohne Zähre, trat ſie zwiſchen Beide, und ſprach in ſanftbittendem Tone: „Gedenket Eures Vaters, der jetzt im Reiche des Himmels wohnt, und verſöhnet Euch! — Dir, welcher mich getäuſcht hat, möge Gott verzeihen! Dir, von dem ich treuen und brüderlichen Schutz empfing, wolle er heitere und ruhige Tage ſchenken! Ich ſelbſt entſage jedem weltlichen Vermählungsbund, und weihe mich forthin dem Dienſt des Herrn in frommer Einſamkeit.“ — Sie warf noch einen trüben, flehenden Blick auf beide Männer, und mit Ehrfurcht gehorchten ſie den Worten der edlen Dulderin; ſtießen ihre Wehr wieder in die Scheide, und jeder zog mit ſeiner Schaar wieder heim.

Bald darauf nahm das Fräulein in dem Nonnenkloſter, das im nächſten Thalgrunde lag, den Schleier. Sie weinte noch eine Thräne dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und ſchmerzlich war der Abſchied von dem redlichen Burgherrn. Dieſem wurde Liebenſtein nunmehr zur Oede, und ſtille Trauer ſchien um die Zinnen der Burg zu ſchweben. Dagegen herrſchte Prunk, üppiges Wohlleben und frohes Getön auf Sternberg. Mancher loſe Fant ritt und fuhr nach dieſem Sitz, und huldigte der Schönen aus dem Orient, die, eitel und gefallſüchtig, wie eine ſchnöde Buhlerin, es annahm — ja! ſie ward in kurzer Zeit von einem, des Ritternamens unwürdigen Gaſtfreund ihres Gemahls mit leichter Mühe zur Untreue verleitet. Ehe dieſer noch die Schändlichkeit ahnete, ward ſie dem Ritter vom Liebenſtein kund. Aus Abſcheu vor der ſchlechten Handlung und aus Mitleid mit dem Unglück ſeines Bruders ließ er denſelben heimlich davon in Kenntniß ſetzen. Voll grenzenloſer Wuth ſtürmte nun der betrogene Gatte mit entblößtem Schwert in das Gemach ſeines ehrvergeſſenen Weibes, um an ihr und dem Buhler, der täglich auf dem Schloſſe war, blutige Rache zu

nehmen, Jedoch Beide waren, durch Vertraute ihrer Sünden schon vorher gewarnt, miteinander in ein fremdes Land entflohen.

Jetzt eilte der Unglückliche nach Liebenstein, trat vor seinen Bruder, und rief: „O, meine Schuld ist zu groß, als daß Du je sie mir vergeben kannst! Doch habe ich sie schwer gebüßt.“ Und der Aeltere schloß ihn an sein Herz, und sprach: „Dir ist vergeben! Sinnliche Neigung hatte Dich gefesselt; aber Dein Herz ist gut und aufrichtig Deine Reue. Wir wollen Brüder seyn, wie einst in besserer Zeit. Doch laß uns, denen die Liebe nur Gram schuf, laß uns schwören beim Gedächtniß unseres Vaters, und bei ihr, die sich jetzt in trüben Klostermauern der heiligen Andacht weiht, daß wir niemals einen Ehebund schließen wollen!“ Und sie gingen hin, und schwuren es am Grabe des Edlen. So weit noch ihr Kahn auf den Wogen des Lebens trieb, waren Beide einander Hülfe und Trost im treuen ritterlichen Bunde. Darum werden noch jetzt ihre Schlösser, deren Ruinen so düster in das Thal herabschauen, die Brüder genannt. Die Jungfrau erlebte den traurigen Rest ihrer Tage in der einsamen Zelle des Klosters unter Gebet und Mildthätigkeit, und hinterließ ihre reichen Güter frommen Stiftungen und den Armen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß diese rührende Sage sich auf ein historisches Ereigniß gründet. Das ritterliche Geschlecht von Sternberg wird in den Urkunden des 12. Jahrhunderts genannt. Nach dem Erlöschen jenes Stammes fielen die Burgen von Sternberg und Liebenstein an die Freiherren von Schenk und Brömser von Rüdesheim; auch werden in der rheinischen Geschichte des Mittelalters noch einige merkwürdige, hier stattgehabte, Begebenheiten erzählt.

Die Zauberin Lore Lay.

Wenden wir uns, bevor wir das enger geschlossene Rheinthal verlassen, durch welches der Strom von Bingen bis über St. Goar hinaus in dunkelgrünen Wogen dahinrollt, noch einmal zu der Stelle, wo die Bergschlucht am großartigsten und schauerlichsten wird — zu dem hohen und wilden Lurleifelsen, an dem die mächtige Flut aufschäumt, und theilen hier eine Sage, die, unter dem Volke lebend, auf geschicht-

lichen Ueberlieferungen beruht, um ſo mehr dem Leſer mit, als dieſe, wenn auch das Mährchen von der lieblichen Undine, ſeinem Urſprunge nach, älter ſeyn möchte, doch mit demſelben in einer Verbindung zu ſtehen ſcheint.

In den Tagen unſerer altdeutſchen Zeit (wahrſcheinlich im 11. Jahrhundert) lebte zu Bacharach am Rhein eine wunderſchöne Jungfrau, Namens Lore Lay. Alles was man holdſeliges von den Feen im Orient oder von den Göttinnen des griechiſchen Alterthums erzählt, vereinte ſich in ihrer Geſtalt und ihrem Antlitze. Denn ſie beſaß den niedlichen Wuchs und das unwiderſtehliche Lächeln der anmuthigen Cythere, die blonden Locken und das himmelblaue, göttlich leuchtende Auge der hohen Pallas, den zierlich-raſchen Gang der ſchönen Jägerin Diana, und die mit blendendem Weiß umgebenen Roſenwangen der reizenden Fee, die ſich Oberon ſelbſt zur Gemahlin erkor. Auch ihr ganzes Weſen war ſehr lieblich und fein, ihr Herz mild, und ihr Geiſt verſtändig und weiſe. Viele, ſehr viele Männer in der ganzen Gegend waren von ihrem wonnigen Blick entzündet; Viele baten flehentlich um ihre Liebe; jedoch umſonſt; denn ſchnell gab ſie Jedem zur Antwort, daß er ſich keine Hoffnung auf ihren Beſitz machen dürfe. Da irrten Manche voll tiefer Schwermuth in den Wäldern und Felſengründen umher, ſchnitten den Namen der Holden in die Rinde grüner Buchen, oder ſangen der Wildniß ein trauriges Lied; Andere ſtürmten fort, und ſuchten Ruhe oder Tod in Schlachten und Fehden, wozu ſich damals im deutſchen Lande ſowohl, als im fernen Auslande, ſo viele Gelegenheit fand. War aber das Herz der ſchönen Maid ſelbſt frei von aller Liebe? Das war es nicht. Auf einer nahen Felſenburg, die von wilder Höhe auf die Fluten des Rheines herabſah, hauſete ein Rittersmann, kühn, feuervoll und edel von Geſtalt. Er liebte die Jungfrau, und ward eben ſo zärtlich von ihr geliebt. Sie hielten manchmal, wenn das Morgenroth erſchien, oder im Mondenglanz ihre trauliche Zuſammenkunft an einer einſamen Stelle des Waldes; doch ſtets in Zuchten und Ehren. Auch wußte Niemand darum, und man ahnete es erſt, als der Ritter mit einmal aus der Gegend verſchwunden war. Seit dieſem Tage ging ſie traurig umher; doch wurden nach wie vor der Männer Herzen von ihrem Anblick entflammt, und Manche verfielen ſogar in Wahnſinn. Da man in jener Zeit jede außerordentliche Wirkung der göttlichen Natur für Wunder, Zauberei oder Eingebung eines böſen Geiſtes zu halten geneigt war, ſo ward auch die arme Lore Lay ſolcher Künſte beſchuldigt, obſchon Aufgeklär-

tere denken mochten, daß ihr magiſches Band kein anderes ſey, als das, wodurch, wie uns der herrliche Walter Scott erzählt, die reizende und tugendhafte Rebecca den mächtigen Ritter **Brian de Bois-Guilbert** feſſelte. Der Biſchof von Köln, der in Renſe Hof hielt, lud ſie jetzt vor ſeinen geiſtlichen Richterſtuhl. Sie erſchien furchtlos, und jener ward von ihrer blühenden Jugend, ihrer Schönheit und ſittſamen Weiſe eben ſo ſehr gerührt, als der greiſe Vorſteher des Templerordens von denen der Jungfrau, die jene Geſchichte verherrlicht. „Unglückliches Mädchen! (ſprach er mit huldreicher Stimme zu ihr) Ich kann nur Mitleid, aber nicht Haß, gegen Dich fühlen. Deine Unſchuld iſt gewiß von irgend einer böſen, dem Satan verfallenen Seele überliſtet und zur Zauberei verführt worden. Sage mir, durch wen geſchah es?“ — Da vergoß Lore Lay bittere Thränen, und als ſie ſich wieder etwas erholt, antwortete ſie mit edlem Anſtande: „Herr Biſchof! Mein Wunſch iſt der Tod. Ich bin freilich ein unglückliches Mädchen, weil Jedermann verderben muß, der mir in's Auge blickt. Denn zwei Flammen ſind meine Augen, und ein Zauberſtab iſt mein Arm. Darum brechet mir den Stab, und übergebt mich dem Feuer! Ich bin des Lebens müde.“ — Nach einer Pauſe verſetzte der Prälat: „Schöne Jungfrau! Wie kann ich Dir den Stab brechen, ohne daß mein eigenes Herz zerbricht? Darum laſſe ich kein Urtheil ergehen, bevor Du mir bekannt haſt, warum ich ſelber ſchon, ſeitdem Du vor mir ſtehеſt, in dieſen Flammen brenne.“ — „Es iſt nicht recht, Herr (entgegnete ſie ſanft und traurig), daß Ihr Spott mit einem armen Kinde treibt. Statt deſſen flehet zu dem Himmel, daß er ſich mein erbarmen wolle! Denn ſterben will ich; deßhalb kam ich zu Euch her. Ich kann und darf nicht länger leben. Nur ein einziger ward von mir geliebt und liebte mich wieder. Allein plötzlich ward er lau gegen mich; ihm gefiel nicht mehr das einſame Leben auf ſeiner Burg; er ſtrebte nach Ruhm und Glanz in fremden Landen, und zog mit ſeinen Reiſigen davon. O, er kehrt niemals wieder, oder vielleicht mit einer Dame von hohem Geſchlecht, die ihn ſeine treue Lore Lay vergeſſen läßt. Man nennt mich eine Zauberin. Sanfte und ſeelenvolle Augen, Wangen von lieblichem Weiß und Roth, zarte und milde Worte — dieß allein iſt mein Zauberkreis. O, ich fühle wohl, daß ich ſelbſt darin untergehen muß! Mein Herz möchte vor Gram zerreißen, wenn ich mein Bild in einer Quelle des Thales erſchaue und das gewahre, was Andern durch mich Verderben bringt. Laßt alſo das Gericht über die Troſt-

loſe ergeben, und mich dann ſterben als eine Chriſtin! Denn Alles ſoll mir in Nacht verſchwinden, da Er nicht mehr bei mir iſt.“ —

Der Biſchof ſann ein wenig nach; dann ließ er drei Ritter nach ſeinem Schloſſe beſcheiden, und bald traten ſie im Waffenſchmucke herein. „Geleitet (ſo ſprach er) dieſe Jungfrau nach dem Kloſter, das ihrer Heimath nahe im Thale jenſeits des Rheines liegt. Gehe hin, gute Lore! Ich befehle Gott Deinen zerſtörten Sinn. Dort ſollſt Du mit einem ſchwarzen und weißen Gewande bekleidet und in die Zahl der Nonnen aufgenommen ſeyn. Dort in klöſterlicher Stille und Andacht wirſt Du Troſt und Ruhe finden und bereiteſt Dich auf Erden ſchon zu der Todes-Fahrt.“ — Stumm und traurig folgte Lore Lay den Rittern; ſie beſtieg im Hof einen Zelter, und jene geleiteten ſie zu Roß am Ufer des Rheines hin, und fuhren oberhalb St. Goar mit ihr über den Strom. Als ſie an den hohen Felſen gelangt, der ſchaurig in der Fluth ſich ſpiegelt, und wo das Echo ſiebenfach aus den Klüften des Thales zurückſchallt, da wandte ſich die Jungfrau bittend zu den Männern und ſprach: „Erfüllt mir, edle Ritter, einen Wunſch! Ich möchte dieſe Höhen erſteigen, damit ich noch einmal das Schloß meines Geliebten, das dort am jenſeitigen Ufer ſteht, und noch einmal fernhin die grünen Wogen des Rheines betrachten kann. Iſt dieß geſchehen, dann zieh' ich gern nach dem Kloſter und will eine Braut des Himmels werden.“ — „Eure Bitte ſey gewährt, ſchöne Maid!“ ſagten die Ritter und hoben ſie von dem leichten Roß. Die Jungfrau erklomm jetzt mit unglaublicher Schnelle die Felſenſpitzen und ſtand bald oben auf dem Gipfel des Berges. Düſter ſchaute ſie von dort herab auf den Strom, der wie in dumpfen Klagetönen dahin rauſchte, und dann mit einem tiefen Seufzer nach der dem waldigen Hügel entragenden Burg.

Da ſegelte von fern ein prächtiges Schiff heran; es war grün und goldgeſchnäbelt, und die Flagge, grün und golden, wehte ſtolz im öſtlichen Winde. Lore Lay blickte nach dem Fahrzeug und rief: „Was ſeh' ich? Die Farben, die ſein Banner ſchmückten. Ach! ſie rufen mir noch einmal die Erinnerung holder Tage zurück; aber um ſo tiefer iſt auch mein Leid!“ Sie barg weinend ihr Geſicht in den Schleier. Endlich erhob ſie wieder das Auge; nahe war das Schiff; laut ſcholl der Matroſen freudiger Geſang, und ein Ritter, ſchön gewappnet, ſtand auf dem Verdeck. „Er iſt es, mein Geliebter! Er kehrt aus fernem Land; kein Weib ſteht neben

ihm. O, er iſt noch mein! Ich fühle mich ſo wohl, ſo leicht und munter! Es reißt mich wie auf Flügeln der Morgenröthe zu ihm hin!“ So rief ſie in wonniger Begeiſterung, bog weit ſich vor, glitt aus und ſtürzte von der jähen Felſenwand herab in die Fluthen des Rheines. *

Ritter Konrad Bayer von Boppard.

Landabwärts von den Burgen Sternberg und Liebenſtein, nachdem der Strom in einer kleinen Biegung gefloſſen, erſcheint im grünen Thale, deſſen Höhen mit düſterer Waldung bewachſen ſind, das alte Städtchen **Boppard**, das unter dem Namen **Bodobriga** ſchon zu der Römer Zeit berühmt war; denn dieſe hatten hier ein feſtes Kaſtell und eine Poſtſtation angelegt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die noch jetzt beſtehenden Ringmauern auf den Trümmern jener Feſtung erbaut ſind. Unter der fränkiſchen Monarchie erhob ſich der Ort zu einer ſehr anſehnlichen Gemeinde; edle Geſchlechter und eine Menge Einwohner von jeglichem Stande ſiedelten ſich daſelbſt an, und auf dem hier erbaueten Königshofe wurden ſogar Reichsverſammlungen gehalten; auch empfing die Stadt von den Kaiſern und Fürſten beſondere Rechte und Freiheiten. Sie ſtand zuerſt unter kaiſerlicher Vogteigewalt; als dieſe aufgehoben war, trat ſie in den Rang der freien Reichsſtädte. Doch aller Vermuthung nach ward im Anfange das ganze Gemeinweſen von dem ritterlichen Adel geleitet, unter welchem das Geſchlecht der **Bayer von Boppard** die meiſte Gewalt beſaß. Aber im 12ten Jahrhundert, als man die Zünfte geordnet, erhielten auch die Bürger Theil an der ſtädtiſchen Regierung, und die von ihnen erwählte Obrigkeit ſaß mit den Patriziern zu Gericht. Das Haus der genannten **Bayer von Boppard** war ein's der älteſten und berühmteſten vom Adel des Rheinlandes, und ein Glied deſſelben gab der romantiſchen Poeſie Stoff zu einer Sage, die auf wirklicher Geſchichte beruht und hier mitgetheilt ſey.

Ritter **Konrad Bayer von Boppard** war ein tüchtiger Fehdegeſell, ein luſtiger, etwas wilder Kumpan; ſonſt

---

* S. die in des Freiherrn von Erlach's Volksliedern der Deutſchen (B. III. S. 595) mitgetheilte Ballade: Lore Lay, die Zauberin, von Brentano; auch das dort angeführte Buch: Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter. 2 Bde. ꝛc. —

biederen und aufrichtigen Gemüth's. Er lebte zu Kaiser Friedrichs I. Zeit, und als dieser heldenmüthige Fürst, im Bunde mit England und Frankreich, den berühmten Kreuzzug wider die Muselmänner antrat, mochte es die Ritter und reisigen Knechte, welche sich aus allen Gegenden Deutschlands der dieser Unternehmung beigesellt, und namentlich die vom Rhein, vielleicht ein wenig wundern, daß unter ihren Fähnlein nicht auch das Banner Konrad's wehete, den sein feuriger und muthiger Geist bei jedem Strauße dahin riß, wo der Kampf am stärksten und gefährlichsten war. Allein der Grund, daß er in dem heimischen Lande blieb, mochte wohl darin liegen, daß die Reichsstädte während der Abwesenheit des Kaisers und seines Heeres gegen die Anfälle der tief im Gebirge hausenden Raubritter weit mehr, als zuvor, auf ihrer Hut seyn und dem Schutze braver Degen sich anvertrauen mußten, weßhalb denn diese Pflicht unseren Helden an seine Vaterstadt band. Vielleicht war auch der ehrgeizige Ritter, den gewiß der Durst nach Thaten in das syrische Land getrieben hätte, um so mehr geneigt, dem Wunsche seiner Mitbürger zu entsprechen, weil er ein schönes und sittiges Fräulein liebte, deren Schloß nicht weit von Boppard entlegen und deren Bruder mit den Kreuzfahrern gezogen war. Sie hieß Maria; den Namen ihres Hauses hat die Sage nicht genannt. Mit inniger und reiner Gluth hing die zarte Jungfrau an ihrem Ritter, und trauete seinem Versprechen, daß er sie, sobald ihr Bruder aus Palästina zurückgekehrt sey, als Braut heimführen wolle.

Konrad bestand manchen derben Kampf mit den Freibeutern und Wegelagerern, denen wohl keine Unternehmung gegen die Stadt selbst, aber doch manchmal die Plünderung oder Beschädigung ihrer Güter und Waaren gelang. Allein Jener machte sich diesen Raubgesellen so furchtbar, daß sie, wenn er auf seinem normannischen Hengste herangesprengt kam, schon bei'm Anblicke der zwei auf seinem Helme wehenden Adlerflügel ein Grauen befiel, und er mit zwölf Reitern ihrer dreißig in die Flucht jagte. Auch über das Schloß seiner Geliebten wachte sorgsam der Ritter, damit ihr von diesen Stegreifmännern kein Unbild geschehe; wiewohl dieß kaum nöthig war; denn ihr Bruder hatte einen treuen und wackeren Burgvogt, nebst einer Schaar tüchtiger Reisigen, zu ihrem Schutze hier gelassen. Als nun das umliegende Land gegen solche räuberische Anfälle wieder gesichert war, unternahm Konrad, dessen rastlosem Sinn die Jagd auf Wölfe und Eber kein Genüge schuf, und der oft mißmuthig seinen Blick nach Osten wandte, wo vielleicht manche seiner ehemaligen Waf-

senbrüder sich glänzenden Ruhm erwarb, öfter Streifzüge in entfernte Gegenden, wo er irgend einer anderen Fehde seinen Arm und sein Schwert lieh. Sollte man nicht glauben, daß die Liebe des Fräuleins Maria ihm für das, was sein Ehrgeiz entbehren mußte, der schönste Ersatz gewährt, und er auch in der Zärtlichkeit für die Holde den süßesten Theil seiner Ritterpflichten erkannt hätte? Aber ach! diese Zärtlichkeit war im Getümmel, in wilder Zerstreuung und freier Luft, welcher er sich von neuem ergab, schon wieder ziemlich erkaltet. Er kam Mondenlang nicht mehr auf Maria's Burg, und als sie eines Abends voll banger Ahndung in ihrem Blüthengarten umherwandelte, traf Botschaft von dem Ritter ein, mit der Meldung, daß er sie ihres Wortes entlasse, weil er nach genauer Selbstprüfung gefunden habe, daß er für ein freies und unabhängiges Leben, nicht aber für das in so manchem Betracht fesselnde Band des Ehestandes, geschaffen sey. Fast brach das weiche, einer tugendhaften Liebe so treu verbündete, Herz der Jungfrau, und ihr verfloß eine der traurigsten Nächte, die jemals ein in seinen theuersten Regungen tief verletztes Gemüth durchwacht hat. —

Der Morgen graute auf des Waldes Höhen. Noch lagen die Nebel im Thal, und kaum schimmerte der erste röthliche Strahl durch die fahlen Gewölke; da zog Ritter Konrad, wohl gerüstet, auf seinem schwarzen muthigen Roß, mit starkem Gefolge und scharfzahniger Doggen Schwarm, zur Wildjagd den schlängelnden Weg des Berges hinauf. Tief im uralten, bemoosten Haine vertheilte sich die Schaar; da, wo der Ritter stand, fuhr plötzlich ein mächtiger Keuler aus dem Gebüsch, und ehe noch jener sein Wurf-Geschoß absenden konnte, war das Thier im Eichendickicht verschwunden. Zornig sprengte Konrad nach und kam auf eine mit leichtgrünen Büschen schön umkränzte Wiesenau. Da schimmerte eine silberhelle Rüstung ihm entgegen, und ein Jüngling auf schneeweißem Roß, die himmelblaue Feder auf dem Helme, und mit geschlossenem Visir, ritt schnellen Schrittes heran. Konrad schwenkte sein Roß gegen ihn und fragte mit starker Stimme: „Freund oder Feind?“ — „Ehemals Freund, aber jetzt nicht mehr! (entgegnete Jener mit melodischem Tone, in welchem mehr Traurigkeit als Zorn zu liegen schien) Warum, wilder, ungetreuer Mann, hast Du die unglückliche Maria verlassen? Sie liebte Dich ja so zärtlich, und auch Du hast ihr mehr als einmal Deine Liebe betheuert. Ich bin hier, um die Arme zu rächen, die ein Opfer Deines Leichtsinns werden soll. Darum, Ritter Konrad Baner von Boppard,

entbiet' ich Dich zum Zweikampf auf Tod und Leben, und zwar hier auf der Stelle. Ziehe Dein treuloſes Schwert!" — Konrad betrachtete ſeinen Gegner einige Augenblicke, dann verſetzte er ſtolz: „Wer wagt es, ſich ſo keck mir in den Weg zu legen? Ich habe dem Fräulein offenherzig erklärt, warum ich für gut halte, unſern Bund aufzuheben. Ich will frei ſeyn, wie die Wetterwolke, die mit Donnern hernieder-ſchlägt oder am Himmel davon zieht, frei wie ein Sturm auf der See, und wie der Sonnenadler in hoher Luft. Viſier auf! Laß mich ſehen, wer Du biſt, der mir ſolchen Trotz beut, und den es gelüſtet, von meiner Hand zu fallen!" — Da erhob der Jüngling ſeinen Schild und ſprach: Kennſt Du dieſes Zeichen — den goldnen Löwen im blauen Felde? Ich bin der Bruder Dagner Braut, der geſtern Abend aus Paläſtina heimgekehrt und Deine Treuloſigkeit vernommen, die Du bereuen ſollſt, noch ehe die Mittagsſonne über uns flammt. Entſchieden ſey's auf dieſem Auenplane! Schnell laſſe Dein Viſier herab; denn ſchon zu lang hab' ich Dich ange-blickt." — „Und hätteſt Du fünfzig Sarazenen niedergeſäbelt, junger Hagegrunt, ſagte der Ritter mit wildem Blick, indem er den Helmſturz herabſchlug) ſo ſollſt Du doch finden, wer Deinen Stolz demüthigen kann. Herunter von dem Roß!" Und Beide ſtiegen ab, zogen die Schwerter und der Kampf begann.

Stürmiſch drang Konrad ein, drei, vier Hiebe wurden gewechſelt; da erlahmte des Jünglings Arm und plötzlich ſank er ſeufzend hin; ſein Herzblut quoll und rötbete die weißen Blümchen des Graſes. Tief erſchüttert und von wunderſa-mer Angſt ergriffen, zögerte Konrad, ihm den Helm zu löſen. Doch endlich wagte er es, und — Himmel! Er ſah zwei Augen brechen, ſanft wie des Aethers Blau, die einſt ſo liebevoll ihn angeſehen; er hörte von zwei Lippen, deren Roſenroth erblich, noch die matten Worte: „Konrad! Das Leben war mir trübe und öde — ich wollte ſterben — von Deiner Hand — ich habe Dir verziehen!" — Wie im Wahn-ſinn rannte er umher, ſchleuderte den Helm von ſich, raufte ſein Haar und rief: „Wehe, wehe mir! Ich habe Maria erſchlagen. O, kehr' am's Licht zurück! Ich war auf Irrwe-gen; ich bin wieder Dein Getreuer — wir wollen glücklich ſeyn!" Er warf ſich vor ihr nieder, wollte das ſtrömende Blut hemmen; jedoch umſonſt! Sie verhauchte in ſeinen Ar-men ihr irdiſches Leben.

Der troſtloſe Ritter, der ſeine Geliebte nicht mehr er-wecken konnte, wollte nun durch Reue und Buße die jammer-

volle That ſühnen, die er in Unwiſſenheit begangen, aber doch verſchuldet hatte. Er ließ die Erblichene auf einer Höhe, unfern ſeines Wohnſitzes, feierlich beſtatten, und dann, nachdem er die bitterſten Thränen an ihrem Grabe geweint, über demſelben ein Nonnenkloſter erbauen, ſo ſchön und herrlich, wie keines am ganzen Rheinſtrome zu ſehen war; denn er wandte darauf faſt all ſein Hab' und Gut. Das Kloſter nannte er Sanct Marienberg. Aber den Reſt ſeines Lebens wollte er in einer Siedlerklauſe des nahen Gebirges der Andacht und dem ſtillen Grame weihen. Doch ſein wilder Schmerz fand hier keine Ruhe. Darum wollte er ſie im Sturme ſuchen und eilte fernhin über das Meer nach dem ſyriſchen Lande. Von dort ging er nach Jeruſalem und ließ ſich in den Orden der Tempelritter aufnehmen, der ſchon eben ſo ſehr durch glänzende Thaten, als durch Schutz der Bedrängten und durch wohlthätige Handlungen gegen Nothleidende berühmt war. Mit dieſer Heldenſchaar zog Konrad zum wilden Streit, und that Wunder der Tapferkeit in Kaiſer Friedrich's Heer. Die Muſelmänner fühlten bald die Kraft ſeines Armes, und mancher kühne Feind erbebte, wenn ſein Schwert im Schlachtgetümmel leuchtete. Jedoch ſein Wunſch, mit der Geliebten bald vereint zu ſeyn, ward noch nicht erfüllt; er fand nur Sieg und Ruhm. Aber jetzt befahl der große Richard Löwenherz den Sturm auf Ptolomais. Da warf, glühend von mehr denn irdiſcher Begeiſterung, Konrad den Panzer von ſich, und nur im Helm und Koller, mit der einen Hand ſein Flammenſchwert, mit der anderen des Ordens Banner Beauséant ergreifend, drang er vor ſeinen tapfern Brüdern im heftigſten Kampfe heran, erſtieg die Mauer, die Feſte war gewonnen, und — Konrad ſank von einem Pfeil, den der flüchtige Feind zurückgeſandt und der ſein leidendes Herz durchbohrte. Maria war des Helden letzter Ruf. —

Die Urkunden des Mittelalters beſagen uns, daß die Familie der Bayer von Boppard noch Jahrhunderte lang unter den edlen Geſchlechtern des Rheines blühete, und 1598 in ihrem Mannsſtamm erloſch. Sie melden auch, daß Ritter Konrad Bayer von Boppard als einer der muthigſten Helden bei Ptolomais gekämpft und das Panier des Tempelordens getragen habe. Dieß und das ehemalige Frauenkloſter Marienberg, deſſen Gebäude in der Nähe von Boppard erſcheint, zeugen ſchon für den hiſtoriſchen Grund der obigen Sage. Es wird unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir derſelben noch Einiges von den ferneren Schickſalen dieſer

alten Stadt, wo jenes Rittergeſchlecht ſowohl in Waffen als im Rath ein ſo groſſes Anſehen erlangt, beifügen.

Wir haben ſchon an andern Orten, und namentlich in dem Artikel: die Gräfin von Starkenburg, des klugen, kriegeriſchen und herrſchſüchtigen Erzbiſchofs Balduin von Trier, aus dem Hauſe Luxemburg, gedacht. Dieſem wurde Boppard, gleichwie Oberweſel, das ebenfalls eine freie Reichsſtadt war, im Jahr 1312 von Kaiſer Heinrich VIII. als Reichspfandſchaft übergeben. Den Bürgern jedoch war es nicht genehm, ihre freie Verfaſſung mit der Herrſchaft des biſchöflichen Krummſtabes zu vertauſchen. Sie erklärten daher ſolche für Uſurpation und für geſetzwidrige Anmaßung gegen ihre von den vorigen Kaiſern beſtätigten Rechte. Balduin drohete mit Waffengewalt. Aber die muthigen Bürger waren ſchon zu Roß und zu Fuß gerüſtet, und erwarteten unter ihren braven Anführern den, ihnen an Heerzahl weit überlegenen, Biſchof. Zugleich ward die Stadt ſchnell und gut befeſtigt und ringsumher mit tüchtigen Bollwerken verſehen. Balduin hatte ſich ſchon das ſelbſt gegen ihn empörte Trier, ſo wie Mainz, unterworfen; denn er war auch zum Adminiſtrator des Mainziſchen Erzſtiftes erklärt. Er zog nun mit einer ſtarken, aus Trierer und Mainzer Truppen beſtehenden, Heerſchaar den Rhein herab, nahm Oberweſel, das ihm für jetzt keinen Widerſtand leiſten, ſondern nur eine günſtigere Zeit zur Wiedererlangung ſeiner Freiheit abwarten konnte, in Beſitz und rückte vor Boppard. Sogleich umgab er die Stadt mit Reiſigen, Fußknechten und Geſchütz, und that einige ſtarke Angriffe. Allein die Vertheidiger, wohl geordnet, feſt und kühn, ſchlugen ihn jedesmal derb zurück, zogen ſich dann wieder in ihre Mauern, und boten ihm Hohn und Trotz von den Zinnen der Stadt. Der ſtolze Churfürſt hatte keinen ſo kräftigen Widerſtand erwartet. Zornig ließ er den Ort noch enger einſchließen, und bedrängte ihn ſchwer mit ſeinem Wurfgeſchoß. Demungeachtet ward fortwährend die hartnäckigſte Gegenwehr geleiſtet, und der Feind hätte ſeinen Zweck nicht erreicht, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Vorſtadt in Brand zu ſtecken. Dieſer verderbliche Streich nöthigte die Obrigkeit und die Einwohner zu einer Capitulation, und man übergab endlich jenem die Stadt unter der Bedingung, daß er die bürgerliche Verwaltung derſelben in der bisher üblichen Form erhalten und ihre Statuten nicht verletzen ſolle.

Ward nun auch dieſe Bedingung gewiſſermaßen erfüllt, ſo erkannten die Bürger doch ſehr wohl den Unterſchied zwiſchen der Selbſtregierung und der Obergewalt eines mächtigen

Fürsten. Dennoch mußten sie dieser bei der gewicht- und verständvollen Herrschaft eines Balduin und Kuno von Falkenstein nachgeben. Erst unter dem Erzbischof Johann, aus dem markgräflichen Hause Baden (der sich durch die Stiftung der Universität Trier und den Bau des Schlosses Körlich einen Namen schuf), fanden sie wieder Anlaß zur Empörung. Dieser Fürst war schon um seiner Geburt Willen zu einem Aufwande genöthigt, der dem Lande sehr beschwerlich fiel; zudem hatte er, trotz einer starken Gegenpartei im Domkapitel, seinen Vetter Jakob von Baden zum Coadjutor und Nachfolger ernannt. Dieß erregte das Mißfallen der trierischen Landstände, welche, aus Deputirten des Adels, der Abteien und der Städte zusammengesetzt, das Vorrecht hatten, daß ohne ihre Bewilligung und Zuthun nichts an der Verfassung geändert, auch keine Veräußerung oder Tausch, und keine neue Auflage statt finden konnten. Es entstand daher eine allgemeine Gährung, und diese benutzend, wollten die Einwohner von Boppard wieder ihre alte Freiheit erringen. Sie kündigten also im Jahr 1497 der bischöflichen Regierung den Gehorsam auf, und als Johann mit einem mächtigen Heerhaufen heranzog, fand er die Stadt wohl befestigt, und jene boten ihm Trotz von ihren Wällen herab. Er ließ zwar den Ort auf verschiedenen Punkten zu Wasser und zu Land angreifen; aber jede Unternehmung seiner Mannschaft wurde von den Bürgern eben so muthig vereitelt, als es vordem gegen Balduin geschehen war; ja sie thaten sogar einige kühne Ausfälle gegen die Belagerer, und fügten ihnen hierdurch großen Schaden zu. Der Erzbischof dachte schon auf den Abzug, da kam eine beträchtliche Truppenschaar, von seinem Bruder, dem Markgrafen Christoph gesandt, ihm zu Hülfe. Jetzt war man im Stande, den Belagerten alle Zufuhr und Lebensmittel abzuschneiden, die Anhöhen ringsumher wurden besetzt und es ward auf die Häuser herabgeschossen. Die Bürger sahen sich nun alles Unterhalts beraubt, und mußten erwarten, daß ihre Stadt in Trümmer ging. Sie erkannten also die Oberherrschaft von Trier; nur mußten ihre Verfassung, ihre Privilegien, Rechte und Freiheiten auf dem Landtage gesichert werden. Doch hielten sie diese Unterwerfung weit mehr für Zwang als freiwilligen Entschluß, und erhoben wieder die Fahne des Aufruhrs, als auch im Jahr 1501 der Adel des Landes, der zwar manchmal gern die Demüthigung der bedeutenden Städte sah, doch aber sich jetzt, wie schon vorher, durch die bischöfliche Regierung in seinen Ansprüchen und Rechten eingeschränkt fühlte, mit den Waffen

gegen dieſelbe auftrat. Sie erlaubten daher dem Edlen von Elz, einem der furchtbarſten Gegner des Erzbiſchofs, den ungehinderten Einzug in ihre Stadt, wo er mit ſeinen Mannen alle Thore, Thürme und Mauern beſetzte. Doch als die Churfürſten ihre Heeresmacht verſtärkt und die Reichsgerichte ſelbſt alle geſetzliche Verfügung getroffen hatten, blieb die Stadt Boppard auf die bedungene Art dem Erzſtift einverleibt, bis ſie in neuerer Zeit mit andern Staaten vereinigt wurde.

Die Templer auf Lahneck.

Bei Oberlahnſtein, unterhalb Boppard, ergießt ſich, aus dem wildromantiſchen Thale kommend, wo Göthe, mit dem Hinblick auf die ehrwürdige Felſenburg, die einen Hügel desſelben krönt, ſeinen ſchönen „Heldengruß" ſang, der Lahnfluß in den Rheinſtrom. Seitwärts von jener Stadt, auf einem ſteilen Berggipfel, liegt die ſchöne Ruine der alten Burg Lahneck. Dieſes Schloß ſoll, wie eine Volksſage meldet, einſt dem berühmten Orden der Tempelherren, den wir ſchon einigemal erwähnt, gehört haben. Er ward, als Gottfried von Bouillon Paläſtina erobert, im J. 1118, zum Schutze der Pilger auf den Straßen dieſes Landes, zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, und zur Behauptung des heiligen Grabes gegen die Muſelmänner, geſtiftet, und machte ſich um die Chriſtenheit hoch verdient. Sein Thatenruhm verſchaffte ihm einen immer ſtärkern Zuwachs an tapfern Rittern aller Nationen, beſonders aber aus Frankreich, und er gewann durch anſehnliche Schenkungen große Beſitzthümer und gewaltigen Einfluß, nicht allein in Aſien, ſondern auch in den verſchiedenen Reichen Europa's. Es iſt hinlänglich aus der Geſchichte bekannt, daß von dieſem Bunde, den ein hoher ritterlicher Heldengeiſt vor allen auszeichnete, auch ein helleres Licht über Religion, Denkfreiheit und Lebensphiloſophie ausging, und daß Europa ihm einen großen Theil der Aufklärung, die wie ein Blick der Morgenſonne in die finſtern Tage jener Zeit fiel, zu danken hat. Denn bei Vielen ſeiner Mitglieder galt der, von einem deutſchen Dichter in Bezug auf dieſelben ſo ſchön ausgeſprochene, Grundſatz:

— — — Wir erkennen Euch
An edlen Thaten, nicht an myſtiſchen Gebräuchen;
Die Lehren trennen ſich, die Tugend iſt ſich gleich!

Es ist leicht zu denken, daß der Orden sowohl hierdurch, als durch seine zunehmende Macht und reichen Güter, den Haß und Neid der hohen und niedern Geistlichkeit, auch mancher Fürsten, auf sich zog. Man warf ihm Herrschsucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Freigeisterei vor, ja man beschuldigte ihn, daß er bei einigen Gelegenheiten die Sache der Kreuzfahrer um seines eigenen Vortheils Willen vernachlässigt habe. Nun ist allerdings wahr, daß im Laufe der Zeit durch die großen Reichthümer und den Glanz des Ordens auch übertriebener Stolz, Ueppigkeit und Anderes, was von seinen ursprünglichen Tugenden abwich, einzureißen begann, daß mancher Ritter mehr für sein zeitliches Gut, als für die Erhaltung des heiligen Grabes, besorgt war, und daß der Orden im 13. Jahrhundert mit den wieder siegreich gewordenen Sarazenen Verträge zur Sicherheit seiner Besitzungen im Orient schloß. Doch eben so bekannt ist, wie wenig rein die Quelle war, aus der jene Beschuldigungen flossen. Was übrigens den letzten Punkt betrifft, so zeigte sich schon der allmähliche Verfall des Königreichs Jerusalem, und die Tempelherren fanden wohl keinen andern Ausweg, um ihre Güter zu bewahren. Allein trotz jener Verträge mußten sie, als im J. 1291 Ptolemais (Acre), das letzte Bollwerk der christlichen Herrschaft in Asien, gefallen war, mit dem übrigen Theil der Kreuzfahrer das ganze Land verlassen. Doch der Großmeister nahm jetzt mit einer auserlesenen Schaar von Ordensbeamten, Rittern und dienenden Brüdern seinen Hauptsitz auf der, dem Ufer Syriens am nächsten gelegenen, Insel Cypern. Von hier streiften die tapfern Männer in ihren Fahrzeugen auf der See umher, und führten muthig, und oft mit Vortheil, den kleinen Krieg wider die Kaperschiffe der Morgenländer. Der damalige Großmeister des Tempelordens, der, gleich dem der Johanniter, eine halb geistliche, halb militärische Verfassung hatte, war Jakob von Molay, aus der französischen Landschaft Burgund, ein eben so edelgesinnter und weiser, als tapferer und welterfahrener Rittersmann. Niemand war mehr dazu geeignet, als er, den, in manchem Betracht ausgearteten, Geist des Ordens wieder zu verbessern, und er hätte wohl im zusammenwirkenden Verein anderer trefflichen Mitglieder diesen Zweck erreicht; aber das schwarze, von Europa her drohende Wetter brach jetzt über den Bund los, und endete mit einer Greuelthat, wie man deren wenige in der Geschichte findet.

Der Tempelorden war, wie schon erwähnt, durch sein großes Ansehen und durch seine beträchtlichen Reichthümer,

nicht allein dem Klerus, ſondern auch manchen Fürſten, verdächtig, und der Erſtere ſuchte wohl den Argwohn der Letztern noch mehr zu reizen. Denn es ging die Rede von ehrgeizigen Planen, die auf den Sturz der Throne und die Gründung einer Adelsrepublik berechnet ſeyen, und von der Gefahr, welche dem Kirchenglauben durch Verbreitung der frei-religiöſen Grundſätze der Templer drohe. Der ärgſte und mächtigſte Feind des Ordens war Philipp der Schöne, König von Frankreich, der, ſchon früher mit jenem in Mißhelligkeiten verwickelt, nunmehr ſeinen Untergang beſchloß. Obſchon dieſer Fürſt eben ſo ſehr die Anmaßungen der Hierarchie, als die ariſtokratiſche Gewalt der Großen ſeines Reiches in Schranken hielt, ja erſtere ſogar in ſeinem Gegner, dem Papſte Bonifacius VIII., empfindlich demüthigte, ſo verband er ſich doch jetzt mit deſſen Nachfolger, Clemens V., einem eben ſo erklärten Feind der Tempelherren, um dieſe zu verderben. Ohnehin war dieſer Papſt, den Philipp bewogen hatte, ſeine Reſidenz in Avignon, einer von Frankreichs Gebiet umgebenen Stadt, zu nehmen, hierdurch gewiſſermaßen von dem Beherrſcher dieſes Landes abhängig. Nach einem, mit dem König verabredeten, Plane berief Clemens im Jahre 1306 den Großmeiſter Molay mit 60 Rittern nach Frankreich, angeblich, um ſich mit ihnen und den Johannitern über einen neuen Kreuzzug nach Paläſtina zu berathen. Molay ſegelte arglos an der Spitze ſeiner treuen Waffenbrüder nach Frankreich. Hier ward er von dem argliſtigen Philipp ganz freundlich empfangen, ja ſogar bei der Taufe eines Prinzen vom Geblüt zum Pathen erwählt. Aber am 13. Oktober 1307 wurden plötzlich der Großmeiſter, die Ritter, welche ihm aus Cypern gefolgt, und alle auf ihren Comthureien und Balleien in Frankreich zerſtreut lebenden Mitglieder des Ordens, verhaftet und eingekerkert. Philipp ließ ſofort die Güter deſſelben in Beſchlag nehmen, und bezog mit ſeinem Hofe das auch durch neuere Ereigniſſe ſo merkwürdig gewordene Tempelgebäude in Paris; zugleich beauftragte er ſeinen Beichtvater, den Inquiſitor Wilhelm, Erzbiſchof von Sens, mit der Leitung des Prozeſſes gegen die Verhafteten. Man beſchuldigte ſie außer dem, was wir gemeldet, beſonders der Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünſte, empörender Ausſchweifungen und anderer Laſter. Wohl trat eine Menge von Zeugen auf; aber dieſe waren theils treuloſe und ausgeſtoßene Templer, theils andere feile Böſewichter, auch blödſinnige Menſchen, die man erkauft hatte. Aus den in ſpäterer Zeit angeſtellten Forſchungen geht hinlänglich hervor, daß keine

dieſer Beſchuldigungen erwieſen, daß nur muthwillige Verdrehung und Unwahrheit im Spiele war, und daß die Schlachtopfer ſich am Ende nur darum für ſchuldig erklärten, weil ſie durch die Qualen der Folter auf's äußerſte gebracht wurden. Das Gericht, meiſt aus Mönchen des Dominikanerordens, einer die Tempelherren aus Neid oder Fanatismus anfeindenden Klaſſe, beſtehend, die dem ihnen ſchon bekannten Willen des Königs und des Papſtes unbedingt folgten, ließ die Gefangenen mehrere Jahre lang im Kerker ſchmachten, und verurtheilte ſodann den größten Theil derſelben zum Tod. Am 18. März 1314 wurden 59 Tempelherren durch ein langſames Feuer hingerichtet. Der Großmeiſter Molay und der achtzigjährige Gui, Großprior von der Normandie, erfuhren dieſes gräßliche Schickſal auf einer kleinen Inſel der Seine, wo nachmals die Bildſäule Heinrich's IV. ſtand. Dieſe Zwei hatten ſtandhaft bis zum letzten Augenblick ihre Unſchuld behauptet; auch alle Andern widerriefen in der Stunde des Todes das ihnen von der Folter ausgepreßte Geſtändniß. Bald darauf ward der Orden, durch ein Edikt des Papſtes, in allen Ländern der Chriſtenheit aufgehoben, und ſeine Güter fielen größtentheils andern geiſtlichen Ritterorden anheim, nur die auf franzöſiſchem Gebiet theilten Philipp und Clemens unter ſich. Uebrigens wiederfuhr den Templern außerhalb Frankreich kein perſönliches Unbild; auch traten die noch übrigen Ritter dieſes Bundes meiſt in den Orden der Johanniter. Aber Molay hatte auf dem Scheiterhaufen den König und den Papſt vor den Richterſtuhl der Vorſehung geladen, und — Beide ſtarben noch in demſelben Jahre. Mit Recht erkannte das Volk hierin ein Gottesgericht.

Wir haben dieſen Abriß der, Vielen unſerer Leſer bekannten, Geſchichte von dem unglücklichen Looſe des Tempelordens hier gegeben, weil dadurch die obenerwähnte Sage ein höheres und anſchaulicheres Intereſſe gewinnt. Als — ſo meldet ſie — der König Philipp von Frankreich und der Papſt Clemens V. den Großmeiſter und mehrere Ritter vom Tempel auf die grauſamſte Art hinrichten und ihre Güter in Beſitz nehmen laſſen, da wollte auch der Erzbiſchof von Mainz, Peter von Aichſpalt, der dem Papſte, ſeinem beſondern Gönner, in allem ſehr gehorſam war, die Brüder des Ordens in ſeinem Lande nicht mehr dulden, und drohete ihnen, wofern ſie es nicht ſogleich räumen würden, mit Waffengewalt. Wohl ſahen die Ritter, daß die Sache des Bundes verloren ſey, und Viele entſagten ihrem Gelübde und ſuchten anderswo

ihr Heil. Aber Zwölf der Tapferſten warfen ſich in die Burg Labneck, welche der Orden unter Oberherrſchaft des Erzbiſchofs beſaß, und ſie beſchworen hier unter ſich den feſten Entſchluß, daß man dieſer ungerechten Aufforderung nicht gehorchen, ſondern ſich hier feſt halten und das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle. Darob zürnte nun der ſtolze Prälat, und ſandte einen ſtarken Heerhaufen ab, um die Feſte mit Vertrag oder Gewalt einzunehmen. Sie ward umringt, und man bot den Rittern freien Abzug an. Allein ſie gaben zur Antwort: „Wir ſtreiten für unſere Ehre und unſer Recht, und wollen ſiegen oder ſterben, wenn man uns nicht im ruhigen Beſitze der Burg laſſen will.“ Da ward der Ort mächtig vom Geſchütze der Mainzer bedrängt; aber die Belagerten wehrten ſich auf's muthigſte, ſchleuderten Wurfgeſchoß und Steine herab, und thaten dem Feinde großen Schaden. Dieſer, voll Grimm, daß eine ſo beträchtliche und wohlgeübte Schaar nicht den Widerſtand von zwölf Gegnern überwinden könne, rüſtete ſich endlich zu einem Sturm, der in der kommenden Nacht ausgeführt werden ſollte. Sie kam ſo ſchwarz, wie das Schattenreich ſelbſt; denn es ſtieg zugleich ein furchtbares Gewitter empor, und tobte auf den Wellen des Stromes und in den Klüften der Berge. Im Donner und Blitze drangen die Belagerer zum Schloſſe hinan; aber die Ritter fochten wie Löwen, und ihre Schwerter leuchteten hoch im Wetterſcheine des Himmels. Doch die Zahl der Feinde wuchs immer mehr, und jene wurden an den Haupteingang gedrängt, den ſie noch feſt und wüthend ſchirmten. An ihrer Spitze ſtand ein greiſer Held — warum nennt nicht die Kunde ſeinen Namen? — der ſank jetzt, von einer Lanze durchbohrt, und rief ſeinen Streitgenoſſen zu: „Brüder, ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und die Gluten des Scheiterhaufens. Denkt an die erhabenen Geiſter unſers Ordens, deren Muth ſo groß war, als hell und frei ihre Seele! Denkt an den edlen Meiſter, an ihn, ſo für unſer heiliges Recht den Tod erlitten als ewiges Muſter aller Braven, deren Geiſt und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finſterniß beſteht!“ So rief er, ſchleuderte im wilden Muthe ſeinen Stahl unter die Reihen der Feinde, und ſein edles Auge brach. Mit tiefem, thränenloſen Schmerze ſahen die Krieger auf den Gefallenen, und heftiger noch erhob ſich von neuem der Kampf. „Ergebt Euch!“ rief der Feind; jedoch im Sturmgeheul erſcholl die kühne Antwort, wie man ſie auch von einer Heldenſchaar aus unſern Zeiten kennt: „Die Templer ſterben, und ergeben ſich nicht!“ — Und die

Tapfern ſtritten die halbe Nacht durch, bis das Morgenroth über dem Bergwald erſchien. Da waren Alle im Rieſenkampfe geſunken; nur Einer ſtand noch auf dem Brückenjoche, mit düſter drohendem Blick und vorgehaltenem Schwert. Jetzt trat der Mainziſche Heerführer gegen ihn, und ſprach voll Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habt genug gethan. Gebt mir Eure Waffen! Ein ſo braver Mann ſoll geſchont ſeyn.“ — „Nicht mehr als meine Brüder! (rief der Templer mit trotziger und ſtarker Stimme) Habe ich meine Pflicht gethan, ſo will ich auch jetzt noch kämpfen. Wer wagt ſich auf die Brücke?“ — Zornig wollten ihn die Gegner anfallen; da kam ein fremder Ritter geſprengt. „Botſchaft von dem Kaiſer! (rief der Anführer ſeinen Söldnern zu) haltet ein!“ Als er nun ſolche vernommen, wandte er ſich wieder zu dem Templer, und ſprach: Der Kaiſer bietet Euch Gnade, und will Euch Ehre und Gut bewahren.“ — „Die Ehre bleibt uns (entgegnete jener); aber Gnade iſt nur bei Gott, nicht bei den Menſchen! Das erfuhren unſere Brüder, die man von Cypern hergelockt.“ Und er ſtürmte in den Feind, und ſank todt unter den Erſchlagenen nieder.

Wenn ſich auch dieſer — von unſerer vaterländiſchen Dichterin ſo ſchön beſungene — Vorfall nicht in hiſtoriſchen Urkunden findet, ſondern nur auf einer Ueberlieferung beruht, ſo möchte er doch nicht ungegründet ſeyn. Aus der Geſchichte ſelbſt wiſſen wir Folgendes. Das Erzſtift Mainz beſaß im 14ten Jahrhunderte die vogteilichen Rechte über die Burg Lahneck, und hatte vielleicht dieſe den im dortigen Rheinlande hauſenden Tempelherren zum Sitz eingeräumt. Der oben genannte Erzbiſchof, Peter von Aichſpalt, war urſprünglich der Hausarzt des Grafen Heinrich von Luxemburg, und zugleich ſein Freund und Rathgeber in Staatshändeln, worin er ſich eben ſo geſchickt, als in ſeiner Kunſt, bewies. Als der Papſt Clemens V. in Avignon gefährlich krank lag und die Hülfe aller Aerzte an demſelben fruchtlos blieb, ſo ſandte ihm der Graf von Luxemburg den ſeinigen, indem er auf den guten Erfolg einen ehrgeizigen Plan gründete. Peter war ſo glücklich, die Geſundheit des Papſtes wieder herzuſtellen, und erhielt nun durch deſſen Einfluß und Gewalt einen trefflichen Lohn, der in nichts Geringerem beſtand, als in der Ernennung zum Erzbiſchof von Baſel, und nicht lange darauf in der zum Erzbiſchof von Mainz. Dem mit der Prälaten-Stola geſchmückten Arzte war es nun ein Leichtes, auch die Wünſche ſeines Freundes zu erfüllen, um ſo mehr, da Clemens Letztern als die erſte Urſache ſei-

ner Wiedergenesung betrachten mußte, und so ward, auf Peter's Verwendung, das Erzstift Trier dem schon öfter genannten Balduin, Heinrich's Sohn, übergeben. Allerdings war der neue Erzbischof von Mainz seinem hohen Gönner in Allem sehr willfährig und gehorsam. Als daher dieser mit dem Könige Philipp das unmenschliche Gericht über die Tempelherren ergehen lassen, suchte der Mainzer Fürst diejenigen Mitglieder des Ordens, deren Aufenthalt in seinem Gebiete war, aus demselben zu vertreiben. Auch forderte der König von Frankreich den Kaiser Heinrich VII. zur gemeinsamen Verfolgung gegen dieselben auf. Dieser Monarch, ein Bruder Balduin's und durch dessen und Peter's Einfluß auf den Thron gewählt, war anfänglich dazu bereit; doch änderte er bald seine Gesinnung, und zeigte sich gegen die Tempelherren gerecht und mild. Sie behaupteten sich als Solche noch eine Zeitlang in den Churfürstenthümern Mainz und Trier, wo sie große Güter besaßen, und überhaupt am längsten in Deutschland. Wenigstens hatten noch im Jahre 1319 Ritter dieses Bundes ihren Aufenthalt im Tempelhofe zu Görlitz. Daß derselbe noch lange nachher auf andere Weise fortbestanden, ja, daß der Freimaurerorden mit dem des Tempels in gewisser Verbindung steht und ursprünglich von diesem ausgegangen ist (welches von Einigen angenommen, von Andern bestritten wird), solches könnte, besonders wenn man einige Formen, Grundsätze und historische Erinnerungen in Betracht zieht, unseres Erachtens sehr wohl möglich seyn.

Kaiser Heinrich IV. auf Hammerstein.

Bei der schönen Stadt Koblenz, wo die prächtige Colonnade des ehemaligen churfürstlichen Schlosses an altgriechische Kunst erinnert, das dunkle Gewässer der Mosel sich mit den grünen Fluten des Rheines vermischt, jenseits die Feste Ehrenbreitstein von dem Berge herabtrotzt, und diesseits Marceau's Heldenmal, dem der begeisterte Sänger des Child Harold eine herrliche Strophe geweiht, an den Höhen emporragt, erweitert sich das geschlossene Rheinthal zu einer heitern Naturscene, mit anmuthigen Hügeln und Fluren geschmückt. Weiter hinab verengt es sich wieder mehr zwischen den Gebirgen der Eifel auf der linken und denen des We-

sterwaldes auf der rechten Seite des Stroms, der, inmitten fruchtbarer Gefilde dahin wallend, noch so manchen interessanten Ort, das durch seine alterthümlichen Erinnerungen merkwürdige Andernach, das gewerbreiche, wie in einem Panorama erscheinende, Neuwied ꝛc. begrüßt, und dessen Ufer in der Tiefe mit Städtchen und Dörfern, auf den Höhen aber mit grauen Schloßruinen, bekrönet sind. Unter Letztern erblickt man zuerst die Burg Hammerstein, welche sich am rechten Strande sehr malerisch auf einem schwarzen Felsenkoloß erhebt. Möge hier, ehe wir auf unsern Hauptgegenstand kommen, eine kurze Geschichte dieser Burg vorangehen. Einige Alterthumsforscher behaupten, daß der berühmte fränkische Major Domus Karl Martel, der bei Tours die Sarazenen schlug, und dessen zweiter Name im Deutschen der Hammer heißt, sie gegründet habe. Doch sind solche Meinungen ungewiß, und Vogt ist geneigt, den Namen des Schlosses von den Eisenhämmern, deren es viele in diesen Thälern gibt, herzuleiten. Der Bemerkenswertheste unter den Grafen von Hammerstein war Otto, der im Anfange des 11ten Jahrhunderts auf der genannten Burg hausete und aus salischem Geschlechte war. Er besaß auch die Wetterau, und gerieth von dort aus in Fehde mit dem Erzbischofe Erkenbold von Mainz, dessen Land er nun stark beunruhigte. Da Letzterer gegen den kriegerischen Ritter im Feld oft den Kürzern zog, so suchte er sich auf geistliche Art an ihm zu rächen. Otto hatte sich mit seiner nahen Verwandtin, der schönen Irmengard, vermählt. Sobald es der Erzbischof vernahm, that er ihn in den Kirchenbann, weil, wie er sagte, diese Ehe wider die Gesetze der christlichen Religion (oder vielmehr der Päpste) geschlossen, und sogar blutschänderisch sey. Allein der Graf lebte mit seiner Gattin in so zärtlichem Liebesbunde, und fühlte sich gegen den ergrimmten Prälaten so stark, daß er diesen kirchlichen Bannstrahl für nichts achtete; ja, er sprach seinem Gegner Hohn, und bot ihm Trotz von seiner Burg herab und durch Streifereien auf dessen eigenem Gebiete. Als Erkenbold zu dieser Zeit den Rhein hinab nach Köln fahren mußte, fiel, wie er an der Burg Hammerstein vorüber kam, plötzlich Graf Otto mit seinen Mannen über das Schiff her, um jenen selbst gefangen zu nehmen. Doch der Erzbischof machte sich, während sein Waffengefolge sich fechtend zurückzog, über Hals und Kopf davon, und entwischte noch glücklich. Sein Zorn gegen den übermüthigen Feind ward durch diesen gewaltsamen Streich, der ihn in so große Angst und Noth versetzt, noch um Vieles erhöht. Er versammelte

sogleich eine Synode zu Nimwegen, und ließ daselbst Otto's Ehe für null und nichtig erklären; darauf wandte er sich mit diesem Urtheil an Kaiser Heinrich II., damit er es, den Reichsgesetzen nach, vollziehen lasse. Die Geschichte lehrt uns, daß dieser letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause wohl ein frommer, aber auch in übertriebenem und oft mißverstandenem Religionseifer den Geistlichen allzu ergebener Fürst, und besonders durch seine Freigebigkeit gegen den Clerus, welchem er die trefflichsten Reichsgüter schenkte, bekannt war, weßhalb ihm auch dieser gern den Namen des Heiligen beilegte. Man kann wohl denken, daß dieser schwache Monarch, der sich vor den Bischöfen demüthigte, und es unter Anderem für ein großes Verdienst hielt, daß er die jungfräuliche Keuschheit seiner rechtmäßigen Gemahlin nie verletzt habe, während er gegen die Laster seiner Günstlinge verblendet war, indem er sie Alle für rein und gottselig hielt, sogleich der Bitte jenes Prälaten zu entsprechen suchte. Da nun Graf Otto den Synodal-Spruch nicht anerkannte, so zog der Kaiser selbst im Jahre **1020** an der Spitze eines mächtigen Heerhaufens vor die Burg Hammerstein, und bedrängte sie stark mit Geschütz, Roß und Mann. Die Feste war, wegen ihrer Lage auf einer steilen Berghöhe, und wegen ihrer herrlichen Thürme und starkem Bollwerke fast uneinnehmbar, wenn sie brav vertheidigt ward. Und dieß geschah durch den heldenmüthigen Otto und seine tapfere, obwohl an Zahl weit geringere, Schaar dergestalt, daß Heinrich lange vor derselben liegen mußte, ohne etwas ausrichten zu können. Aber endlich waren die Lebensmittel versiegt, und nur die Liebe zu seiner Gattin und seinen Kindern, deren Elend ihn jammerte, bewog nun den Grafen zur Uebergabe des Schlosses. Es war also nicht durch Waffen, sondern allein durch die darin herrschende Noth, erkämpft. Otto mußte bald darauf das förmliche Scheidungsurtheil über sich ergehen lassen; aber dennoch behielt er seine schöne und tugendreiche Frau, wenn sie auch nicht mehr als seine Gemahlin erkannt ward, als Geliebte bei sich, und lebte mit ihr im wärmsten und treuesten Herzensbunde bis an seinen Tod. Mit den Söhnen dieses Grafen erlosch im Jahre **1036** der Salier-Stamm in dieser Gegend; die Burg Hammerstein fiel daher an die Kaiser zurück, welche in früherer Zeit die Ritter damit belehnt hatten, und ward von ihnen zuerst den Erzbischöfen von Köln, und nachmals denen von Trier, als kaiserliche Schenkung überlassen.

Merkwürdig aber iſt dieſes Schloß noch dadurch geworden, daß der unglückliche Kaiſer Heinrich IV. hier einen kurzen Zufluchtsort fand, als derſelbe, wie wir bereits gemeldet,* ſeiner Haft in Ingelheim, wo man ihn (1105) des Thrones beraubt und eingekerkert hatte, entronnen war. Die durch eine ſchöne poetiſche Darſtellung verherrlichte Kunde meldet uns hierüber Folgendes.

In ſeinem Gemache ſaß der alte Burgvogt von Hammerſtein, und ſah ernſt und trübe auf das weite Feld und die Wellen des Stromes hinab, die noch der letzte, an den weſtlichen Höhen funkelnde, Abendſchein röthete. Einſt war er ſtolz und kühn mit dem Reichspanier, unter Kaiſer Heinrich IV., zu Kampf und Ruhm in deutſchen und welſchen Landen gezogen, hatte Glück und Unglück, Sieg und Verluſt, treu mit ſeinem Fürſten getheilt, bis ihm derſelbe, zum Lohne für ſo manchen tapfern und redlichen Dienſt, die Aufſicht über dieſes Felſenſchloß anvertraute und ihm damit ein gemächliches und ſorgenfreies Leben ſchuf. Hier hauſete er ſchon Jahre lang, wie der hochbejahrte Rieſenadler in ſeinem Felſenhorſt, wie der alte Löwe, der nicht mehr zu Kampf und Beute zog, in der Kluft ſeiner Wildniß, und hörte nur von fern die Wogen des Zeitſtromes rauſchen, die an ihm vorübergingen, wie die Flut des Rheins an ſeiner ſtillen Burg. Da gedachte er oft jener Heerzüge, die er ſeit ſeinem Jünglingsalter mit dem Kaiſer gethan: er dachte an die wechſelnden Schickſale dieſes Fürſten, mit Grauen und Zorn an den ſchrecklichen Wintertag, wo der Beherrſcher des Reichs vor dem übermüthigen Hildebrand als Büßender ſtehen müſſen, aber auch mit ritterlicher Luſt an den ſiegreichen Marſch über die Alpen, wo der verhaßte Oberprieſter gedrängt, gedemüthigt und verbannt wurde. Dieß war der letzte Feldzug, an dem der edle Burgvogt Theil genommen; ſeitdem wohnte er auf Hammerſtein. Wohl hörte er manchmal, daß ſein Kaiſer und Herr noch mit feindlichen Kräften zu ringen habe, und betete für ihn um Heil und Sieg; doch das traurige und empörende Loos, ſo derſelbe in Ingelheim erfuhr, war ihm noch unbekannt.

Als heute mit ſolchen Gedanken der alte, treue Dienſtmann in der Abenddämmerung auf ſeiner Burg ſaß, da ſchwebte ihm vor der Seele das ſanfte Bild der hohen Kaiſerin, die einſt von ihrem Gemahle ſo bittere Schmerzen erduldet, aber dieſem, als er ihren Werth erkannt, ſo liebend,

* S. den Artikel: Kaiſer Heinrich IV. in Bingen.

gut und mild auf die dornenreichen Wege der Noth und Schmach gefolgt war. Ach! ſie ſchlummerte ſchon längſt in ſeligem Frieden, und konnte ihm nicht mehr zärtliche Tröſterin und Gefährtin ſeyn. Eine Thräne der tiefſten Wehmuth rann von des Greiſes Wimpern, als er hierbei auch ſeiner eigenen, ihm vor wenigen Jahren durch den Tod entriſſenen, Gattin dachte. Sie war ſeinem Herzen ein theures Kleinod, und zugleich ſah er ſich des Troſtes beraubt, Söhne ſeines Stammes zu erblicken, die als brave Ritter die Heldenbahn des Vaters neu betraten. Nur zwei Töchter blieben ihm, und Beide ſaßen nun an der Spindel und am Webeſtuhl zur Seite des Vaters. Wohl blühten ſie wie zwei Schweſterroſen, und waren die ſchönſten und anmuthsvollſten Jungfrauen längs den Ufern des Rheins, fromm, ſittſam und häuslich. Sie pflegten ſeiner mit kindlicher Treue und Sorgſamkeit; auch liebte er Beide zärtlich; doch oft mußten ſie des Alten Klage, manchmal in ſauern und mürriſchen Worten, hören. So wandte er ſich auch jetzt von dem Fenſter zu der Einen, und ſprach: „Lege Deinen Rocken und Deine Spindel aus der Hand, Bertha! Du fertigſt wohl Dein Brautkleid, in dem Du bald von dannen ziehen willſt?“ — „Nein, lieber Vater! (entgegnete ſie mit traurigem Antlitz) ich ſpinne Dir einen guten Mantel, der Dich wärmen ſoll, wenn Du im Winterſchnee über Feld reiteſt. So lange Du mich lieb haſt, will ich nicht Braut werden.“ Darauf ſagte er zu der Andern: „Fort mit Deinem Webeſtuhl, Minna! Das ſoll gewiß mein Todtengewand ſeyn?“ — Warme Thränen floßen über die Wangen der ſchönen Maid. „Ach Vater, beſter Vater! (rief ſie) welches Wort iſt Dir entfallen? Ich webe ein Feierkleid für Dich, in dem Du recht ſtattlich erſcheinen wirſt, wenn wir auf der Burg ein Feſt begeben, wo ſich ein Kreis edler Freunde und Freundinnen aus der Gegend um uns ſammelt. O, ſprich nicht mehr vom Tode, ſonſt beugt der Schmerz mich nieder. Wohl iſt das Himmelreich, in das Du einſt treten wirſt, weit ſchöner, als die irdiſche Welt. Aber jeden Morgen und Abend ſteigt unſer brünſtiges Gebet zu Gott empor, daß er Dich noch recht lange ſeinen Kindern laſſen wolle.“ — Da ſeufzte er tief, und ſprach: „Ja, ich glaube, daß Ihr mich liebt, und — der Allmächtige weiß es! — Ihr ſeyd auch mir ſo werth, wie der Thau den Blumen des Feldes, wie dem Wanderer die kühlen Schatten des Hain's in der Sommerglut. Doch wäret Ihr tapfere Söhne, dann könnte ich noch ſtolzer und freudiger ſeyn. Aber ach! Ihr ſeyd nur ſchwache

Weiber, in engen Kreis gebannt, und ich bin der letzte Mannszweig meines Stammes!“ — Er versank wieder in düstern Ernst, und traurig lehnten die Jungfrauen sich an seine Schultern.

Die Nacht sank vom Himmel und umflorte Wald und Auen. Ein wilder Sturm erhob sich, heulte in den Felsenklüften um die Burg her, und donnernd brauseten die Fluten des Rheins. Da trat der Thorwart herein, und meldete, es stünden zwei Pilger an der hohen Pforte, welche für diese Nacht um Herberg flehten. „Die sind wir jedem müden Wanderer, und besonders den frommen Pilgern, schuldig (versetzte der Ritter); laßt sie nicht lange warten in dieser stürmischen Nacht, und Ihr, meine Töchter, bewirthet sie gut!“ — Alle Drei gingen hinunter in den Saal, um zu sehen, wer diese Männer wären, und Beide wurden jetzt von einem Waffenknecht hereingeführt. Der Eine, ein Greis mit schneeweißen Locken, trat vor; der Andere, von gesetztem Alter, aber rüstigen und starken Ansehens, blieb ehrfurchtsvoll neben dem Reisigen an der Pforte stehen. „Woher des Landes, ehrwürdige Pilger? (fragte sie jetzt der Burgvogt) Geht Ihr nach Palästina, oder habt Ihr schon an dem heiligen Grabe gebetet und kehrt in die Heimat zurück?“ — Da fiel der Alte erschöpft zu Boden, und seufzte und klagte so laut, daß es den zarten Jungfrauen ganz bange ward; endlich erhob er sein greises Haupt, sah den Ritter an, und — bebend sank dieser vor ihm auf die Kniee. „Himmel! (rief er) wen sehe ich? — Meinen Herrn und Kaiser! — Was ist mit Euch geschehen? — Ich erblicke nicht mehr den Purpur auf Euern Schultern, nicht mehr die Krone auf Euerm theueren Haupt! — Seyd Ihr besiegt worden in Alles entscheidender Schlacht? Hat der Feind diesen frevelhaften Raub an Euch begangen?“ — Und Heinrich stand vom Boden auf, reichte dem biedern Rittersmann die Hand, und sagte mit schmerzlicher Stimme: „O mein treuer Waffenbruder! Ich ward nicht in der Schlacht besiegt, sondern mit arger List in's Garn gelockt. Ein schnöder Feind gönnte mir nicht einmal das Sonnenlicht, und hielt mich in der Nacht des Kerkers gefangen, Er hat mir meines Purpurs und meines Thrones beraubt, und — ja, Du sollst seinen Namen wissen — der Räuber — ist mein Sohn!“ — Und er barg das bleiche Antlitz in seinem Gewande.

Schaudernd fuhr der Burgvogt zusammen, starrte ganz sprachlos in die Höhe, und weinend umschlangen ihn seine Töchter. „Wohl dem Vater (hob nach einer Pause der un-

glückliche Fürſt wieder an), deſſen Kinder nicht entartet, dem ſie eine treue Stütze und Pflege ſind! Lobe darum den Höchſten, mein Freund, daß er dieſe zwei holden Blumen Dir geſchenkt hat! Sie werden noch liebreich Deine letzte Stunde verſüßen. Hätteſt Du einen Sohn, vielleicht würde auch er mit wilder Ungeduld nach Deinem Erbe ſich ſehnen, vielleicht noch eine Schuld auf ſich laden, wie der meinige, und" — „o nein, mein edler Kaiſer! (unterbrach ihn der Burgvogt, der ſich wieder etwas von ſeinem Entſetzen erholt) die Wenigſten der Söhne laden ſolche Verbrechen auf ſich. Schaut umher in unſern Landen, und Ihr werdet ſie finden auf der ritterlichen Ehrenbahn der Väter, und als die Freude und den heldenmüthigen Stab ihres Alters. Ach! mußte ein ſolches Unglück den Größten, deſſen Fahne wir gefolgt, das Oberhaupt des Reiches, treffen! — Es gab auch ſchon Töchter, die entartet ſind. Doch ja — wohl mir, daß die, welche ich hier in meine Arme ſchließe, ſo gut und ſittſam, ſo treu, zärtlich und beſorgt an meiner Seite ſtehen — der alleinige Troſt in dem traurigen Gedanken, daß kein männlicher Zweig meines Namens bleibt! — Doch ſagt mir jetzt, erhabener Fürſt, was können Euere Getreuen noch für Euch thun? Iſt denn Eure Sache ganz verloren? O wäre mein ſchwacher Arm noch im Stande, wie einſt" — „Ja (erwiderte Heinrich), noch ſchimmert ein Stern der Hoffnung. Höre darum, alter Waffenbruder, was ich von Dir verlange! Sende ſogleich Botſchaft nach Köln und laſſe ſie melden, daß ich bald dort eintreffen werde. Die Stadt hält treu zu mir, ſo freventlich auch ihr Biſchof ſich betragen hat. Auch habe ich noch andere mir feſt ergebene Freunde. Morgen mit der Frühſonne ziehe ich den Rhein hinab. Bald hoffe ich an der Spitze eines tüchtigen Heerhaufens neu gerüſtet zu ſeyn, um wieder mit Gott im gerechten Kampfe meinen Thron zu erringen." — Freudig und ſchnell gehorchte der Burgvogt dieſem Befehl. Nachdem der Kaiſer und ſein Gefährte ein ſtärkendes Mahl genoſſen, das die lieblichen Töchter des Hauſes bereitet, gingen ſie zur lang entbehrten Ruhe auf weichem Lager, und der alte Ritter ſelbſt wachte ſorgſam über den Schlummer ſeines Fürſten. Am Morgen aber gab er ihm bewaffnetes Geleit bis in die Gegend von Köln, wo Heinrich von ſeinen getreuen Wehrmännern froh empfangen ward.

Was meldet nun weiter die Geſchichte des unglücklichen Monarchen? Er hatte noch einige brave und edle Anhänger, beſonders Heinrich von Limburg, welcher nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon das Herzogthum Nieder-

lothringen erhielt, den Bischof von Lüttich ꝛc., vor Allen jedoch die wackern Städte am Rhein, „deren Bewohner — wie Rotteck sagt — von keinem Treiber bestimmt, der gerechten Sache natürlich folgten.“ Es sammelte sich wieder ein Heer, und Heinrich durfte neuen Sieg erwarten. Aber der Gedanke, wider den eigenen Sohn um sein Recht streiten zu müssen, nagte an seinem Innern. „Wenn mein Sohn in Euere Gewalt fällt (sagte er zu den Führern des Heeres), dann schonet ihn, damit er nicht in seinen Sünden sterbe!“ Doch der königliche Greis ertrug nicht lange mehr diesen Kummer. Sein leidenvolles Herz brach am 7. August 1106, und er ward feierlich, seiner hohen Würde gemäß, in Lüttich bestattet. Von da sollte seine sterbliche Hülle in die kaiserliche Gruft nach Speier versetzt werden, die sein Großvater erbaut und sein Vater reich mit Gütern beschenkt hatte. Aber fünf Jahre lang mußte der Leib des im Banne Gestorbenen über der Erde liegen, bis er endlich durch des Papstes Lossprechung hier seine Ruhestätte fand.

Heinrich V., der undankbare und unnatürliche Sohn, saß nun auf dem seinem Vater auf so empörende Art entrissenen Throne. Mit Recht heißt es in Lehmann's Speierischer Chronik, Buch V. Kap. 42., von diesem Fürsten: „Heinrich V. hat sich an seines Vaters Statt zum Kaiserthum eingedrungen, und zu Anfang seiner Regierung lassen sehen, als wollte er der Kirche zu Rom und der Geistlichkeit in Allem willfahren, was sein Vater zu Erhaltung des Reichs Recht und Gerechtigkeit die Zeit seines Lebens, mit Darsetzung Leibs und Guts, so standhaft verweigert. Demnach aber der Vater tödtlich abgangen, und er den Grund der vielfältigen Kriege und Zwietracht, die demselben die Päpste und andere Fürsten des Reichs unrechtmäßig erweckt, und deren Anschläge und Fürnehmen viel anders beschaffen gespürt, als man ihm vor der Zeit eingebildet, hat er dafür gehalten, wann er das Reich bei herbrachter Hoheit, Ansehen und Würden, wie solches von seinen Vorfahren auf ihn erwachsen, wollt schützen und erhalten, daß ihm eben das zu thun und zu verrichten obliegen wolle, was sein Vater gethan und fürgenommen hätt. Inmassen er dann, was zu Handhab der kaiserlichen und des Reichs Reputation dienlich, nicht allein in Acht genommen, sondern auch mit stattlicher Anstalt zu Werk zu richten wohl gewußt. Dieweil ihm aber der Fluch und die Straf derer, so mit öffentlichen boshaften Mißhandlungen Gottes Gebot überschreiten und ihre Eltern fürsetzlich betrüben, schwer obgelegen, haben seine weise, statt-

liche und nützliche Anſchläge, Handlungen und Thaten glücklichen, beſtändigen Fortgang niemals erreicht, ſondern in Kriegs- und Friedenshandlungen iſt alle Endſchaft ihm ſelbſt und dem Reich zum Nachtheil und Verderben ausgeſchlagen ꝛc.“ — Wirklich fand Heinrich V. den wahren Lohn der abſcheulichen Untreue, die er gegen ſeinen Vater bewieſen hatte. Faſt alle ſeine Verbündeten, Freunde und Vertrauten erklärten ſich am Ende wider ihn, und er ſtarb 1125 ohne männliche Erben. Mit ihm erloſch der alte königliche Zweig der Salier, deren Herrſchaft am Rhein und im ganzen deutſchen Reiche von ſo langer Dauer, ſo mächtig und glänzend war. Nach ihm beſtieg Lothar II., ein dem Papſte gehorſamer Fürſt, nach dieſem aber mit Konrad III. das herrliche Haus der Hohenſtaufen, den Kaiſerthron.

Das Schloß im See.

Eine Kunde des Rheinlandes meldet: Unweit der zwiſchen Koblenz und Bonn liegenden Stadt Andernach (berühmt durch römiſche und altdeutſche Denkmäler) erſcheint im abgelegenen waldreichen Thal ein großer und tiefer See, in deſſen Mitte vor uralter Zeit ein prangendes Schloß auf einer grünen und anmuthigen Inſel ſtand. Der letzte Ritter, ſo es bewohnt, war ſtolzen und edlen Muthes, und hatte mit Lanze und Schwert, im heiligen Kriege wie auf Abenteuern, ſehr tapfere Thaten vollbracht. Doch als er einſt von harter Fehde zurückgekehrt und ruhig wieder auf der Burg ſeiner Väter ſaß, kam eine unbezwingliche Traurigkeit über ſeinen Geiſt. Tagelang ging er in düſtern Gedanken auf dem Söller umher, und blickte auf den See, der am buſchreichen Ufer ſich brach, oder ſetzte ſich an den Strand, und tönte auf ſeiner Harfe (denn er verſtand die Kunſt der Minneſänger) ein trauriges Lied im Rauſchen des Hain's und der Wogen. So lebte er auf ſeinem Schloſſe, ganz einſam und allein, dem Siedler gleich, nahm keinen Troſt von Andern an, und blieb auf alle Fragen ſtumm. Aber einſt in ſchwüler Sommernacht ſtieg ein fürchterliches Gewitter empor; das ſchwarze Gewölk zog heran wie eine dichtgedrängte Heerſchaar, und lag nun dumpf und ſchwer über dem See, deſſen Wellen ſich plötzlich, vom heulenden Sturm angeregt, in der

Blitze dunkelrothem Schein und im weithin rollenden Donner bäumten. Mit einmal erscholl ein so schreckliches Krachen von dem Eilande her, daß die am Ufer wohnenden Hirten und Winzer in ihren Hütten bang auffuhren, und selbst die Burgen auf den nächsten Höhen von Grund aus erschüttert wurden. Gleich darauf legte sich der Orkan, und man hörte nun bei stiller Luft einen feierlichen Ton, der fast wie Klaggesang scholl und leise im Geplätscher der Wogen verhallte. Als aber neu die Morgenröthe schien, sahen Alle mit Erstaunen, daß die Insel sammt dem Schlosse versunken war. Ob der Ritter für das, was seine Ahnen verschuldet, oder für eigene Missethat, so viel des Grames erlitten und endlich in den tiefen Seeschlund hinabgerissen ward, dieß fragten einander die Flurbewohner und die Ritter auf den Bergen umher. Doch wußte man von keinem Vorwurf, der ihn traf und ihm eine so schwere Strafe bereiten konnte. Darum blieb sein Verschwinden ein schauerliches Geheimniß, der unergründbare Schluß einer höheren Macht; aber auf der Stelle, wo das schöne Eiland mit der Burg versunken war, erhob sich jetzt ein wilder Wasserstrudel, den auch der kühnste Schiffer mit Entsetzen schauen und meiden würde.

Lange Jahre darauf kamen einmal zwei Wanderer, ein schon bejahrter Mann und ein Jüngling, im Abendsonnenscheine dieses Weges. Da trat aus der Tiefe des Waldes, der sich am Strand der Fluten hinzog, ein Fremder zu ihnen, ein Mann von hoher edler Gestalt, der ein grünes Jagdkleid und einen Weidstahl an der Hüfte trug; aber an seinem Arm hing eine Zither mit goldenen Saiten. Er grüßte die Beiden höflich, und sprach: „Dort, wo der Wirbel schäumt, soll ja in grauer Vorzeit eine waldige Insel, mit einer stattlichen Burg und ihrem Besitzer in den Wellen verschwunden seyn. Könnt Ihr mir wohl Kunde geben, wie dieß geschah? Ich durchziehe schon lang die Haine und Fluren des schönen Rheinlandes, und sammle die Wundersagen und Zaubergeschichten, deren es so manche hier gibt.“ — Da erzählte ihm der Jüngling das, was wir gemeldet, und fügte hinzu: „Man weiß nicht, ob der Ritter wegen seiner Väter Schuld oder wegen eigener Sündenlast von dem See verschlungen werden mußte.“ Aber der Alte nahm jetzt das Wort. „Der Mensch soll nicht so schnell richten, mein Sohn! (sprach er) auch ist die Vermuthung, daß der Rittersmann zur Strafe jenes Loos erlitten, falsch. Wir haben alte Lieder und Geschichten, worin gemeldet ist, daß er ein guter und biederer Mann, daß er eben so ehrentreu und recht, als tapfer, war; sie rühmen

auch das ganze Geschlecht seiner Ahnen als edel und rein. Warum sein Herz in so tiefen Gram versunken war, das, Herr, kann ich Euch nicht sagen; das melden die Lieder nicht. Wohl aber lehren sie uns, daß er, ein Meister im Gesang, durch diesen nur allein seine Traurigkeit zu lindern wußte, wenn er am Ufer saß und sein Lied zu der Harfe Klang über die Wellen tönte. Doch vernehmt weiter, was die Kunde spricht! Wundervoll hausen Geister in der Tiefe des See's. Dort wohnen sie in krystallenen Grotten, und wandeln manchmal herauf, wenn sanftes Mondlicht die Auen und den Strom beglänzt; auch wenn der Sturm den hohen Forst schüttelt und die Fluten empört. Dann tönt ihr Gesang so lieblich wie die Flöte im Frühlingsthal, oder schaurig und wild, wie der fern rauschende Waldstrom. Aber auch tief unten herrscht Klage und Lust, Wonne und Schmerz in melodischen Wechseltönen, und wen sie dann erwählen, daß er unter ihnen wohne, dem wird immer das Herz gerührt; denn die Vergangenheit schwebt in allen Zaubergestalten vor seinem Blick, die Bande der Gegenwart lösen sich in dem heiligen Born, und klar tritt die Zukunft vor seine Seele. Darum, so dünkt mich, haben die Geister den edlen ritterlichen Sänger, der ihnen hier oben vertraut, plötzlich in ihr Reich entführt, damit ihm Trost und neue Kraft erblühe an dem herrlichen Urquell des Liedes, und darum kündet jetzt ein Wasserwirbel die Stelle, wo einst die Insel mit seinem Schlosse lag, weil keiner mehr nach ihm, dem hohen Meister, den Ort seiner Lust und Qual bewohnen sollte." — Unter diesem Gespräche kamen sie dahin, wo sich eine Bucht von dunkeln Eichen um den See her bildete. Hier blieb der Fremde stehen, und sprach: „Ich danke Euch, meine Freunde, und besonders Euch, Alter, für die merkwürdige und lehrreiche Kunde, die Ihr so freundlich mir gemeldet habt. Es scheint, Ihr liebt Gesänge; damit kann ich lohnen, denn ich bin des Gesanges reich, und einige Wunderklänge mögen denn Euern Sinn erfreuen!" — Jetzo rührte er die goldenen Saiten, und hub Gesänge von Liebe und Sehnsucht, von dem Heldenruhme vergangener Zeiten, von Lust und Trauer, und von den wundersamen Erscheinungen an, die sich in den Regionen des Feuers und der Luft, der Erde und des Gewässers verkünden. Und ringsum aus den Tiefen der Flut und aus dem Dunkel des Haines gab es ihm Antwort, und tönte bald klagend, wie des Herbstes Wind, bald hochaufbrausend wie des Meeres Wellen, bald sanft, wie der Weste Säuseln im Rosengesträuch, und — sieh! der Fremde war

mit einmal den Augen der in Entzückung und Grauen aufhorchenden Wanderer entrückt; aber eine Riesengestalt, der milden Abendwolke gleich, wandelte fern über den See, und verschwand jetzt in dem rauschenden Wellenstrudel, der sich in vielfarbigen Lichtern erhob! Staunend und bebend sahen Weide nach, und ahneten wohl, wer der herrliche Sänger war, den sie am einsamen Ufer begrüßt hatten. *

Unter dem hier genannten See ist ohne Zweifel kein anderer gemeint, als der, welcher noch jetzt da, wo das Eifeler Gebirg in dieser Gegend seinen Anfang nimmt, die besondere Aufmerksamkeit jedes Reisenden, der ein Freund von schönen und merkwürdigen Naturgegenständen ist, auf sich ziehen muß. Wir entnehmen aus dem trefflichen Werke: Belgien und Westdeutschland ꝛc., von Mistreß Trollope, dessen wir bereits in dem Artikel: Die Braut vom Rheinstein erwähnt, einige der interessanten Bemerkungen, welche der Sohn dieser Dame nach einer Fußreise, die er in Gesellschaft eines königl. preußischen Rittmeisters hierher that, derselben mitgetheilt hat. — Wenn man das tiefe und enge Brohlthal, welches hier vom Strome zu den Eifelbergen führt, hinabwandelt, so gelangt man erst zu dem Mineralbrunnen in Tohnstein. Auf dem weiteren Gange, der den steilen Hügel zur linken Seite des Thales hinan zieht, erscheinen große Massen von Lava; auch die Kreuze und Kruzifixe an den Wegen sind aus diesem Material gefertigt. Der Boden ist hier rauh und wenig angebaut. Nach einer Stunde kommt man zu dem Dorfe Wapanach, das in der Nähe des Laacher See's liegt. Der dortige Gasthof soll ehedem die Burg eines Ritters gewesen seyn, der manche Schuld begangen, und sich später, um solche zu büßen, in das Kloster zurückgezogen haben soll, das noch in ziemlich gutem Stande an der südwestlichen Seite des See's erscheint — eine Sage, aus der die poetische, welche wir oben gemeldet, entsprungen seyn möchte. Weiter aufwärts geht der Weg durch Wälder und Kornfluren. Die den See umgebenden, sehr ausgedehnten, Forste sind königliche Domänen. Es finden sich darin sehr häufig wilde Schweine und anderes Hochwild. Am Ende dieses Waldes eröffnet sich plötzlich die reizendste Aussicht. Man erblickt hier über das schöne Rheinthal hinweg die fernen Berge des Westerwaldes, und gegen Norden die erhabenen Spitzen des Siebengebirges, nebst den Hügeln des

* S. die Gedichte von Fr. v. Schlegel, S. 307, dem diese Sage Stoff zu einer Ballade gab.

Hochwaldes, deren Basaltmassen ihren vulkanischen Ursprung verkünden. Im Rücken hat man die Berge der Eifel, und unten zieht ein tiefes und schmales Thal durch die erstiegenen Höhen. Von da tritt man wieder in den Wald, und wird beim Hinabsteigen mit einmal durch den Anblick des Laacher See's überrascht. Dieser ist ohne sichtbaren Abfluß, und auf jeglicher Seite mit Hügeln umgeben, wo er sich 1½ Meile in die Länge und 1 Meile in die Breite erstreckt. Diese steilen Anhöhen sind gegen Norden bis an das Ufer mit den schönsten Bäumen geschmückt. Sanfter ist der Abhang gegen West; denn grasreiche und blühende Wiesen dehnen sich vom Wasser bis an den Hochwald aus, der den Gipfel der Berge krönt; der südliche Theil aber ist kahl und unfruchtbar, und zeigt ein vulkanisches Erdreich, im schönen Gegensatze zu den üppigen Matten und dem dichten Laubholze der andern Umgebung. Die hier herum zerstreuten Lavastücke haben manche Naturforscher auf den Glauben gebracht, daß dieser Landsee der Krater eines ausgebrannten Vulkans seyn möchte. Was die Nachrichten über seinen Wasserstand betrifft, so behaupten Einige, daß er bei Regen und Dürre stets derselbe sey, während Andere erzählen, die Bewohner des am Ufer liegenden Klosters hätten einst durch sein plötzliches Anschwellen eine große Gefahr bestanden. Uebrigens ist die Fläche desselben sehr still und klar, und das Wasser so schön und blau, wie das im atlantischen Ocean erscheint.

Rolandseck und Nonnenwerth.

Zwischen Andernach und der freundlichen Stadt Bonn erhebt sich am rechten Rheinufer das majestätische Siebengebirge, auf dessen höchstem Gipfel, wie wir schon in der Sage von Siegfried gemeldet, die Ruine der Burg Drachenfels steht. Gegenüber am linken Strand erscheint auf einer Vorderhöhe der mit Wald und Reben geschmückten Bergkette eine andere, ganz verwitterte, Burg, Rolandseck genannt, und zwischen Beiden, inmitten des Stromes, ein schönes grünes Eiland, und auf demselben das ehemalige Frauenkloster Nonnenwerth, dessen Gebäude und Garten jetzt wieder erneut, aber nicht mehr zum abgeschiedenen klösterlichen Aufenthalte, sondern zu einem heitern Vergnügungs-

ort für die Bewohner der umliegenden Gegend bestimmt sind. Die berühmte Sage, wozu diese Denkmale der Vorzeit den Stoff geliefert, ist schon von mehreren Dichtern und romantischen Schriftstellern (auch von uns selbst) auf verschiedene Art besungen und erzählt worden. Wir gründen darum auf den Hauptinhalt — der auch an Schillers Ballade vom Ritter Toggenburg erinnert — die nachfolgende Darstellung.

Graf Roland von Angers, Neffe Karls des Großen, war wie Olivia, Rinaldo von Montalban ꝛc., einer der zwölf Pairs von Frankreich, nämlich der zwölf erblichen Kronvasallen, die sich an Rittertugenden gleich waren oder es doch seyn sollten. Auch gab es unter den Paladinen (so hießen die Edlen vom Kriegsgefolge jenes Kaisers, im weiteren Sinn aber alle irrenden, Abenteuer suchenden Ritter), welche sowohl in dieser, als in jeder andern Zeit gelebt, Keinen, der größeren Heldenmuth, geschicktere Führung der Waffen, höhere Kriegskunst und reineren Biedersinn besaß, denn Er. Da aber, wie das Sprüchwort sagt, wo viel Licht, auch viel Schatten ist, und manchmal der edelste und stärkste Charakter dem Sturme einer unwürdigen Leidenschaft erliegen muß, so erging es auch dem tadellosen Ritter Roland. Eine leichtfertige Dame aus dem Orient, die Prinzessin Angelika, hatte ihn und andere Helden, sowohl Franken als Morgenländer, die sich wie Er auf Heerzügen und in Abenteuern hervorgethan, durch ihre Schönheit und bezaubernde Anmuth gefesselt, und als Roland, nachdem er diesem Fräulein so manchen braven Dienst geleistet, ihre Untreue erfuhr, ward er in Zorn und Raserei, und endlich sogar in Wahnsinn gestürzt. Ein Näheres hiervon hat Meister Ariost in seiner herrlichen Dichtung gemeldet. Aber ein Wunder erbarmte sich des edlen Grafen; denn plötzlich erkannte er seinen Wahn und genas von der schnöden Liebe. Wie ein nächtlicher Traum sich im Glanz der Morgensonne verliert, so schwand Angelika's Bild hinweg. Stellte es sich auch seinen Sinnen noch manchmal dar, so blieb sein Herz doch ruhig dabei, und er achtete in neuer und gesunder Kraft nicht weiter auf das, was ihn einst so stark besessen hatte. Aber nun wollte er auch nicht länger in Paris, der hohen Stadt des Frankenreichs, verweilen, wo damals der Kaiser seinen Hof hielt; er wollte nun die Heldenbahn betreten und sich stärken auf ritterlichen Zügen im Lande umher. Darum trat er vor seinen erlauchten Oheim und bat, daß er ihm erlauben möge, fernhin auf Abenteuer zu ziehen. Der große Karl gewährte es ihm gern, und schon im nächsten Frühlichte bestieg er sein Streit-

roß, den muthigen Brilliador, und nahm, von einem tüchtigen Knappen gefolgt, seinen Ritt nach der Gegend, wo sich die Marne durch liebliche Auen und zwischen lustigen Rebenhügeln im sanften Laufe windet, und von da zu den waldreichen Thälern des Vogesischen Gebirges. Der tapfere Rittersmann, der stets so gern für Recht und Unschuld focht, bestand auf diesem Zuge manchen kühnen Strauß, und jeder ungeschlachte Gegner (wie es denn hier und da wilde Raubgesellen in den unwirthbaren Landstrichen gab), der ihm zu trotzen wagte, sank oder floh in stürmischer Eile, wenn des Helden mächtige Lanze oder sein unbesiegbares Schwert Durindana wie ein Wetter auf ihn traf. So erscholl Rolands hoher Ruhm aufs Neue durch diese Gauen. Er gelangte jetzt in die reizenden Gefilde von Rheinfranken. Schon herrschte rings der Lenz im linden Weben der Zephyrluft. Der Paladin lenkte sein Roß in das einsame Thal, wo Berge, von düsterem Walde beschattet, sich erhoben, dem wilden Gesträuche ein frischer Duft entwehte, und klare Bächlein durch smaragdene Wiesen, mit vielfarbigen Blumen geschmückt, dahin flossen, während schneeweiße Heerden im hohen Grase gingen und die hirtliche Flöte in die melodischen Töne munterer Vögel erklang. Dort, am bemoosten Eichenhain, thronte auf steilen Höhen die Felsenburg, so der Fraukenstein heißt. Auf dieser Feste hauste ein Ritter, Namens Kurt, ein braver Degen, dem sie der Kaiser zu Lehen und Schutz gegeben hatte. Er war einst mit Roland zu Felde gezogen und wegen seiner Thaten, seiner Biederkeit und Treue sehr gelobt. Der Graf wollte für diese Nacht bei ihm Herberge nehmen; sein Knappe stieß in's Horn, der Thürmer gab ihm Antwort und freudig ritten jene durch das geöffnete Thor in den Schloßhof ein. Herzlich empfing der edle Kurt seinen Feldherrn und Waffenbruder. Er hatte sich mit einem jungen und schönen Weibe, von frommer und häuslicher Sitte, vermählt. Sie eilte, den Helden ein Mahl zu bereiten, die unterdessen bei dem goldfunkelnden Pokale sich das Gedächtniß vergangener Kriege und Abenteuer zurückriefen.

Als Roland nach aufgehobener Tafel in sein Schlafgemach kam, wo ihn das weiche Lager empfing, dachte er bei sich: „Kurt ist doch ein glücklicher Mann! Er hat in diesem sanften, tugendhaften Weibe den wahren Lohn für Kampf und Mühe gefunden. O wem dieß zu Theil wird, dem muß sein Lebenstraum so klar und heiter dahin fließen, wie der krystallene Bach durch die beblümte Flur! Auch ich, den eitler Sinnenreiz so lange verblendet, auch ich fühle, wie sehr ein

reiner, ſittſamer und inniger Liebesbund mich beglücken könnte.“ — Er ſeufzte und ſank, ermüdet von der langen Tagereiſe, bald in Schlummer. Kaum warf der Morgen ſeinen röthlichen Schein über den Wald auf die grauen Felſen und den rauſchenden Bach im Thale, ſo trat ſchon der Paladin, zur weiteren Fahrt gerüſtet, in den Burgſaal. Kurt ſprach zu ihm: „Ihr wollt, edler Graf, den Rheinſtrom hinab ziehen. Darum hab' ich eine Bitte. Mein Freund, der alte Burggraf Heribert, der als treuer Dienſtmann auf dem Drachenfels hauſet, hat ſchon lange den Wunſch gehegt, den ruhmreichen Neffen ſeines Herrn bei ſich zu ſehen. Wolltet Ihr ihm dieſen nicht gewähren?“ — Und Roland verſetzte: „Heribert iſt ein edler Mann, den rühmliche Thaten für den Thron und das Vaterland ehren. Ich gehe ſein Schloß nicht vorbei.“ Darauf nahm er Abſchied von dem treuen Paare, dankte ihm für die freundliche Bewirthung und zog weiter auf ſeinem prächtigen Hengſt, der ſtolz wie der Adler ihn dahin trug.

Bald kam der Rittersmann in die herrliche Fläche, wo der majeſtätiſche Rhein durch goldene Fluren ſtrömt. Vom holden Mai mit Blüthen bekränzt lächelte ihm hier das ſchönſte Zauberbild der göttlichen Natur. Im Kaiſerſchloß zu Ingelheim hielt er Raſt, und nahm dann ſeinen Weg durch jene Bergſchlünde, wo die Fluth ſtürmiſch über Felſen dahin rauſcht und Bacchus fröhliches Denkmal zwiſchen wald- und rebenreichen Höhen in den Wogen erſcheint. Als er nun weiter hinab in das offene Thal gelangt, da erblickte er am rechten Strand die ſieben Berge, und dort auf ſtolzem Gipfel, im Abendglanze funkelnd, das Schloß, ſo der Drachenfels heißt. Woher es dieſen Namen erhielt, das haben wir in der oben erwähnten Kunde gemeldet. Roland blickte nach dem hohen Gemäuer, wo er für dieſe Nacht Herberge nehmen wollte. Es war ihm, als wehete von dort ein Geiſterſchauer herab, und er glaubte feierliche und ahnungsvolle Stimmen zu hören. Ein unerklärbares Gefühl, eine ſüße Trauer kam in ſein Herz. Raſch fuhr er jetzt mit ſeinem Knappen über den Strom, ritt an die Burg und bat um Einlaß. Der Thurmwart frazte um ſeinen Stand und Namen. „Graf Roland von Angers,“ war die Antwort.

Sogleich wurden die hochgewölbten Thore geöffnet, und der alte Burgherr kam an der Spitze ſeines Gefolges dem hohen Gaſte entgegen, führte ihn ehrerbietig herein und ſprach: „Gott grüß' Euch, edler Graf! Wohl uns Allen, denen das Glück geworden iſt, wonach wir ſchon ſo lange uns ſehnen!“

Da erscholl Trompetenklang, und wiederhallte mit dem Lebehoch der frohen Sassen in den Bogengängen des Schlosses und in den Bergklüften umher. Roland meldete jenem den Gruß seines ritterlichen Freundes Kurt, entwaffnete sich und trat dann in den Burgsaal, wo ihm, in Heribert's und wackerer Fehdgenossen Mitte, der Sinn bei'm frohen Gastmahl heller ward. Jetzt aber trat mit leisem Schritt eine schöne Jungfrau, lieblich wie eine der Huldgöttinnen, herzu. Schlank war ihr Wuchs, ihr Antlitz Rosen und Lilien gleich, das herabwallende Haar so blond wie Flachs, und die Augen blau wie Vergißmeinnicht im Garten des Frühlings. „Meine Tochter Hildegunde!“ sprach Heribert zu dem Grafen Roland, und sie überreichte ihrem Gaste, nach dem Brauche der Zeit, einen glänzenden Pokal von kunstreicher Arbeit, der mit nektarischem Trank von den Hügeln des Rheingaues gefüllt war. Kaum floß ein schüchtern Wort aus ihrem Mund: doch ihr niedergeschlagener Taubenblick goß sanfte Wärme in des Ritters Herz. Als er nun nach vollendetem Mahle das stille Burggemach betrat, dachte er wieder des wonniglichen Traumes, der auf Frankenstein im Blüthenduft des Maien ihn umgaukelte. „Ja! (rief er) den hat ein Schutzgeist mir gesandt. Diese, ja diese Maid scheint mir zu warmer Liebe und stillem häuslichen Glück vor Tausenden erwählt zu seyn. Die Sittsamkeit und das weiblich-zarte Wesen, so die Natur über diese holde Gestalt ausgoß, sie sprechen deutlicher, als Worte aus ihrem schönen Munde fähig wären!“ — Er legte sich auf das Ruhebette, und der Schlaf breitete über ihn sein schattiges Gefieder. Er sah Hildegunde im grazienhaften Gange vorüberwallen; sie blickte ihn freundlich an und grüßte traut und liebevoll; ja es umschwebte seinen Sinn halb dämmernd der Gedanke, als ob sie zur Gattin ihm gegeben sey.

Aber nicht allein die Seele des Ritters, auch die der unschuldvollen Jungfrau war nicht mehr so frei, als vor wenigen Stunden. Wohl gestand sie kaum sich selbst, was ihr Inneres empfand, wenn an der Tafelrunde sein feuervoller, doch bescheidener, Blick ihr schüchternes Auge traf. Nicht seine hohe Würde, und daß er des Kaisers Neffe sey — nein! das edle Ansehen, der Geist, die Mannheit und der Thatenruhm des Helden war das, was in ihrem Herzen ihn so weit über alle Männer erhob, die sie jemals gesehen, als die stolze Tanne des Waldes über Erlengesträuche emporragt.

Roland erwachte im jungen Tagesschein. Er trat an's Fenster, und sah auf die begrünten Auen und den Strom hinab. „O, warum konnte ich nicht fortträumen? (so sprach

er bei ſich) Du biſt entflohen, ſelige Phantaſie — eitler Wahn! — Sie iſt ja noch nicht mein! Wer weiß, wem ſie den Lohn der Minne gewährt? Denn wird nicht ſo Mancher unter den edlen Rittern des Landes nach dem Beſitze einer ſolchen Jungfrau ſtreben?“ — Er hatte Recht; doch wußte er nicht, daß Keinem, auch nicht dem Beſten, noch gelungen war, die Gunſt des Fräuleins zu gewinnen. „Ja! (fuhr Roland fort) mein Gemüth bedarf der Ruhe; ich habe ſchwer gebüßt, und kein vergebliches Sehnen, kein neuer Liebesgram ſoll meinen Geiſt umnachten. Edgar! (rief er ſeinem Knappen zu, der, um Befehl zu empfangen, hereintrat) ſattle die Roſſe! Wir ziehen weiter.“ — Dann waffnete er ſich ſchnell, und ging in den Rittersaal, wo er den Burgherrn, ſein Weib und ſeine ſchöne Tochter fand. „Lebt wohl (ſo ſprach der Held mit traurigem Ton), und nehmt meinen Dank für alles Gute, ſo mir auf Euerm Schloß erzeigt ward! Auch Ihr, geehrtes Fräulein —“ — und ihm verſagten die übrigen Worte. „Ei nicht doch, edler Graf! (entgegnete ihm der biedere Greis) Ihr müßt uns noch einige Tage ſchenken. Soll mir das Glück, die Blume der Ritterſchaft aller Lande beherbergt zu haben, ſo ſchnell wieder genommen ſeyn?“ — Auch die ehrwürdige Hausfrau trat ihrem Gatten bei; nur Hildegunde ſchwieg; aber obſchon ihr Mund nicht bat, ſo las doch Roland in der ſanften Glut ihrer Wangen und in ihrem ſprechenden Auge den Wunſch: „O, wollet noch bei uns verweilen!“ Er verſtand dieſen Blick und dieſe ſchüchterne Glut, und nicht zum zweitenmale brauchte ihr Vater zu bitten. „Die Einladung eines ſo hochgeachteten Mannes, wie Ihr, Herr Ritter (gab er dieſem zur Antwort), ehret mich zu ſehr, als daß ich ſie verweigern darf. Ich will darum erſt in einigen Tagen meine weitere Fahrt gen Norden antreten.“ Und gern rief er ſeinem Schildknecht, daß er die Roſſe, die ſchon wiehernd im Hofe ſtanden, wieder entzäume.

Tage, ja Wochen gingen dahin, und Roland dachte nicht mehr an's Scheiden. Zu ſehr hatte ihn die Liebe zu der holden Jungfrau gefeſſelt. Immer mehr auch erkannte er ihr ſanftes, gefühlvolles und tugendhaftes Herz, und den ſtillen häuslichen Fleiß, den ſie an der Seite ihrer guten und wirthlichen Mutter übte. Am Hange der umwaldeten Höhen, wo die Burg ſtand, war ein lieblicher, jetzt im reichen Schmucke des Frühlings prangender, Garten. Eines Tages, als ſchon der Abend die Wolken mit Purpur ſäumte, ging Roland ſinnend hier auf dem einſamen Pfad. Er kam an ein dunkelgrünes Gebüſch, vor dem ein ſtolzer Eichbaum ſeine

Schatten warf. Unter dieſem ſaß auf einer Moosbank die ſchöne Hildegunde, und hielt eine Roſe in der Hand! Der Ritter grüßte ſie ehrerbietig, und ſprach: „Dürfte ich, ſchönes Fräulein, um dieſe Blume Euch bitten? Noch ſchmückt meinen Helm kein Zeichen der Erinnerung, und noch muß ich Andere meiner Waffenbrüder um dieſes Glück beneiden.“ — Mit abgewandtem und erröthendem Antlitz gab ſie ihm die Roſe, und erwiederte in ſanftlispelndem Tone: „Vergänglich iſt das Schöne!“ — Der ſüßen Flamme nicht länger mächtig, faßte nun der Ritter ihre Hand, und ſprach: „Ich liebe Euch, Edelſte der Jungfrauen. Nichts wird den Gram meiner Sehnſucht lindern, als wenn Ihr meine Gattin ſeyn wollt. Iſt Euer Herz noch frei? — Könnt Ihr dieſen höchſten Wunſch meines Lebens erfüllen?“ — Sie ſtand bebend auf, vermochte nicht zu ſprechen; da wiederholte er ſeine Frage, und — aus ihrem ſüßen Munde kam ein leiſes Ja! — O, der ſeligen Wonne des Helden! Er führte an ſeinem Arm die verſchämte Jungfrau zu ihren Aeltern, und bat dieſe um ihr einwilligendes Wort. Freudig überraſcht von dem hohen Glücke ſegneten ſie das liebende Paar. Roland wollte in einigen Tagen wieder nach der Königſtadt ziehen, damit er, wie es Pflicht und Sitte war, ſeinem Herrn und Oheim den geſchloſſenen Bund verkünde. „Bald (ſagte er zu ſeiner Braut), recht bald, meine Holde, kehre ich zurück, und dann wird das Feſt unſerer Vermählung gefeiert!“ —

Aber wie oft und plötzlich wird im irdiſchen Leben die reinſte Luſt getrübt! Schon mit dem nächſten Morgenlicht erſcholl die Kunde nach der Burg: „Das barbariſche Volk der Hunnen, das am Donauſtrand in Pannonien hauſete, bedrohte wieder die ſüdlichen Gauen des deutſchen Landes, und hat ſchon verheerende Einfälle gewagt. Der Kaiſer bietet den Heerbann auf, und alle Tapfern am Rheinſtrome rüſten ſich, um dorthin zu eilen, damit dieſen gefährlichen Raubzügen ein ſtarker Damm geſetzt werde.“ Auch Roland fühlte, was nun Pflicht und Ehre gebot; er kannte ſeinen Beruf, in allem, was den ritterlichen Schirm des Reiches betraf, das höchſte Beiſpiel zu geben. Selbſt traurig ob der vielleicht langen Trennung ſuchte er doch den Harm der Geliebten durch tröſtende Worte zu ſänftigen. „Lebe wohl, meine Theure! (ſo ſprach er) mich ruft die Noth der Bundeslande. Bald ſind jene Horden verjagt; dann eile ich auf Flügeln der Winde zurück, und führe Dich heim als mein glückliches Weib!„ — Er umſchlang ſie im heißen Kuß, und eilte fort. Bald glänzte ſein Schwert vor einer erleſenen Schaar; überall tönte das

Kriegshorn den Strom hinauf, und ſtahlbewehrte Geſchwader zogen muthig fernhin gegen die wilden Schwärme der Aſiaten.

Wohl war Hildegunden bekannt, und oft hatte ſie von ihrem Vater gehört, was ein Rittersmann ſeinem König, ſeinem Vaterland und ſeiner Ehre ſchuldig ſey, deren Vertheidigung er zu Schutz und Trutz auf das Schwert beſchworen habe. Doch trauerte ſie tief über die weite Entfernung ihres Geliebten, und lebte von jetzt an noch ſtiller und eingezogener, als vorher. Oft ſaß die zärtliche Braut auf der Moosbank an der Eiche, wo er zuerſt ihr ſeine Liebe erklärt, dann floß eine Thräne die zarte Wange herab, und ſie ſeufzte: „Ach! Wann iſt die bange Zeit entflohen? Sieht je mein Auge den Theuern wieder?“ — Jetzt fuhren Segler auf den Wogen des Rheines herab, und ſangen begeiſternde Lieder zum Lobe des großen Paladin's, wie er neuen Ruhm in Waffenthaten erlangt, wie oft durch ihn der Kampf gegen den wilden Feind gelungen ſey. Da erhob ſich ihr Herz, und ein ſonniger Schein fiel in die Nacht ihres Kummers. Noch ſeligeres Vertrauen belebte ſie, als nicht lange darauf Botſchaft und Gruß von ihm ſelbſt anlangte.

Ein Morgens kam Heribert ſeiner Tochter in dem Bogengang des Schloſſes entgegen, und ſprach: „Frohe Kunde, Mädchen! Mädchen! Der Krieg iſt geendet, und der beſiegte Feind hat den Frieden theuer erkauft. Wohl ſank auch Mancher unſerer Braven dort im blutigen Streit; aber viele der edlen Krieger kommen zurück, und ſchauen bald wieder den Kreis ihrer Lieben und den heimatlichen Heerd. Graf Roland hat den letzten Kampf entſchieden!“ — O, der unbeſchreiblichen Wonne! Die Jungfrau harrte nun täglich mit Sehnſucht des Getreuen, und die Freundinnen wanden ſchon den hochzeitlichen Kranz für ihre Locken, mit dem ſie an ſeiner Seite vor den heiligen Altar treten ſollte.

Bald kehrten einzelne Schaaren aus dem fernen Lande heim; aber noch hörte man keine Nachricht von Roland. Hildegunde ward unruhig. Da kam eines Abends ſpät ein Rittersmann von dem Heere zurück, um wieder nach ſeiner Burg zu ziehen, die in dem wilden, mit uralten Hainen und grasreichen Thälern prangenden, Gebirge der Ardennen ſtand. Er ſprach den Burgherrn von Drachenfels um ein Nachtlager an, und ward gaſtlich aufgenommen. Von dem langen Ritt dieſes Tages ermüdet, ging er bald zur Ruhe. Als er aber am Morgen nach genoſſenem Frühmahle in den große Saal trat, wo ſich das alte Ehepaar mit der Tochter befand, da ſprach Heribert mit ihm über manchen Kampf

am Donauſtrand, den er mitgefochten und fragte endlich: „Wißt ihr nicht Kunde vom Grafen von Angers?“ — Der Ritter ſenkte voll Ernſt den Blick; Hildegunde fuhr bebend auf, und lauſchte bange und kaum athmend auf ſeine Worte. Nach einer Pauſe begann Jener: „Als wir in das feindliche Land vorgedrungen, entſtand noch der heftigſte Kampf an den Ufern der Raba. Unſere pfeilgeübten Gegner, die flüchtigſten Roſſe lenkend, fochten zerſtreut und kühn auf den Feldern umher. Da galt ein entſcheidender Sturm, und in weiter und enggeſchloſſener Reihe ſprengten wir gegen den Feind. Graf Roland, der unſer erſtes Treffen führte, drang auf den Feldherrn zu: da klang donnernd Hieb auf Hieb, und Stoß auf Stoß; des Hunnen Stahl zerbrach; er wandte ſich zur Flucht; in wilder Verwirrung ſtürzten ſeine Krieger ihm nach, und entſchaarten ſich nach allen Seiten hin. Wir jagten ſie, wie des Ungewitters Sturm die Wolken ſcheucht; aber — o Mißgeſchick! O unerſetzlicher Verluſt! Ein von dem flüchtigen Feinde zurückgeſandtes Wurfgeſchoß traf den edlen Roland, den Stolz der Ritterſchaft, und Er, unter deſſen heldenmüthiger und geſchickter Führung wir ſo manchen und noch dieſen letzten Sieg erkämpft, ſank todt von ſeinem Roß zu meinen Füßen hin; denn ich ritt an ſeiner Seite. Am folgenden Tage bat der Feind um Frieden; man ſchloß ihn, und ich zog wieder meiner Heimath zu.“ — Blaß, wie ein umherirrender Geiſt, hörte die Jungfrau, an eine Säule gelehnt, dieſe ſchreckliche Nachricht; keine Thräne entfiel ihr, und ſie wankte ſtumm durch die Pforte hinaus. Jetzt vernahm der ſtaunende Ritter von den tiefbetrübten Eltern, daß nicht allein das Reich einen großen Helden, ſondern in dieſem auch ihre Tochter den geliebten Bräutigam, verloren habe. „Ach! (rief er) ſo muß ich der Erſte ſeyn, der mit dieſer Trauerbotſchaft die Freude eines Hauſes vernichtet, das Labung und Obdach mir gewährt. O, hätte mir dieß geahnet; nie hätte ich mein Roß hierher gelenkt! Lebt wohl! Gott ſende Eurer edlen Tochter ſeinen Troſt und ſeine Hülfe!“ Und traurig zog er von dannen.

Drei Tage lang ſaß Hildegunde voll ſtillen Grames, wie ein Marmorbild, in ihrem Gemache. Kein Troſt des Vaters und der Mutter half. Doch als das vierte Morgenroth die Flur beglänzte, erſchien ſie wieder in dem Saal; ein Thränenſtrom entquoll den ſchönen Augen; ſie umarmte ihre Eltern, faßte ſich, und ſprach in feierlichem Tone: „Meine Wahl iſt getroffen; mein irdiſches Glück iſt dahin! Ich geſelle mich frommer Schweſtern Zahl, und beſchließe den Reſt mei-

nes Lebens in klösterlicher Einsamkeit." — Die Eltern weinten ob ihrem Geschick, und konnten ihrem Wunsche nicht entgegen seyn. Bald darauf nahm sie den Schleier im Kloster Nonnenwerth. Der Bischof, zu dessen Sprengel es gehörte, war ihrem Hause verwandt. Auf die dringende Bitte der Jungfrau erließ er ihr das Prüfungsjahr, und schon nach einem Monat durfte sie das unwiderrufliche Gelübde am Hochaltare ablegen. — Hier gab die Religion der kranken Seele den Trost, welchen sie allen wahrhaft Frommen im Leiden gewährt. In stiller Demuth lehnte sie sich an diesen Stab, und auf den Flügeln der Andacht erhob.., war ihr einziger Wunsch und ihr Sehnen, bald mit dem Geliebten dort vereint zu seyn, wo ein seliges Leben ihren Bund erneuen würde. —

Der trübe Winter kam; ein grauer Nebel umhüllte Flur und Hain, und der Nordwind jagte dürres Laub umher, während Schneeflocken durch die Luft wirbelten. In einer stürmischen Nacht saß der alte Burgherr von Drachenfels mit seiner Gattin im warmen Gemache bei der Lampe dunstigem Schein. Der Schlummer floh Beider Augen; denn sie sprachen von dem Schicksal ihrer geliebten Tochter, und trauriger als je waren heute ihre Seelen gestimmt. Da klang des Wächters Horn von dem Thurm, und bald tönte starker Hufschlag über die Brücken herein. „Wer kommt wohl so spät in diesem grausen Wetter?" fragten Beide einander, und gingen hinab in den Saal. Ein Schildknecht öffnete die Pforte, und ein trat Heribert's ehemaliger Fehdegespann, der edle Kurt, und neben ihm — Roland! Das alte Ehepaar traute kaum seinen Blicken, als der Todtgeglaubte vor ihm stund, und fast entschwand ihm das Bewußtseyn. „Gott grüße Euch! (sprach der Ritter) — Doch warum staunet Ihr so? Wohl hörtet auch Ihr die falsche Kunde, daß ich im Streit geblieben sey. Darum habe ich sogleich Botschaft hierher gesandt, damit meine Braut sich nicht ängstige. Schwer verwundet und für todt gehalten lag ich dort auf dem Wahlplatze. Kurt trug mich weg in eine Fischerhütte, die am Donaustrande liegt; er fand noch Lebensfunken, und seiner Pflege danke ich Genesung und Wiedersehen. Im Wonnetraum eilte ich zu meiner Geliebten. Ich sehe die Holde nicht; sie ist doch" — „Eine Braut des Himmels!" entgegnete weinend die Mutter, und der Vater erzählte ihm jetzt, wie Alle hier mit der Nachricht von seinem Tode getäuscht, wie die Meldung des redlichen Ardenners auch von Andern bestätigt worden, und wie darauf seine Tochter den

unglückseligen Schritt, sich dem Nonnenschleier und dem unverbrüchlichen Gesetze des Klosters auf immer zu weihen, ausgeführt habe. „Botschaft von Euch (setzte er jammernd hinzu) ist nicht angelangt!“ Wirklich erfuhr man weit später, daß der Knappe, welchen der Graf nach Drachenfels gesandt, auf halbem Wege bei dunkler Nacht mit seinem Roß in einen Abgrund gestürzt, mit Mühe von dem gefährlichen Falle wieder hergestellt, und hierdurch sein Auftrag in Vergessenheit gerathen war.

Doch wer schildert Roland's unsäglichen Schmerz? Aller Trost, den ihm sein Freund und das selbst so tief gebeugte Elternpaar zusprachen, war vergebens. Niemand ging zur nächtlichen Ruhe. Als der düstere Morgen auf den öden Fluren erschien, nahm Kurt Abschied, und versprach dem unglücklichen Ritter, ihn bald wieder zu sehen. Er eilte nach der Heimat, schloß die frohe Gattin, welche so lange um den Entfernten getrauert, während er mit neuem Ruhm in Kampf und Gefahren stand, wieder an sein Herz, und Beide dankten dem Himmel für das Glück ihrer Liebe und häuslichen Eintracht; aber innig beklagten sie auch das Loos ihres edlen Freundes.

Roland ließ nun auf einer Höhe am linken Ufer des Rheins, dem Eiland gegenüber, wo das Kloster Nonnenwerth lag, eine einsame Burg erbauen. Hier saß oder stand er Tage lang auf dem Söller, und schaute herab auf den Ort, wo die Geliebte seines Herzens wohnte. Mit Thränen lauschte er dem heiligen Chorgesange der Jungfrauen, wenn die Glocke zur Mette gerufen, und oft glaubte er unter ihnen Hildegundens liebliche Stimme zu hören; wenn er des Nachts noch ein Licht in einer von den Zellen des Klosters schimmern sah, dann sprach er tiefseufzend bei sich selbst: „Dort weilet Hildegunde; sie wacht und betet für mich!“ — Als endlich der Frühling wieder neu die Auen begrünt und mit Blumen geschmückt hatte, gewahrte er eines Tages — o seliger Augenblick im öden Gram! — wie seine Geliebte, traurig, doch wie in ätherischer Gestalt, durch die Laubgänge des Klostergartens wallte. Bebend vor Wonne und Schmerz rief er laut ihren Namen, und breitete die Arme gegen sie aus. Sie sah empor, winkte ihm freundlich zu, erhob Arme und Antlitz gen Himmel, und — verschwand.

Viele Tage gingen hin, und Roland sah sie nicht mehr. Da ward ihm so bang um das Herz; da härmte er sich so sehr, daß seines Lebens Kraft zu sinken begann. Einst trat er in früher Morgenstunde auf den Söller, und hörte ein

Trauergeläute, das von dem Eiland herüber klang. Bald darauf wallte ein Leichenzug zu dem Friedhofe hinaus. „Forsche, wen man drüben im Kloster begräbt!“ rief er mit stöhnender Angst seinem Knappen zu. Der eilte fort, kam bald zurück, und sagte mitleidsvoll und mit scheuen Worten: „O Herr! — Ihr wollt es wissen — die Tochter des Ritters — von Drachenfels!“ — Vor sich hinstarrend, mit verschränkten Armen, indeß noch eine Thräne über sein bleiches Antlitz rann, stand Roland da. „So ist denn alles vollendet! (sprach er nun) Ja — der Kranz von Rosmarin, nicht der von Rosen und Myrtenlaub, ward diesem Bunde geflochten! Unser Stern ist feindlich, und mein Gram so tief, wie die Gründe der See. Doch — gelobt sey Gott! Wir bleiben nicht lange getrennt.“ —

Bald ward sein trauervolles Sehnen erfüllt; denn schon am folgenden Tage rief Kaiser Karl's Machtgebot die Ritter und Sassen der rheinischen Gauen, um seinem Heere sich anzuschließen, das zum Kampfe gegen wilde Sarazenenstämme nach Spanien zog. Da erhob sich noch einmal Roland's muthige Kraft; er drang mit seinem Banner an der Spitze des Heeres in das feindliche Land; es bebte der Feind, wo sein schreckendes Horn Olivant erklang, und überall folgte Sieg, wo Durindana's funkelnde Streiche tönten. Als aber nach vollbrachtem Werke der Franken Zug wieder nach dem Vaterlande zurückging, da lauerte ein tückischer feindlicher Bund in den Schluchten der Pyrenäen. Heiß war der Kampf, und siegreich für den Kaiser. Doch Roland fand sein Ziel bei Ronceval. Ein ungeheuerer Felsenstein rollte von dem Hochgebirge herab, und zerschmetterte des Helden Glieder im Thal. —

Aber Roland's Heldenlied schallt über Land, Strom und Meer Aeonen durch. Als der Normannen kühne Schaar auf Albion's Küste gelandet, da sang es im muthigen Streit der edle Taillefer, und Wilhelm's Krieger brachen der tapfern Sachsen unerschütterliche Reihen; auch oft errang noch in weit späterer Zeit der Franken braves Heer, begeistert von Gesängen zu Roland's Ehre und Ruhm,* den hohen Sieg für's Vaterland.

---

* Der alte Rolandsgesang, mit welchem *Taillefer*, der Stallmeister des Herzogs Wilhelm von der Normandie, seine tapfern Krieger begeistert, so daß die feste Schlachtordnung der muthigen Angelsachsen durchbrochen und die Eroberung ihres Landes schon durch den ersten Sieg entschieden wurde, war damals sehr berühmt, und man

Doch der gefühlvolle Wanderer, so jene malerische Flur durchzieht oder auf dem Rheinstrom vorüberfährt, bemerkt noch an diesen Denkmalen der Vorzeit das Mißgeschick einer edlen und treuen Liebe. Auch hat — so spricht die Volkssage — schon mancher Hirt, der noch spät seine Heerde von den Auen des Gestades zurückleitete, zwei Schatten im mondlichen Glanze gesehen, die in liebender Umarmung das Eiland und die Ufer umschweben, und deren verklärter Blick anzeigt, daß ewig-reine Wonne sie im seligen Bund auf Eteus Gefilden belebut.

Der Bürgermeister von Koln.

Die große, durch ihre geschichtlichen Denkmäler so ausgezeichnete, Stadt Köln wurde von Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, erbaut und für eine römische Kolonie erklärt, weßhalb sie auch den Namen Colonia Agrippina erhalten hat. Schon damals war sie mit besondern Rechten und Freiheiten begabt, und die Bürger, stolz auf diesen Ursprung, gründeten darauf ihre Freiheitsliebe, und waren frühzeitig bemüht, ihre Verfassung der römisch-republikanischen gleich zu bilden. Die Kirche von Köln ward schon bald nach Einführung der christlichen Religion in diesen Landen ein Erzbisthum; doch behielt die Stadt sowohl unter den Karolingischen als unter den nachfolgenden Kaisern ihre Privilegien, und behauptete sie oft im Streit mit den kaiserlichen Vögten und ihren Bischöfen. Man kann sie schon seit dem Jahre 957 als eine freie Reichsstadt betrachten. Damals erhielt der Erzbischof Bruno von seinem Bruder, dem sächsischen Kaiser Otto dem Großen, besondere Vorrechte für sein Stift, und ließ auch die Stadt daran Theil nehmen. Seitdem wurden die Freiheiten derselben auch von seinen Nachfolgern anerkannt; doch behaupteten sie, daß Köln nicht allein diese, sondern alle, ihren Vorfahren als eine besondere

kennt ihn noch in späteren Nachbildungen. Lieder aus neuerer Zeit, worin der Held und seine Thaten besungen werden, sind namentlich: *Chanson de Roland*, Selon un Romancier, par le Marquis de *Paulney*, und die von *Pleyel* komponirte Hymne: *Roland à Roncevaux*, mit dem Refrain:

Mourons pour la patrie!
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Gnade zu danken hätte. Die Bürger aber stützten sich auf weit frühere Urkunden, und darüber entstand zwischen beiden Theilen ein Streit, der bis in die neueren Zeiten mit Erbitterung, List und Hartnäckigkeit geführt wurde.

Die erste Anmaßung erlaubte sich der Erzbischof Hanno II. (im 11ten Jahrhundert). Es erhob sich ein schrecklicher Aufruhr, in welchem er selbst mit der höchsten Lebensgefahr entkam; doch ward er endlich durch die Hülfe des Landvolkes, das ihn als einen heiligen Mann verehrte, wieder in die Stadt gebracht, und erhielt sich auf seiner Stelle. Seine Nachfolger, die das ganze umliegende Land besaßen, glaubten nun auch in der Stadt selbst die weltliche Herrschaft mit der geistlichen üben zu können; allein die Bürger bestanden fest auf ihrem Recht, und wollten von keiner andern Obrigkeit als dem Kaiser und ihrem Bürgermeister wissen.

Im Jahre 1237 bestieg Konrad von Hochstetten, ein kühner, stolzer, herrschsüchtiger und prachtliebender Fürst, den erzbischöflichen Stuhl. Dieser begann 1248 den Bau des Kölner Doms, wozu schon der geistvolle Engelbert I. den Plan entworfen hatte. Vielen unserer Leser, welche diesen herrlichen Tempel, der — wie Vogt sagt — die Hauptkirche in Mailand, die Münster von Freiburg und Straßburg, und die, jetzt zerfallenen Kaiserpaläste von Lautern und Gelnhausen, obschon sie jederzeit als Meisterstücke der gothisch-deutschen Baukunst angesehen worden, an Pracht und Größe übertrifft, selbst noch nicht schauten, ist die Beschreibung desselben aus mehreren schätzbaren Schriften bekannt. Das Volk von Köln, stolz auf dieses imposante Denkmal seiner Stadt, und voll frommen Eifers, unterstützte den Erzbischof mit Beiträgen und Werkleuten, und der schlaue Prälat suchte hierdurch um so mehr seine Herrschaft über die Stadt zu begründen. Die hier wohnenden alten Geschlechter besaßen, wie die in Mainz und andern Rheinstädten, das Münzrecht. Konrad wollte sich dieses aneignen; darüber kam es zu einer Empörung, und er zog von Bonn, wo schon damals die churfürstliche Residenz war, mit einer großen Zahl von Kriegs- und Heerschiffen den Rhein hinab vor die Stadt Köln, um ihren wichtigen Handel zu sperren und sie zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Aber die Bürger schlugen alle Angriffe zu Wasser und Land zurück. Bald darauf kam es zu einer blutigen Schlacht an dem Bache von Brechem, wo der Bischof durch die ausgezeichnete Tapferkeit seiner Gegner eine völlige Niederlage erlitt. Doch was er auf dem Wege der Gewalt nicht zu erreichen vermocht, gelang ihm jetzt durch List. Er wußte

zwischen den Patriziern und Plebejern den Geist des Mißtrauens und der Zwietracht zu erregen, und zwar so, daß jede Partei im Glauben stand, die andere wäre ihm zugethan und könne von ihm unterstützt werden. Jede unterwarf sich daher dem Bischofe selbst, weil sie hierdurch ihr Gewicht zu verstärken hoffte, und so ward Konrad Herr über Beide und über die ganze Stadt, welche nunmehr die Strenge seiner Herrschaft erfuhr.

Wir haben diese kurzen historischen Notizen vorausgesandt, um auf das zu kommen, was den Stoff zu unserer gegenwärtigen Darstellung geliefert hat.

Nach Konrad ward Engelbert II., aus dem Hause Falkenburg, zum Erzbischof von Köln erwählt. Dieser trat, was seine Denk- und Handlungsweise betraf, ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers, und wußte Adel und Volk dergestalt zu trennen und jeglichen Theil für seine Zwecke zu benutzen, daß er die von jenem errungene Gewalt noch mehr befestigte und ihm sogar die Thore und Schlüssel der Stadt übergeben wurden. Sogleich ließ er mit seinen Truppen alle Thürme und Wälle besetzen, auch zwei neue feste Bollwerke errichten, und bestellte sogar eigene Amtleute, um den Bürgern das Recht zu sprechen und ihr Gemeindewesen zu verwalten; ja er ließ am Ende der Stadt durch seinen Abgesandten, Herrmann von Bittinghof, erklären, daß auch Alles, was an Zoll, Malz, Früchten und anderer Schatzung gesteuert werde, künftig in seine Staatskasse zu entrichten sey.

Jetzt erkannten die Bürger, wohin der unselige Zwiespalt sie geführt — jetzt erkannten Ritter und Zunftgenossen ihre verzweiflungsvolle Lage, und in starrer Betäubung wagte Keiner zu reden und zu handeln. Da trat ein rechtschaffener und heldenmüthiger Mann, werth, daß sein Name unter denen eines Aristides und Cato genannt wird, da trat der edle Bürger Eberhard unter sie und sprach: „Herren und Freunde! Möget Ihr reich oder arm, vom Adel oder Zünftige seyn — Ihr sehet nun, in welchen Zustand uns die List und Gewalt des herrschsüchtigen Bischofs versetzt hat. Wenn ehemals die Abgeordneten unserer Stadt an den kaiserlichen oder königlichen Hof kamen, so sprach man: „Hier kommen die Herren von Köln!“ Und was sind wir jetzt? Gefangen mit Weib und Kind durch Zwingburgen und Söldner. Auf, edle Herren und Bürger! Wir müssen fest zusammenhalten und Alles anwenden, daß unser verlorenes Recht wieder gewonnen sey.“ — Wie wenn eine drückende Schwüle auf den Fluren lag, kein Halm sich in der schweren Luft bewegte,

mit einmal aber im rollenden Gewitter ein wilder Sturm einherbrauſt, den Eichenwald erſchüttert und die Wellen des Stromes empört, ſo wurden plötzlich alle Bürger, Adel und Volk durch die begeiſternde Mahnung ihres wackeren Mitgenoſſen entflammt. Jeder waffnete ſich, und Alle rannten nach dem Stadthauſe und ſammelten ſich um den edlen Bürgermeiſter von Grein. Dieſer, ein ehrwürdiges Greis, aber in Silberlocken noch von kühner und kräftiger Jugendgluth beſeelt, hatte ſchon längſt mit patriotiſchem Eifer über alle Schritte des Biſchofs gewacht, und den Zeitpunkt erwartet, wo die Stadt ihr Joch wieder abſchütteln und, ſey es auf gütlichem Wege oder durch Gewalt, ihre Rechte und Freiheiten wieder erlangen könne. Er ſah nun wohl ein, daß ſie, durch die letzten Anforderungen des Prälaten auf's Aeußerſte gebracht, dieſen Zweck nur vermittelſt einer muthigen und entſcheidenden That erreichen würde. Er lobte darum die Rede des braven Eberhard und die Wirkung, welche ſie hervorgebracht, und leitete ſelbſt mit Weisheit und Kraft die Unternehmung der Bürger. Indeſſen war Eberhard nach dem Dome geeilt und zog die Sturmglocke. Alles in der Stadt, was noch nicht Kunde von dem Vorfalle gehabt, Alt und Jung, Mann und Weib, flog auf dieſes Signal herbei, und ſchnell erfolgte ein allgemeiner Aufſtand. Die Waffenſchaaren der Bürger, von hohem Muthe befeuert, rückten auf die Thürme, welche Engelbert erbauet und mit ſeinen Söldnern beſetzt hatte, ſo wie auf die Thore und Mauern, los, nahmen ſie im Sturmſchritt ein, und jagten die biſchöflichen Amtleute aus der Stadt.

Als Engelbert die heldenmüthige That der Bürger vernahm, ward er im höchſten Grade aufgebracht; ſein Hochmuth und ſeine Habſucht fühlten ſich auf gleiche Art gekränkt, und er ſchwur den Empörern (wie er ſie nannte) die glühendſte Rache. Sogleich rief er alle Vaſallen, Dienſtmannen und Unterthanen ſeines Stiftes unter Waffen, und bald war ein ſtarker Heerhaufen zu Roß und zu Fuße gebildet. Hierzu ſtieß noch die Truppenſchaar des Grafen von Geldern und die ſeines Bruders, des Biſchofs von Lüttich. Alle zogen vor die Stadt Köln und ſchloſſen ſie ein. Aber die zwei Bundgenoſſen des Erzbiſchofs ſahen nun wohl, daß die Bürger zur Gegenwehr auf Leben und Tod gerüſtet waren, und daß die Eroberung der Stadt ſehr ſchwer und nur mit Aufopferung ſehr vielen Blutes zu bewerkſtelligen ſey. Sie übernahmen daher lieber die Rolle der Verſöhner, als die der Mitkämpfer und trugen ihre Vermittlung an. Man ſchritt

also zu Unterhandlungen. Allein der Bürgermeister von Köln erklärte im Namen seiner Verwalteten mit fester Entschlossenheit, daß er keine anderen Bedingungen angehe, als solche, wodurch die uralten Rechte und Privilegien der Stadt, so wie ihre Unabhängigkeit, nicht im Geringsten verletzt würde: wenn der Erzbischof sich dessen weigere, so wolle man den Kampf fortsetzen im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache. Endlich fand sich der zornige Prälat durch die Vorstellungen jener Freunde zur Nachgiebigkeit bewogen: die Fehde ward beigelegt und Köln behielt seine vorige Freiheit.

Aber man kann wohl denken, daß Engelbert diesen Frieden nur schloß, um ihn bei der ersten Gelegenheit wieder zu brechen. Er benahm sich deßhalb mit seinen Vertrauten, und nicht lange darauf ward ein Anschlag geschmiedet, nach welchem seine Waffen das, was sie im offenen Felde nicht auszuführen vermocht, heimlich in der Stadt vollbringen sollten: Engelbert verfügte sich also, kirchliche Angelegenheiten vorschützend, nach Köln, und eines Tages ward unter dem Schein, als wolle er geistliches Gericht halten, der Saal mit Bewaffneten angefüllt. Zugleich war sein Bruder, der Herr von Falkenburg, insgeheim mit einer Schaar an Ort und Stelle angelangt. Auf diese Art wollte man die Bürger unvermuthet überfallen. Allein diese waren wohl bewaffnet und auf ihrer Hut. Der Plan wurde noch zu rechter Zeit entdeckt; man kam ihm schnell zuvor und verhaftete den Erzbischof nebst seinem Bruder. Als der Bischof von Lüttich und der Graf von Geldern diese Nachricht erhalten, reiseten Beide nach Köln und verwendeten sich für die Freilassung der Gefangenen. Mit Mühe gelang es ihnen, daß man diese, nach ihrer feierlichen Gelobung, nie mehr die öffentliche Ruhe, das Recht und die Freiheit der Stadt zu gefährden, wieder abziehen ließ.

Nachdem auch dieser Versuch gescheitert war, sah der Erzbischof, daß er durch Gewalt nichts ausrichten könne. Er sann daher auf ein Mittel, die Bürger, nach dem Beispiel seines Vorfahrs, unter einander zu entzweien, um dadurch am sichersten seinen Zweck zu erreichen. Dieß schien aber nicht möglich zu seyn, so lange ein Mann, wie der Bürgermeister von Grein, an ihrer Spitze stand, der, human gegen Jeden, unbescholtenen Wandels, weise im Rath, muthig in Gefahren, und geschickt in seiner Amtsführung, die Parteien des Adels und der Zünfte durch das hohe Vorbild, welches er selbst in den ersten Bürgertugenden gab, im schönsten Einklange zu halten wußte, und der von Allen, auch von der

geringeren Volksklasse geehrt und geliebt war. Wie vorerst dieser treffliche Mann aus dem Wege zu schaffen sey, darauf dachte nun der Bischof und seine Rathgeber, und sie verfielen endlich auf ein Bubenstück, das nur die teuflischste Bosheit eingeben konnte. Engelbert hatte unter den seltenen Thieren, die er in den Zwingern seines Schloßgartens hielt, einen Löwen, der sich vor Vielen seines furchtbaren Geschlechts durch besondere Größe, Stärke und Wildheit auszeichnete. Dieser ward heimlich, in einem Kasten verschlossen, nach Köln in die Wohnung zweier Domherren gebracht, mit denen der Bischof seinen scheußlichen Plan verabredet hatte. Jetzt erhielt Grein von demselben eine sehr ehrenvolle Einladung zum Mittagsmahle. Da ihm wohl bekannt war, wie sehr die Anhänger des Bischofs, und überhaupt ein großer Theil der Clerisei, ihn haßten, weil er nicht allein mit Geist und Kraft die gesetzliche Verfassung und Freiheit der Stadt aufrecht hielt, sondern auch der Anmaßung jener Kaste, besonders da, wo sie in weltliche Sachen sich mischen wollte, einen starken Riegel vorschob, so war ihm allerdings die gastliche Einladung zweier Männer, die man als die ersten Vertrauten des Prälaten kannte, sehr befremdend; ja seine Umgebung schöpfte Argwohn, daß ihm der gleisnerische Feind eine Schlinge legen wolle, und rieth ihm ab. Doch furchtlos gab er zur Antwort: „Was könnte ihre Absicht seyn? Mich unter den Freuden des Mahles für einen Vertrag mit dem Bischof zu gewinnen, wodurch die Rechte unserer Stadt geschmälert würden? Es ist möglich, daß sie so etwas im Sinne haben; dann freilich kennen sie meine Denkungsart nicht. Oder ahnet Ihr Gefahr? Diese Menschen sind zu feig, als daß sie etwas gegen mich wagen sollten, und hätten sie auch den Muth, so wäre ein solches Unternehmen höchst sinnlos; denn die Frevler könnten doch voraus sehen, daß die schreckliche Rache unserer Mitbürger sie treffen würde. Ich scheute nie Gefahren, und scheue sie auch jetzo nicht. Darum gehe ich hin und werde selbst vernehmen, was der eigentliche Grund dieser unerwarteten Höflichkeit ist." —

Der edle Bürgermeister zog nun ein kostbares Gewand an, bedeckte sein Haupt mit einem sammetenen goldverzierten Barret, auf dem eine schwimmende Feder prangte, umgürtete sich mit einem kurzen Schwert und warf den spanischen Mantel um seine Schultern. So begab er sich nach dem Hause der Domherren, und sandte vor demselben seine Begleitung zurück, mit dem Befehl, ihn gegen Abend zur bestimmten Stunde wieder abzuholen. Die Pforten des hohen Gebäudes

öffneten sich, ein Page trat dem vornehmen Gaste entgegen, neigte sich tief und führte ihn die Wendeltreppe hinauf in einen prächtigen Saal. Hier empfingen ihn die zwei Hausgebieter in Gallatracht sehr freundlich und ehrerbietig, und der Eine sprach: „Seyd willkommen, gestrenger Herr Bürgermeister! Wir freuen uns der Ehre, die ein so hochgeschätzter Mann wie Ihr, uns erzeigen will. Alle Fehde zwischen der Stadt und unserem Kapitel ist ja, dem Himmel sey Dank! endlich abgethan, und unser hochwürdiger Bischof hegt, so wie wir, den lebhaften Wunsch, daß künftig Friede und Freundschaft unter uns bestehe." Grein versetzte darauf: „Ich dank' Euch vielmals, geehrte Herren, für Eure Aufmerksamkeit, und wünsche auch meiner Seits, daß in Zukunft Ruhe und Eintracht zu unserem beiderseitigen Wohle erhalten werde. Dieß kann leicht geschehen, wenn jeder Theil die ihm zukommende Pflicht erfüllt und nicht die Grenzen seiner Befugniß und seines Verlangens überschreitet." — Nach einem kurzen Gespräche begann der Andere von den Zweien: „Eure Gestrengen sind, so viel ich weiß, ein großer Freund der schönen Natur, und lieben besonders die Anlagen, wo sie mit der Kunst im freundlichen Bunde steht. Gefällt es Euch etwa, bis das Mahl aufgetragen ist, unseren Garten zu sehen? Ich denke, er wird Euch gefallen." — „Recht gern!" war die Antwort, und Beide geleiteten ihn hinab in den Garten, der wirklich mit Bäumen, Blumen und Pflanzen von einheimischer und ausländischer Art, und mit hochgewölbten Laubgängen recht schön und zierlich angelegt war. Aber in ein Gebäude desselben hatte man den Löwen des Erzbischofs gebracht, wo er sich in einem wohlverwahrten Zwinger befand. Hier sollte — o des schauderhaften und höllischen Vorsatzes! — der edle Grein, nachdem er sich arglos noch unter Gottes freiem Himmel an der blühenden Natur ergötzt, ihm zur Beute werden! Wohl wissend, daß jenes Wildgeschlecht, großmüthiger als die anderen von der reißenden Gattung, weder Mensch noch Thier angreift, wenn es nicht gereizt oder von Hunger gequält ist, hatte man den Löwen schon seit dem vorigen Tage ohne Nahrung gelassen. Tückisch lächelnd schlugen jetzt die ruchlosen Begleiter ihres Gastes mit ihm den Weg nach dieser Gartenwohnung ein. Zwei Knechte öffneten das Thor. „Tretet doch herein, edler Herr! (sagten jene) Wir wollen Euch ein treffliches Gemälde von dem großen Künstler Guido zeigen, das uns ohnlängst aus Italien gesandt worden ist." Der Bürgermeister folgte gern. „Es ist in diesem Gemache (fuhren sie fort, als man im Inneren

des Geläudes war); schließet auf, ihr Leute!" Dieß geschah; Grein trat vor, und eh' er es gewahrt, stießen ihn die Knechte plötzlich hinein und verschlossen wieder schnell die Pforte. „O ihr Schändlichen! (rief der unglückliche Mann) das ist Verrath!" — Hohnlachend erwiderten von außen die Bösewichter: „Nein! Du bist ein Verräther, ein Feind des Erzbischofs und der Kirche. Laß Dir's wohl seyn bei'm Gastmahle! Ruf' auch Deine stolzen Bürger dazu! Sie helfen Dir ja in Allem so gern; es wird auch jetzt nicht fehlen." — Damit entfernten sie sich und er hörte noch ihr brüllendes Gelächter vom Garten her schallen.

So sah der ehrwürdige Bürgermeister von Köln sich in seiner eigenen Stadt durch schändliche Hinterlist gefangen! — Doch was hörte und erblickte er jetzt? Ein leises Brüllen scholl aus einem Winkel des Kerkers; er starrte hin und sieh! ein gräßliches Thier blitzte mit wildfunkelnden Augen ihn an — er fand sich in einem Löwenzwinger! Mit Schaudern trat der Greis einen Schritt zurück; als aber nun das Wild sich gegen ihn erhob und grimmig seine Mähnen schüttelte, da dachte er in Verzweiflung des Kampfes auf Leben und und Tod, und nun durchflammte sein Herz der Muth, und neu stählte seinen Arm die Kraft, womit er einst die tapfern Waffenbrüder im Streite für Recht, Ehre und Freiheit am Bache von Brechen und auf der Bulhelmer Haide geführt. Er schlang um seine linke Hand den dichten Mantel, zog mit der rechten das Schwert und stand so zur Gegenwehr gerüstet. Mit schrecklichem Gebrüll und weit geöffnetem Rachen sprang der Löwe auf den Gefangenen los, packte ihn mit den Krallen fest am Leibe und drohte ihn zu verschlingen; aber schnell und gewandt stieß Grein den zusammengerollten Mantel in des Unthiers Schlund, und während es sich befreien und im Andrang ihn niederwerfen wollte, durchstach er ihm das Herz mit seinem scharfen Stahl, so daß es heulend zu seinen Füßen niedersank und nun stöhnend im Blute vor ihm lag. Obschon blutend aus mancher Wunde, so ihm des Löwen scharfe Klaue geschlagen, warf Grein, indeß sein Feind den Geist verhauchte, sich betend auf die Knie und dankte dem allmächtigen Schöpfer, der ihn mit übermenschlicher Kraft in diesem furchtbaren Kampfe gestählt, durch dessen Hülfe er gerettet war, und der die Guten und Frommen oft so wunderbar in den größten Gefahren erhält. Allein wie sollte er jetzt dem festen Zwinger entkommen? Eine bange Stunde verfloß; doch im Vertrauen auf eine höhere Macht, die ihn erst so gnädig mit ihrem Schilde gedeckt, schöpfte er neue

Hoffnung und lagerte sich, ermattet von dem heftigen Streit und seinen Wunden, deren jedoch keine gefährlich war, auf einer Bank des düsteren Gemachs. Aber seine Freunde, voll gerechten Mißtrauens in die heuchlerische Freundlichkeit der bischöflichen Partei, hatten um das Haus gespäht; sie hörten des Löwen Gebrüll, ahneten Böses und suchten Eingang. Jedoch umsonst; denn zu fest waren alle Thore geschlossen. Da eilten sie durch die Straßen der Stadt und riefen um Beistand für ihr herrliches Oberhaupt. Mit einmal hörte Grein in seinem Kerker die Sturmglocke schallen; er hörte lauten Waffenklang, und die Stimme des Aufruhrs tönte rings heran. Freudig erhob sich wieder sein Herz. Die Bürger sprengten mit Gewalt die Pforten, drangen ein, durchsuchten Haus und Garten und vernahmen seinen Ruf um Hülfe. Schnell ward der Edle befreit; aber mit Staunen sah man das erlegte Thier, und erfuhr jetzt von ihm selbst die empörende Geschichte. Grenzenlos war die Wuth der Bürger. Schon hatte man sich der Urheber des greulichen Anschlags und ihrer Schergen bemächtigt; sogleich wurden Letztere niedergehauen, und die Domherren auf der Straße vor ihrer eigenen Wohnung aufgehängt. Doch im Triumphe ward der heldenmüthige Greis, der glorreich neben den starken Löwenbezwingern des grauen Alterthums und späterer Zeiten erscheint, nach seinem Hause geleitet. Mit Lorbeerkränzen und hohen Festen ehrte ihn die treue Stadt, und bald genas er durch sorgsame Pflege wieder von seinen Wunden.

Wer konnte zweifeln, daß jene Schändlichkeit ohne Willen und Befehl des Erzbischofs Engelbert geschehen sey? Die Erbitterung und der Haß gegen ihn stieg bis auf den höchsten Grad. Die Stadt wandte sich an Kaiser Rudolph von Habsburg, damit er scharfe Gerechtigkeit übe, und der edle Monarch lud den Prälaten vor seinen strengen Richterstuhl. Aber dieser hatte die ungeheure Frechheit, zu schwören, daß Alles ohne sein Wissen statt gehabt, daß er die That verdamme und völlig schuldlos sey. Nach Köln aber wagte er sich nicht, weil er Aufstand und Rache befürchten mußte. Allein trotz dem Mißlingen seines letzten abscheulichen Versuchs gab er dennoch seine ränkevollen Plane nicht auf. Er suchte, als einige Zeit verflossen war, die Gunst der geringeren Volksklasse zu gewinnen, indem er ihr durch seine listigen Emissäre zu verstehen gab, „daß nur einige Geschlechter sich die Gewalt im Staate angemaßt hätten, daß hierdurch das Recht eines Theils der Bürger gekränkt und er ihnen Hülfe zu leisten bereit wäre.“ Obschon dießmal sein Vorsatz nicht

gelang, so wußte er doch nach und nach die Fackel der Zwietracht zwischen Adel und Volk wieder anzuzünden, und es entstand daher der blutige Streit unter den Overstolzen und Weisen (von ihren Anführern also benannt), der in der Geschichte Kölns als einer der hartnäckigsten inneren Kämpfe bezeichnet ist. Doch viele kluge und redliche Bürger, welche die bösen, auf den Sturz ihrer reichsstädtischen Freiheit gegründeten, Umtriebe erkannt, nahmen hieran keinen Theil. Die Partei der Weisen (auch die der Zünftigen und des Volks genannt) ward noch durch Truppen, die des Bischofs Verwandter, ein Herr von Falkenburg, und der Graf von Limburg anführten, unterstützt. Dennoch behaupteten sich die Overstolzen (aus Patriziern und anderen angesehenen Bürgern mit ihrer Mannschaft bestehend), obschon weit geringer an Zahl, mit dem ritterlichsten Muthe, so daß endlich Viele ihre Gegner, von dem wahrhaft spartanischen Heldengeiste dieser Edlen entzückt, zu ihnen übertraten, und Alle stürmten nun auf den Feind, besonders auf die Fremden, welche man in die Stadt gelassen, mächtig ein und errangen den vollständigsten Sieg. Des Bischofs Vetter ward erschlagen und der Graf von Limburg fiel in Gefangenschaft.

Beide Parteien hatten nun abermals einsehen gelernt, daß sie sich vergebens in einem unseligen Streit erschöpft, und nur das Spielwerk äußerer Feinde wären. Sie vereinten sich daher von neuem, und wo möglich noch fester als ehemals, und schlossen zugleich mit vier Nachbarfürsten, den Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellnbogen, ein Schutz- und Trutzbündniß, welches die Bedingung enthielt, daß Letztere, wo es nöthig sey, als Schiedsrichter zwischen der Stadt und dem Erzbischof auftreten sollten. Der stolze Engelbert war sehr entrüstet über diesen Bund; er glühte von Zorn und Rache, sah aber wohl, daß er der Stadt unmittelbar nichts anhaben könne. Darum bedrängte er die Lande jener Fürsten, besonders die des Grafen Wilhelm von Jülich, in dessen Gebiet er mit einem starken Heerhaufen einfiel, um es durch Feuer und Schwert zu verheeren. Auch waren seine Truppen im Anfang glücklich; sie erhielten einige Vortheile im Feld, und nahmen sogar mehrere Schlösser und Dörfer ein. Doch der Graf, welcher bisher nur überrascht war, ordnete jetzt seine Schaaren auf der Ebene von Zülpich und Lechenich, und es kam hier zu einer heftigen und entscheidenden Schlacht. Engelbert, der selbst gewaffnet bei seinen Bannern war, zeigte vielen persönlichen Muth; ja der Sieg schien sich anfänglich auf seine Seite zu neigen.

Aber die Jülicher, voll Erbitterung gegen den räuberischen Feind und von ihrem tapfern Herrn noch mehr angefeuert, erneuten mit aller Macht ihren Angriff, und ein Sturmmarsch in die Flanke warf das erzbischöfliche Heer gänzlich über'n Haufen, so daß es in zerstreuter Flucht davon eilte. Engelberts Roß sank verwundet hin, und er selbst ward gefangen. Wilhelm führte ihn im Triumphe nach Köln, wo das aufgebrachte Volk seinen Todfeind mit Spott und Hohngelächter empfing; sodann ward er auf dem Schlosse Nideck, an der Ruhr, festgesetzt. Hier mußte er, damit sein Stolz recht gedemüthigt werde, die wohlverdiente Schmach erdulden, daß man ihn öfter in einen an dem Thurm befindlichen Käfig herabsteigen ließ. Drei und ein halbes Jahr saß er in diesem Kerker. Der Graf war gegen seinen Gefangenen so sehr entrüstet, daß selbst nicht eine kaiserliche Botschaft, viel weniger der päpstliche Nuntius, der sich alle Mühe gab, ihn zur Loslassung desselben bewegen konnte. Endlich verwandte sich der berühmte Albertus Magnus für ihn. Dieser, zuerst Lehrer in Köln, und jetzt Bischof zu Regensburg, war ein über sein Jahrhundert emporragender Gelehrter, der sich nicht allein in der Theologie und scholastischen Philosophie, sondern auch in der Physik, Naturgeschichte und Mechanik, auszeichnete, so daß ihn Manche, nach den Begriffen der Zeit, für einen Zauberer zu halten geneigt waren. Es ist bekannt, daß dieser verdienstvolle Mann sehr bald sein Bisthum wieder verließ, und in seinem ehemaligen Kloster zu Köln auf's neue den Wissenschaften lebte, wo er auch mehrere gehaltvolle Schriften herausgab. Graf Wilhelm schätzte ihn zu sehr, als daß er seiner Bitte, obgleich sie für einen Unwürdigen geschah, nicht hätte willfahren sollen. Es genügte ihm daher, daß Engelbert für seine Vergehungen so lange im Gefängniß und bei spärlichem Unterhalte gebüßt habe, und stellte ihn wieder auf freien Fuß. Allein der Stolz des Erzbischofs war zu schwer gekränkt, als daß er den erlittenen Schimpf noch lange hätte überleben können. Er starb im Jahre 1275, und auf ihn folgte Siegfried von Westerburg. Dieser, wo möglich noch kühner und hochmüthiger, als sein Vorfahr, gerieth in neue Fehde mit der Stadt Köln und einigen benachbarten Fürsten. Er und seine Bundesgenossen wurden endlich in der blutigen Schlacht bei Wohringen, unweit Köln, gänzlich geschlagen, und Siegfried selbst von dem Grafen von Berg als Gefangener im Triumphe hinweggeführt.

Nach diesem entscheidenden Kampfe wagten es die Bischöfe lange Zeit nicht mehr, die Stadt zu beunruhigen.

Handel, Künste und Gewerbe blühten jetzt immer schöner empor, der Wohlstand von innen und außen mehrte sich, und die Bevölkerung war schon an 100,000 Seelen stark. Ganz jedoch war der Friede noch nicht hergestellt; allein der Raum erlaubt uns nicht, die späteren unseligen Parteikämpfe in der Stadt selbst, wie ihre Fehde mit einigen Erzbischöfen, hier zu schildern. Uebrigens kann man wohl annehmen, daß der eigentliche Streit mit Letztern seit Konrad von Hochstetten über 200 Jahre gedauert, Köln aber hierdurch, anstatt unterdrückt zu werden, nur um so größere Festigkeit gewann und seine republikanische Verfassung aufrecht zu erhalten wußte. Auch bemerken wir, daß nicht alle Oberhäupter des Erzstiftes den intriguanten und herrschsüchtigen Charakter trugen, wie er sich bei den drei zuletzt genannten offenbart; denn es fanden sich auch hier manche sehr würdige Prälaten. Der Gefeierteste jedoch von Allen war der, so ihre Reihe schließt, Maximilian, Hochmeister des deutschen Ordens, der letzte Churfürst von Köln. Ein Bruder Kaiser Joseph's II., und ganz im Sinne dieses großen Monarchen denkend und handelnd, erscheint dieser edle Fürst, durch Geist, Kenntnisse, Aufklärung, Humanität und weise Verwaltung seines Staates, als ein wahres Muster für alle Regenten. Jeder seiner Zeitgenossen, der noch unter uns wandelt und solche hohe Tugenden zu erkennen und zu schätzen weiß, segnet sein Andenken, das im Herzen der spätesten Enkel fortleben wird, und sein Name gehört unter die, welche die Muse der Geschichte mit goldener Schrift in ihre Jahrbücher zeichnet.

Den Hauptgegenstand dieses Artikels, nämlich die heldenkühne That des herrlichen Bürgermeisters von Grein, der die gefühlvolle Sängerin eine schöne Romanze geweiht, und welche die Harfe eines jeden wackern Dichters zum Liede begeistern muß, hat die Kunst durch zwei Darstellungen am Rathhause zu Köln verewigt, wovon die eine an der Vorderseite des Erkers, und die andere in noch besser erhaltenem Bildwerke an einem Erker im inneren Hofraume desselben Gebäudes, als Ehrendenkmal bewahrt ist.

Petrarca in Köln.

Im 14ten Jahrhundert war, wie schon erwähnt, die Stadt Köln durch Handel, Kunst und Industrie zu einer

bewundernswürdigen Blüthe gelangt. Sie erscheint als eine der ersten Städte des großen hanseatischen Bundes am Niederrhein (der bekanntlich von Nord-Deutschland ausging), und auf ihrem Rathhause befand sich der Sitz des hohen Gerichts, welches über die Angelegenheiten desselben erkannte; auch erblickt man noch gegenwärtig die Stühle der Richter als Denkmale jener Zeit. Der große malerische Halbzirkel, in welchem die Stadt am Ufer des Rheines erbaut ist, schien damals einen Seehafen zu bilden; denn stets lag hier eine Flotte von Schiffen, wodurch der ausgebreitetste Handel den Strom hinauf und hinab getrieben ward. Die Baumwollen- und Seidenfabriken, welche noch jetzt die vorzüglichsten ihrer Manufakturen sind, waren schon damals im höchsten Flor, so daß man über **80,000** Webstühle fand. Es hatte sich hier ein ächter Verein deutscher Künstler gebildet — eine treffliche Schule für die, so den Beruf, das Schöne und Erhabene zu schaffen, in sich fühlten, und sie begaben sich aus allen Gegenden des Vaterlandes, ja selbst aus fremden Staaten, hierher. Das sprechendste Denkmal für den hohen Genius der Kunst, der es geschaffen, ist unstreitig der herrliche Dom; denn kein Meisterwerk gothischer Baukunst in ganz Europa würde ihm an Größe und Schönheit gleichkommen, wäre es, nach dem entworfenen Plan, vollendet worden. Allein der verschiedenemal durch den Bürgerkrieg unterbrochene Bau ward im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ganz eingestellt, und dennoch gehört er auch in dieser Unvollkommenheit unter das Trefflichste seiner Art. Auch die kölnischen Gold- und Silberarbeiter verfertigten in jener Zeit die niedlichsten und geschmackvollsten Sachen, als Vasen, Pokale, Ringe ꝛc., und die Häuser waren mit den prächtigsten und kostbarsten Geräthschaften ausgeschmückt; ja die Kunst gesellte sich schon zu manchen Handwerken, und noch gegenwärtig sieht man hier Schreinerarbeiten aus der damaligen Periode, die man als seltene Werke bewundern muß. Was nun die verschiedenen wissenschaftlichen Felder betrifft, so wurden sie zur Zeit des Mittelalters in Köln wohl mehr als in vielen andern großen Städten angebaut; denn hier lehrte schon im **13ten** Jahrhundert der geschickte und geistreiche Albertus Magnus, den wir bereits genannt, und gegen Ende des **14ten** ward eine eigentliche Universität, nach denen von Prag und Heidelberg die älteste in Deutschland, daselbst errichtet. Es läßt sich also wohl denken, daß dieser merkwürdige Ort auch von vielen gebildeten Reisenden, besonders Gelehrten und Freun-

den der Kunſt, auf ihren Wanderungen durch die ſchönen Rheingegenden beſucht ward.

So geſchah es, daß im Jahre 1333 der große Dichter Petrarca die Stadt Köln betrat. Wer kennt nicht ihn, der als Sänger in italieniſcher und altrömiſcher Sprache, als Wiederherſteller der klaſſiſchen Literatur, als Gelehrter, und ſelbſt als Staatsmann, die Zierde ſeines Jahrhunderts war? Was ihm aber ſchon allein unſterblichen Ruhm würde geſchaffen haben, und was ihm dieſen vor Allem ſchuf, ſind die eben ſo tief gefühlten, als herrlichen und kunſtreichen, Lieder und Sonette, die er in Wonne und Schmerz ſeiner geliebten Laura ſang. Petrarca unternahm, zur Zerſtreuung ſeines Kummers und zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde, in dem gedachten Jahre eine weite Reiſe. Er umfuhr Spanien, ſah England, das nördliche Frankreich und Flandern, und wandte ſich von da nach den Ufern des Rheins. Es iſt bemerkenswerth, wie dieſer berühmte Mann, der die reizenden Fluren ſeines Vaterlandes und des ſüdlichen Frankreichs, und dort die prächtigen, mit Kunſtwerken des Alterthums prangenden, Städte, vorzüglich das hohe Rom, zu ſchauen gewohnt war, ſich überraſcht fand, in einem Erdſtriche, den man in ſeiner Heimath für ſo rauh (noch der ſpätere Dichter Taſſo denkt ſich den Rhein als einen dem Nordpole benachbarten Strom) und in geiſtiger Kultur für ſo weit zurück hielt, Schönheiten der Natur und der Kunſt, und Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens anzutreffen, die in manchem Betracht mit denen des mittäglichen Europa's wetteifern konnten. Seine, in lateiniſcher Sprache gegebenen, freundſchaftlichen Briefe (Epistolae familiares) enthalten treffliche Beobachtungen, die er auf ſeinen Reiſen anſtellte, und manche ſehr intereſſante Schilderung von Merkwürdigkeiten, welche er in den verſchiedenen Gegenden ſah. Schon in andern Schriften ſind ſeine Bemerkungen über das Rheinland, und namentlich über Köln, aus den Briefen, die er an ſeinen Freund, den Biſchof Johann von Colonna ſchrieb, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen für diejenigen unſerer Leſer, welchen ſie noch nicht bekannt ſeyn ſollten.

„Wunder in dem barbariſchen Lande! (ruft Petrarca aus, da er nach Köln gelangt war.) Wie herrlich iſt der Anblick dieſer Staat! Welche Würde der Männer, welche reine Anmuth der Frauen erſcheint uns hier!“ —

Bei einem Nationalfeſte, dem ſogenannten Fußwaſchen, begab auch Er ſich an den Rhein, und konnte, ſo tief auch

Laura's Bild in ſein leidendes Herz geprägt war, nicht umhin, das hier wohnende, in ſo wohl verdientem Rufe der Schönheit ſtehende, Frauengeſchlecht zu bewundern.

„Das ganze Ufer (heißt es an dieſer Stelle) war mit einer ſehr großen und trefflichen Schaar von Jungfrauen bedeckt. Ich ſtaunte, ihr gütigen Götter! Welche Geſtalten, welche Geſichter, welche ſchöne Tracht! — Lieben müßte Jeder, der nicht ein ſchon befangenes Herz hierher gebracht hätte.“ —

Auch lobt er ſehr die Geiſtesbildung und den poetiſchen Sinn, welche er in dieſen Gegenden fand, und ſagt deßhalb ſeinem Freunde: „Vor Allem wird es Deine Verwunderung erregen, daß dieſer Himmel auch Pieriſche Geiſter nährt. Du mußt wiſſen, daß es hier wohl keinen Maro, aber ſehr viele Naſone, gibt.“ Er wollte damit ſagen, daß unter den damaligen Dichtern des Rheins weniger der poetiſche Gehalt und die gediegene Kunſt des Virgil, als die üppige Phantaſie und die leichte und blühende Darſtellung des Ovid, anzutreffen ſey.

Wie entzückt der große Mann bei einer nächtlichen Andacht im Kölner Dome war, das ſpricht ſich in Folgendem aus, wo er ſogar eine Vergleichung zwiſchen dieſem Tempel und der hohen römiſchen Burg anſtellt.

„Ich habe das Kapitol geſehen, ein Bild des unſrigen; nur daß man dort in der Verſammlung des Senats über Krieg und Frieden berathſchlagt, während hier ſchöne Jünglinge und Mädchen untereinander, das nächtliche Lob der Gottheit ſingen. Dort hören wir das Geräuſch der Räder und Waffen, und die Seufzer der Gefangenen; hier jedoch herrſchen Ruhe, Freude und ſcherzende Töne; ja, dort zieht der kriegeriſche, hier der friedliche Triumphator ein.“ —

Wem Petrarca's intereſſante Biographie von dem Abbé de Sade nicht zugänglich iſt, und wer einige ſehr anziehende Situationen aus dem Leben dieſes mit ſo herrlichem Geiſte und gefühlvollem Herzen begabten Dichters, namentlich während ſeines Aufenthaltes in dem romantiſchen Thale von Vaucluse, wo er die ſchönſten Lieder ſeiner Liebe ſang, will kennen lernen, der leſe beſonders den vierten Theil von Zimmermann's Werk über die Einſamkeit, einem trefflichen Buche, das von der neueren Leſewelt leider! ſo wenig gekannt iſt.

Die Schwanenburg.

Die romantische Kunde von der Schwanenburg oder von der Gräfin von Cleve wird in Dichtungen und Volkssagen auf verschiedene Art erzählt, obgleich ihr Hauptinhalt überall derselbe bleibt. Einige (denen auch wir in einer Ballade gefolgt sind) verlegen sie in das Zeitalter der Kreuzzüge, Andere in das Jahrhundert des Königs Pipin oder Karls des Großen, und weichen von Ersteren auch in einzelnen Umständen ab. Wir geben sie hier nach der weniger bekannten Darstellung der Letzteren, welche, obschon der Stoff zu jener eben so anziehende und rührende Begebnisse enthält, hinsichtlich der Zeit noch mehr auf historischen Grund gebaut seyn möchte.

Schon öfter haben wir in diesem Werke der Grafen von Berg, Jülich, Cleve ꝛc. gedacht, welche im Mittelalter sehr mächtig waren. Als Nachbarn des Erzstifts Köln geriethen sie mit denselben in manche Fehde, und bedrängten seine Fürsten oft stark; ja Einige aus ihrem Geschlechte kamen selbst auf den erzbischöflichen Stuhl. Sie scheinen — wie Vogt glaubt — meist aus einem und demselben Stamme, nämlich aus dem von Teusterband, entsprossen zu seyn. Diese Grafen wurden im Laufe der Zeit durch Waffenmacht, Reichthum und die wahrhaft fürstliche Pracht, die an ihren Höfen herrschte, so wie durch Schutz und Förderung der Künste und Wissenschaften berühmt. Die Kaiser ernannten sie zu Herzogen. Im Jahr **1371** hatten sich die verschiedenen Häuser durch eheliche Verbindungen wieder auf einen Stamm gebracht. Dieser jedoch erlosch im Jahr **1648**, wo denn seine Länder theils an Churpfalz, theils an das Haus Brandenburg fielen.

Der Ursprung dieser Grafengeschlechter verliert sich in das graue Alterthum. Einige Genealogen behaupten sogar, daß sie von der römischen Patrizierfamilie der Urfiner stammen, weil in den Jahrbüchern des alten Geschichtschreibers Gregorius von Tours ein gewisser Urfus genannt wird, der, wahrscheinlich von römischer Abkunft, sich im 6ten Jahrhundert an dem Hofe der Königin Brunhilde, jener verstandvollen und unternehmenden, aber auch herrsch- und rachsüchtigen Gemahlin des austrasischen Königs Sigebert, befand, und dessen Wappen mit dem der nachmaligen Herren von Cleve eine ziemlich große Aehnlichkeit hatte. Doch kann man dieß mit keiner Sicherheit annehmen, und am richtigsten möchte wohl die Vermuthung seyn, daß jene schon vor Einführung

der christlichen Religion zu den angesehenen Stämmen der Germanier und Franken, und nachmals zu den Gau- und Markgrafen gehört, welche Letztere unter der Karolingischen Dynastie in den Kämpfen wider die Sachsen, Friesen und Normänner große und tapfere Dienste geleistet, und deßhalb reichlich belohnt wurden. Dieß beweiset schon das in früher Zeit von ihnen beherrschte Land. Es hieß die Teusterbande, umfing einen großen Theil der niederländischen Grenzen und erstreckte sich bis an die westphälische Mark. (S. Vogt rhein. Gesch. B. XIII. S. 274.) Kommen wir jetzt auf die Eingangs erwähnte Sage der Vorzeit.

Es mochte etwa im 8. Jahrhundert nach Christi Geburt seyn, da beherrschte der Graf Walter von Teusterband einen schönen Landstrich am Niederrhein. Seine Tochter, Namens Beatrix, ward mit dem Grafen Theodorich oder Dietrich von Cleve vermählt, und darum wurden nach Walters Tod dessen Lande mit dem Besitzthume des jungen Ehepaars vereint, und Beide lebten sehr glücklich und geehrt unter den Fürsten des großen fränkischen Reichs. Die Gräfin gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche nach ihr den Namen Beatrix erhielt. Sie hatte ihren gewöhnlichen Sitz in dem Schlosse von Cleve, das auf einem anmuthigen Hügel stehend, die reizende Aussicht auf den nahen, durch schöne Fluren und Wälder strömenden, Rhein gewährt. Aber das Glück beider Gatten sollte nicht von langer Dauer seyn. Sie standen noch in der Blüthe ihrer Jahre, als das niederrheinische Land durch einen feindlichen Stamm von Norden her bedroht ward. Der König ließ den Heerbann der nächsten Gaue in's Feld rücken, und Graf Dietrich führte ihn an. Es kam zur blutigen Schlacht, die Franken erfochten den Sieg; aber der edle Graf fand, mit Ehre und Ruhm bedeckt, den Tod im Getümmel des Kampfes. Seine ihn so innig liebende Gemahlin war untröstlich; ihr Herz brach in Kummer und sie folgte bald ihm nach. Ihre Tochter, kaum zur Jungfrau herangereift, und schön wie ein Engelbild, war nun die Erbin der mächtigen Grafschaft. Aber sie fühlte sich so traurig, öde und verlassen; denn die kühle dunkle Gruft deckte ihren letzten Stab. Oft ging die Holde in den einsamen Gebüschen des Gartens umher, und beweinte den Verlust ihrer Aeltern, die sie nicht vergessen konnte. Auch saß sie manche Stunde in trüben Gedanken auf dem Söller der hohen Burg und sah, bei Stürmen wie bei heiterem Tagesschein, seufzend und stumm auf den stolzen Rhein hinab, wo Segler auf der Fluth und Wanderer die Straße hin und her zogen, und dann erhob

sie ihr thränendes Auge zum Himmel und rief: „O Vater, o Mutter, kommt doch wieder zurück!“ —

So wandelte einst die junge Beatrix an einem herrlichen Maiabend durch des Gartens blühendes Gesträuch und die farbigen Blumenbeete. Anmuthiger als je lächelten heute die Kinder Florens ihr zu; sie athmeten lieblicheren Duft, und melodischer floß der Wiesenquell dahin. Schöner auch als je tönte der Nachtigall zärtliches Lied aus dem grünen Schatten, und eine süße, noch nie empfundene, Regung mischte sich in die traurigen Gefühle der Jungfrau. Wie halb in einen sanften, wehmüthigen Traum verloren, kam sie wieder auf den Söller des Schlosses. Der letzte Sonnenstrahl röthete noch Hain und Gefild; doch Stille wohnte auf dem Strom und in den Feldern umher. Mit einmal ward ihr Auge von einer seltsamen Erscheinung getroffen. Ein goldenes Schiff, dessen Glanz vom Schein der Abendsonne noch erhöhet ward, schwebte von fern in raschem Flug heran. Sie staunte noch mehr, als es näher kam; denn zwei silberweiße Schwäne zogen das Fahrzeug über den glatten Spiegel des Rheins dahin; auch die Segel waren so weiß wie eben gefallener Schnee, und oben an dem grünen Mast erschien prangend das goldene Bild eines Schwans. Das Schiff lenkte nun in den Kanal ein, der sich zur Burg herabzog, und siehe! da erhob sich auf dem hintern Theile, der wie eine zierliche Muschel gestaltet war, ein Jüngling von schlanker Gestalt und schönem männlichen Antlitz, aber nicht in der Tracht des Landes, sondern in einem Gewande von grüner, weißer und purpurrother Farbe, ganz dem gleich, mit welchem die Götter Griechenlands dargestellt sind. Auch erschien er selbst wie Apoll, wenn dieser herrliche Musengott mit tonreichen Schwänen auf den Wogen des Kaysters dahinfährt. Seine Füße schmückten grüne Halbstiefel, oder Kothurne, mit Silber umbrämt, und ein himmelblauer, faltiger Mantel, mit Gold verziert, fiel über den Leibrock von dem Rücken herab. An seiner Seite hing ein Schwert mit silbernem Griff und vergoldeter Scheide, und um die Schulter ein silbernes Jagdhorn. Neben ihm stand ein silberner Schild, worauf acht goldene Scepter gebildet waren; vom Finger strahlte ein diamantener Ring. Aber im Arme trug der stattliche Rittersmann eine feine schildkrötene Zither mit goldenen Saiten. Er rührte sie jetzt mit einem Plectrum von Elfenbein; sie erklang so süß, wie Aeolsharfen im Zephyrwind, und bald erscholl sein Gesang in so harmonisch-männlichen Tönen, wie nur

Orpheus ihn im Haine Rhodope's, oder Phöbus selber auf dem Lorbeergipfel des Helikon, anzuheben vermochte:

Ihr freundlichen Weste
Im nordischen Land,
Seyd ihr mir aus Fluren
Der Heimat gesandt?

Ich grüß' euch, ihr Blüten,
Auf goldenen Au'n
Des zaub'rischen Landes
Kaum holder zu schauen!

Wie regt so lieblich
Mir Ahndung die Brust,
In wonnig-n Schmerzen,
In schmelzender Lust! —

Mit süßer Wehmuth hörte ihn die schöne Gräfin, und als die Schwanen jetzt dem Schlosse gegenüber gekommen, drehten sie die schimmernden Hälse nach dem Ufer, und brachten das Schiff an's Land. Der Jüngling stieg aus; von seinem Haupt, das ein goldener Helm mit dem hochwehenden Reiherbusch zierte, kräusten sich bräunliche Locken über die hohe Stirne herab; er blickte mit feuervollen, doch bescheidenen, Augen nach dem Söller hinauf, und grüßte sehr ehrerbietig die Dame, welche, seinen Gruß mit edlem jungfräulichem Anstand erwiedernd, sich etwas schüchtern in die Burg zurückzog. Bald darauf trat ein Knappe in den Saal, und meldete ihr, daß ein fremder Ritter in seltsamer Tracht auf einem mit Schwanen bespannten Fahrzeug angelangt sey und die Herrin des Schlosses um Gehör bitte. Da klopfte ihr Herz, sie wußte selbst nicht, ob mehr im Gefühl einer frohen Neugier oder in Angst, und nach einer Pause gab sie zur Antwort: „Laßt ihn ein! Doch haltet Wache an der Pforte, und Bertha, die Kammerfrau, soll hier an meiner Seite bleiben." So geschah es, und jetzt ward der Fremde hereingeführt.

Er neigte sich tief vor der Gebieterin des Landes, und blieb in ehrerbietiger Entfernung stehen. Auf ihr Befragen, aus welcher Gegend er komme, und wie sein Stand und Name sey, trat er einen Schritt näher, und sprach: „Edle Gräfin! Ich komme sehr weit her aus einer südlichen Himmelsgegend, wo die schönste der Inseln, deren reizende Gruppe dort im westlichen Ocean liegt und welche in den Gesängen der Dichter die glückseligen genannt werden, meine Heimat ist. Wahrlich! sie kommen auch an Schönheit jenen

einſiſchen Fluren gleich, die in ſo manchem Liede der Vorzeit gefeiert ſind. Lieblicher iſt dort das heitere Blau des Himmels, und die Sonne ſtrahlt in höherer Klarheit, als irgendwo. Dort ſind Lufthaine von ſo herrlichem, das Auge labendem, Grün, wie keine Kunſt im Gemälde zu ſchaffen fähig iſt; die mannichfachen Geſträuche verbreiten überall hin aromatiſchen Duft, und in den ſchönverſchlungenen Zweigen hüpft eine Schaar munterer Vögel von gelbem, grünem und rothem Gefieder, und ergötzt mit den ſüßeſten Tönen das Ohr. Die dunkelgrünen Auen ſind mit allerlei Blumen von ſo reizenden Farben geſchmückt, wie man ſie in keiner andern Gegend findet, und die Wellen der Bäche durchſchlängeln ſie wie flüſſige Kryſtalle, und hüpfen über ſo klaren Sand und ſo glänzende Kieſel dahin, daß man Goldſtaub und reine Perlen zu ſchauen meint. Hier erſtrecken ſich ebene Felder, mit Reis und edlem Weizen reich bepflanzt; dort ſtehen noch die Bäume in Silberblüten, und dort ſchon lachen die ſüßen Früchte, Citronen, Feigen und Granatäpfel durch das von ſanfter Luft bewegte Laub. Auf den maleriſchen Hügeln umher reifen die köſtlichſten Trauben, und aus ihnen preßt das fröhliche Volk, ſo die Eilande bewohnt, einen Trank, der dem Nektar olympiſcher Götter nicht weicht. Was melde ich Euch noch von den ſchneeweißen Heerden, mit Wolle ſo zart wie aſſyriſche Seide, welche die blumenreichen Wieſen durchirren, von der ſchönen und ſeltenen Gattung des Edelwildes, ſo in der herrlichen Waldung hauſet, und von dem himmelhohen Berge, der ſich inmitten der größten Inſel erhebt und manchmal Feuer und gewichtige Steine aus ſeinem glühenden Schooße ſchleudert, wo aber auch die koſtbarſten Schachte von Gold, Silber und Diamant anzutreffen ſind, und wo der Rieſenadler und der mächtige Geier über den Wolken niſtet? — O verzeiht, ſchöne Gräfin, wenn ich ſo weit gehe in der Schilderung meines Vaterlandes, das mir ſo werth iſt, und deſſen Gleichen mir nirgends vorkam, ſo manche Ritterfahrt ich auch ſchon unternommen habe. Dennoch ſah ich mit Bewunderung die reizenden Ufer Eueres herrlichen Stromes, als ich in dieſem Blütenmonde auf ſeinen Wellen dahinſegelte. Oder hat die innige Sehnſucht nach dem, was mich hierher trieb, ihre Schönheit in meinem Geiſte noch erhöht?" —

Er hielt ein. Beatrix, ſanft erröthend, verſetzte mit leiſem, aber würdevollem Tone: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für das Lob, ſo Ihr der ſchönen Natur meiner Heimat ſpendet. Von den glückſeligen Inſeln, deren Anmuth

Alles übertreffen ſoll, hörten auch wir manches Wunderſame in den Geſängen der Dichter, und mein Vater, der mit dem Heere des Königs in ſüdlichen Gegenden ſtand, hat mir noch em Näheres, wiewohl nur unvollkommenes, davon erzählt, ſo weit er es dort vernehmen konnte. Erlaubet mir aber jetzt die Bitte, daß Ihr auch meine übrigen Fragen beantworten wollet." — „Gern, edle Dame (fuhr der Ritter fort), gehorche ich Euerem Befehle, ſo weit es mir vergönnt iſt. Wiſſet demnach vor Allem, daß jene Eilande unter den Schutz einer mächtigen Fee von himmliſcher Schönheit gegeben ſind. Auf meiner heimiſchen Inſel ſteht ihr Palaſt. Aber — wie wunderbar! Alle Mauern, Wände und Dächer ſind nicht von Stein oder Metall, ſondern ſie beſtehen aus hochrothen, grünen und ſilberhellen Flammen. Ich wäre kaum vermögend, wenn ich es auch wagen dürfte, Euch die prachtvolle Einrichtung der inneren Gemächer, den anmuthigen Vorhof, und beſonders den ewig blühenden Rosengarten der Fee, ſeine amarantenen Lauben und hochſpringenden Waſſer, wo alle Reize der ſchönſten Natur aus jeglichem Erdſtriche vereint ſind, zu beſchreiben. In dieſem herrlichen Sitze thront die erhabene Gebieterin mit ihrem Gemahle, der vor undenklichen Zeiten, als ein edler, auf Abenteuer ziehender, Ritter aus fernem Land, durch einen Schiffbruch an dieſe Inſel getrieben, von ihr am Ufer, wohin er ſich gerettet, erblickt und ſogleich geliebt ward. Auf ihre Bitte an die noch höhere Macht erhielt er ewige Jugendkraft und Unſterblichkeit, wie ſie in der Vorzeit die göttliche Nymphe Kalypſo dem Helden Odyſſeus verleihen wollte. Wiſſet ferner, daß ſich hier ein Zauberhof befindet, der, unter der Leitung jener Fee, über die Inſeln herrſcht. Mir ſelbſt war die Göttin ſeit meiner frühen Kindheit an mit zarter Huld gewogen, und oft iſt mir der Zutritt in ihren Palaſt verſtattet. Unlängſt, als ich von einer Fahrt in das iberiſche Land zurückgekehrt war, hielt ich Mittagsruhe in den kühlen Gebüſchen des Gartens, der zu meiner Stammburg gehört. Das liebliche Rauſchen des Marmorbrunnens und der ſchmelzende Geſang der Vögel wiegten mich bald in ſüßen Schlummer ein. Da fand ich mich im Traume in ein nordiſches Land verſetzt, das aber mit ſchönen Hügeln und Fluren geſchmückt und von einem herrlichen Strome durchfloſſen war. Das Reizendſte jedoch von Allem, was ich hier ſah, war eine fürſtliche Jungfrau, deren Schloß ich beſuchte. Ich war ſo ſehr von dieſer holden Erſcheinung entzückt, daß, als ſie bei'm Erwachen mir entſchwand, ich mit ſchmerzlichem

Ruf und mit ausgebreiteten Armen sie zurückhalten wollte. Von diesem Tage an war meine Ruhe dahin, und traurig durchschweifte ich die einsamsten Gründe, und klagte Bäumen und Felsen mein Leid. Endlich aber ging ich zum Schloß der Fee, sagte ihr, was mich quäle, und bat um ihren Rath. „Sey ruhig, mein Freund! (erwiderte sie lächelnd) ich bringe Dich an den Ort, wo das, was Dir im Traum erschien, in der Wirklichkeit zu finden ist. Du sollst glücklich werden; aber wenn Du es bleiben willst, so entdecke Deiner Geliebten nie, aus welchem Geschlechte Du stammst.“ — Ich gelobte es feierlich, worauf sie sprach: „So gehe hin, und gewinne Dir Liebe und neuen Ruhm!“ Nun hält die große Zauberin in dem Bezirke des Schlosses mancherlei Geflügel von der schönsten und erlesensten Art, und unter diesem sehr feine Schwäne auf einem Silberteich ihres Gartens. Alle sind von ihr mit magischer Kraft begabt. Zwei davon spannte sie jetzt vor ein leichtes goldenes Schiff; ich bestieg es, nachdem ich ihre Weisung erhalten hatte, und ward mit unglaublicher Schnelle durch die Luft bis an den Rhein getragen, wo er eine fruchtreiche Ebene durchströmt. Von da zogen mich die Schwäne wie im Windesfluge zu Wasser zwischen lachenden Hügeln, Bergschluchten und weiten Fluren dahin bis zu Euerem Schlosse. Ich sehe Euch, und vor mir steht das liebliche Bild, so mich in jenem Traum entzückte. Beatrix! Ihr seyd hochgeehrt und die Gebieterin eines reichen Landes. Aber Ihr steht einsam und verlassen, weinend um den Verlust Euerer guten Aeltern. Könntet Ihr das für mich fühlen, was für Euch in meinem Herzen glüht — könntet Ihr mit mir glücklich seyn, dann wäre mein sehnlichster Wunsch erreicht! Meine Herkunft darf ich Euch nicht entdecken; aber glaubt mir, daß ich aus sehr edlem Stamme entsprossen bin, und mir auch in Ritterthaten — ich prahle nicht — Ehre und Lob errungen habe. Was meinen Namen betrifft, so hat mein Vater mich Elius, meine Mutter aber (wie sie sagte, wegen der schlanken und angenehmen Gestalt) noch dabei Gracilis genannt. Wundert Euch auch nicht, daß ich so geläufig die Sprache Eures Landes rede! Schon längst hat die mächtige Fee mich diese gelehrt.“ —

Die edle Gestalt des Mannes, seine anmuthigen Reden und seiner Anstand, so wie das Wunderbare, das in seinen Verhältnissen lag, alles das hatte keinen geringen Eindruck auf das Gemüth der jungen Gräfin hervorgebracht; ja sie mußte sich selbst gestehen, daß noch kein Anderer ein ähnliches Gefühl bei ihr erregt habe. Mit sußem Beben vernahm sie

seinen Antrag, und antwortete ihm nach einer Pause, indem sie die schönen Augen niederschlug: „Wohl sieh' ich einsam, edler Herr, und die kräftige Hand eines Mannes würde besser die Zügel der Landesherrschaft lenken, als die schwache des Weibes vermag. Ob ich Euern Wunsch erfüllen kann — das zu sagen ist mir jetzt noch nicht möglich. Aber — ich werde Euch näher kennen lernen!" — „So sey es!" versetzte Elius, ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. Dann trat er mit ihr an das Fenster, von wo man auf den Strand hinabsehen konnte, gab dem Schwanenpaar einen leichten Wink, und es wandte sich in der Flut mit dem Schifflein, und eilte so schnell davon, daß es, zum Erstaunen der Gräfin, bald wie ein goldener Duft der falben Abenddämmerung in die Ferne schwand.

Beatrix gewährte dem Ritter gern einige Tage lang Herberg auf ihrem Schloß. Er warb nun mit seinem Feengold edle Knechte an, und kaufte sich brave Streitrosse. Der zierliche Anstand und die kraftvolle Gewandtheit, womit er diese nordischen Hengste ritt, ließen auf die Fertigkeit schließen, womit er die erlesene, windschnelle Zucht seines Landes getummelt haben mochte. Am dritten Tage trat er vor die Jungfrau, und sprach: „Lebt wohl, edle Herrin! Wir sehen uns wieder, wenn es die höhere Macht vergönnt. Indeß gedenket mein! Bald werdet Ihr von mir hören." — „Gott mit Euch!" sagte Beatrix, und blickte ihm seufzend nach, als er mit seinen Reisigen zum Burgthor hinaussprengte.

Der Frankenkönig war im Kriege mit den Wenden, einer barbarischen und muthigen Völkerschaft, die von der Saale her seine Länder beunruhigte. Er zog jetzt mit einem starken Heere gegen sie. Bald hörte man, daß auch Elius, als unbekannter irrender Ritter aus fernem Lande, sich demselben angeschlossen habe. Obschon er seinen Stamm nicht offenbarte, so sprachen doch seine männliche Kraft, seine adeliche Sitte und sein biederes Weten dergestalt für den Werth des Fremden, daß man ihn gern unter die Banner des Reiches aufnahm. Auch erwies er sich bald als einen der geschicktesten Führer im Streit, und zugleich als tüchtigen Kampfheldeu mit Lanze und Schwert, so daß der König ihm einen großen Theil der Siege, die er über den Feind errang, zu verdanken hatte, wodurch der Wenden Volk nicht allein überwunden, sondern auch der Frankenherrschaft zinsbar ward. Nach beendigtem Kriege kam Elius, mit Ehrenzeichen und fürstlichem Lohne begabt, wieder zu dem Schlosse der Gräfin Beatrix. Himmlisch war die Freude des Wiedersehens, und

auf seine wiederholte Bitte gab sie ihm nun gern ihre Hand, und theilte mit ihm ihr Fürstenthum. Glücklich und heiter flossen dem zärtlichliebenden Paar die Tage hin. Elius erzeugte mit seiner Gattin drei Söhne, und nannte sie Dietrich, Gottfried und Konrad. Von den herrlichen Aeltern zur Tugend, Redlichkeit und treuen Erfüllung ihrer Pflicht erzogen, weihten sich die Jünglinge schon frühe den Waffen mit ritterlichem Muth. Als der Vater sie bewehrte, reichte er dem Dietrich seinen Schild und sein Schwert mit den Worten: „Dir, Sohn, gehört als Erstgeborenem nach mir das Land von Cleve.“ Gottfried erhielt sein Silberhorn, das er auf der ersten Reise nach dem Rhein geführt, und die Grafschaft Loen, so von dem Lahafluß ihren Namen hat, Konrad aber den diamantenen Ring und die goldenen Sporen, welche sein Vater damals getragen, mit der Grafschaft Hessen; denn Elius hatte sich durch die großen Dienste, welche er dem Könige schon im Anfang seiner Hierherkunft und seitdem fortwährend geleistet, die Gunst desselben in so hohem Grad erworben, daß er ihn zum wirklichen Fürsten erhob und ihm noch einen schönen Zuwachs an Land verlieh, und jener also das Gebiet seiner Gemahlin um Vieles erweitern konnte.

Einundzwanzig Jahre schon lebten so die edlen Gatten in beglückter Liebe und Eintracht. Aber jetzt bemerkte der Fürst, daß Beatrix mit einmal sehr traurig und niedergeschlagen ward. Er forschte nach der Ursache ihres Kummers, und sie gestand ihm, daß ihr Gemüth seit einigen Tagen von der unwiderstehlichen Neugier, seine Abstammung zu wissen, befallen sey, und ihre Tage dadurch sehr verbittert wären. „O banne diese Neugier aus Deinem Sinn, meine Holde! (rief er in schmerzlichem Ton.) Die Entdeckung des Geheimnisses wird unser Unglück seyn. Wisse, daß die große Fee oft hin und her schwebt und uns beobachtet! Denn mit ungeheuerer Schnelle ist sie da und dort, gleich dem Sylphen Ariel, der jach wie der Blitz von einem Ende des grünen Erdraumes nach dem andern fliegt, bis wo das gewölbte Sternenzelt sich neiget, und dann wieder eben so schnell zu dem silbernen Monde hinan fährt. Glaube mir, daß sie selbst unsere Wege mit Blumen besäet hat, daß ihnen aber scharfe Dornen entsprießen, wenn ich je meinem Gelübde untreu werde!“ — Beatrix versprach, diesen Drang zu bekämpfen; aber bald sah ihr Gemahl, wie schwer es ihr fiel, und wie der Gram an ihrem Herzen nagte. Da ward er von Mitleid überwältigt und eines Morgens, als er mit seiner Gat-

tin an dem ſchattenreichen Ufer des Fluſſes wandelte, rief er, die gefalteten Hände gegen Süden erhoben, aus: „O göttliche Fee! Sollten wir unglücklicher werden, als ich ſchon bin, wenn ich das Leid meiner Ehegenoſſin betrachte, und als ſie ſelber iſt, die es fühlen muß! Verzeihe darum, wenn ich ihren Wunſch erfülle! Du biſt mächtig und gut, und kannſt uns vor Unheil ſchützen.“ Und er vertraute ſeiner Gattin das Geheimniß. — Doch wehe! Die große Zauberin ſelbſt hätte das unabwendbare Schickſal nicht hemmen gekonnt. Wenige Minuten darauf, als jenem das Bekenntniß entfallen war, erſchienen plötzlich die Schwanen mit dem goldenen Schifflein am Strand, und mit unwiderſtehlicher Gewalt ward Elias hineingezogen. „O ich Unglücklicher! O meine Gattin!“ rief er in Thränen und mit ausgebreiteten Armen der Geliebten zu. „Mein Gatte! — Was habe ich Unſelige verlangt! — Laß, o laß mich nicht allein!“ So klagte ſie jammernd am Ufer. Doch das Fahrzeug ſchwand dahin mit Adlerseile, und führte ihn nach dem Zauberhofe zurück.

Wie in Verzweiflung durchirrte Beatrix die Hallen ihrer Burg, weinte und flehte zu dem Himmel, daß er ihr den Geliebten wieder ſchenken wolle. Sie beſtieg alle Tage den hohen Thurm des Schloſſes, und blickte den Rhein hinauf, wo ſie bei jeder hochſchimmernden Welle, auf jedem heranſegelnden Schiffe, den Verlorenen zu ſehen glaubte. Jedoch umſonſt! Er kehrte nicht mehr zurück. Bald brach der Kummer das gebeugte Herz, und ſie ruhte an der Seite ihrer theuern Mutter, während das ganze Land, das ſo viele Proben ihrer Weisheit und Güte erfuhr, um ſie klagte. Aber das Geheimniß von der Herkunft ihres Gatten nahm die Edle mit ſich in die beſſere Welt, und keine Kunde hat es offenbaret; vermuthlich war er dem Stamme jener Fee und des Ritters, mit dem ſich dieſelbe vermählt, entſproſſen. Doch das Schloß von Cleve wird zum Andenken dieſer rührenden Geſchichte noch auf den heutigen Tag die Schwanenburg genannt, und ein goldener Schwan glänzt noch bei Sonne und Stürmen auf dem Giebel des hohen Thurms.

Was nun den hiſtoriſchen Grund dieſer feenhaften Sage anlangt, ſo ſtimmen — wie unſer rheinländiſcher Geſchichtſchreiber bemerkt — alle Urkunden darin überein, daß ein gewiſſer Elias de Grail, ein Ritter von unbekanntem Geſchlechte, ſich mit Beatrix, der Erbin von Teuſterband, vermählt, ſehr tapferen Muthes geſtritten, drei Söhne erzeugt, und ſich endlich wieder auf wunderſame Art entfernt habe. Seine Geſchichte fällt aber noch in die Zeit der Me-

rowinger; denn ſein älteſter, in obiger Kunde benannter Sohn Dietrich, wird in den Chroniken der Liebling und Waffengefährte Karl Martel's genannt. Ferner heißt es darin, daß ſein Enkel Ludolf ſich als Anführer und Kämpfer in den Kriegen Karl's des Großen wider die Sachſen ausgezeichnet, und, weil er kinderlos geblieben ſey, die Grafſchaft ſeinem Bruder Balduin (im Jahre 806) hinterlaſſen habe. Dieſer wird demnach als der zweite Stammvater der niederrheiniſchen Fürſtengeſchlechter betrachtet. Seine Söhne theilten das Land, und ſo gingen aus dem alten Stamme derer von Teuſterband drei neue Zweige hervor, nämlich die Grafen von Cleve, von der Mark und von Berg, wovon erſtere meiſt den Namen Dietrich, die zwei letzteren aber den von Engelbert oder Adolph, führten. Warum aber das, ein ſehr hohes Alter verrathende, Schloß die Schwanenburg heißt, und warum das Bild des Schwans noch auf ſeinem Thurme zu ſehen iſt, darüber findet ſich, unſeres Wiſſens, keine nähere hiſtoriſche Nachricht; doch kann man ohne Zweifel annehmen, daß auch hier der auf verſchiedene Art überlieferten Volksſage ein wirkliches Ereigniß jener Zeit zum Grunde liegt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.